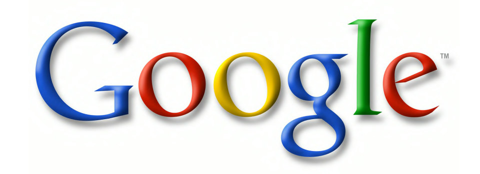
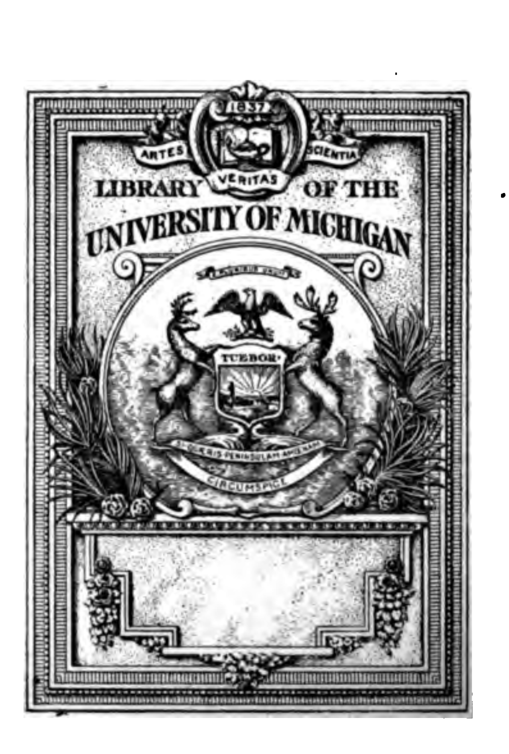



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Ignaz von Döllinger

Sein Leben



auf Grund seines schriftlichen Nachlasses

dargestellt von

J. Friedrich

Dritter Teil

Von der Rückkehr aus Frankfurt bis zum Tod

1849—1890



München 1901

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

Oskar Beck



C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Inhalt.

Dritter Teil.

Von der Rückkehr aus Frankfurt bis zum Tod 1849—1890.



C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.



Inhalt.

Dritter Teil.

Von der Rückkehr aus Frankfurt bis zum Tod 1849—1890.

S. 418 Z. 17 lies: Feldhaus statt Hausherr.

Erstes Kapitel.

Abgeordneter der II. bayerischen Kammer. Hirscher. Reise durch Tyrol, die Schweiz, Baden und Württemberg. III. Generalversammlung. Die Regesten der Päpste von Jaffé. Reaktivierung als Professor. Bischofskandidat in Salzburg.

In München war, als Döllinger gegen Ende Mai 1849 dahin zurückkehrte, die Ruhe so weit wieder hergestellt, daß er sofort an die Wiederaufnahme seiner wissenschaftlichen Arbeiten denken konnte. Schon am 2. Juli erklärte sich Manz einverstanden, daß er mit dem Lehrbuche der Kirchengeschichte II.2 fortfahre. Wenn er, wie der Dompropst Zarbl in Regensburg ihm bereits gesagt habe, reaktiviert werde, so „wird sich dann der Absatz der ‚Reformation‘ auch wieder heben; und wenn das Publikum sieht, daß die Kirchengeschichte fortgesetzt wird, so gewinnt man auch da wieder an Zutrauen.“ Es kam auch jetzt nicht zu einer Fortsetzung der Kirchengeschichte.

Bayern, mehr oder weniger heftig in alle politischen Schwankungen der letzten Jahre hineingezogen und eben im Kampfe mit der Revolution in der Rheinpfalz, mußte das angefangene Werk seiner Rekonstituierung vollenden. Der Landtag war aufgelöst, und die Wahl eines neuen stand bevor.

Daß man da von verschiedenen Seiten an Döllinger dachte, ist verständlich. So schrieb Gregor Scherr, Abt von Metten: „Da ich über ziemlich viele Stimmen zu verfügen habe, so nehme ich mir die Freiheit, Wohldieselben zu ersuchen, mich gütigst umgehend in Kenntnis zu setzen, ob Sie wohl geneigt seien, eine auf Sie fallende Wahl unseres Bezirkes anzunehmen?" (Juli 16.) Dennoch ließ sich Döllinger nicht in dem von Scherr beherrschten Bezirke, sondern in dem Weilheimer wählen.

Zu gleicher Zeit suchte man ihn auch in eine Polemik mit Hirscher zu verwickeln, der es sich hatte beigehen lassen, nach der II. Generalversammlung der katholischen Vereine in Breslau (9.—12. Mai) eine Schrift: „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart" zu veröffentlichen und darin auseinander zu setzen: Aus dem Wesen der Kirche, aus ihren eigenen Einrichtungen und Gesetzen heraus müsse geholfen werden. Das gesetzmäßige Organ, den Bedürfnissen der Diözese entgegenzukommen, sei die Diözesansynode, auf der in den veränderten Zeitverhältnissen auch das Laienelement zur Vertretung kommen müsse — ein Gedanke, welchen schon Blömer auf der Konferenz Geissels mit den Frankfurter katholischen Abgeordneten ausgesprochen, und auch dieser in seinem Promemoria insofern sich angeeignet hatte, als er es als erwägenswert hinstellte: „ob und wie vielleicht den Laien aus den gebildeten Ständen eine mitwirkende und engere Teilnahme an dem kirchlichen Organismus verschafft werden könnte."[1]) Dafür sah Hirscher die Laienvereine sich an die Stelle der Synoden drängen, die nicht helfen könnten, denn „einmal seien sie keine kirchlichen Organe, haben sie keine kirchliche Mission und Autorität; sodann repräsentieren sie überall nur eine bestimmte Richtung, und haben deshalb keinen katholischen, sondern einen partikularistischen Charakter." Partikularistische Bewegungen rufen aber wesentlich ihre Gegensätze hervor und hindern dadurch die Kirche, auch jene ihrer Kinder für ihre Interessen zu ge=

winnen, welche zu einer anderen Farbe gehören. Nun habe aber die Kirche die Mission, der eben jetzt auftauchenden Richtung gegenüber, welche die Kirche selbst auf diese Richtung einschrumpfen lassen möchte, die ganze Nation und alle Stände zu umspannen. Und schließlich besprach er auch viele Mißbräuche und Übelstände im kirchlichen Leben, welche abzustellen oder zu verbessern seien.

Dieses ungelegene Dazwischentreten Hirschers machte auf die Bischöfe und insbesondere auf die Leiter der katholischen Vereine den peinlichsten Eindruck. Dagegen mußte etwas geschehen, Hirscher selbst, dessen wissenschaftliches Ansehen nunmehr überhaupt angezweifelt wird, wissenschaftlich „vernichtet“ werden. Als der einzige Mann, der ihm gegenüber zu treten die wissenschaftliche Autorität habe, galt aber Döllinger. Von verschiedenen Seiten, aber ohne Zweifel auf gemeinsame Verabredung, drang man daher auf ihn ein, um ihn ins Feuer zu schicken. Der erste war der Bischof Blum von Limburg, der am 29. Juli 1849 schrieb: „Ew. ꝛc. werden ohne Zweifel das neueste Schriftchen von Hirscher ... gelesen haben, und, wie ich glaube, mit mir der Überzeugung sein, daß dasselbe, wie immer seicht und in mancher Beziehung selbst erbärmlich geschrieben, in diesem Augenblicke und bei unsern dermaligen Zuständen höchst gefährlich werden kann. Denn nicht bloß die ganz verkommene und reformlustige Partei im Klerus und unter den sog. gebildeten Laien wird nunmehr Hirscher als Choragen jubelnd begrüßen und sich freuen, einen solchen Repräsentanten ihrer Ansichten und Bestrebungen gefunden zu haben; auch viele sonst Gutgesinnte aber nicht wissenschaftlich Gebildete unter Klerus und Laien werden sicherlich durch die Autorität Hirschers, des Mannes, der seither — mit welchem Rechte, weiß ich allerdings nicht — den namhaftesten katholischen Gelehrten Deutschlands beigezählt wurde, irregeführt oder mindestens schwankend gemacht werden. Was Wessen-

berg, was der sonst obskure Domkapitular Haiz über die Diözesansynode geschrieben haben, wird im ganzen weniger Eindruck machen; wenn aber auch der ‚gefeierte‘ Hirscher als Kämpfer für die sog. zeitgemäßen kirchlichen Reformen auftritt, so kann das allerdings bedenkliche Folgen haben. Ich halte es deswegen für sehr wichtig, daß dieses Schriftchen so schnell als möglich sowohl durch die Autorität der Kirche, als durch die der Wissenschaft gerichtet und dadurch unschädlich gemacht werde. Von seiten der ersteren wird die verdiente Censur wohl nicht ausbleiben;[2]) mehr aber noch dürfte es in manchen Kreisen wirken, wenn Hirscher, der sog. Mann der Wissenschaft, der große katholische Gelehrte, eben durch die Autorität der Wissenschaft, durch die größten katholischen Gelehrten vernichtet wird. Hier nun aber, das ist meine innige Überzeugung, sind vor allen Sie von der Vorsehung berufen, mit dem Schatze Ihrer Gelehrsamkeit, mit jener Schärfe, Gewandtheit und Kraft des Geistes, die ich an Ihnen zu bewundern Gelegenheit hatte, einzustehen für die Sache der Kirche von Deutschland. Ihr Name allein schon, der im katholischen, im gelehrten Deutschland mit Verehrung genannt wird, er wird ein bedeutendes Gewicht in der Wagschale sein; und einen Gegner wie Hirscher können Sie ohne jegliche Anstrengung gänzlich zu Boden werfen. Auch das möchte ich Ihnen weiter noch aussprechen und zur Erwägung anheimgeben, daß es nach meinem Dafürhalten von entschiedenem Einfluß, von den besten Folgen sein dürfte, wenn eine ganze Fakultät ein Verdammungsurteil über das fragliche Schriftchen und die darin zu Tage tretenden Bestrebungen ausspräche. Ich denke dabei besonders an die Fakultät zu München, deren Censur, wegen der Männer, die dort wirken, überaus gewichtig sein und die Fakultäten zu Bonn und Tübingen vielleicht zu ähnlichem Auftreten bestimmen würde. Ich bitte Sie, dies in Erwägung zu ziehen…“

Nur einige Tage später, am 8. August, schrieb auch der

Erzbischof von Vicari in Freiburg: „Hochsie wollen mir erlauben, daß ich eine inständige Bitte vortragen darf, in einer Sache, die mich sehr betrübt und alle gutdenkenden Katholiken tief bekümmern muß; nämlich die von Hirscher in Tübingen herausgegebene Schrift ... Diese Schrift enthält eine Aufstachlung gegen alle kirchlichen Institutionen; von diesem Manne herausgegeben, macht sie ungemeines Aufsehen und unzuberechnenden Nachteil, worüber sich auch schon die dortige Nuntiatur und der Bischof von Limburg an mich aussprachen. Es bedarf einer gewandten Feder und großer Klugheit, diese Schrift zu widerlegen, daß sie unschädlich wird; wer sollte dieses besser im stande sein, als Hochsie, Hochwürdigster Herr Propst! Mein erster Gedanke waren Hochsie; Hochdieselben würden Sich durch die Bewerkstelligung der Widerlegung neue große Verdienste um die Kirche und unsterblichen Namen machen; und dieses ist meine inständigste Bitte, daß Hochsie sich bemühen, die fragliche Schrift so gründlich nach Hochihrer tiefen Einsicht herabzuwürdigen, wie selbe es verdient, damit sie ganz unschädlich wird. Aller Augen sehen auf Sie; nur eine Celebrität kann eine Celebrität wirksam widerlegen; flache Widerlegungen von anderen würden mehr schaden. Dr. und Domkapitular Haitz hat auch über die Synoden geschrieben, aber dieses ist zu einfältig, als daß es schaden könnte; es widerlegt sich von selbst ..."

Und endlich kam auch noch der Vorstand des Mainzer Pius-Vereins, Domkapitular Lennig, und drängte: „Ich folge nicht nur meinem eigenen Antriebe, sondern auch dem dringenden Zureden mehrerer Freunde, wenn ich Ihnen heute schreibe... Ich komme gleich zur Sache, — man wünscht auf das sehnlichste, daß Sie sich mit einer Widerlegung der Hirscherschen neuesten Schrift ... befassen möchten. Sie haben dieselbe ohne Zweifel gelesen, und wie schädlich und gefährlich deren Inhalt ist, namentlich in unseren Zeitverhältnissen und vor allem in

diesen vielfach unterminierten Diözesen der oberrheinischen Kirchenprovinz, das alles brauche ich Ihnen nicht erst noch zu sagen. Was Ihnen vielleicht eher von einem andern gesagt werden muß, ist das, daß nicht leicht ein Gelehrter in Deutschland so sehr der rechte Mann ist, um diese für oberflächliche Leser so lockenden Irrtümer zu bekämpfen, wie Sie. Ich war seit lange von Ihrer ausgezeichneten Gabe überzeugt, Irrtümer, trotz des ihnen anhaftenden Scheines von Wahrheit, in ihrer wahren Blöße hinzustellen, dieselben mit Ihrer siegreichen Dialektik gleichsam zu zerbröckeln, und diese meine Überzeugung wurde durch meine Erfahrungen von Würzburg und auch damals in Köln überaus bestärkt. Sie sind daher zum Widerleger dieser Hirscherschen Neuerungsvorschläge geboren. Außerdem ist zu bedenken, daß diesem Manne, der bei so vielen Katholiken in so hoher Verehrung steht, daß sie ihn fast wie einen Patriarchen halten, notwendig auch Männer von gleicher Geltung und Berühmtheit gegenübertreten müssen ... (1849, Juli 31.)

Döllinger ließ sich aber durch alle diese schönen Worte nicht bewegen, sich in einen Kampf mit Hirscher zu begeben; und ebensowenig that die Münchener theologische Fakultät etwas gegen ihn. Die Motive seines Verhaltens müssen übrigens schwerwiegender Natur gewesen sein, weil er trotzdem auch später noch in den freundlichsten Beziehungen zu den Bischöfen Blum und Vicari stand. Und was hätte er auch gegen Hirscher schreiben sollen? Es war ja auch seine eigene von jeher gehegte Anschauung, daß aus dem Wesen der Kirche, aus ihren eigenen Einrichtungen und Gesetzen heraus geholfen werden müsse; und daß das gesetzmäßige Organ, den Bedürfnissen der Diözese entgegenzukommen, die Diözesansynode sei, hatte er eben auf der Würzburger Bischofsversammlung mit noch schärferen Worten, als Hirscher, gegen die „bureaukratische Form der Administration der Kirche“ und „das seitherige, in

der Kirche herrschende papierene Regiment" verteidigt. Doch mag er auch der Sache selbst überdrüssig geworden sein, nachdem inzwischen die römische Kurie gerade das Mittel zu ergreifen verboten hatte, welches die Würzburger Bischofsversammlung für die Bedürfnisse der Zeit zunächst als notwendig bezeichnet hatte, und Döllinger mit ganzer Seele ersehnte — eine deutsche Nationalsynode.

Er schwieg also und ging im August bis Mitte September auf Reisen, nach kurzen Aufzeichnungen zunächst nach Innsbruck, wo er Moy besuchte. „Im Kloster Stams" notierte er „einen schön geschriebenen Pergament-Kodex, altdeutsche Predigten (wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert) enthaltend." In St. Gallen hatte er interessante Gespräche mit Greith, der „bemerkte, daß er zur Zeit der Censur der Hermesischen Sätze in Rom gewesen sei", und daß es „grobe Mißverständnisse, aus Unkenntnis der Sache und der philosophischen Terminologie, in der Censur einzelner Sätze gebe, — daß das Breviarium Romanum so mangelhaft und unzweckmäßig, das Breviarium Parisiense dagegen so vorzüglich sei". In Maria Einsiedeln „sagte der Abt: Die Regierungsmänner des Sonderbunds hätten sich ganz auf fremde, französische und österreichische Intervention verlassen und daher die Offizierstellen bloß nach Familienrücksichten vergeben; daher die von diesen Offizieren nachher bewiesene Unfähigkeit."[3]) Dann war er zehn Tage in Freiburg i. B. und lernte hier Staudenmaier persönlich kennen, der ihm „viel von den Leiden erzählte, die er als Redakteur eines politisch-kirchlichen Tageblattes von der Eitelkeit seines Kollegen Buß erduldet habe; denn der Mann habe immer in Superlativ-Ausdrücken gepriesen und bewundert zu werden begehrt." Natürlich forschte er da auch den Ursachen der jüngsten Ereignisse im Großherzogtum Baden, „jener sinnlosen Revolution mit ihrem langen Gefolge fast beispielloser Thorheiten, Verbrechen und

Greuel" nach, und was er erfuhr, erzählte er einige Wochen später auf der III. Generalversammlung in Regensburg:

„Seit ich — vor wenigen Wochen erst — an Ort und Stelle mir die Zustände des Landes besehen, sind mir die wahren Ursachen dieses schmachvollen Ereignisses nicht mehr zweifelhaft. In keinem Teile Deutschlands hat man die Religion so beharrlich untergraben und die katholische Kirche so planmäßig zerrüttet, wie in Baden. Die Mittel und Werkzeuge dazu bot eine bis ins einzelne und kleinlichste ausgebildete Bevormundung oder vielmehr völlige Unterjochung der Kirche durch die Staatsbeamten, hohe und niedere, in reichem Maße dar. Zwei Mittel aber waren es vorzüglich, welche die wirksamsten Dienste hiebei geleistet und in ihrer nicht etwa seit vorgestern begonnenen, sondern seit dreißig Jahren bereits konsequent fortgesetzten Anwendung jene Saat ausgestreut haben, die nun in so üppiger Fülle aufgeschossen ist; der eine Haupthebel zur Verführung und Entsittlichung des Volkes war — der Ausdruck ist nicht zu stark — die Brunnenvergiftung, ich meine die Korruption des öffentlichen Unterrichts in den Schulen, den höheren sowohl als den Volksschulen. Zu diesem Zwecke wurde die Bildung der künftigen Volksschullehrer in den Schullehrer-Seminarien Männern anvertraut, welche den christlichen Glauben in den Gemütern ihrer Pflegebefohlenen gründlich auszurotten verstanden. Vergeblich klagten die Katholiken seit Jahren laut in öffentlichen Blättern, wie im stillen auf dem Geschäftswege ... In ähnlicher Weise verfuhr man mit den Gymnasien und Lyceen; auch an diesen Anstalten wurden die Lehrer so ausgewählt, daß jetzt, wie ich aus dem Munde von Freiburger Professoren vernommen und wie mir selbst von Studierenden häufig bestätigt wurde, die Jünglinge bereits als bewußte und erklärte Atheisten die badischen Gymnasien verlassen. Auf solchem Wege ist es ... dahin gekommen, daß die Zahl derer, die sich noch dem geistlichen Stande widmen



mögen, mit jedem Jahre sich verringert, und daß auch unter denen, welche gleichwohl zu diesem Stande sich bestimmen, viele ohne christlichen Glauben, folglich auch ohne Beruf, nur um des Brotes willen, denselben erwählen. Demnach stehen hundert von Pfarreien und Seelsorgestellen seit vielen Jahren schon erledigt, und ein großer Teil des Volkes wächst teils aus Mangel an Geistlichen überhaupt, teils aus Mangel an guten und würdigen Priestern in einer heidnischen Verwilderung heran.

„Der andere nicht minder wirksame Hebel, durch welchen die Religion geschwächt, die Kirche entwürdigt, verweltlicht und zu einer bloßen Polizeianstalt herabgesetzt werden sollte, bestand darin, daß man dem Bischof des Landes unter dem Namen eines Kirchenrats eine Anstalt an die Seite setzte, welche die wesentlichsten und wichtigsten bischöflichen Rechte sich selber zueignete, ihm aber nicht viel mehr als den Schatten der bischöflichen Autorität und Gewalt übrig ließ. Damit ... ist der Klerus dem Bischofe und das Volk wiederum dem Klerus in steigender Progression entfremdet worden; denn alle jene Befugnisse, durch welche das bischöfliche Amt in der katholischen Kirche der Mittelpunkt und Träger der gesamten kirchlichen Ordnung ist, jene Befugnisse, welche dem Bischofe allein es möglich machen, auf seine Geistlichen kräftig und bestimmend einzuwirken, sind ihm entzogen und auf eine fremde, in kirchenfeindlichem Sinne zusammengesetzte und bloß im Namen der Staatsgewalt handelnde Beamtenkörperschaft übertragen. Das ist der Zustand, der in den Annalen der katholischen Kirche seinesgleichen nicht hat, ein Zustand, der, solange er nicht an seiner bösen faulen Wurzel angegriffen wird, jede Möglichkeit eines Besserwerdens ausschließt. Darum ist auch die Stimmung aller noch gläubigen badischen Katholiken eine so trost- und hoffnungslose, wie sie außerhalb Badens mir nie und nirgends vorgekommen ist." Denn selbst in Württemberg, wo

ebenfalls dem Bischofe ein solcher Kirchenrat zur Seite gesetzt ist, sind die Verhältnisse noch besser, was hier „zunächst wohl dem größeren Widerstande, welchen Klerus und Volk entgegengesetzt haben, zuzuschreiben ist. Es sind nur einige Züge aus dem traurigen Bilde badischer Zustände ..., leicht könnte ich ... Ihnen (noch andere) Dinge berichten, ... und Sie würden dann nicht etwa mehr darüber sich verwundern, daß die Fluten des Aufruhrs so plötzlich über das ganze badische Land zusammenschlugen, sondern darüber, daß das Volk mitten in dieser Sündflut der Revolution noch so viel Reste von Pietät, Sitte und christlicher Zucht, freilich nur als Trümmer einer frühern, bessern Zeit, bewahrt und an den Tag gelegt hat. Das aber werden Sie nun begreifen, daß, wenn hier überhaupt noch eine Rettung möglich ist, diese nur auf dem von uns betretenen Wege, nämlich durch Freimachung der Kirche aus den Banden der Knechtschaft und Erniedrigung erreicht werden kann." Er ergänzte nur einige Wochen später diese Schilderung in der II. Kammer noch durch die Äußerung: „Der Zustand Badens ist unter sämtlichen deutschen Landen der traurigste und hoffnungsloseste. Ich habe dieses Land selbst vor kurzem in der Nähe besehen, und von einem Ende bis zum andern die entschiedenste Abneigung gegen die Regierung gefunden, und vielfach, namentlich im Oberlande, den Wunsch vernommen, daß Österreich sich ihrer erbarmen, und sie zu dem machen möchte, was sie so lange gewesen, nämlich österreichische Angehörige. Im Eilwagen, an der Wirtstafel, in der Konversation, noch überall habe ich die eine Stimme vernommen: ‚Am besten wäre es, wenn wir österreichisch würden, wo nicht, so würden wir uns gern entschließen, preußisch zu werden, aber um keinen Preis das bleiben, was wir jetzt sind.' Das ist die Stimmung in diesem Lande; eine Ausnahme davon macht allerdings Karlsruhe, dort herrscht ein anderer Geist und teilweise auch in Mannheim, was aber

das übrige Land betrifft, so glaube ich, mich in meinem Urteile nicht zu irren."[4])

Den Rückweg aus Baden nahm Döllinger über Tübingen, wo er mit Kuhn die Berufung einer Theologenversammlung besprach und seine Zustimmung erhielt. Es kam aber auch der Gegenstand zur Sprache, welcher Döllinger damals besonders beschäftigte und ihm eine Theologenversammlung wünschenswert erscheinen ließ — die unbefleckte Empfängnis Mariä. Er „hörte, daß die theologische Fakultät in Tübingen ein abratendes Gutachten abgegeben, daß aber der Bischof, von andern beraten, es nicht nach Rom eingesandt habe." Kuhn aber „äußerte seine Abneigung, seine Besorgnisse über die Folgen [einer Definition dieser Meinung] noch stärker, als ich es thun mag" (an Michelis 1854).

Zwar begannen am 17. September die Verhandlungen des bayerischen Landtags, dessen II. Kammer nicht mehr, wie 1846/7, eine bloße Ständevertretung, sondern eine aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene war, aber Döllinger nahm vorläufig nur durch Präsenz und Abstimmung an ihnen teil und ging auf den 2.—5. Oktober nach Regensburg, um als Delegierter der Diözese Regensburg der III. Generalversammlung der katholischen Vereine beizuwohnen. Er entfaltete sowohl in den geschlossenen, als in den öffentlichen Sitzungen eine ungemein rege Thätigkeit, trat in jenen nachdrücklich gegen die Aufnahme des politischen Gebiets in die Aufgaben des katholischen Vereins Deutschlands auf und sprach daher auch gegen die Zulassung des Münchener „Vereins für konstitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit", dessen Vertreter erschienen waren. „Wie jetzt die Dinge in Deutschland stehen, gibt es für uns überhaupt keine katholische Politik, über die wir uns verständigen könnten, sobald wir auf die einzelnen Fragen eingehen wollten." In der 3. besonderen Sitzung wurde die von Döllinger in einer öffentlichen Versammlung

erwähnte Thatsache, daß man schon unter Abel, allerdings vergeblich, die Gründung eines Bonifatius-Vereins angestrebt habe,[5]) aufgegriffen und die Wiederaufnahme des Gedankens sofort von mehreren Rednern unterstützt. Döllinger widerstrebte nicht. Wenn Viele bedenklich werden, daß schon wieder ein neuer Verein gegründet werden solle, so teile er für seine Person dieses Bedenken nicht. „Da sich einmal katholisches Bewußtsein in Deutschland Bahn gebrochen hätte, so müsse man in Gottes Namen daran festhalten und diese Stimmung benützen, um die Katholiken Deutschlands zu bewegen, daß sie ihren norddeutschen Brüdern zu Hilfe kommen. Schon daraus ergebe sich die Möglichkeit eines eigenen deutschen Missionsvereins, der, wenn er einmal in seiner Bedeutung allgemein erfaßt worden wäre, dem allgemeinen Missionsverein einen wesentlichen Schaden gewiß nicht bringen würde. Man müsse aber sogleich den Anfang damit machen, den ersten Entwurf der Statuten durch ein eigenes Komité anfertigen lassen und die Gelegenheit geben, daß sich ein jeder nach dem Maße seiner Mittel in eine bereitgehaltene Liste einzeichnen könne.“ Schon in der Nachmittagssitzung referierte Michelis im Namen des betreffenden Ausschusses über den Gegenstand, wollte aber die Thätigkeit des Vereins auch auf Schweden und Norwegen, Frankreich, England und Nordamerika ausgedehnt wissen. Es drang jedoch „ein Entwurf Döllingers für Stiftung eines eigenen Missionsvereins (für Deutschland) unter dem Namen ‚Bonifatius-Verein‘“ durch, den in Abwesenheit Döllingers Balßer überreichte, und der den Grafen Stolberg als den zu wählenden Vorsitzenden bezeichnete. Am Schlusse der Sitzung nahm dieser auch den Vorsitz an.

Es muß dies gegenüber den, Döllinger wenig wohlgesinnten Memoiren Jochams betont werden, in welchen nicht blos Graf Stolberg als Gründer des Bonifatius-Vereins ge-

feiert, sondern gesagt wird: Stolberg „beantragte auch für Bayern eine Vereinigung des Bonifatius-Vereins mit dem Ludwig-Missionsverein; allein Professor Döllinger widersetzte sich diesem Unternehmen, weil er eine Schädigung dieses Vereins befürchtete. So ist denn der Bonifatius-Verein in Bayern nie recht ins Leben getreten".[6]) Nach einem Briefe Stolbergs an Döllinger (1850, Mai 16.) verhält sich die Sache anders. Das Verhältnis des Bonifatius-Vereins zu dem in Bayern längst bestehenden Ludwig-Missionsverein bedurfte selbstverständlich einer Regelung. Es kam zu diesem Zwecke Graf Stolberg auch anfangs 1850 nach München, und am 6. Januar trafen unter dem Vorsitze des Erzbischofs Reisach das Komité des Ludwig-Vereins und Graf Stolberg darüber auch eine Verabredung. Es wurde ihr aber keine Folge gegeben, und während sich überall außer Bayern Diözesan-Komités bildeten, geschah von München aus nichts; ja man gab Stolberg auf eine spätere Anfrage nicht einmal eine Antwort, so daß er sich, als er auf den Bonifatiustag die erste Versammlung der Vertreter der Diözesankomités nach Fulda ausschreiben wollte, an Döllinger wenden mußte, der von „Anfang her so warmen Anteil für den Bonifatius-Verein bethätigt habe", um ihn zur Teilnahme an der Versammlung einzuladen oder wenigstens zu veranlassen, daß er „einen Gleichgesinnten" dazu vermöge. Besonders notwendig sei es aber, daß „einer unserer Freunde in Bayern, durch warmes Interesse für den Bonifatius-Verein geleitet, zunächst es versuchte, nach der ihrem Hauptinhalte nach in Anlage 1 enthaltenen am 6. Januar curr. . . . stattgehabten Verabredung eine definitive Erklärung von dem Herrn Erzbischof beizubringen". Das Hemmnis war also der Erzbischof Reisach, nicht Döllinger, der auf der IV. Generalversammlung alles aufbot, die Stellung des Vereins zu sichern.

In der 3. besonderen Versammlung kam auch ein An-

trag auf Errichtung einer katholischen Universität zur Verhandlung, wofür der hochw. Episkopat sein lebhaftes Interesse in Würzburg ausgesprochen und eine Kommission bestellt, einzelne Bischöfe schon Vorarbeiten veranlaßt und sogar großartige Anerbietungen gemacht haben sollten. Döllinger ergreift zuerst das Wort dazu und „bittet von diesem Antrage Umgang zu nehmen, er beruhe auf einer Unkenntnis oder Mißkennung der Thatsachen. Hofrat Buß habe allerdings vor den in Würzburg versammelten Bischöfen seine Ansicht entwickelt; von einem Beschlusse derselben aber, die Sache der katholischen Universität in die Hand zu nehmen, wisse er nichts. Er halte dafür, daß dieser Plan für jetzt und wenigstens für die nächsten 15 Jahre ganz unausführbar sei. Man weise zwar auf Belgien, welches jetzt eine ganz katholische Universität besitze; allein in Belgien hätten Verhältnisse bestanden, die der Gründung einer katholischen Universität allerdings günstig gewesen, und die man in Deutschland noch immer nicht habe. Er befürchte, daß selbst die für jetzt disponiblen geistigen Kräfte nicht ausreichen dürften. Zuerst solle man an die Volksschulen und Gymnasien denken. Hätte man es nur einmal so weit gebracht, daß den katholischen Professoren auf Universitäten die freie Konkurrenz eröffnet wäre; vor allem müsse dann der Kollegienzwang aufhören und katholische Jünglinge ungehindert katholische Vorlesungen hören dürfen. Aber nur jetzt nicht an die Ausführung eines Planes denken, der notwendigerweise an dem gänzlichen Mangel der Mittel scheitern müßte." Aber damit hatte er nicht nach dem Herzen der Versammelten gesprochen, von denen die meisten glaubten, die Mittel zur Schöpfung einer Universität in Kürze aufbringen zu können, auch keinen Mangel an geistigen Kräften zur Besetzung der Lehrstühle anerkennen wollten. Da man auch meinte, Döllinger wolle überhaupt von der Gründung einer katholischen Universität nichts wissen, so ergriff er nochmals das Wort:

„die Frage gelte nur, ob es jetzt ratsam sei, sich unmittelbar mit der Ausführung einer solchen Idee zu befassen; denn es stünde zu befürchten, daß aller Einfluß auf die schon bestehenden Universitäten verloren ginge; alle Wünsche und Forderungen in Betreff dieser Universitäten würde die Regierung mit dem Bedeuten zurückweisen, daß man sich ja ohnehin schon im Besitze einer Universität befände. Überdies bestünden s. W., z. B. in Münster, noch solche katholische Lehrstühle, bei deren Besetzung die Stimme der Bischöfe von Seite der Regierung gehört und respektiert würde.“ Es half nichts; die Versammlung beschloß, den Bischöfen, wenn sie eine katholische Universität gründen wollten, mit einer positiven Vereinsthätigkeit zu Hilfe zu kommen, und bekanntlich wurde später auf den Generalversammlungen die katholische Universität ein bleibendes Repertoirstück, ohne daß im Verlauf von 50 Jahren mit der Gründung der Universität Ernst gemacht worden wäre.

Der Glanzpunkt der Versammlung war Döllingers Rede über die „Freiheit der Kirche“ in der öffentlichen Sitzung am Abend des 3. Oktober. Es waren am Morgen im „Regensburger Tageblatt“ von „einem Belehrung suchenden Laien“ fünf Fragen an die Versammlung gerichtet worden, welche ihrerseits Döllinger als den Mann, „dessen Wort in der ganzen katholischen Welt Autorität hat“,[7]) mit ihrer Beantwortung in der öffentlichen Abendversammlung beauftragte. Die Zeit war kurz zugemessen, aber nur um so mehr konnte er seine Meisterschaft in der Rede und seine geistige Kraft bewähren. Es sollen indessen hier aus der ausführlichen Rede[8]) nur seine damalige Denkweise besonders charakterisierende Sätze hervorgehoben werden; andere Äußerungen, wie die über den Gustav-Adolf- und den Bonifatius-Verein, über Baden u. s. w., sind ohnehin schon an den geeigneten Orten daraus angeführt worden. Die erste Frage hieß: „Was versteht der Verein unter Freiheit der Kirche?“ „Keine an-

dere Freiheit, als diejenige, welche der katholischen Kirche in den Grundrechten der deutschen Nation, wie sie von der Frankfurter Nationalversammlung verkündet worden, bereits zugesichert ist ... und noch bestimmter und ausdrücklicher im preußischen Verfassungsentwurf ... Die Bestimmungen des österreichischen Verfassungsentwurfes sind im wesentlichen gleichlautend ..." Das wird nun weitläufig erläutert. Da aber „auch hier Thatsachen und dem wirklichen Leben entnommene Beispiele bessere Belehrung als allgemeine Regeln gewähren", so sucht er an ihnen „zu veranschaulichen, was kirchliche Freiheit, oder vielmehr, was ihr Gegenteil, kirchliche Knechtschaft ist". Entnommen sind sie den württembergischen und badischen Zuständen, wie sie den Lesern bereits bekannt sind.

Bei der zweiten Frage hatte er den Verein gegen den Vorwurf der anzustrebenden Priesterherrschaft und einen „allerdings starken und mißtönenden Ausdruck" eines früheren Redners (Wick-Breslau) zu verteidigen, daß „alle Mitglieder des Vereins gleich Janitscharen blind gehorchen sollen den oberen geistlichen Behörden, den Bischöfen ꝛc." Unter Berufung auf Matth. 20, 25—28 führt er hier den Gedanken aus: „Keiner, wie hoch er auch in der Kirche gestellt sein möge, darf diese oberste Richtschnur seiner Amtsführung je vergessen, daß sein Amt keine ihm übertragene Herrschaft, sondern ein Dienst sei, den er der ihm anvertrauten Gemeinde schuldig ist, den die Gemeinde von ihm zu fordern das Recht hat, ein Dienst endlich, welchen er jedem einzelnen Gliede der Gemeinde, das an ihn sich zu wenden angewiesen ist, zu leisten verpflichtet ist. Hatte der Fragesteller etwa daran gedacht, daß es Zeiten gegeben habe, in welchen dieser oberste Grundsatz von einzelnen Kirchenvorstehern vielfach mißkannt worden, dann ist hierüber nicht zu streiten ... Sollte sich aber der Fragesteller unter der Priesterherrschaft ... ein Heraustreten der Geistlichen aus ihrer kirchlichen Sphäre, ein anmaßungs-

volles Übergreifen in das Gebiet des bürgerlichen und staatlichen Lebens gedacht haben — nun, dann versteht es sich von selbst, daß wir für derartige Bestrebungen keine Freiheit der Kirche in Anspruch nehmen; wir wünschen vielmehr, daß, wenn irgendwo Versuche, das kirchliche Ansehen zur Einmischung in fremde und rein bürgerliche Dinge zu mißbrauchen, gemacht werden sollten, sie fest und entschieden zurückgewiesen werden mögen." — In der Kirche gebe es keinen blinden Gehorsam gegen die Bischöfe. Ein solcher „wird von den Christen ebensowenig gefordert, als gewährt. Jeder soll mit sehenden Augen gehorchen, d. h., er soll das, was von ihm gefordert wird, sich wohl ansehen und es zurückweisen, sobald er etwas Sündhaftes daran erkennt oder zu erkennen glaubt. Überdies weiß jeder Christ, daß ihm nichts geboten werden darf, was nicht in der Ordnung und im Gesetze der Kirche gegründet wäre . . ."

Es wurde drittens gefragt: „Wie verhält sich diese angestrebte Freiheit der katholischen Kirche zur gleichen Freiheit anderer religiösen Bekenntnisse, zur allgemeinen religiösen Freiheit?" „. . . Die katholischen Vereine gehen von dem christlichen Sittengesetze aus: was du nicht willst, daß dir geschehe etc.; sie werden also ihren deutschen Brüdern protestantischen Bekenntnisses die volle kirchliche Freiheit nicht nur aufrichtig gönnen, und sich jedes Versuches einer Schmälerung derselben gewissenhaft enthalten; sie werden auch noch weiter gehen. Da, wo Mitglieder des Vereins sich in der Lage finden, durch thätiges Auftreten, z. B. durch Abstimmungen in gesetzgebenden Körpern für oder gegen die Freiheit der protestantischen Kirchen sich zu entscheiden, da werden sie es für Pflicht halten, jedesmal zu Gunsten dieser Freiheit sich auszusprechen." Die Mitglieder der Frankfurter Nationalversammlung, welche sich zu einem Verein zusammengethan hatten, hätten dies bereits bewiesen: sie drangen darauf,

daß in den Grundrechten nicht bloß der katholischen, sondern auch der protestantischen Kirche die Freiheit werde, und im Zusammenwirken mit einer Anzahl gleichgesinnter Protestanten haben sie es auch durchgesetzt... „Das Vertrauen aber wage ich hier öffentlich auszusprechen: die Mitglieder der katholischen Vereine werden nie eine Sonderstellung, ein Vorrecht für ihre Kirche in Anspruch nehmen, und ich hoffe den Tag nicht zu erleben, an welchem sie die Freiheit für sich, den Zwang aber und die Unterdrückung für andere begehren oder begünstigen würden... Also gleiche Freiheit für beide Kirchen, das ist es, was uns allen not thut..." — Die Frage nach dem Verhältnisse der Freiheit der Kirche zu der allgemeinen religiösen Freiheit sei nicht klar. „Nehmen wir an, was am nächsten liegt, er habe darunter das in den Frankfurter Grundrechten niedergelegte Recht verstanden, wonach jeder eine religiöse Gesellschaft oder Sekte gründen, jeder einer solchen beitreten kann, dann... erkennen wir bereitwillig diese Freiheit an; wir sind weit entfernt zu begehren, daß man der Bildung solcher neuer Genossenschaften von Staatswegen Hindernisse in den Weg lege. Es haben sich neuerlich in Deutschland und besonders auch in Bayern sog. freie Gemeinden gebildet, welche den Ansichten des Johannes Ronge folgen; die Mitglieder der katholischen Vereine Deutschlands haben weder gegen die Existenz noch gegen die Freiheit und Selbständigkeit dieser Gemeinden das geringste einzuwenden; mögen sie ihre eigenen Wege gehen und ihre Angelegenheiten ordnen und verwalten, so gut sie es vermögen..." Sollte der Fragesteller aber unter „allgemeiner religiöser Freiheit" jene Freiheit verstehen, „in der Kirche zu bleiben und die kirchlichen Rechte eines katholischen Christen fortwährend zu genießen, dabei aber sich den entsprechenden Pflichten zu entziehen, ja selbst in der Kirche Ärgernis und Verwirrung anzurichten, Irrlehren zu verbreiten oder Spaltungen zu ver-

ursachen", so könne von einer solchen Freiheit nicht die Rede sein. „Für denjenigen, dessen Ansichten mit der Lehre und Ordnung seiner Kirche nicht mehr im Einklange stehen, gibt es ein sehr einfaches Mittel der Selbsthilfe, nämlich das des Austritts aus der Kirche — ein Austritt, der in Deutschland niemand mehr verwehrt wird und mit keinem bürgerlichen Nachteile verbunden ist."

Endlich sei nur noch eine Stelle herausgehoben. Es war nämlich in der letzten Frage auch Antwort darauf verlangt: ob die Kirche vermöge der für sie in Anspruch genommenen Freiheit mehrberechtigt oder gleichberechtigt mit dem Staate sei? Darauf muß, sagte Döllinger, mit einem entschiedenen Nein geantwortet werden: „nicht mehrberechtigt und nicht gleichberechtigt soll die Kirche sein. Kirche und Staat sind zwei allzu verschiedene Gesellschaften, als daß sie wie zwei Menschen oder wie zwei gleichartige Körperschaften so mit einander verglichen, und eine der andern vorgezogen oder auch nur gleichgestellt werden könnte. In seinem Gebiete ist der Staat nicht nur gleichberechtigt mit der Kirche, sondern eigentlich allein berechtigt. Auch steht die Kirche nach einer Seite hin in einer Abhängigkeit vom Staate und in einer Unterordnung unter denselben, welcher sie sich weder entziehen kann noch will. Denn die Vorsteher und Diener der Kirche sind alle zugleich Staatsbürger, sind also denselben Lasten, Gesetzen, Verpflichtungen unterworfen, wie jeder andere Bürger und Unterthan, andererseits aber sind die Träger der Staatsgewalt Glieder der Kirche nur so weit sie wollen, und ihre Unterwerfung unter die Gesetze der Kirche ist nur eine freiwillige und aufkündbare. Zudem ist die Kirche, da ihr nur geistige und moralische Mittel der Gewalt zu Gebote stehen, stets in der Lage, den Schutz des Staates zu bedürfen. Weit entfernt, sich als Nebenbuhlerin dem Staate zur Seite oder gegenüberzustellen, oder auch nur für ihre Diener im Staate irgend

ein Vorrecht oder eine Ausnahmestellung in Anspruch zu nehmen, verstärkt sie vielmehr das Übergewicht des Staates; denn sie ist es, welche mit ihrer bindenden Gewalt die Forderungen des Staates unterstützt, sie nur vermag der Staatsgewalt ein Gebiet zu eröffnen, in welches diese mit ihrer an sich bloß äußeren Macht einzudringen nicht im stande ist — das Gebiet des Gewissens. — Die Frage endlich, ob die Freiheit, wie die Freiheit jeder Genossenschaft im Staate, unter dem Gesetze des Staates, d. h. der Allgemeinheit stehen müsse — diese Frage beantworten wir mit Ja. Wir setzen nämlich voraus, daß hier jene allgemeinen, also für jedermann bestimmten Gesetze gemeint seien, welche die Staatsgewalt in ihrem Gebiete, dem bürgerlichen und politischen, und über die von ihrer Verfügung abhängigen Gegenstände gibt oder gegeben hat. Diesen Gesetzen sind alle Mitglieder der Kirche unterworfen, und niemanden wird es einfallen, darum weil er katholischer Christ ist, eine Ausnahme von diesen Gesetzen für sich in Anspruch zu nehmen." Anders stehe es freilich mit bloßen Regierungsverfügungen in religiösen Dingen, z. B. mit dem Verbote, in einem Abendgottesdienst den Segen zu geben und ähnlichem. Meine der Fragesteller auch diese, „dann freilich können wir nur sagen, nicht daß wir uns über solche Anordnungen willkürlich hinwegzusetzen gedenken, sondern daß wir alle erlaubten und gesetzlichen Mittel anwenden werden, um die legale Aufhebung derselben zu erwirken ..."

Die Wirkung der Rede war eine mächtige. In der geschlossenen Sitzung am folgenden Morgen wurde ihm auch sofort einstimmig der Dank der Versammlung ausgesprochen und am Schlusse sogar eine feierliche Ovation gebracht. Nach Deutinger war die Rede auch „die erste That des Vereins".[9]) Es waren eben damals den deutschen Katholiken die Augen noch verhalten, aber schon unmittelbar nachher begannen die Jesuiten in der Civiltà catholica und der Mainzer „Katholik"

ihnen sie zu öffnen, und der Syllabus bestätigte die jesuitische Theorie, welche Glaubens- und Gewissensfreiheit verdammt und die Kirche dem Staate überordnet.

In der letzten geschlossenen Sitzung wurde noch der Antrag eingebracht: „Die Versammlung möge durch eine Kommission einen feierlichen Protest des katholischen Vereins in seiner Eigenschaft als Laienverein gegen die Hirscherschen Irrtümer, namentlich aber gegen die Tendenz, die Laien in das Kirchenregiment einzuschmuggeln, in Form eines Manifestes ergehen lassen und mit der Redaktion den Herrn Legationsrat Lieber betrauen." Döllinger, der die Erbitterung der Bischöfe und Leiter des Vereins gegen Hirscher kannte, sprach nicht für noch gegen denselben, und Lieber verfertigte wirklich einen „Protest des katholischen Vereines Deutschlands", der aber weder dem Vereine vorgelegt noch von ihm genehmigt wurde.[10]) Es war dieses Vorgehen auch insofern eine Überhebung, als die Verdammung der Irrtümer einer Schrift den Bischöfen und der Kurie zukam, diese aber ein Urteil über Hirschers Schrift noch nicht gefällt hatten. Für genügend erachtete man übrigens auch dies nicht; es sollte immer noch eine wissenschaftliche Widerlegung hinzukommen. Es zeigt dies ein Brief Moufangs vom 5. Oktober an Döllinger: „Unsere Reformers haben anfangs September eine Versammlung in Frankfurt abgehalten, wo außer einem Deputierten der Gießener Fakultät, Dr. Scharpff, zwanzig Priester des Bistums anwesend waren, um sich über die Maßregeln zur Durchführung ihrer Pläne zu besprechen. Sie haben sich nun nach Provinzen organisiert, in jeder Provinz ein Komitee bestellt und eine Agitation begonnen. Merkwürdig ist, daß diese Versammlung schwächer besucht war, als eine frühere, denn vielen gehen doch die Forderungen zu weit; und ich bin überzeugt, wenn ernst, sowohl von seiten der kirchlichen Autorität, als auch der kirchlichen Wissenschaft gegen die Reformbestrebungen,

wie sie in Hirschers Schrift vorliegen, eingeschritten würde, noch manche andere würden zurückgehen. Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch von Ihnen, hochwürdigster Herr, etwas dagegen erscheinen würde; denn es bedarf eines gefeierten Namens, wenn eine Gegenschrift Eindruck machen und die von der Autorität eines Hirscher Bestochenen der Kirche erhalten soll." Es war auch dieses Bemühen umsonst, und mußten, wie Heinrich in einem Schreiben an Döllinger meinte, die Schüler daran gehen, da die Meister in Israel schwiegen.[11])

Hirscher antwortete bekanntlich seinen Gegnern in einer zweiten Schrift: „Antwort an die Gegner meiner Schrift: ‚Die kirchlichen Zustände ...'", 1850, ohne Hoffnung natürlich, sie zu überzeugen, da er nur zu gut einsah, „daß man es mit der ganzen Welt eher, als mit gewissen Priestern und Schriftgelehrten verderben dürfe", und unterwarf sich auf Aufforderung des Erzbischofs v. Vicari am 20. Januar 1850 dem Urteile der Index-Kongregation. Aber auch das genügte seinen Widersachern nicht. Es hieß, Hirscher habe nicht aufrichtig widerrufen, ein Gerücht, welches auch Döllinger, der offenbar Skandal fürchtete, beunruhigt zu haben scheint. Es geht dies aus einem Briefe Gfrörers an ihn hervor: „Der Grund, warum ich die Feder ergreife, ist hauptsächlich, gewisse Bedenklichkeiten zu bekämpfen, die hier, da und dort über die Aufrichtigkeit des von Hirscherschen Widerrufes laut wurden, und die, wie ich sehe, bis nach München drangen. Ich stehe dem ganzen Handel als Laie ferne, aber das weiß ich gleichwohl gewiß, daß Domkapitular Hirscher noch in den letzten Monaten des Jahres 1849 anders dachte als jetzt, und daß er durch das ihm mitgeteilte Schreiben des Papstes aufs tiefste erschüttert, sich ehrlich, ohne Hintergedanken, so wie es einem guten Sohne gegen die Mutter und einem guten Christen gegen den obersten Hirten geziemt, unterworfen hat" (1850,

Mai 31.). Ob Gfrörer wirklich so genau gesehen hatte? Später schrieb Döllinger über die Sache an Michelis: „Als ich einige Jahre darauf (1854) Hirscher in Freiburg besuchte, sah ich wohl, daß er die Unterwerfungs-Erklärung für ein dem Kirchenfrieden gebrachtes Opfer ansah, aber an den in der Schrift ausgesprochenen Urteilen entschieden festhielt“ (1876, Mai 10.).

Das Tagen des katholischen Vereins in Regensburg hatte die Linke der II. Kammer sehr verdrossen. Der Abgeordnete Stöcker, Posthalter und Gastwirt, eine Zeitlang auch Mitglied des Frankfurter Parlaments, lieh nicht lange nachher ihrem Mißmute Worte. Indem er „so traurige Bilder“, welche manche Vorredner von dem Zustand und der Zukunft des Vaterlandes entworfen, nicht sehen wollte und die Hoffnung, daß es immer besser gehen würde, aussprach, glaubte er vorzüglich eine Errungenschaft feiern zu können: „Die Welt ist rund, sie muß sich drehen, meine Herren, und wenn wir auch nichts errungen haben, etwas haben wir doch errungen, es ist die Freiheit des Glaubens, die Freiheit des Gewissens. Tief und schwarz lag die Nacht des Aberglaubens auf unserm so schönen Lande Bayern. Meine Herren, wir waren nahe daran, daß die Inquisition wieder eingeführt wurde und daß die Hexenprozesse wieder begonnen hätten; jetzt aber, meine Herren, strahlt die Sonne der Freiheit des Glaubens und Gewissens schön und klar an dem politischen Himmel, und oben drüber wohnt der Gott, zu dem wir alle beten; der wird uns bewahren, daß die Nacht des Aberglaubens nie mehr über uns hereinbreche. Hier haben wir wenigstens eine Einigkeit errungen, sei es Jud oder Christ, Katholik oder Protestant, wir gehen alle Hand in Hand mit einander in diesem Leben, wir werden einst Hand in Hand mit einander vor den Thron Gottes hintreten; denn jeder kann jetzt nach seiner Façon selig werden, wie der große Friedrich sagte. Laßt die Herren in

Regensburg tagen, oder eigentlich nachten, so lange sie wollen; laßt sie nachten, sage ich, sie werden es nie mehr fertig bringen, daß die helle Sonne der Glaubens- und Gewissensfreiheit wieder in finstere Nacht sich verwandelt, diese Nacht des Aberglaubens wird nicht mehr über uns hereinbrechen."[12])

Döllinger, der in Schrift und Wort, in Frankfurt und eben wieder in Regensburg, die Glaubens- und Gewissensfreiheit zugestanden und verteidigt hatte, konnte, wie er es wirklich that, über diese Auslassung hinwegsehen; seine Tendenz war es nicht, wieder „die finstere Nacht des Aberglaubens" herbeizuführen; aber er konnte daran sehen, mit welchen Gesinnungen die Linke ihn betrachtete. Er galt damals überhaupt, neben von Lasaulx und Sepp, als das Haupt des Ultramontanismus, wie weit mit Recht, hat sich bereits gezeigt und sollte gerade auf diesem Landtage sich noch mehr offenbaren. Aber die Thatsache steht fest, daß diese Meinung von ihm die ihm gegenübertretende Opposition leitete, an deren Spitze als Führer und Sprecher der frühere Minister Fürst Ludwig von Öttingen-Wallerstein stand, ein Mann von Geist und Gewandtheit in der Rede, welcher sich in der neuesten Phase seiner Entwicklung freilich recht sonderbar ausnahm. Denn sein erstes Ministerium (1831—1837), während dessen trotz mancher guten Anordnungen die Reaktion blühte und die Bureaukratie herrschte, und das, solange es bei König Ludwig I. in Gunst stand, manche auffällige königliche Handlungen mit seinem Namen deckte, war noch in ziemlich frischer Erinnerung; noch mehr sein zweites (1847/8), das ja einige dem Zuge der Zeit Rechnung tragende Zugeständnisse machte, aber den dem Volke verhaßten Berks zum Mitgliede zählte und den Schutz Lola Montez' übernahm, bis zuerst diese, dann König Ludwig samt dem Ministerium Wallerstein der Aufregung des Volkes zum Opfer fielen. Er hatte demnach Blößen genug zu decken, ohne daß es ihm immer gelingen wollte.



Dazu kam, daß er stets, ohne es Wort zu haben, provozierte, zu viele Behauptungen auf bloßes Hörensagen und eigene Kombinationen, namentlich hinsichtlich der sogenannten Kongregation, aufstellte und überhaupt zu oft und viel redete. Die Angriffe auf ihn kamen daher nicht bloß von den sogen. Ultramontanen; vielmehr bemerkte ihm v. Lerchenfeld schon vor den Zusammenstößen mit Döllinger: „Mit solchen Redereien wird nichts bezweckt.“[13]) Am meisten glaubte er sich aber an Döllinger reiben zu sollen.

Kaum war dieser nach der Regensburger Versammlung wieder in der Kammer erschienen, begann auch der Kampf zwischen beiden. Da indessen schon einige Äußerungen Döllingers über seine frühere Haltung an den betreffenden Orten erwähnt sind, sollen aus diesem Kampfe nur noch einzelne für ihn und seine Stellung bezeichnende herausgehoben werden. Es war in der Debatte über die deutsche Frage, wo Wallerstein alles Unheil neben Österreich und Bayern der Bureaukratie zuschrieb. Döllinger konnte da nicht mehr zurückhalten, er mußte sprechen: „Es ist eine Art Drama, was uns der Herr Fürst vorgeführt hat, ein Drama, in welchem zwei Hauptschuldige erschienen sind. Der erste und größte Verbrecher in diesem Trauerspiel ist nach seiner Darstellung offenbar Österreich; nach Österreich kommt, als zweiter schwer Angeklagter, Bayern und die bayerische Regierung. Sie haben gehört, wie geschickt Fürst Wallerstein in seiner Darstellung Licht und Schatten verteilt hat, wie er zuerst uns ein Gemälde von der deutschen Bureaukratie entwarf, ein Gemälde, dessen Treue, Wahrheit und Ähnlichkeit ich im vollsten Maße meine Anerkennung zollen muß. Es würde mir nicht einfallen, irgend einen Zug zu diesem von Meisterhand ausgeführten Gemälde hinzuzufügen. Er konnte dies mit um so größerer Wahrheit thun, als er hätte sagen können: ‚cujus pars magna fuit‘, und wenn ich nicht auf dem dunklen Grunde dieses Gemäldes

so viele Anklagen nach anderer Seite hin gefunden hätte, so würde ich vorschlagen, dieses Kapitel seines Vortrages zu überschreiben: Bekenntnisse eines vormaligen Chefs und Meisters der bayerischen Bureaukratie ..." Sofort ergriff auch Wallerstein das Wort „zur faktischen Erwiderung: Meine Herren! Mich hat beinahe ein Gefühl von Eitelkeit beschlichen. Der geehrte Herr Vorredner, der als die Perle seiner Partei in rhetorischer und dialektischer Beziehung gilt, den wir bisher beinahe nie in diesem Saale sahen, er ist nicht nur in unsere Mitte getreten, sondern hat sogar anderthalb Stunden zu uns gesprochen. Meine Äußerung von heute Morgen muß denn doch von einigem Gewicht gewesen sein, wenn ein solches Armeekorps gegen mich anrückt. Meine Herren! Dieser Redner hat das Seciermesser seiner bekannten Dialektik an meine Rede gelegt, er hat auch zugleich eine Schuld abgetragen. Da er wahrscheinlich bei der neulichen Rede meines Kollegen Tafel nicht anwesend war, hat er nachträglich auch diese operiert... Allein, meine Herren, nur eine Bemerkung. Der geehrte Herr Vorredner hat mich gewissermaßen als die Inkarnation der Bureaukratie bezeichnet; ich erlaube mir an ihn eine Frage: Kennt er, was in den Jahren 1832 bis 1837 geschah, um die bureaukratischen Formen zu lösen, kennt er die Verordnung vom 29. Dezember 1836?" Dr. Döllinger: „Ich habe darauf nur zu sagen, daß unterm Ministerium des hochverehrten Herrn Fürsten allgemein die Ansicht verbreitet war, daß die bureaukratischen Formen, weit entfernt, gelockert worden zu sein, eher noch straffer angezogen worden seien; daß eine Vervielfältigung des schreibenden und verwaltenden Personals damals stattgefunden habe, wie ja selbst die Räume des Ministeriums und die darin gemachten Veränderungen verrieten; und ich glaube, mit mir werden noch viele andere verwundert sein, zu hören, daß damals in Bayern eine Lösung der bureaukratischen Bande, freilich, wie der Herr Fürst vorsichtig hinzusetzt, erst vorbereitet

werden sollte. Die Vorbereitung zur Lösung der bureaukratischen Bande mag wohl auf dem Papiere gestanden haben, besonders wenn die Interpretation des Herrn Fürsten selbst dem Texte zu Hilfe kommt; aber in der Praxis haben wir alle von der Lockerung der bureaukratischen Bande wenig oder nichts empfunden.“ Fürst von Wallerstein: „Es ist wohl heute nicht der Ort, diese Frage auszuspinnen ... Die Sache gehört nicht hieher. Das aber wird der geehrte Herr Redner mir zugeben, daß sich durch das Ministerium von 1837/47, während der Zeit, als seine Partei zehn volle Jahre Bayern beherrschte, ja beherrschte, die bureaukratischen Bande nicht gelöst haben, und heute, meine Herren, ist mein damaliges Ministerium aufgelöst in drei Ministerien mit dreifachem Personale und bedarf dreier großer Gebäude ...“ Damit und mit einer späteren Äußerung in der gleichen Debatte: „Es ist eine bekannte Eigenschaft einer gewissen Richtung, die Blicke von dem Hauptgegenstande ab, und auf Nebenpunkte zu lenken; diese Richtung, meine Herren, vertraut mit dem Begriffe der Absolution, nimmt mit offenen Armen auf und absolviert jeden, der ihre Meinung früh oder spät teilt, dagegen verfährt sie mit unerbittlicher Strenge gegen jeden, der (erlauben Sie mir den Ausdruck) ihr auf das Hühnerauge tritt ...“, — hatte aber Wallerstein wieder Döllinger wegen seiner „Partei“ provoziert, worauf dieser ebenso scharf und entschieden replizierte, wie bereits oben angeführt ist.[14]) Trotzdem kam Wallerstein in der nämlichen Sitzung auf „die Richtung“ zurück, „welche an keinem Boden wurzelt, welche nicht vorzugsweise für ein einzelnes Vaterland fühlt, sondern einer Idee huldigt und diese Idee, das Vaterland, auf weiter Erde sucht; die Partei ‚jener Heiligen und Reinen‘, wie der Dichter sagt, ‚die nicht fühlen und nicht weinen‘, deren kaltes Urteil sich aussprach über die Erscheinungen der Zeit ...“, eine „Richtung, welche spricht: was in Frankfurt geschehen, ist ein Werk nicht des

guten, sondern des schlimmen Geistes, es existiert nicht für uns"; und rühmte ferner von der bayerischen Regierung unter seinem Präsidium, „daß sie im Jänner, im Februar und anfangs März 1848 (also während der äußersten Lola-Skandale!) eine sehr geachtete war, dafür berufe ich mich auf die Notorietät". Nur nach einer kurzen Bemerkung des Abgeordneten Thinnes ergriff auch Döllinger wieder das Wort und erwiderte u. a. Wallerstein: „Der Herr Fürst hat behauptet, die Politik und Regierung Bayerns im Februar 1848 sei eine allgemein geachtete gewesen. Meine Herren! Wir, die wir nach Frankfurt kamen, fanden wahrlich ein paar Monate später von dieser Achtung wenig oder nichts mehr vor. Ich darf auf die Verhältnisse nicht näher eingehen, aber wir wissen uns zu erinnern, welchen Hohn wir, so daß wir als Bayern die Augen niederschlagen mußten, in der Nationalversammlung zu Frankfurt öffentlich wegen dieser unserer Februarverwaltung und dessen, was damit zusammenhing, zu dulden hatten. Das gehört zu den bittersten Erinnerungen, die wir bayerische Deputierte aus Frankfurt mitgenommen haben ... Wieder ist es ein spezieller persönlicher Angriff gewesen, den der Herr Fürst nach seiner einmal beliebten und wie es scheint, ganz unvermeidlichen Manier auf mich gemacht hat, und auf die Richtung, der ich nun durchaus angehören soll, und von der er ein Schreckbild entwirft, das geeignet ist, wieder große Besorgnisse zu erregen; denn er behauptet, diese Richtung sei ganz nahe daran, in Bayern wieder ans Ruder zu kommen, und nachdem er früher behauptet, ich sei Regent oder Mitglied dieser Regentschaft gewesen, stellt er nun das Unheil in Aussicht, daß ich oder andere bereits wieder in die bayerische Regentschaft hineinkommen. Wenn der Herr Fürst systematisch bei dieser Methode des Angriffs verharren wird, Glück zu! ich werde wahrscheinlich über diesen Punkt wenig mehr zu reden haben. Er findet sich ja dabei auf einem Gebiete, auf

welchem er so unendlich stark ist, ich dagegen ungeheuer schwach und so leicht verwundbar bin. Auch würde mir die Verteidigung außerordentlich schwer werden. Der Herr Fürst hat bekanntlich in seiner Denkschrift über diesen Gegenstand eine Definition von dieser Richtung ausgesprochen, welche so lautet, daß es mir freilich unmöglich wird, mich von dieser vermeintlichen Richtung loszusagen. Er hat nämlich diese Richtung, — die er natürlich als die ultramontane mit dem klassischen Schlagworte bezeichnet, — so beschrieben: sie beschäftige sich damit, das schlichte deutsche Gemüt in ein südliches, unsere bayerischen Geistlichen in italienische Abbés zu verwandeln. Meine Herren! Einer solchen Definition und Anklage gegenüber bin ich völlig wehrlos, ich kann vielleicht nur zu meiner Verteidigung sagen, daß ich noch nie in meinem Leben einen italienischen Abbé gesehen habe, und es mir sehr schwer fallen würde, diese Verwandlung vorzunehmen, und ich wüßte nicht, wie diese Metamorphose vorzunehmen wäre, abgesehen davon, daß der Stoff wohl auch ziemlich widerstrebend sein würde. Auch würde mir die Verwandlung des deutschen Gemütes in ein südliches nicht recht gelingen. Ich bin mit meinen Ansichten mehr dem Norden zugewendet, ich bin nie im Süden gewesen, kenne nicht die Natur südlicher Gemüter, und ich wüßte nicht zu sagen, wie ich es anfangen sollte, ein deutsches Gemüt, von dem großen Gemüte des deutschen Volkes gar nicht zu reden, aber nur ein einziges konkretes deutsches oder bayerisches Gemüt in ein südliches zu verwandeln. Es thut mir leid, daß ich schon zum zweitenmal auf diesen Gegenstand zurückkommen muß, möchte es das letzte Mal sein! Ob diese Art Polemik eine sehr ehrenwerte sei, ob hier mit gleichen Waffen gefochten wird, wenn Verdächtigungen der Art, daß man sich eine Gewalt oder Einfluß anmaßen wolle, welche man nie gehabt hat, (Unruhe) in diesen Saal geworfen werden (I. Präsident: Meine Herren! Ich bitte um Ruhe, unterbrechen

Sie den Redner nicht; es steht Ihnen hier kein Urteil zu), das glaube ich der Beurteilung der Kammer überlassen zu können. Ich glaube, daß, was den Herrn Fürsten betrifft, ich in dieser Beziehung nichts ausrichten werde, wir werden in der allernächsten Zeit dieselbe Polemik wieder haben, sie ist ja gar zu bequem, und wer wollte ihm auch dieses bequeme Paradepferd, welches er so vergnügt reitet, nehmen? . . ."

Darauf war von beiden Seiten einige Monate Ruhe beobachtet worden, bis endlich Fürst Wallerstein am 29. Januar 1850 nach der Reaktivierung Döllingers dessen Legitimation anstritt und behauptete, derselbe müsse sich einer Neuwahl unterziehen. Und am Schlusse der gleichen Sitzung erklärte er noch überdies nach einer von dem I. Präsidenten selbst als von dem Fürsten „provoziert" bezeichneten Äußerung Döllingers: „Wissen Sie, warum ich am Schlusse der Sitzung meine Erklärung abgab? Weil der Herr geehrte Redner sich zum Gesetze gemacht hat, so oft ich spreche, meine Rede zu anatomisieren, so daß mir nur die Wahl bleibt, entweder auf Nebendinge einzugehen und so die Kammer zu ermüden, oder eine Menge geradezu unannehmbarer Interpretationen zu acceptieren, und weil ich nicht abermals eine wichtige Beratung durch Nebenerörterungen gestört wissen wollte . . . Meine Herren! Ich ergreife die Gelegenheit, um Ihnen noch eine Erklärung zu geben: So oft der geehrte Redner mir gegenüber in Zukunft in einer Debatte mir Dinge entgegenhält, die zur Frage gehören, werde ich darauf mit Freuden eingehen; wirft er mir wie mehrmals, und noch letzthin eine solche (?) hinein, so werde ich die Kammer fragen, ob sie erwartet, daß ich auf die Digression eingehe oder nicht; ohne ein solches Verfahren werden wir der Persönlichkeiten nie ledig", und er bitte, „daß fortan von keiner Seite gegen die Gesinnungen und Absichten eines Mitglieds der andern Verdächtigungen ausgehen . . ."

Natürlich empfand Döllinger mit seinen Freunden in der Kammer die Bezweiflung seiner Legitimation durch Fürst Wallerstein als einen Versuch, ihn, wenigstens auf einige Zeit, aus dem Landtage zu verdrängen. Döllinger forderte daher sogleich in einer Eingabe an das Präsidium, unter Vorlage des Quiescenz- und des Reaktivierungsdekrets, eine Entscheidung, und bereits in der nächsten Sitzung beantragte der I. Sekretär Rar die Abweisung der Wallersteinschen Bedenken. Aber nicht bloß die näheren Freunde Döllingers, auch andere Abgeordnete sprachen sich gegen den Fürsten aus, so gleich der erste Redner, der Oberappellrat Hopf, der sein Votum mit den Worten einleitete: „Der Herr Dr. Döllinger hat manchen von uns mit seinem scharfen Messer der Kritik gepackt, geschnitten, verwundet und seciert, bis er das helle Herz bloßgelegt. Heute sollen wir ihm oder doch seiner Legitimation zum Sitze in der Kammer näher zu Leibe rücken. Ich denke aber, wir werden ihm nicht wehe thun, und es wird bei einer bloßen Übung am Phantome bleiben ..." Selbstverständlich stellte Fürst Wallerstein in längerer Rede jede persönliche Absicht bei seinem Antrage in Abrede, da es sich nur um ein Prinzip handle. Allein v. Lasaulx führte dagegen aus: „Da Herr Fürst Wallerstein es trotz seiner freundlichen Beziehungen zu Herrn Professor Döllinger über sich gebracht hat, die Frage über dessen Legitimation aus rein objektiven Gründen, wie er versichert, anzuregen, so war leicht vorauszusehen, daß er bei der Motivierung seiner Ansicht vorzüglich von derjenigen Kunst Gebrauch machen würde, die wir so oft an ihm zu bewundern Gelegenheit hatten, von der Kunst nämlich, klare Fragen einigermaßen unklar und einfache Fragen einigermaßen schwierig zu machen." Er hat sich daher nicht auf den Buchstaben, sondern „auf den Geist des Gesetzes" berufen — „an sich etwas Gefährliches und Zweischneidiges und im vorliegenden Falle ganz unzulässig". Und nachdem er die gesetzlichen Be-

stimmungen und den Fall Döllinger beleuchtet, fuhr er, unter scharfer Anklage Wallersteins selbst, fort: „Hätte unser Wahlgesetz für den Fall der Reaktivierung eine Vorsorge treffen wollen, meine Herren, so wäre es Pflicht der Gesetzgeber gewesen, diesen Fall in den § 28 des Wahlgesetzes aufzunehmen; denn dergleichen temporäre Quiescierungen sind leider in Bayern häufiger vorgekommen als in irgend einem andern europäischen Staate. Im Jahre 1832 (unter Wallerstein) hat man an der Universität Würzburg von diesem traurigen Vorrechte der Staatsgewalt einen so ausgedehnten Gebrauch gemacht, wie er m. W. in der ganzen Geschichte der Universitäten niemals vorgekommen ist. Man hat 13 Professoren auf einmal wegen angeblicher liberaler Tendenzen abgesetzt, versetzt und ‚auseinander centralisiert'... Würde diese hohe Kammer gegen den Antrag des Herrn Sekretär Nar entscheiden, so würde der interessante Fall eintreten, daß Herr Döllinger am 27. August 1847 durch einen Akt der Willkür quiesciert wurde, um ihn aus der damaligen Kammer zu bringen, und daß derselbe jetzt, nachdem er am 24. Dezember 1849 durch einen Akt der Gerechtigkeit reaktiviert wurde, auch wieder aus der dermaligen Kammer scheiden müsse... Sollte es gewünscht werden, auf die Ursache der Quiescierung Döllingers und auf die Thatsachen, welche der Missethat vorangingen, näher einzugehen, so bin ich bereit, darüber aktenmäßig zu referieren." Diese Wendung der Debatte war begreiflich dem Fürsten Wallerstein in hohem Grade unlieb. Er verwahrte sich daher aufs neue, daß v. Lasaulx wieder persönlich geworden sei, obwohl er selbst den Fall Döllinger ganz objektiv behandelt habe, wies den Vorwurf zurück, als ob von ihm alle Quiescierungen im Jahre 1832 gegengezeichnet seien, und fragte die Kammer, ob er auf sein Verhältnis zu Döllinger näher eingehen, von den 13 Quiescierungen ꝛc. erzählen solle. Es wurde nicht beliebt, und von Lasaulx schloß seine

kurze Replik mit den Worten: „Wen es dabei juckt, der mag sich kratzen; ich bin streng bei der Sache geblieben.“ Endlich meinte Wallerstein selbst unter vier Augen: „Döllinger möge ihn nicht dazu treiben, die ganze ... des Ludwigschen Regiments aufzudecken.“[15])

Im Mai 1897 sagte der bayerische Abgeordnete Lerno im Reichstage, man berufe sich mit Unrecht auf das bayerische Vereinsgesetz, dasselbe sei 1850 „zur Zeit der ärgsten Reaktion zu stande gekommen.“ Es müßte demnach auch in dem Landtage von 1849/50 die ärgste Reaktion geherrscht haben und von der Majorität, der Döllinger angehörte, geübt worden sein. Es mag dahin gestellt bleiben, ob gerade ein Ultramontaner des Jahres 1897 zu einem solchen Urteile berechtigt war, und genügen, nur an die Thatsache zu erinnern, daß das bayerische Vereinsgesetz von 1850 bis heute in Geltung geblieben, und es der ultramontanen Majorität der Kammer nie eingefallen ist, dasselbe freiheitlicher aus- oder umzugestalten, wozu ihr die Unterstützung der liberalen Partei sicher nicht gefehlt haben würde. Auch kann man wohl fragen: ob heute (1897) Landtage und Reichstag in gleicher Lage nicht reaktionärer auftreten würden, als der damalige bayerische Landtag. Das Vereinswesen war zum Herd revolutionärer Umtriebe geworden, die Presse kannte keine Rücksichten und Schranken, und der revolutionäre Geist spuckte noch überall. Zwar war die Revolution in Baden und in der Rheinpfalz niedergeworfen, aber zahlreiche Teilnehmer an der Revolution oder revolutionären Bestrebungen schmachteten in den Kerkern, darunter sogar vier Mitglieder der II. Kammer, und ein fünftes, Schüler, einer der „Reichsregenten“, hatte sich, obwohl er in zwei Wahlbezirken gewählt war, auf französischen Boden, auf seinen Landsitz bei Metz zurückgezogen. Angesichts solcher Zustände würde man sich nicht wundern können, wenn eine konservative Kammermajorität sich zu scharfen reaktionären

Maßregeln hätte fortreißen lassen. Man befand sich eben damals, wie Döllinger sagte, „politisch genommen in einem kranken Zustande und in einem solchen kranken Zustande kann man nicht Gesetze machen, die bloß für einen vollkommen normalen politisch gesunden Zustand berechnet sind“. Er verkannte auch nicht, daß in dem Gesetzentwurfe Provisorisches vorliege; aber es sei dies in dem augenblicklichen kranken Zustande nicht anders zu machen; „nach wiedergekehrter Gesundheit des politischen Lebens kann der Gesetzgeber diese provisorischen Bestimmungen modificieren oder wegfallen lassen“. Lernos Vorwurf trifft daher nicht die damaligen, sondern die späteren Gesetzgeber, die ultramontanen voran. Indessen hat die damalige Kammer in der äußerst schwierigen Lage mit Ehren bestanden und Leistungen aufzuweisen, welche vom liberalsten Geiste eingegeben sind. Nicht alles, was von der Linken ausgeht oder begehrt wird, ist schon dieses Ursprungs wegen zweckmäßig und liberal, wie umgekehrt auch nicht alles, was eine konservative Majorität vertritt und beschließt, schon deswegen, weil es von ihr kommt, reaktionär sein muß. Die Namen eines Grafen Hegnenberg-Dux, eines Freiherrn Gustav von Lerchenfeld und eines Hirschberger, welche zur damaligen Majorität gehörten, bürgen allein schon dafür, daß diese keine prinzipiell reaktionäre war, und die Protestanten in ihr benahmen ihr auch den konfessionellen Charakter.

Im einzelnen beteiligte sich Döllinger an der tagelang fortgeführten Debatte über die verfahrene „deutsche Frage“, in der er sich als einen genauen Kenner der Geschichte des Frankfurter Parlaments, auch der geheimen Vorgänge innerhalb der Parteien desselben, erwies und seine eigene Stellung und Haltung in demselben darlegte. Die thatsächlichen Mitteilungen darüber sind schon angeführt, und es ist darum auf sie nicht wieder zurückzukommen. Die Verhandlung selbst war aus verschiedenen Gründen schwierig; denn einmal war durch

Vertrag vom 30. September 1849 eine neue provisorische Centralgewalt durch die Regierungen geschaffen worden, hatte Preußen einen Verfassungsentwurf vorgelegt, welcher Österreich aus Deutschland ausschließen sollte, und setzte Österreich seine zuwartende und ablehnende Politik fort; die bayerische Regierung aber, welche handeln mußte, hatte Schritte gethan ohne Zustimmung der Landesvertretung. Zweitens waren in der II. Kammer auch die Gegensätze des Frankfurter Parlaments vertreten: die äußerste Linke durch Kolb, Tafel, Stöcker, denen sich Fürst Wallerstein anschloß, die gemäßigte Linke durch Kirchgeßner ꝛc., und die großdeutsche Richtung durch Döllinger, Lasaulx, Sepp. Sie mußten notwendig aufeinanderplatzen. Während die gesamte Linke unter scharfer Mißbilligung der Haltung der Regierung beantragte, der König solle seine Regierung auf schleunigste Wiedereinberufung der Nationalversammlung hinwirken lassen, wollten die großdeutschen Elemente und die Majorität Billigung der Schritte der Regierung aussprechen und sie auffordern, zunächst auf die Verständigung Preußens mit Österreich und dann auf die von der Nation geforderte Einigung Deutschlands im Innern und nach außen hinzuwirken; das Ergebnis der Verhandlungen sollte die Regierung der Landesvertretung zur Kenntnisnahme und Zustimmung vorlegen. Es war nun aber klar, daß der Antrag der Linken, wie damals die Dinge lagen, undurchführbar und deshalb auch unpraktisch war, und daß die Regierung, wenn sie überhaupt mit einigem Nachdruck auftreten und handeln sollte, die Stände hinter sich haben mußte. Von diesem Gedanken: „Eintracht gibt Macht“, ging denn auch Döllinger in seiner Rede aus, und wurde die Majorität bestimmt, ihren Antrag zum Beschlusse zu erheben.

Ein anderer Gegenstand, an dem Döllinger sich lebhaft beteiligte, war die Gesetzesvorlage der Regierung über die Amnestie politisch Verhafteter, welche König Maximilian II.

in seiner Thronrede versprochen, die Regierung aber nicht als eine allgemeine, sondern als eine beschränkte aufgefaßt hatte. Die Linke forderte jene, die Majorität unterstützte diese. Natürlich mußte dabei auch auf die Ursache der politischen Ausschreitungen, die Anerkennung und Durchführung der Frankfurter Grundrechte und Reichsverfassung, eingegangen werden, so daß sich auch diese Debatte über das Frankfurter Parlament verbreitete. Döllinger, als er das Wort erhielt, stellte sich ebenfalls auf den Standpunkt, daß nur von einer beschränkten Amnestie die Rede sein könne; denn „wir haben es hier mit politischen Handlungen zu thun, die das Äußerste desjenigen erreichen, was in civilisierten Staaten überhaupt die Kategorie von Hochverrat, von Vergehen gegen den Bestand und die Existenz des Staates und der öffentlichen Ordnung in sich begreift" — ein Gedanke, dessen Begründung die ganze lange Rede an der Hand zahlreicher Belege gewidmet ist, untermischt mit Widerlegungen oder Korrekturen einzelner Äußerungen über die Vorgänge im Frankfurter Parlament. Mit besonderer Wärme nahm er sich aber der gravierten studierenden Jugend an: „Ich habe Gelegenheit gehabt," sagte er, „nähere Beobachtungen zu machen über die Art und Weise, wie sie verleitet worden ist, und wie der größte Teil derselben in dieser Lage wirklich unzurechnungsfähig war. Ich habe aus den Wahrnehmungen, zu denen die Nähe der Universitäten Heidelberg und Gießen bei Frankfurt Gelegenheit bot, durchaus die Überzeugung geschöpft, daß in der That die Verführung, durch welche die Jugend mit fortgerissen wurde, ich möchte sagen, die geistige Epidemie, die gleichsam in der Luft lag, etwas Unwiderstehliches hatte; es waren mitunter die tüchtigsten und bestgesinnten jungen Männer, die sich in einer Art unvermeidlichen moralischen Zwanges bei solchen Unternehmungen selbst an die Spitze stellten, ohne daß ihnen daraus ein besonderer Vorwurf erwachsen könnte, ohne daß man die Hand dazu

bieten dürfte, daß für sie später in ihrer künftigen Laufbahn irgend ein Nachteil aus dieser momentanen Verirrung entstände." Es solle ihnen daher auch in den Zeugnissen keine macula angehängt werden, „die in ihrer künftigen Laufbahn nachteilig auf sie einwirken und zu Hintansetzungen oder Verdächtigungen gegen sie benutzt werden könnte. Ich bin überzeugt, es gibt keine Klasse von Personen, welche eine vollständige Amnestie, wodurch alles bis auf die Wurzel ausgetilgt wird, mehr verdient, als die studierende Jugend."[19]) Die Kammer beschloß denn auch so.

Wie im Jahre 1846, als Döllinger das erste Mal Mitglied des Landtages war, stand auch jetzt wieder die Emancipation der Juden auf der Tagesordnung. Damals war die Kammer fast ohne Ausnahme der Ansicht, daß zwar eine Befreiung der Juden von verschiedenen lästigen Verordnungen stattfinden solle, aber keine Emancipation. Unterdessen war diese in Bayern selbst in beschränktem Maße, in anderen Ländern ganz unbeschränkt erteilt worden. Das Ministerium sah daher selbst ein, daß der letzte Schritt zur vollständigen Emancipation gethan werden müsse, und brachte einen darauf gerichteten Antrag ein. Wer solche Fragen nur mit Humanitätsphrasen löst, kommt leicht darüber weg; wer aber die dabei in Frage kommenden wirklichen Verhältnisse und die aus der Emancipation sich ergebenden Wirkungen ins Auge faßt, kann leicht zaghaft werden. Das Volk im ganzen wollte nichts von einer vollen Emancipation der Juden wissen, und die Übelstände, welche der jüdische Schacher allerorten im Lande hervorgerufen hatte, waren so schreiend, daß man mit Recht befürchtete, sie möchten auch an solche Orte getragen werden, welche bisher von jüdischen Niederlassungen verschont waren. Die Majorität ging daher sofort auseinander, und sogar die engeren Gesinnungsgenossen Döllingers, wie Ruland, Sepp 2c., traten in die schroffste Opposition, während andere wenigstens

den Gemeinden, in denen bis dahin keine Juden wohnten, das absolute Veto gegen ihre Niederlassung einräumen wollten. Sie fanden das um so billiger, weil man, wie Hirschberger auseinandersetzte, „bereits das Veto einem Teile der Christenbevölkerung gegenüber hatte, der weit größer ist, als der israelitische, nämlich das Veto bezüglich jener großen Anzahl tüchtiger Arbeiter, wohlachtbarer Kräfte, welche sich auf Lohnerwerb ansässig machen wollen. Es sind mehr als 60 000 erwachsene, ehrenwerte, der Berücksichtigungen in jeder Beziehung würdige Leute, und sie unterliegen alle dem Veto der Gemeinden. Wir wollen die Israeliten nicht besser stellen."

Döllinger stellte sich „offen und entschieden auf den Boden der Emancipation in der Judenfrage. Ich will die Emancipation der bayerischen Israeliten; ich will sie nicht in einem kleinen engherzigen Sinne, ich will sie allerdings weit, offen, entschieden, aber freilich nicht in der Weise, wie sie uns in dem Gesetzentwurfe vorgeschlagen wird. Ich glaube, daß der Herr Dompropst Allioli und ich in Deutschland die ersten Theologen sind, welche zu gunsten der Emancipation der Israeliten sich aussprechen; mir wenigstens ist es nicht erinnerlich, daß Theologen, katholische wie protestantische, in irgend einer deutschen Kammer Gelegenheit hatten oder dieselbe ergriffen haben, das Prinzip der Emancipation der Israeliten offen zu adoptieren. Ich fühle das ganze Gewicht der Verantwortung, die dadurch auf uns fällt. Ich fühle, daß viele in Bayern und über Bayern hinaus begierig sein werden, die Gründe zu wissen, die auch Männer unserer Stellung bestimmen können, entschieden zu gunsten der Emancipation der Israeliten aufzutreten."

Ihre Gründe seien aber nicht die Forderungen der Humanität, des Fortschritts, des Zeitgeists u. s. w., sondern die soziale Notwendigkeit, in der man sich jetzt einmal befinde. Ihre Lage komme ihm vor wie die der Römer zur Zeit des Sulla und Marius. Man verweigerte den sog. italischen

Bundesgenossen das von ihnen geforderte römische Bürgerrecht, ließ es zum Kriege kommen und mußte schließlich ihnen doch das Bürgerrecht gewähren. Zum Kriege werde es bei uns natürlich darüber nicht kommen, aber die uns drohenden Gefahren sind teils materielle, teils geistige. Schon seit dreißig Jahren habe der Bundestag den Juden wenigstens eine allmählich durchzuführende Gleichstellung mit den christlichen Deutschen versprochen. „Aber leider, wie der Bundestag keine seiner Aufgaben erfüllt hat, so ist auch diese unerfüllt geblieben.“ Nun sollen wir in der elften Stunde ein Gesetz über die Emancipation votieren, das aber nicht viel mehr als ein Prinzip ausspricht und zugleich das umfassendste Vertrauensvotum für die Regierung enthielte, indem wir es ihrer Diskretion überließen, welchen Gebrauch es von dem Prinzip machen würde. Die Ministerien aber wechseln ...

Aus seinem Gesichtspunkte von der sozialen Notwendigkeit gebe er alle gehässigen privatrechtlichen Ausnahmegesetze preis, und sei er bereit, die Zulassung zu den öffentlichen Ämtern zu gewähren und dafür zu stimmen. Die Debatte habe sich bisher nur um die Ansässigmachung der Juden gedreht, aber man müsse auch ins Auge fassen, daß es sich um mehr handle, nämlich auch um ihre Zulassung zu den Gemeindeämtern, zur Administration, „zu jener großen Macht, welche bisher immer noch in Bayern besteht trotz aller Ausfälle auf die Bureaukratie ..., die hier laut geworden“. „Auch zu den richterlichen Stellen müssen wir sie wenigstens in einem gewissen Grade zulassen; wir werden nur einzelne Beschränkungen hier, wenn überhaupt, anbringen können; im allgemeinen aber das Prinzip der Zulassung auch zu diesen Stellen doch wohl annehmen müssen“. Dazu komme das große und einflußreiche Gebiet des Lehramtes der öffentlichen Lehrstellen von unten bis hinauf zu der Universität, und er sei bereit, die Israeliten künftig in Bayern auch zu den Lehrstellen an den Universität zuzulassen.

Dagegen habe er doch auch einige Bedenken. Man habe eingewendet, durch die Emancipation der Juden würde der christliche Staat vernichtet. Und auch „ich kann den christlichen Staat nicht mehr in dem Sinne festhalten, daß die Organe der Staatsgewalt oder überhaupt die Träger der öffentlichen Ämter sämtlich zum christlichen Bekenntnisse gehören müßten. Ich muß also zugeben, daß der künftighin christliche Staat in seinen öffentlichen Funktionen auch durch solche vertreten werde, welche nicht Christen sind. Ich für mich finde darin keine Schwierigkeit. Ich habe den christlichen Staat in diesem Sinne nie verstanden". Auch nicht einmal die Modifikation Heine, daß die Anstellung der Israeliten künftig bloß nach der Proportion der Bevölkerung stattfinden solle, kann ich mir aneignen. Mit der Öffnung der Pforten des Staatsdienstes erlassen wir gewissermaßen eine öffentliche authentische Einladung an die befähigten jungen Israeliten, sich dieser Laufbahn zu widmen, geben wir ihnen sozusagen ein jus quaesitum, und können wir nicht mehr als billigen Maßstab die Proportion der Bevölkerung bestimmen. Man kann ihn hier so wenig, als bei den Katholiken und Protestanten anwenden, und hat in Bayern immer die Anstellungen nach der Befähigung, nie nach den Konfessionen vorgenommen, und wenn es geschehen ist, so war es ein Ausnahmezustand, der normale Zustand war es nicht und soll es nicht sein.

Er wolle nun aber auch die Schwierigkeit nicht verschweigen, daß bei uns noch das Staats- und Kirchenwesen aufs engste miteinander verbunden, die Organe der Staatsgewalt und namentlich die Landrichter jetzt noch unermeßlichen Einfluß aufs Kirchenwesen haben. „Wie soll es künftig damit werden?" Das vorgelegte Gesetz sagt nichts darüber, und vom Ministertisch wurden wir darauf vertröstet, daß wir uns noch mit der Frage des Verhältnisses vom Staat zur Kirche zu beschäftigen haben werden. Wir sollen also ein neues Ver-

trauensvotum geben, oder vielmehr die Minister bekennen, daß sie „um kein Haar klüger sind, als wir“. Es wäre daher vielleicht billig, schon hier einen Vorbehalt zu machen, damit man uns nicht später den Vorwurf mache, wir schüfen ein Ausnahmegesetz.

Er sei aber „nicht gemeint, den christlichen Staat von seiner anderen Seite preiszugeben, nämlich den Staat mit seinen christlichen Institutionen, mit seinem christlichen Geist, von dem er entweder bereits durchdrungen ist, oder immer mehr durchdrungen werden soll“. Dies wollen nicht einmal die angesehensten Israeliten, so z. B. nicht Riesser, Deputierter der Frankfurter Nationalversammlung, der sich mehrmals, auch in Schriften, bestimmt ausgesprochen habe: so dürfe die Emancipation durchaus nicht verstanden werden, daß dadurch im geringsten in der christlichen Richtung des Staats etwas geändert werden oder eine Bresche in dieselbe gemacht werden solle. Z. B. das Institut der Monogamie haben die Juden vom Christentum, denn sie haben kein allgemeines Gesetz hierüber. „Die Polygamie war unter den Rabbinern in Frankreich eine Zeitlang Regel, unter den Juden überhaupt zulässig, und noch vor kurzer Zeit ist in der Nähe von Frankfurt der Fall vorgekommen, daß ein Mann sich gegen den Rabbiner seines Ortes damit verteidigte (er hatte nämlich gleichzeitig drei Weiber), es gebe gar kein jüdisches Gesetz, welches die Vielweiberei verbietet, sie sei ja erlaubt ...“

Allerdings werden Juden, welche in den Staatsdienst treten, schon keine vollkommen ihrem Gesetze treuen Israeliten mehr sein können; allein diese können uns sagen: das sei ihre Sache, und auf diesen Standpunkt stelle auch er sich. Auf der andern Seite gebe es hier auch bereits einen neutralen Boden, auf dem man von beiden Seiten zusammenkommt. Denn „da man im übrigen ziemlich gleichgestimmt und bezüglich der Religion beiderseits indifferentistisch gesinnt ist, so

ist die Hauptscheidewand gefallen und die Stammesverschiedenheit nur noch ein zufälliger Umstand, welcher den Israeliten gar nicht zum Nachteil gereichen soll". Es kommt auch gar nicht darauf an, „daß diese Zahl noch um einige vermehrt wird". Ein Recht, die Zulassung von uns zu fordern, haben wir gewissermaßen den Israeliten schon dadurch gegeben, daß wir ihnen freigebig alle Mittel und Resourcen unserer deutschen wissenschaftlichen Bildung geöffnet haben. Das sehr bedenkliche Phänomen wäre nicht eingetreten, „daß eine so bedeutende Anzahl begabter und gebildeter Israeliten durchaus auf seiten der Gegner der politischen Ordnung, auf seiten der destruktiven, radikalen Partei sich gestellt hat, und namentlich durch ihre Thätigkeit in den Tagesblättern und Journalen diese Richtung so wesentlich fördert". Wenn dieser unnatürliche Zustand fallen wird, hoffe auch ich, daß wirklich eine Versöhnung dieser Klasse von Israeliten mit unserer staatlichen Ordnung hergestellt werden könne. Holland biete dafür ein Beispiel . . .

Unsere Debatte war bisher eine Debatte der Hoffnung; „wir haben, um mit den Persern zu reden, den Teppich der Hoffnung ausgebreitet und die Pfeife der Erwartung geraucht." Man meinte, die Israeliten möchten sich dann endlich bewogen fühlen, aus ihrer schroffen Abgeschlossenheit herauszutreten, und wir würden diesen anorganischen Teil in unserm Staatskörper noch absorbieren. Diese Hoffnung teile ich nur in Bezug auf die Staatsämter, in anderer Hinsicht bin ich aufs entschiedenste vom Gegenteil überzeugt, aus Gründen, welche, wie ich glaube, etwas schwer widerlegt werden dürften. Und diese Gründe, aus umfassendem, gelehrten Material geschöpft, werden nun in ähnlicher Weise, wie schon im Landtage 1846/7 ausführlich dargelegt, wobei er auch auf den Abg. Sepp zu sprechen kam, von dem „ich zu meinem großen Leidwesen gestern zum zweitenmal eine Rede voll der schärfsten Anklagen habe hören müssen, in welcher alles nur in den düstersten Farben

dargestellt wurde, in welcher nur Schatten und gar kein Licht zu finden war. Es hat mir dies um so weher gethan, als dies von einem historisch gebildeten Mann kam, der als Historiker auch hier lieber dem obersten Gesetze der historischen Gerechtigkeit hätte folgen sollen. Es ist notwendig, daß hier solchen wohl allzuweit ausgedehnten Beschuldigungen entgegengetreten werde, daß auf die ganz entgegengesetzten Erfahrungen, die wir alle gemacht haben, hingewiesen werde, auf die Erfahrungen, daß auch unter den Israeliten Wohlthätigkeit, auch gegen Christen, nicht bloß hie und da, sondern häufig zu finden ist, und daß vielleicht jeder von uns imstande ist, Beispiele hievon anzuführen. Es ist dort die Beschuldigung erhoben worden, daß geradezu ganz allgemein die Israeliten sich dem revolutionären Treiben hingegeben hätten, ein Vorwurf, von dessen Ungerechtigkeit ich fest überzeugt bin. Ich möchte den geehrten Redner mir gegenüber erinnern, daß er selbst ganz andere Erfahrungen in Frankfurt gemacht hat, daß von den drei jüdischen Abgeordneten zwei ausgezeichnete, unter ihren Stammesgenossen hoch angesehene Männer entschieden von Anfang bis Ende auf der konservativen Seite standen, und daß der Eine von ihnen [Riesser] mit großem Talente die konservative Sache gegen die radikale Partei verfochten hat, und daß unter den Abgeordneten nur Einer war, der auf die Seite der radikalen Partei sich gestellt hat. Ich erinnere ihn daran, daß jener selbe Mann es war, auf den die Israeliten allerdings stolz zu sein Ursache haben, der selbst im Verfassungs-Ausschusse gegen die engherzigen Ansichten anderer die Grundsätze der Freiheit der Kirche, nicht bloß der jüdischen, auch der christlichen vertreten hat. Ich erinnere ihn, daß, wenn er das Beispiel Rothschilds anführt, er auch, wenn er gerecht hätte sein wollen, hätte bemerken sollen, daß ganz zur selben Zeit der Schwager desselben in seinem Testamente eine außerordentlich große Summe sämtlichen, nicht bloß jüdischen, sondern

auch christlichen Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt London vermacht hat."

Der Schluß der langen Rede ist der Unterstützung des Antrags Hirschberger gewidmet, an welchem er so festhielt, daß er, als derselbe verworfen war, lieber gegen das ganze Gesetz, das mit 91 gegen 40 Stimmen angenommen wurde, stimmte. Er gab jedoch zugleich an der Spitze von 32 anderen Abgeordneten die Erklärung ab, daß sie, einverstanden mit der „Zulassung zu öffentlichen Ämtern im allgemeinen und der Beseitigung der politischen, privatrechtlichen und prozessualischen Ausnahmegesetze, bloß darum gegen das Gesetz gestimmt haben, weil ihnen nach Verwerfung der Hirschberger-Breitenbach'schen Modifikation die Rechte der Gemeinde nicht genügend gesichert erschienen."

Durch dieses Auftreten hatte Döllinger manchfach angestoßen, und Sepp trägt noch heute den Groll darüber in seinem Herzen. Er geriet aber auch in immer stärkeren Widerspruch mit der kurialistisch-jesuitischen Anschauung, welche gerade um diese Zeit Pius IX. unter dem steigenden Einflusse der Jesuiten überall zur Geltung zu bringen anfängt. Der moderne Staat sollte vernichtet und an seiner Stelle der theokratische errichtet werden. Schon 1851 hieß es in § 1 des spanischen Konkordats: „Die katholische, apostolische, römische Religion fährt mit Ausschluß eines jeden anderen Kultus fort, allein die Religion der spanischen Nation zu sein." In einem Schreiben vom 21. Februar 1852 an den Großherzog Leopold II. von Toskana forderte Pius IX., daß in der Verfassung Toskanas die politische Gleichberechtigung der Juden und Akatholiken gestrichen werde; die politische Gleichberechtigung derselben mit den Römisch-Katholischen vertrage sich nicht damit, daß die katholische Religion als die Staatsreligion proklamiert werde, denn durch sie würde die Existenz anderer Kulte als legal erscheinen, oder wenigstens als indifferent. Und in dem

gleichen Jahre mußte unter demselben Einflusse den israelitischen Ärzten in Toskana die ihnen längst gestattete ärztliche Praxis wieder entzogen werden. Die zahlreich in den folgenden Jahren abgeschlossenen Konkordate suchten diesen Anschauungen immer breiteren Boden zu gewinnen, bis sie endlich im Syllabus (1864) als Quasi-Glaubenssätze verkündigt wurden.

Welchen Eindruck die Verhandlungen über die Juden-Emancipation in der bayerischen Kammer nach einer anderen Seite hervorbrachten, geht noch aus einem Briefe des Buchhändlers Mor. Veit in Berlin an Döllinger, seinen Kollegen im Frankfurter Parlament, hervor. Er war im Begriffe, die Regesta Rom. Pontificum von Jaffé herauszugeben, und fährt nach der Erzählung der Veranlassung dieses Werkes fort: „... Als ich vor 3½ Jahren den Vertrag mit Jaffé abschloß, war es das Interesse an der litterarischen Bedeutung dieses Werkes, das mich reizte; jetzt, nachdem die Stürme des vorigen Jahres die Gewohnheit des Studiums so mächtig erschüttert und mein Geschäft tiefer als irgend eine andere gewerbliche Thätigkeit getroffen haben, jetzt, wo ich bald an die Ausführung schreiten soll, steigen Zweifel in mir auf, die Sie, verehrter Herr, mir vielleicht werden lösen können. Zuerst: wie schütze ich den Autor sowohl wie die Verlagshandlung vor Nachdruck? Der Schutz innerhalb Deutschlands reicht hier natürlich nicht aus, da diese Regesta in Dublin und Neapel nachgedruckt werden können. Der Schutz müßte unter irgend einer Form von seiten der katholischen Kirche kommen, doch über diese Form selber bin ich im unklaren. Ein Rechtsschutz, wie der Staat ihn gewährt, wird es nicht füglich sein können, vielleicht aber eine Appellation an die Gewissenhaftigkeit der Mitglieder der Kirche, das wohlerworbene Eigentum derjenigen nicht anzutasten, die durch ihren Fleiß und ihren Unternehmungsgeist ein Werk hergestellt haben, das auch der Kirche Nutzen gewährt, indem es der Wissenschaft einen großen Dienst

leistet. Die jüdische Litteratur hat sich seit Erfindung der Buchdruckerkunst mit diesem Palliativ beholfen; die Ansprache irgend eines berühmten Rabbi, nicht selten bis zur Drohung der Exkommunikation gesteigert, im Falle der Ermahnung zuwider gehandelt würde, hat dem geistigen Eigentum leiblichen Schutz gewährt, mindestens hat dies moralische Mittel auf einen räumlichen Umkreis gewirkt, der durch keinen Staatsverband zu beherrschen war, indem es gleichmäßig in Spanien, Italien, Deutschland und Polen gewirkt hat. Wäre ein ähnlicher Schutz von seiten der kath. Kirche zu erreichen? Könnte er von irgend einem angesehenen Bischof ausgehen, oder würde er beim Papste nachgesucht werden müssen? Oder unter welchen Bedingungen wäre er zu gewinnen?

„Lassen Sie mich Ihnen endlich aufrichtig gestehen, daß die letzten Verhandlungen der bayerischen Kammer über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten mich eine Unduldsamkeit gerade von seiten der Katholiken haben kennen lehren, an deren Existenz ich nicht mehr geglaubt habe. Nicht daß ich davon im geringsten verletzt wäre! Denn ich habe nachgerade gelernt, menschliche Dinge weder zu belachen noch zu beweinen. Außer anderen wichtigeren Folgerungen aber, die ich aus der unleugbar vorhandenen Thatsache unauslöschlichen Hasses und Mißtrauens gegen meine Glaubensgenossen von seiten der Koryphäen der Kirche habe ableiten müssen, ist mir auch für die Regesta bange geworden. Denn den Umstand, daß sie von Akatholiken und sogar von Juden ausgehen — denn auch der Autor ist ein Jude — habe ich freilich früher nicht in die Wagschale gelegt; nach den neuesten Erfahrungen aber muß ich fürchten, daß man eben deshalb dem Werke von vorneherein mit Argwohn begegnen und ihm vielleicht die Debitswege in katholischen Ländern erschweren wird.

„Bei Ihnen, verehrter Herr, wollte ich Rat suchen. Sie haben sich als einen Mann bewährt, der über den Leiden-

schaften seiner Partei erhaben ist, der sich aber auch über diese Leidenschaften selber keine Täuschung macht. Ich darf Sie vielleicht ersuchen, mich recht bald mit einer Antwort zu erfreuen" (1849, Dez. 31.).[17])

Erst nach einem Monat bei der Verhandlung über das Versammlungs- und Vereinsrecht griff Döllinger wieder zum Wort, zunächst veranlaßt durch eine eben vernommene Rede gegen den Regierungsentwurf, mit dessen Hauptrichtung, nicht aber sämtlichen Bestimmungen, er sich einverstanden erklärte. Wir leiden — äußerte er — in ganz Deutschland und auch in Bayern an einem großen Übel, um dessen willen dieses Gesetz eine, wenn Sie wollen, traurige, aber immer eine Notwendigkeit geworden ist, — an der Existenz allgemeiner politischer Vereine. Wohlgeordnete und wahrhaft freie Staaten, wie England, kennen, wie bereits ein Redner hervorgehoben hat, keine solche allgemeine politische Vereine, sondern nur Vereine, welche sich speziellen Zwecken und Aufgaben widmen und wenn diese gelöst sind, sich wieder auflösen. Bei uns aber sind gerade diese allgemeinen politischen Vereine die überwiegenden, welche eine ganz abnorme Macht ausüben, die bereits die schlimmsten Früchte getragen hat und für die Zukunft uns mit noch schlimmern bedroht. Alle solche allgemeine politische Vereine haben ihrer Natur nach keine andere Tendenz, wenn sie dies auch vor dem Publikum nicht eingestehen, wenn selbst die Führer sich dessen nicht ganz bewußt sind, als sich an die Stelle der Regierung zu setzen, eine Nebenregierung zu konstituieren. Darum hat auch Washington, der Gründer der amerikanischen Freiheit, als er sich vom öffentlichen Leben zurückzog, im Jahre 1796 in seiner Abschiedsadresse an das Volk der Vereinigten Staaten vor solchen Vereinen ausdrücklich gewarnt.

Es ist allerdings, wie dem Gesetzentwurf vorgeworfen wurde, teilweise — richtig verstanden — nicht unwahr, daß

durch ihn die Polizei zu einer allgewaltigen Macht erhoben werde, und daß alles unter Politik subsumiert werden könne und also das Vereinsleben überhaupt auf solche Weise großen Beschränkungen unterworfen werde. „Leider befinden wir uns aber politisch genommen in einem kranken Zustande und können in einem solchen kranken Zustande nicht Gesetze machen, die bloß für einen normalen politisch gesunden Zustand berechnet sind. Das ist es, was wir so häufig übersehen ... Es liegt gewiß wie in unseren Gesetzen so in diesem Gesetzentwurfe Provisorisches vor, aber es ist eben Aufgabe und Pflicht des Gesetzgebers im jetzigen Moment, manche Bestimmungen aufzunehmen, die auf den gegenwärtigen kranken Zustand berechnet sind; damit ist aber noch nicht die Möglichkeit abgeschnitten, daß nach wiedergekehrter Gesundheit des politischen Lebens der Gesetzgeber diese provisorischen Bestimmungen modifiziert oder wegfallen läßt.“ In Deutschland nehmen unter den gegebenen Umständen freilich fast alle Vereine, willkürlich oder unwillkürlich, eine politische Färbung an. Wir haben davon ein schlagendes Beispiel an der bekannten Germanistenversammlung, welche die Schleswig-Holsteinische Frage zu einer Frage der ganzen Nation machte. Die politischen und politisierenden Vereine selbst in ihrer vagen allgemeinen Richtung machen ihre Überwachung durch die Polizei notwendig und sind dafür verantwortlich, da sie immer die Regierung beherrschen und sich neben die Regierung setzen wollen. „Wollen wir denn die Thatsache übersehen, daß gegenwärtig noch ein Zusammenhang mit auswärtigen Oberen bei gewissen politischen Vereinen stattfinde? daß manche unserer politischen Vereine, wenigstens vor kurzem noch, Instruktionen von außenher empfangen haben? ...“ Da glaubte auch Fürst Wallerstein der „geehrten und geistreichen Stimme ihm gegenüber“ dafür „großen Dank“ aussprechen zu sollen, daß sie „diese Erscheinung dadurch erklärte, daß wir in einem politischen

Provisorium begriffen, also auch provisorische Gesetze zu machen gezwungen sind." Er werde sie aber beim Worte nehmen, wenn es sich in einem späteren Paragraphen um die rein wissenschaftlichen und rein religiösen Vereine handle, welche sich gar gewaltig in die Politik mischen. In der That wurde die Debatte in dieser Richtung fortgesetzt, indem eine Interpellation an die Regierung gerichtet wurde: „In welcher Weise sie die schon bestehenden und noch sich bilden werdenden religiösen Vereine, z. B. Pius-, Vincentius-, Bonifatius- rc. Vereine zu behandeln gedenkt, da in vorliegendem Gesetzentwurfe keine Erwähnung davon geschieht," und darauf der Minister von der Pfordten erklärte: „An und für sich ist ein religiöser Verein, der sich mit nichts anderm beschäftigt als mit den innern Angelegenheiten der Kirche, unserer Überzeugung nach kein politischer Verein; aber er kann es jeden Augenblick werden, wenn er sich mit politischen Dingen beschäftigt", z. B. mit dem allgemeinen Verhältnisse von Kirche zu Staat. Und das war auch Döllingers Standpunkt. Denn als Fürst Wallerstein eine Modifikation einbrachte, daß alle religiösen Vereine als politische behandelt werden sollen, erklärte er: „Es ist wahr insofern als die sogen. Pius-Vereine sich mit der Frage von dem Verhältnis der Kirche zum Staate beschäftigen, fallen sie unter die Kategorie derjenigen Vereine, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, und ... so muß ich also zugeben, daß allerdings die Pius-Vereine ... unter die Bestimmungen des Gesetzes, welche für diese Klasse gegeben werden sollen, fallen müssen." Aber um so entschiedener verteidigte er den rein religiösen Charakter des Bonifatius-Vereins, den er auch für den Gustav-Adolf-Verein in Anspruch nahm. Einmal beim Worte, sprach er aber zugleich noch über andere in die Debatte einschlägige Fragen, zunächst über die damaligen „allgemein politischen Vereine, die an manchen Orten einen wahren Terrorismus ausübten durch

ihre Zügellosigkeit und durch die Schwäche der Regierungsbehörden, die eingeschüchtert, zum Teil selbst mit dem Bestreben dieser Vereine einverstanden, es an allen zu Gebote stehenden Mitteln der Repression und Beschützung der Bewohner einer Stadt fehlen ließen. Wer vor mehreren Monaten eben in Bamberg sich befunden hat, kann darüber Aufklärung geben, wie es in dieser Stadt ausgesehen hat, welches Gefühl damals die Mehrzahl der Bewohner Bambergs erfüllte, daß es ihnen am Ende erträglicher gewesen sein würde, unter dem schlimmsten Despotismus, oder, wie ein Bamberger sich ausdrückte, lieber unter der russischen Knute zu stehen, als unter der terroristischen Herrschaft der sogen. Märzvereine ..." Es stehe also die rechtmäßige Freiheit der Majorität gegenüber der Freiheit oder Willkür der Minorität, welche sich in den politischen Vereinen sammle. Der Fürst Wallerstein stelle immer der Bureaukratie den sogen. nur vermeintlichen Rechtsstaat gegenüber. „Die Bureaukratie besteht nicht bloß in einer gewissen Richtung oder Form von Beamtenthätigkeit, sondern die Bureaukratie hat ihre Basis und den Grund ihrer Existenz in dem Zustande einer ganzen Bevölkerung, der Gesinnung und den Neigungen einer Nation ... Wenn in Deutschland die Masse des Volkes innerlich bereits dem ganzen bureaukratischen Regimente abgekehrt wäre, und davon durchdrungen wäre, daß eine andere Ordnung der Dinge an dessen Stelle treten soll, wenn ein solcher öffentlicher Geist vorhanden wäre, wie in England, ... so würde es mit der Bureaukratie bei uns in Bayern wohl bald ein Ende haben." Das sei aber nicht einmal bei denen der Fall, welche gegen die Bureaukratie sprechen. Wie tief die Neigung zur Bureaukratie noch im Volke stecke, zeige der Umstand, daß gegenwärtig an der Universität München 700 Juristen gegen 500 vor wenigen Jahren vorhanden sind. Sie alle rechnen auf die Fortdauer der Bureaukratie. Aber auch die allgemein politischen Vereine, wenn

sie oder ihre Führer zur Regierung gelangten, würden die Bureaukratie nicht beseitigen; sie würde vielmehr unter ihnen erst in rechter Blüte stehen. „Dafür haben wir ein schlagendes Beispiel an dem vormaligen Reichsregenten Vogt, der ... den Plan eines Gehilfen, den Gemeinden die Selbstverwaltung einzuräumen, unwillig als eine unbegreifliche Thorheit bezeichnete und in einem Briefe, der in öffentlichen Blättern und auch in dem Berichte des H. Coll. Prinz zu lesen ist, äußerte, das einzige Mittel zu regieren sei, die Gemeinden mittels der Napoleonischen Gemeindeordnung so in Händen zu behalten, daß die Regierung machen könne, was sie wolle ... Wie gesagt, sie würden unmäßige Bureaukraten sein, weil jede revolutionäre Regierung, wie die Geschichte der letzten 50 Jahre zeigt, notwendig bureaukratisch zu Werke gehen muß; sie kann nicht anders."

In diesem Zusammenhange kam es Döllinger ganz gelegen, daß ein neuer Landvolkverein unter Beilage gedruckter Satzungen einige Eingaben an die Kammer gerichtet hatte, und daß auch Fürst Wallersteins Name unter den Satzungen stand. Der Verein wollte „das gesamte Landvolk Bayerns in seinen Kreis ziehen und also zu einer großartigen Gesellschaft organisieren." In Bezug auf ihn führte nun Döllinger aus: „Als erste Aufgabe, welche dieser Volksverein sich stellt, ist bezeichnet ‚die Wahrung der Märzerrungenschaften'. Wir alle wissen, was von einer gewissen Seite unter Märzerrungenschaften begriffen wird, wie weit diese Kategorie sich ausdehnt ... Weiter ist als die nächste Aufgabe ... ausgesprochen: ‚Aufrechthaltung der Gesetze nicht bloß nach unten, sondern vorzugsweise zur Beachtung der Gesetze von seiten der Staatsdiener, und dann Schutz gegen Bedrückungen durch Amtswillkür'. Nun vergegenwärtigen Sie sich den Operationsplan ... Also unser Landvolk soll organisiert werden zu einem großen politischen Vereine, ... um darüber zu wachen,

daß die Staatsdiener aller Kategorien vom Minister an, bis herab zu den letzten Landgerichtsbeamten, alle die Gesetze beobachten, ... um sich und andere gegen Bedrückungen durch Amtswillkür zu schützen. Sie sehen, ... das Landvolk soll sich konstituieren zum allgemeinen Wächter über die Staatsbehörde, zur kontrollierenden Vereinsbehörde über das Ministerium zuerst, dann über die Kreisregierungen, und so fort weiter hinab über die Landgerichte! Unsere Bauern werden also künftig regelmäßig zusammenkommen müssen, um in den Wirtshäusern oder Vereinslokalen Vorträge zu hören von Dorfagitatoren oder Winkelagenten über Gesetzesübertretungen, die ein Minister sich hat zu Schulden kommen lassen, über die Übergriffe der Regierungen und besonders, was hier häufigen Anklang finden wird, über die Tyrannei, die Amtswillkür, die Bedrückungen der Landgerichte u. s. w. Jeder Bauer, der diesem Vereine beitritt, zahlt bei dem Eintritte laut der gedruckten Satzungen ... sechs Kreuzer, und dann von Vierteljahr zu Vierteljahr ebenso sechs Kreuzer, also im ganzen Jahr 24 Kreuzer. Wird dieser Verein über ganz Bayern verbreitet bis in alle Dörfer, so gibt dies eine ansehnliche Revenue und stellt den Führern Mittel zu Gebote, mit denen sich in Bayern etwas anfangen läßt. Auch ergibt sich eine Aussicht für manche, sonst Brotlose oder Herabgekommene, für Advokaten ohne Klienten, für Doktoren ohne Patienten, für Verschuldete u. dgl." Die Führer aber erlangen ein nicht unansehnliches Stellenpatronat und können damit auch andere Zwecke fördern und erreichen. Die nächste Wirkung dieses Vereins wird sein, daß er eine großartige Anstalt zur Demoralisation unseres Landvolkes werden wird. Denn unsere Landbewohner, die ihre Zeit bisher mit Arbeit hinbrachten, müssen jetzt einen guten Teil ihrer Zeit im Wirtshause der neuen Beschäftigung widmen, werden von der Arbeit abgezogen und in der Neigung zum Trunke bestärkt; sie werden im gleichen Maße mehr und

mehr in Armut versinken, und ein neues Landproletariat wird entstehen, während wir bereits ein Stadtproletariat haben, das für den Staat bedenklich genug ist. „Ich weiß nicht, ob die Unternehmer und Urheber des Vereins und seiner Satzungen sich alle Folgen klar gemacht haben, ich weiß auch nicht, wer die Urheber sind, — zufällig steht die Unterschrift des Hrn. Fürsten von Wallerstein unter dem Exemplare der Vereinssatzungen, welches der hohen Kammer vorgelegt worden ist . . .“

Natürlich schnellte Fürst Wallerstein so rasch wie möglich empor, um gegen Döllinger das Wort zu ergreifen, worauf ihm dieser selbstverständlich mit gleicher Münze heimzahlte. Doch diese noch mehrere Sitzungen fortgeführte Polemik würde zu weit führen. Es sei aus dieser Debatte nur noch angeführt, daß Döllinger sehr energisch bei dem Artikel: „Frauenspersonen und Minderjährige können weder Mitglieder politischer Vereine sein, noch den Versammlungen derselben beiwohnen“, gegen die Zulassung der Minderjährigen auftrat. „Nicht in Bezug auf Frauenspersonen, wohl aber in Bezug auf die Minderjährigen ist eine sehr wesentliche Gefahr vorhanden . . . Es bestehen gegenwärtig in einem bedeutenden Teile Deutschlands Turnvereine, gleichfalls mit Affiliation ziemlich weit verbreitet.“ Viele von ihnen haben sich zu politischen Vereinen entwickelt, und in sie werden Knaben mit 14, 15 Jahren aufgenommen und dann in die politischen, sehr weit aussehenden Tendenzen eingeweiht. Zudem hat kürzlich das Organ der fränkischen Demokratie mitgeteilt, „daß am Sitze des Hauptortes des Arbeiterbildungsvereins eine Allianz geschlossen worden sei zwischen dem dortigen Turnvereine und eben diesem Arbeiterbildungsvereine. Wir kennen die politische Richtung des Arbeiterbildungsvereins und sehen aus dieser Allianz, was beabsichtigt wird.“ Diejenigen Herren, welche mit mir in Frankfurt waren, wissen, daß die Mitglieder der Turnvereine

von Hanau und der ganzen Umgegend von Frankfurt einen Hauptanteil an jenem Trauerspiele des 18. September und den dabei vorgefallenen politischen Morden genommen haben. Ein Vater hat mir erzählt, daß er seinen Sohn, der noch auf dem Gymnasium studierte und, obwohl erst 16 Jahre alt, Mitglied des Turnvereins war, umsonst beschworen habe, ihm zu sagen, welches Versprechen man ihm abgenommen habe. Derselbe habe ihn gebeten, nicht weiter in ihn zu drängen, denn man habe ihm den Schwur des Schweigens abgenommen. „Wollen wir diese Anstalt der moralischen Verpestung, der politischen Irreleitung der heranwachsenden Generation etwa auch in Bayern ruhig gewähren lassen?"

Und hiebei erhielt Döllinger eine kräftige Unterstützung durch Gustav von Lerchenfeld, welcher aus einem Schriftstück aus „Bamberg den 27. Mai 1849" nachwies, daß die politischen und Märzvereine sowie die Arbeitervereine der drei fränkischen Provinzen sich nicht bloß eine hierarchische, sondern auch eine Wehrverfassung zur Durchführung der deutschen Reichsverfassung nebst Wahlgesetz allenfalls mit den Waffen gaben, und daß sie überdies in ihren Beschlüssen sagten: „Diese Wehrmannschaften sollen sich womöglich an ein gesetzlich sanktioniertes und dem aufgestellten Zwecke nicht entgegenstehendes militärisches Korps anschließen."[18])

Es sollen jedoch aus dieser Debatte nur noch einige Döllingers Anschauungen scharf kennzeichnende Äußerungen hervorgehoben werden. Die Linke hatte auch auf England, wo die Vereine sich ungescheut affiliieren, unter allen Umständen, und namentlich auf Irland und die dortigen Vereine hingewiesen. Darauf hatte schon Lerchenfeld erwidert: „Wie groß der Unterschied zwischen den Verhältnissen Irlands, Englands und zwischen den unsrigen ist, ist schon zu oft erwähnt worden, als daß ich darauf zurückkommen sollte. Es hat nur einen O'Connell gegeben, und nur diesem Mann war es

gegeben, die Massen nicht nur in Bewegung zu setzen, sondern sie auch wieder zurückzuhalten in dem Moment, wo sie schon das Gesetz zu überschreiten im Begriffe standen. Möge niemand sich zumuten, das Gleiche leisten zu können. Ein Genius, wie O'Connell, wird in einem Jahrtausend nur einmal geboren. Wenn darauf hingewiesen wurde, daß er selbst ein irisches Parlament zusammenberufen wollte, so bemerke ich, daß er allerdings einen Versuch hiezu gemacht hat, daß aber in demselben Moment die Regierung dagegen eingeschritten ist." Es kam jedoch auch Döllinger auf diese Erscheinung zurück, und es ist interessant, ihn, der kein Freund von O'Connells Repeal-Bewegung gewesen sein soll, über diesen Mann zu hören. Er sagte: „Es war zu erwarten, daß uns dasjenige Beispiel, welches allerdings in Bezug auf das Vereinswesen das glänzendste und bestechendste ist, vorgeführt und gleichsam als Schild des politischen Vereinswesens vorgehalten werden würde, nämlich das Beispiel des bis zu einem gewissen Grade mit dem glänzendsten Erfolge gekrönten politischen Vereins in Irland, an dessen Spitze der irländische Agitator stand. Ich halte in der That kaum etwas für täuschender und trügerischer, als die Zusammenstellung eines Vereins, wie der irische war, mit dem Vereinswesen, welches sich bei uns entwickelt hat. Aber ich gehe nicht einmal so weit, als Herr Frh. von Lerchenfeld gegangen ist, und berufe mich nicht auf die überragende Größe und Genialität O'Connells, sondern ich frage, warum hat das irländische Vereinswesen auf dem ganzen Kontinent so viel Sympathien gefunden? Weil ein höchst unnatürlicher Zustand dort war, von dem jedermann überzeugt war, daß er nicht fortbestehen könne, weil es sich um nichts Geringeres als um die politische, ja fast um die physische Existenz einer ganzen Nation handelte. Man kann einen Verein, der nichts anderes will, als die Befreiung einer ganzen Nation von den allerdrückendsten Lasten und Mißbräuchen nicht vergleichen mit

denjenigen Vereinen, mit welchen wir es zu thun haben.“ Nirgends in Deutschland, ja auf dem ganzen Kontinent ist ein Fleck Erde, wo gleiche Verhältnisse wären und gleiche Vereine hervorrufen könnten. „Was war nun aber — das ist auch für unsern Gegenstand von Wichtigkeit — was war die Folge dieses Vereins und der von O'Connell unternommenen Agitation? ... Daß O'Connell förmlich Herr und Meister eines großen Landes wurde, und daß im englischen Parlament, wie ich mich erinnere, in den Verhandlungen von 1840 gelesen zu haben, offen dem Ministerium gegenüber ausgesprochen wurde, die Regierung des britischen Reiches habe in Irland keine Gewalt mehr, sondern der wahre König und Regent in Irland sei kein anderer als O'Connell. Dahin ist es gekommen, das war die Macht eines so organisierten Vereins, daß derjenige, der an der Spitze des Vereins stand, in Wirklichkeit die Gewalt über das Land in seinen Händen hatte, daß die Regierung förmlich mit ihm wie mit einer Macht transigieren, daß sie seine Bedingungen eingehen, sich von ihm gewissermaßen Gesetze vorschreiben lassen mußte, ein Verhältnis, welches jedem Engländer, mit dem man damals sprach, die Schamröte ins Gesicht jagte, daß nämlich durch jahrhundertelang angehäufte Übelstände und Mißregierung es endlich dahin gekommen sei, daß eine sonst so mächtige Regierung, welche in drei Weltteilen herrscht, in Irland ohne Macht sei und den Gesetzen eines politischen Agitators gehorchen mußte. Die Behauptung des Herrn Fürsten von Wallerstein, daß die Minister in England selbst mit O'Connell und seiner Agitation einverstanden gewesen seien, daß sie sein Streben für einen heilsamen Versuch angesehen hätten, die Bewegung in gesetzlichen Schranken zu halten, wie Herr Fürst sich ausdrückte, muß ich in Abrede stellen. So wenig war dies der Fall, daß zwar Lord John Russel und seine whigistischen Kollegen, wenn sie außerhalb der Regierung waren und die Opposition bildeten,

sich des O'Connell als Gehilfen und Bundesgenossen bedienten, um wieder in das Ministerium zu gelangen, daß aber außerdem jede Regierung, welche die Gewalt in Händen hatte, immer erklärte, Irland sei die größte Schwierigkeit, die tiefste Wunde im britischen Staatsorganismus, daß jede Regierung nur widerwillig mit O'Connell transigierte, ja zuletzt sich nur in der Lage sah, es beinahe zum offenen Aufstande kommen zu lassen, und dann mit aller Macht, selbst mit militärischer Gewalt einzuschreiten, um die Agitation zu unterdrücken."

Neben dem Vereinsgesetze handelte es sich auch um ein neues Preßgesetz oder eigentlich um ein „Gesetz zum Schutze gegen den Mißbrauch der Presse". Daß darüber in jenen Tagen ein heißer Kampf entstehen mußte, ist begreiflich, um so mehr, als nunmehr auch Fürst Wallerstein, der einst so strenge Handhaber der Censur, für Preßfreiheit glühte. „Der Gesetzentwurf, welcher uns vorliegt" — sagte er aber selbst — „ist mir durchaus nicht unwillkommen an und für sich. Wo Freiheit besteht, müssen ihr auch Schranken gesetzt sein, und ich habe einiges Recht, diese meine Überzeugung heute auszusprechen, da 1848 gerade ich es war, der sehnlich mit dem Edikte (über die Presse) ein Repressivgesetz verknüpft zu sehen wünschte. Ja, hätten wir damals auch ein weises, ein mäßiges konstitutionelles Gesetz zum Schutze der Freiheit gegen den Mißbrauch bekommen, wir wären vielleicht nicht im Falle, heute so zu beraten, wie wir beraten. Aber mich schmerzt das Beratenmüssen des Gesetzentwurfs vor allem, weil wir überhaupt in dem Falle sind, die Preßfreiheit hier gleichsam vor Gericht zu vertreten." Nach seiner Art ließ er es natürlich auch nicht an Ausfällen und Anzapfungen aller Art fehlen. Die Reden geistlicher Abgeordneten nannte er solche „von Gesalbten des Herrn". Eine Idee, wenn sie die Welt ergreift, hemmt man in ihrer Entfaltung nicht durch papierne Gesetze, wie der Sieg des Christentums, die Reformation und die so

oft geschmähte Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts zeige. Man rechnet so oft auf das, was man in der offiziellen Sprache die Einfalt des Volkes nenne, was aber nur ein Verdummungssystem sei. Doch auch der Mangel an Unterricht im Volke und an Licht gebiete den Zeitereignissen nicht Stillstand. „Nein! auch die Verdummung ist der Träger der großen Bewegung geworden", wie Spanien und Italien mit ihrer Inquisition beweisen. Aber auch in unserm Lande habe eine Assisenverhandlung gezeigt, „was im Schatten der Nichtfreiheit bei uns" möglich wurde. Doch stammen die beteiligten Personen auch nicht aus der Zeit der Preßfreiheit, welche erst zwei Jahre alt ist, „und doch blieb und bleibt auch jener Teil Bayerns nicht fremd den Impulsen der Epoche. Voltaire war Schüler der kirchlichen Schulen!"

Dagegen erhob sich sofort Döllinger, rügte den Ausdruck „Gesalbte des Herrn", der „offenbar nur Spott sein kann", und sprach zur Sache über die belgische, französische und amerikanische Preßgesetzgebung. Auch er, fuhr er fort, sei nicht „zum voraus von der unverbesserlichen Vortrefflichkeit aller einzelnen Bestimmungen dieses Gesetzes überzeugt" und könne mit Fürst Wallerstein erklären, „daß er gerne bereit sei, Modifikationen beizutreten, welche den einzelnen Bestimmungen das Vage, Unbestimmte und allzu Vieldeutige benehmen könnten, dagegen klare, bestimmtere und deutlichere an ihre Stelle setzen, und daß er ferner auch gerne bereit sei, jenen Modifikationen beizutreten, welche die zu harten Bestimmungen des Gesetzes etwa im Sinne der Milderung verändern. Denn wo sich zeigen sollte, daß einzelne Bestimmungen, statt bloß den krankhaften Auswüchsen der Presse entgegenzutreten, auch in das gesunde Fleisch derselben einschneiden, da sei er für Milderungen zu stimmen bereit". Doch das gehöre in die Spezialdiskussion. Er bemerke aber dem Fürsten Wallerstein gegenüber, daß sie in dieser Sache keine Richter seien, da

es sich gar nicht mehr darum handle, „ob überhaupt Preßfreiheit oder statt derselben Censur bestehen soll“, denn „kein Mensch denkt daran, eine Censur oder andere Präventivmaßregeln einzuführen oder vorzuschlagen, sondern nur zu bestimmen, in welcher Weise die Repression des Mißbrauchs bei vollständiger, ungehinderter Freiheit ausgeübt werden soll“. Überraschend komme ihm auch der Vorwurf des Fürsten, daß das Gesetz die Privatehre nicht genug schütze. Die Preßgesetze freier Länder haben hier und dort dieselben Mittel des Schutzes der Privatehre, und da nach dem Gesetz jedes Journal die Antwort des Beleidigten aufnehmen muß, und dieser die Presse auch vor dem Gerichte belangen kann, so scheine ihm dies genügend. Man habe ferner gesagt, das eigentliche Korrektiv für die schlechte Presse sei die gute Presse. „Ich habe das freilich sehr oft gehört und gelesen ... Nicht bloß bei uns habe ich das gehört, auch Personen von seltener Einsicht haben dieses Urteil öfter gefällt, und in Zeiten drückender Censur konnte man das überall hören; es war das allgemeine Losungswort, und ich selbst habe in früherer Zeit das gleiche Urteil gefällt;[19]) ich gestehe aber, daß die Erfahrungen der jüngsten Zeit mir das gezeigt haben, daß eigentlich damit nichts gesagt ist, und daß dieses vermeintliche Korrektiv in der Wirklichkeit sich sehr wenig bewährt“. Die meisten Menschen lesen nur ein oder zwei, drei Blätter der einen Richtung; es kann aber auch die gute Presse nicht mit den gleichen Waffen wie die schlechte kämpfen, nicht an die Lieblingsleidenschaften der Menschen appellieren, die Neigung zum Skandal pflegen u. s. w. Wir dürften also bis an das Ende der Zeiten warten, bis die gute Presse die erwartete Wirkung hervorbrächte.

Der Fürst habe ferner gesagt, die Idee schreite trotz aller Maßregeln der Repression fort u. s. w. Allein in der gegenwärtigen Frage handle es sich gar wenig um Ideen. Er wäre überhaupt in Verlegenheit, wenn er sagen müßte, welche

neue Ideen seit zwei Jahren durch die Presse, namentlich durch die schrankenlose Freiheit der Presse zu Tage gefördert worden seien, und ähnlich würde es auch dem Herrn Fürsten ergehen. Was wir hundert und tausendmal in den letzten zwei Jahren gelesen haben und was den Namen einer Idee verdient, ist vorher auch dagewesen, und auch unter der Verwaltung des Herrn Fürsten haben wenigstens einige gutmütige Censoren nicht alle Ideen in der Geburt totgeschlagen. Und so ist es wohl auch in unserem Saale, wenn wir sagen sollten, welche große neue Ideen hier vernommen werden. „Statt wirklicher, vollwichtiger Ideen werden wir häufig mit Rechenpfennigen abgefunden. Erst diesen Morgen wieder haben wir solche Rechenpfennige klingen gehört ..." Doch einmal habe er den Herrn Fürsten auf einer neuen Bahn gefunden: Er hat sich den Lieblingsausdruck eines anderen verehrten Redners dieses Hauses angeeignet und gleichfalls mit ihm viel zu schaffen gemacht, den Ausdruck: Verdummung. Wir haben gehört, daß die Verdummung doch selbst wieder Träger der Bewegung werden wird, da es auch in den beiden Ländern der Fall gewesen, welche nach der Versicherung des Herrn Fürsten durch ganz besondere Dummheit ausgezeichnet sind, die aber, um dies nebenbei zu sagen, trotz dieser Dummheit eine Litteratur erzeugt haben, die, mit der deutschen verglichen, in manchen Fächern letztere selbst in Schatten stellen möchte. „Immerhin verdient die Aussicht, die eröffnet wurde, allen Dank, daß, wenn in unserm Vaterlande Bayern die Dummheit unglücklicherweise von neuem hervortreten und ich weiß nicht was für Fortschritte machen sollte, es am Ende doch nicht viel verschlagen wird, denn sie wird auch, wie in jenen unglücklichen Ländern, selbst der Träger der Bewegung werden." Er hat dabei auch auf die letzte Münchener Assisenverhandlung hingewiesen, und man ist versucht anzunehmen, es sei die Censur oder die Unterdrückung der Presse Ursache, daß sich in München

eine Handvoll ungewöhnlich einfältiger Leute gefunden, die sich von anderen etwas klügeren zum besten halten ließen. Nun versicherte aber der Fürst selbst, unter seiner Verwaltung seien Censur und Präventivmaßregeln immer nur über die politische Presse verhängt gewesen. „Wenn also wirklich eine Anzah besonders unwissender und einfältiger Menschen in Bayern vorhanden sind — ich glaube, sie werden sich so ziemlich überall finden — die sich bei Gelegenheit einmal recht abgeschmackt betrügen lassen, so wird nicht der frühere Mangel unbedingter politischer Preßfreiheit die Schuld tragen, denn bei der größten Freiheit politischer Diskussionen würden diese Leute nicht viel klüger geworden sein, sie hätten ihre Einfalt und ihren plumpen Aberglauben dabei immer behalten können“, wie wir es denn auch in Nordamerika an den 50 000 Köpfen Mormonen erfahren, welche „auf eine Weise hintergangen wurden und sich noch gegenwärtig hintergehen lassen, mit welcher verglichen, die Geschichte der jüngsten Assisenverhandlung in München Kinderspiel genannt zu werden verdient ...“

Die Äußerungen Döllingers in der Spezialdebatte tragen nichts Besonderes zur Erkenntnis seiner Anschauungen bei. Doch soll zur Zerstreuung einer von bestimmter Seite noch heute gewissermaßen axiomatisch festgehaltenen Meinung, daß Döllinger nämlich von tiefem Hasse und Verachtung des altbayerischen Stammes erfüllt gewesen sei, der von ihm eingebrachte Antrag erwähnt werden: „Wer in einer Schrift Verachtung oder Haß gegen einen Teil der Bevölkerung, gegen einzelne Stände oder gegen ganze Körperschaften zu erregen versucht hat, ist mit Gefängnis von acht Tagen bis zu neun Monaten und mit einer Geldbuße von 10 bis 100 Gulden zu bestrafen.“ Den ersten Teil des Artikels hatte aber folgende Stelle eines in Nürnberg erscheinenden Tageblattes veranlaßt: „Wir sind doch begierig, wie lange noch die Franken, dieser aufgeweckte, intelligente, freie Volksstamm sich verhöhnen

lassen muß von diesen Altbayern, deren Dummheit und Bierlümmelhaftigkeit das einzige ist, was das civilisierte Europa von ihnen weiß; wie lange wird er es ertragen, daß die altbayerische Stierköpfigkeit mit offenem Hohne auf die Provinzen herabblickt!" Dann die mittelfränkische Zeitung am 10. Februar 1850: „Franken ist zu sehr von dem stumpfsinnigen Altbayern durch seine geistigen Errungenschaften getrennt, daß es bei erwachtem Volksbewußtsein jemals zu einem einheitlichen Ganzen mit diesem gelangen könnte. Sein Bildungsgrad schon allein weist es nach dem geistesverwandten Norden, und es wird sich noch mehr dorthin gezogen fühlen, wenn dem fränkischen Volke erst der Unterschied klar wird u. s. w." Endlich dieselbe Zeitung zwei Tage später, wo in einer Münchener Korrespondenz ebenfalls „die Rede von den ‚Wirkungen des altbayerischen Blödsinns' ist." Man mag von dem beantragten Artikel, der auch von der Kammer verworfen wurde, halten, was man will, jedenfalls widerlegt er die oben angeführte Meinung, um so mehr, als Döllinger u. a. hinzufügte: „Dergleichen Äußerungen sind nicht etwa ein bloß unvorsichtiger, sozusagen unwillkürlicher Ausbruch irgend eines speziellen Vorurteils oder der besonderen Abneigung einer gemeinen Seele, die sich gegen einen ganzen Volksstamm oder einen großen Teil der Staatsbürger des Landes gekehrt hat, sondern ein politischer Zweck liegt dabei zu Grunde." Und das gleiche beweist, daß Döllinger, als Fürst Wallerstein in seinem heftigen Angriff auf ihn rief: „Was ist der Vorwurf, der öfter dem altbayerischen Stamme gemacht wird, etwa Mangel an Ehrenhaftigkeit, Mangel an Intelligenz?" „vom Platze aus: Ja" rief. Und da der Fürst gleichwohl bei seiner Behauptung blieb: „Nein, und nochmal nein," replizierte Döllinger: „Ohngeachtet der so deutlichen Stellen aus fränkischen Blättern, die ich Ihnen vorgelesen habe, ist uns entgegengehalten worden, es sei kein Mangel an Intelligenz, der den Bayern

vorgeworfen werde. Es trifft sich aber zufällig, daß es eben gerade dies, Stumpfsinn, Blödsinn ist, was dort dem bayerischen Volke nachgesagt wird.“ So verteidigt wohl niemand einen von ihm selbst gehaßten und verachteten Volksstamm.

Weiterhin beteiligte sich Döllinger an den bis Ende Juli 1850 dauernden Arbeiten des Landtages wenig mehr, auch betreffen seine Äußerungen dazu nur untergeordnete Punkte.

Es wurde schon erwähnt, daß Döllingers Reaktivierung als Professor in diese Landtagssession fiel, und daß Fürst Wallerstein davon Veranlassung zu der Anfrage nahm, ob Döllinger sich nicht einer Neuwahl unterziehen müsse. Der Reaktivierung waren indessen noch langwierige Verhandlungen vorausgegangen. Der Nachfolger Beislers, der Kultusminister Ringelmann, ging zwar auf den mit einer Denkschrift der Fakultät begleiteten Antrag auf Reaktivierung ihres früheren Mitgliedes ein, verlangte aber in einem Schreiben vom 5. Juli 1849 an den Senat, Döllinger solle sich im Hinblick auf die beschränkten Mittel und darauf, daß er als Stiftspropst 2000 fl. beziehe, mit den ursprünglichen, von ihm (im Jahre 1826) als Professor bezogenen 800 fl. begnügen, „unter dem Vorbehalt der bereits erworbenen Pensionsansprüche“. Diese Zumutung ging zu weit, und Döllinger, von dem Rektor der Universität Stadlbaur im Auftrage des Ministeriums zu einer schriftlichen Erklärung aufgefordert, antwortete:

„Ew. Magnificenz haben mir einen vom hohen k. Staatsministerium empfangenen, auf meine Reaktivierung bezüglichen Auftrag mitgeteilt und mich zur Erteilung einer schriftlichen Antwort aufgefordert. Ich erfülle hiemit dieses Begehren.

„Der Antrag hat mich, ich gestehe es, unangenehm überrascht; ich habe nie und nirgend, weder direkt noch indirekt, um meine Wiedereinsetzung nachgesucht, aber das glaube ich erwarten zu dürfen, daß man mich entweder in meiner Quiescenz belassen, oder mich in beides, das Amt sowohl als den Gehalt,

wieder einsetzen werde; auf das Anerbieten einer halben Restitution, wodurch mir nach 24jähriger Dienstleistung zwar die Verpflichtung zum Lehramte, aber mit fortwährender Entziehung meines Gehaltes aufgebürdet würde — war ich nicht gefaßt.

„Es ist wahr, daß ich als Propst ein eigenes Einkommen beziehe, aber ich habe dafür auch entsprechende Lasten zu tragen; durch den kurz vor meiner Quiescierung erfolgten Tod meines Schwagers, des praktischen Arztes Riedle, und meiner Schwester ist mir die Sorge für die Ernährung und Erziehung von vier Waisen, zwei Knaben und zwei Mädchen, zugefallen, so daß ich, da mir plötzlich 700 fl. meines jährlichen Einkommens entzogen wurden, mich auf Ersetzung dieses Verlustes durch litterarischen Erwerb angewiesen sehe.

„Was die beschränkten Mittel der Universität betrifft, so ersehe ich aus der Rede Ew. Magnificenz, daß gerade in der jüngsten Zeit mehr neue Anstellungen und Gehaltsverleihungen, als wohl in irgend einem früheren Jahre, vorgekommen; man hat für jede derselben die erforderlichen Geldmittel gefunden, und ich habe als Rektor und Senator lange genug an der Leitung der Universitäts-Angelegenheiten teil genommen, um zu wissen, daß, wenn höheren Orts eine Anstellung beabsichtigt wurde, immer auch die Mittel dazu sich fanden.

„Auch das bedenkliche Präcedens, welches ich durch meine Einwilligung in eine solche Form der Reaktivierung begründen helfen würde, schreckt mich ab. Denn ich glaube, der Fall ist neu und kaum noch in dieser Weise vorgekommen; es wäre doch möglich, daß, nachdem einmal an mir das Exempel statuiert worden, ein anderer Minister später durch die ökonomische Seite der Maßregel sich versucht fände, einzelne Staatsdiener, selbst nach 20jähriger Dienstzeit, erst zu quiescieren, um sie dann mit vermindertem Einkommen zu reaktivieren.

„Endlich aber — und dies ist mein Hauptgrund —

würde durch eine derartige Reaktivierung meinem guten Rufe und meiner Ehre eine empfindliche Kränkung bereitet werden. Denn welche Wendung man auch der Sache geben möchte — immer würde doch bei den Kollegen wie beim großen Publikum das als Resultat stehen bleiben: daß ich — bei gleichen Dienstleistungen — im Jahre 1849 600 fl. weniger beziehe, als im Jahre 1847. Diese Entziehung würde als Strafe, die mir auferlegt worden, erscheinen; eine Strafe aber setzt ein Vergehen voraus, und eines solchen bin ich mir nicht bewußt. In welcher für mich schimpflichen Weise die öffentlichen Blätter eine solche Wiederanstellung berichten und beurteilen werden, das brauche ich nicht anzudeuten, da die theologische Fakultät sich erst vor kurzem veranlaßt gesehen, einem derartigen, noch dazu für offiziell gehaltenen Artikel der Allgemeinen Zeitung entgegenzutreten.

„Ich zweifle nicht: Sie selbst, verehrter Herr Rektor, werden meinen Entschluß: die Hallen der Universität nur dann, wenn es ohne Beeinträchtigung meiner Ehre und meines guten Namens geschehen kann, wieder zu betreten — vollkommen gerechtfertigt finden. Genehmigen ... J. Döllinger.

„München, den 12. Juli 1849."

Und dabei blieb Döllinger stehen, wie aus Stadlbaurs Rektoratsbericht vom 16. Juli hervorgeht: Er selbst habe mit Döllinger nach Empfang des oben mitgeteilten Briefes über die Sache verhandelt und ihm vorgeschlagen, „mindestens mit einem Gehalt aus Universitätsmitteln im Betrag von 1000 fl. der Hochschule seine Thätigkeit wieder widmen zu wollen, vorausgesetzt und vorbehalten die Aufbesserung desselben bis zum früheren Betrage, so wie es die gegebenen Mittel gestatten würden. Aber auch darauf sei Döllinger nicht eingegangen, ‚weil er, der so viele Wechsel von Gunst und Ungunst erfahren habe, keinen neuen trüben Täuschungen sich auszusetzen willens sei'". Er, Stadlbaur, habe jüngst mitzuteilen ver-

mocht, daß ein Aktivrest von 34 000 fl. vorhanden sei, wovon die Hälfte rentierlich angelegt werden könnte. Da die theologische Fakultät einer Vermehrung der Lehrkräfte bedürfe, und da sämtliche theologische Professoren kaum mehr Gehalt als zwei der höchstbesoldeten Professoren der juridischen und medizinischen Fakultät haben, so beantrage er die Reaktivierung Döllingers mit seinem ganzen früheren Gehalt. Der Minister verlangte darauf wirklich unterm 22. Oktober den Nachweis der nachhaltigen Quellen zum vollen Gehalt, etwa aus den Zinsen der rentierlich anzulegenden Hälfte des angezeigten Aktivrestes von 34 000 fl. Allein der hochpreisliche Verwaltungsausschuß der Universität glaubte immer noch dem Minister einen Prügel unter die Füße werfen zu sollen und erklärte: Die Universität habe 1849/50 ein Defizit, und nur wenn ein erhöhter Staatszuschuß sicher in Aussicht gestellt werde, könne Döllinger nach obigem Vorschlage höheren Gehalt erhalten. Doch endlich wurde Döllinger trotzdem die lange genug verzögerte Genugthuung zu teil: König Maximilian ernannte ihn unterm 24. Dezember vom 1. Januar 1850 an wieder zum Professor der Kirchengeschichte mit dem früheren Gehalt, wofür nunmehr auch der Verwaltungsausschuß der Universität aufzukommen wußte. Welche Freude aber dieser königliche Entschluß überall hervorrief, das bezeugt noch eine Reihe von Briefen aus allen Teilen Deutschlands. Permaneder aber las von da an nur noch Kirchenrecht.

Doch kaum hatte Döllinger das Lehramt wieder angetreten, so drohte Gefahr, demselben aufs neue entrissen zu werden. Am 20. Mai 1850 war nämlich der Kardinal Fürst Schwarzenberg durch den Papst von dem erzbischöflichen Stuhl von Salzburg auf den von Prag transferiert worden, und hatte das Salzburger Domkapitel einen neuen Erzbischof zu wählen. Nun war zwar der Domherr Tarnoczy als Kandidat aufgetreten, aber die Domherrn Weihbischof Schitter, Moos-

lehner, Graf Attems und Stolz wollten ihn, wie dem Verfasser aus Salzburg als authentisch mitgeteilt wurde, durchaus nicht wählen und dachten an Döllinger, auf den nach ihrer Meinung sich gewiß noch mehr Stimmen vereinigen würden. Sie ließen ihn auch in konfidentieller Weise sondieren, ob er das Archiepiskopat annehmen würde; aber er erklärte dem Vertrauensmann sofort entschieden: Nein! Das Episkopat lag überhaupt nicht in seinen Wünschen; er war Gelehrter, und wollte es bleiben. Er hat daher auch „alles zurückgewiesen, was seinen gelehrten Arbeiten Eintrag gethan oder erhöhte Ansprüche auf die Repräsentation an ihn herbeigeführt hätte. ‚Ich bin nicht da, um pompam facere‘, sagte er.“ [20]) Dennoch wurde die Sache auch in die Öffentlichkeit getragen, so daß man die Kandidatur Döllingers in Salzburg doch nicht sogleich fallen gelassen zu haben scheint. Wenigstens schreibt Frau Professor Höfler noch am 31. Juli: „Indessen hat mir Ihr Brief große Freude gemacht und mir wirklich einen Stein vom Herzen genommen, denn schon in österreichischen Zeitungen las ich von dem Vorhaben, Sie zum Erzbischof von Salzburg zu erwählen. Diesmal habe ich mich also nicht getäuscht, wenn ich trotz aller entgegengesetzten Versicherungen glaubte, Sie würden ein derartiges Anerbieten nicht annehmen, obgleich ich nicht, wie Sie von mir, sagen kann, ‚Sie lägen vor mir wie ein aufgeschlagenes Buch‘“. Ja, noch am 18. August schrieb Jodok Stülz aus St. Florian an die Schwester Klementine (v. Lasaulx): „Ein großer schwerer Kampf auf Leben und Tod steht noch bevor, in dem entweder alles gewonnen oder alles verloren wird. Die Pforten der Hölle haben sich schon erhoben und stehen wutschnaubend und kampfgerüstet in Reih und Glied ... Die ganze Kriegsmacht der Kirche muß im Felde erscheinen ... Döllinger soll Erzbischof von Salzburg werden. Es würde mich freuen; wäre ein neues Ferment, obgleich mir der treffliche Ketteler unendlich viel mehr die Stoffe zu haben scheint,

aus welchen man einen ausgezeichneten Bischof macht." Und in letzterer Beziehung hatte Stülz gewiß recht, da Döllinger selbst gar keine Anlage zu einem Bischof, am allerwenigsten zu einem Bischof wie Ketteler, in sich gefühlt hat. Der Vorgang zeigt aber auch, wie Döllinger sich treu geblieben war, daß er den geistlichen Stand nur wählte als Mittel zu dem Zwecke, sich ganz der Theologie oder der auf Theologie gegründeten Wissenschaft überhaupt hingeben zu können.[21])

Zweites Kapitel.

Sir J. Acton. Reise nach Italien. IV. Generalversammlung des katholischen Vereins Deutschlands. Bischofsversammlung in Freising.

Im Juni 1850 trat ein Ereignis ein, das für Döllingers übriges Leben in mannigfacher Beziehung bestimmend werden sollte. Durch Vermittlung des Grafen Arco-Valley kam sein Verwandter Sir John Acton-Dalberg, ein geistig ungemein reich begabter junger Mann, in Döllingers Haus, um in München weiteren Studien obzuliegen. „Bereits mit bedeutenden Kenntnissen ausgerüstet, zeigte er einen wahren Feuereifer für seine allseitigste wissenschaftliche Ausbildung, für Ergründung und Aneignung deutscher Wissenschaft, die ihm als ein Ideal vorschwebte", und seinen Hausherrn „verehrte er als Ideal deutscher Wissenschaft".[1]) Doch hatte auch Döllinger seine Freude an dem jungen Manne; das Schülerverhältnis ging bald in aufrichtige warme Freundschaft über. Die noch übrig gebliebenen Reste des Görreskreises aber meinten, „die katholische Partei in England müßte an ihm dereinst eine hervorragende Stütze finden". Es kam anders, und die Stellung, welche J. Acton unter seinen katholischen Landsleuten, insbesondere zu den fanatischen englischen Konvertiten einnahm, wirkte auch wieder auf Döllinger zurück.

Doch das fällt in die späteren Jahre; hier handelt es sich nur erst um das Jahr 1850, über welches Acton, allerdings erst nach 1870, folgende Aufzeichnung machte: „Als ich im Juni kam, ging die Rede vom Erzbistum Salzburg. Phillips war, meine ich, im Hause oder bei Görres. Ich erinnere mich, wie seine Frau Sie wegen Salzburg ausgefragt hat. Meine ersten litterarischen Eindrücke sind die Empfehlung von Bacons Essays, Burke, Newman, Leo, Bourdaloues Predigten, Creuzer, Wilken; besonders aber, daß Sie sehr früh mich in das Studium des Mittelalters einzuführen suchten und mir Möller und Luden zu lesen gaben. Macaulay war Ihnen zuwider. An Burke lobten Sie besonders die Letters on a Regicide Peace — den litterarischen Ausgangspunkt des Legitimismus. Sogar in der Wissenschaft trugen Ihre Urteile nicht immer das Gepräge der strengen Methode. Ich wenigstens bekam günstige Vorurteile für Schriftsteller wie Creuzer, Gerlach, Leo, Luden und lernte lange nicht, was ihnen eigentlich fehlte. Freilich Lasaulx war in dieser Hinsicht ein gefährlicher Führer, und ich war noch im Entzücken der Rezeptivität begriffen. Überschaue ich meine Erinnerungen von jener Zeit, so finde ich keinen Keim der späteren Dinge [offen hervortretend?], sondern die sogenannte ultramontane Strömung dauerte fort. Görres war für Sie ein sehr großer Name, so groß, daß Sie mir sagten, er wäre der gelehrteste Mann, den Sie je gekannt hätten. Der vorherrschende Gedanke war das Aufdecken protestantischer Verunstaltungen der Geschichte. Die entrüstete Reaktion gegen die Verirrungen von 1848 war noch mächtig; es war ein acceptierender, konservativer Geist in kirchlichen Dingen. Daß die ganze Gruppe der Historisch-politischen Blätter nicht von Einem Geiste beseelt war, konnte man noch nicht merken. Man kämpfte mit den Wölfen außerhalb. Der Gegensatz gegen den Protestantismus — als Ursprung des Unglaubens und folglich der Revolution — eklypsierte alle

anderen Gegensätze. Mir schien, Sie nähmen nicht gern Partei, wo wirkliche Gegensätze waren, wie zwischen Jarcke und Montalembert. Doch hatten Sie österreichische Sympathien, und auch Gladstones Denunziation Ferdinands von Neapel war Ihnen nicht recht. — Als Freyberg starb, sagten Sie mir, Sie hätten seit Görres' Tod über niemand so getrauert. Sie waren noch in der Kammer, und ich weiß noch einen Aufsatz in einer damaligen Wochenschrift, wo Sie mit Lasaulx und Sepp als Haupt der Ultramontanen beschrieben waren. Es wurde zwischen Ihnen und Wallerstein gestritten. Einmal, erzählten Sie später, habe er Ihnen unter vier Augen gesagt, Sie möchten ihn nicht dazu treiben, die ganze . . . . des Ludwigschen Regiments aufzudecken."

Es läuft indessen daneben noch ein anderer Bericht über Döllinger in diesen Jahren her, an dem man sehen kann, wie eine und dieselbe Persönlichkeit von verschiedenen Männern verschieden angeschaut und beurteilt werden kann. Jörg, schon seit 1843 Döllingers Amanuensis, gab Acton Stunden, und der flüchtige Führer des Sonderbundes Bernhard Meyer aus Luzern half ihm auf Wunsch des Grafen Arco-Valley im Deutschen nach. Dieser nun, der ein Jahr lang in Döllingers Haus kam, berichtet in seinen „Erlebnissen": „Einer der regelmäßigen Teilnehmer an den Abendzirkeln im Hause Görres war . . . Döllinger, wo ich somit Gelegenheit hatte, den Mann mir genauer ins Auge zu fassen. Er bildete einen scharfen Kontrast zu den Übrigen . . .: trocken in seinem ganzen Benehmen, schneidend in seinen Äußerungen, war über sein ganzes Wesen ein Hauch eisiger Kälte ausgegossen. Während alle anderen den geächteten Sonderbunds-Flüchtling mit der wärmsten Teilnahme bei jedem Anlasse behandelten, war ich für Döllinger ein Gegenstand der vollendetsten Gleichgültigkeit [hinc illae lacrymae?]; da ich weder ein gelehrter Mann irgend eines Fachwissens, noch sonst ein Objekt war, an dem

etwa besondere Studien gemacht werden konnten, so hatte und mußte meine Persönlichkeit für diesen Mann kein besonderes Interesse erregen". Diese Schilderung des Benehmens Döllingers gegen Meyer ist gewiß echt; denn wenn der Mann gar nichts weiteres für sich hatte, als daß er Sonderbundsführer war, so fand Döllinger allerdings kein Interesse an ihm. Hat der Verfasser doch erlebt, daß Döllinger einen Engländer, der ihm gar nichts zu sagen hatte und ihn nur aus Neugierde besuchte, sitzen ließ, in sein Arbeitszimmer ging und ruhig weiter arbeitete. Und noch in seinen letzten Jahren, als ein sehr sprachenkundiger, hochgestellter Verwandter bei ihm war, bemerkte er auf die Entschuldigung des Verfassers, daß er gestört habe: „Der ist schon lange genug dagewesen; wenn er noch drei Stunden geblieben wäre, hätte ich doch nichts von ihm gelernt." Er wollte daher auch, wie er in einem Briefe an Herder schreibt, niemanden an Newman empfehlen, wenn der Empfohlene kein anderes Interesse habe, als einen berühmten Mann zu sehen. Daß aber Döllinger auch der Sonderbundsführer kein besonderes Interesse abgewann, hätte Meyer sich ebenfalls recht einfach erklären können. Er schreibt ja selbst nur wenige Seiten später: „Ich teilte mit Bluntschli die durch die Ereignisse leider so sehr bestätigte Ansicht, daß die Berufung der Jesuiten durch die Behörden Luzerns der größte politische Fehler und Ursache unseres Unglücks war." Die Leser wissen aber bereits, wie Döllinger über die Jesuiten dachte, wie er ihre Berufung nach Bayern nicht befürwortete, der Erklärung von Radowitz' über die Jesuiten im Frankfurter Parlament zustimmte und sie auf der Würzburger Bischofsversammlung vertrat. Und nun sollte er sich für einen Mann erwärmen, der am thätigsten war, für „den größten politischen Fehler" sein Vaterland in einen, wie Döllinger von dem Abte in Maria Einsiedeln wußte, leichtsinnig organisierten Bürgerkrieg zu stürzen. Da aber Meyer, der trotzdem immer von

seinem „Bewußtsein, für Recht und Gerechtigkeit, für Wahrheit und den Glauben gekämpft zu haben“, perorierte, dieses nicht einsehen wollte oder konnte, beurteilte er auch Döllinger von seinem einseitigen, darin durch Jörg bestärkten Standpunkte aus. Er schreibt weiter: „Mein Urteil über ihn sprach ich in wenigen Worten aus: ‚Döllinger ... ist nur ein halber Mensch!‘ Wenn man mich, befremdet über diesen sonderbaren Ausspruch, um nähere Erklärung ersuchte, so gab ich diese dahin ab: ‚Ich habe nie einen Menschen in meinem Leben angetroffen, dessen Verstandesthätigkeit eine so riesige Entwicklung genommen, wie dieses bei Döllinger der Fall war; sie ist bei ihm aber auch der ganze Mensch, und jene andere herrliche Seite des menschlichen Geistes, das Gemüt, das Gemütsleben fehlt ihm gänzlich‘“. Es folgt dann eine Tirade über Christentum, Glauben und Demut, welche mit der Bemerkung schließt: „Wo das Gemüt in einem menschlichen Herzen fehlt, hat der Glaube keinen Platz!“ „Es bedurfte nur eines Anlasses, wo die Hoffahrt des Geistes dieses Mannes mit dem eiskalten Herzen verletzt wurde, auf daß er sich empöre und selbst der Autorität, unter deren Fahne er bisher gefochten, den Krieg erkläre.“[2]) Und Meyer hat Schule gemacht. Seine Worte über Döllinger wurden eine Art Losung in jenem Kreise bis auf den heutigen Tag. Jörg wiederholt sie in seinen „Erinnerungen“ an Döllinger,[3]) und auch aus Sepps Munde hat der Verfasser sie öfter gehört. Doch zum Glück haben in jenen Jahren Döllinger auch andere Leute kennen gelernt, und hat sogar Döllingers späterer litterarischer Widersacher Hergenröther, den sein Bischof (Stahl in Würzburg) dringend aufgefordert hatte, sich „sobald als möglich für die Abhaltung theologischer Vorlesungen zu habilitieren“, einen anderen Eindruck von ihm erhalten. Er promovierte, nachdem er das Collegium germanicum wegen der Revolution hatte verlassen müssen, am 18. Juli 1850 in München, suchte um die Habilitation nach und betrachtete es

nach seiner Rückkehr nach Würzburg „vor allem für seine Pflicht, nochmals Döllinger seinen wärmsten Dank für das gütige Wohlwollen auszusprechen, mit dem er ihm auf eine so liebevolle Weise entgegenkam“ (1850, Aug. 21.).

Es beginnen nun auch wieder größere Reisen. Am 22. August reiste Döllinger mit seinem Zöglinge von Tegernsee nach Innsbruck, war dort viel mit Moy zusammen und besuchte zugleich mit Acton den Grafen Senfft bei den Jesuiten. Dann ging es über Finstermünz und Stelvio durch das Veltlin nach Bellagio, von wo Döllinger nach Mailand vorausreiste, nicht wenig erstaunt darüber, daß er schon von ferne seinen Namen mit großen Lettern in den Straßen Mailands angeschlagen sah. Es betraf die Ankündigung der italienischen Übersetzung seiner Kirchengeschichte, über die er auch mit dem Verleger Fusi verhandelte. Dann verlor er sich in ein Antiquariat, dessen Reichtum ihn einige Tage fesselte. Verblüfft, erzählte er später, habe der Antiquar ihm zugesehen, wie er einen Stoß Bücher neben dem anderen aufhäufte, bis er endlich die Frage wagte: „Wer er denn sei?“ „Ein Professor aus München in Bayern.“ „Dann bin ich nicht mehr erstaunt; in Österreich kommt so etwas nicht vor, in einem ganzen Jahre verkaufe ich sonst nicht so viele Bücher.“ Sie gingen in drei oder vier Kisten nach München ab.

Einige Tage später kam auch Acton in Mailand an und besuchten beide Cantù, der eine scharfe Sprache gegen die Österreicher führte. In Venedig trafen sie mit Arcos zusammen, reisten in Gesellschaft von drei Geistlichen nach Padua, darauf zur See nach Triest. Von da ging es über Laibach und Mürzzuschlag, wo Döllinger einen Choleraanfall hatte, nach Wien, wo namentlich Sebastian Brunner, der ihnen viele lustige Geschichten erzählte, ihr Gesellschafter war. Mit ihm besuchte Döllinger auch Günther, traf ihn aber nicht zu Hause. Endlich führte der Weg nach Linz, wo vom 24. bis 27. Sep-

tember die IV. Generalversammlung des katholischen Vereins Deutschlands stattfand.

Hier ging es hoch her. Der jugendliche Kaiser Franz Josef hatte durch Patent vom 4. März 1849 und durch die Verordnungen vom 18. und 23. April 1850 den Grundsatz der vollen Selbständigkeit der Kirche ausgesprochen, worüber ein so unbegrenzter Enthusiasmus herrschte, daß sich fast durch alle Reden die überschwenglichste Verherrlichung des Kaisers zog. Nur um so unangenehmer war man aber dadurch berührt, daß bei der Beratung des neuen bayerischen Vereinsgesetzes vom 26. Februar 1850 der Ministerpräsident von der Pfordten den Piusverein für einen politischen Verein erklärt, und daraufhin drei Kreisregierungen ihn unter die politischen Vereine gezählt hatten, wodurch ihm nach Artikel 17 VG. verboten war, mit anderen Vereinen in Verbindung zu treten. In den geschlossenen und öffentlichen Sitzungen sprach man sich, zum Teil in der heftigsten Weise, gegen dieses Vorgehen der bayerischen Regierung aus, und nur einer fand kein Wort dagegen — Döllinger, der selbst dem Minister von der Pfordten in der Kammer beigepflichtet hatte. Er geriet bereits dadurch in eine schiefe Stellung zur Generalversammlung. Indessen wählte man ihn doch in das Komitee für die Bonifatiusvereins-Angelegenheiten, wo es sich immer noch um die eigentliche Aufgabe des Vereins handelte, d. h. darum, ob, wie die Majorität wollte, der Verein sich auch mit der Heidenmission beschäftigen solle. Döllinger vertrat mit der Minorität die entgegengesetzte Ansicht und setzte sie in der dritten besonderen Versammlung auch durch. Sonst trat er nur noch durch seine Rede in der dritten allgemeinen Versammlung besonders hervor.[4])

Er sprach wieder über die deutsche Kirche, oder, mit Rücksicht auf den Ort der Versammlung: „Über das Verhältnis Österreichs zur deutschen Kirche,“ und setzte in der

schon bekannten Weise auseinander, was er unter „deutscher Kirche" verstehe, — nicht eine gallikanische Kirche, wo „uns eine für sich selbst sein wollende Kirche begegnet, was im Grunde mit dem katholischen Bewußtsein in schneidendem Widerspruche steht", noch eine englische Staatskirche, von der de Maistre mit Recht sagte: sie sei aus der Vorstellung hervorgegangen, daß unser Herr und Heiland nur für die Engländer Mensch geworden sei. Aber neben dieser falschen Nationalentwicklung einer Kirche gebe es auch eine wahre. Die Nationalität sei auch in der Kirche, welche nie auf die Zerstörung des eigentlich Nationalen ausgegangen sei, berechtigt. Eine deutsche Kirche sei ja schon einmal da gewesen, ihre Wiederherstellung mit „einem gemeinsamen Gut in der deutschen Sprache, in der deutschen Wissenschaft und Litteratur, in einer eigenen deutschen Theologie und in Gemeinsamkeiten selbst in einigen untergeordneten Formen des Gottesdienstes" wäre also gar nichts Neues. Er fühlt aber selbst, daß der Rekonstruktion der deutschen Kirche vor allem der Ultramontanismus im Wege stehe, und daß daher dieser nicht aufkommen dürfe. Er leitet diesen Abschnitt seiner Rede mit der schon oben herausgehobenen Äußerung ein, daß wohl keinem der Versammelten häufiger, auch ins Gesicht, der Vorwurf des Ultramontanismus gemacht worden sei, als ihm, daß er aber nie eine genügende Erklärung des Wortes erhalten habe. „Gleichwohl aber — fährt er fort — kann ich mir eine Bedeutung dieses Ausdruckes oder Vorwurfes des Ultramontanismus denken, die mich veranlassen würde, auf das entschiedenste mich gegen den Ultramontanismus — wenn eine solche Gesinnung und Richtung existiert — zu erklären. Ich würde nämlich sagen, ich verstände unter Ultramontanismus das Bestreben, mit gänzlicher Zurücksetzung oder Vernachlässigung der Eigentümlichkeiten des deutschen Volkes ihm dasjenige, was eine andere Nation nach ihrer Eigentümlichkeit in religiöser Beziehung gestaltet und entwickelt hat,

aufdrängen und wie einen fremden Rock dem sich sträubenden deutschen Volke anziehen zu wollen. (Bravo!) Das würde ich Ultramontanismus nennen, das wäre der Ultramontanismus, gegen den ich als der erste mich entschieden erklären würde. Denn wir Deutsche wollen als Mitglieder der katholischen Kirche nicht aufhören, Deutsche zu sein, sondern Deutsche im wahren und vollsten Sinne des Wortes bleiben und auch kein Jota unserer nationalen Eigentümlichkeit, so weit sie gut und rechtmäßig ist und mit dem Geiste der katholischen Kirche im Einklange steht, aufgeben (Bravo!) ... Also ich meine, außer dem allgemeinen katholischen Bande, welches alle großen organischen Glieder dieses Leibes umfaßt, gebe es noch ein näheres, engeres, nämlich das eigentümlich deutsche katholische im reinsten Sinne des Wortes, welches uns, die Österreicher und uns übrige Deutsche, zu umfassen bestimmt sei; und ich meine, es liege nur an uns Außerösterreichern und an Ihnen Österreichern, das unsrige dazu zu thun, daß wirklich wieder eine wahre, reelle deutsche Kirche entstehe." Denn wir hatten schon „einmal eine sehr blühende deutsche Kirche ... in jenen schönen Zeiten, als das große deutsche Reich noch Länder umfaßte, die damals auch deutscher Zunge und Eigentümlichkeit waren, jetzt aber und seit langer Zeit schon von dem deutschen Körper losgerissen sind, als Lothringen, Elsaß, Burgund, um nur im Westen zu bleiben, die Schweiz und die Niederlande zum deutschen Reich gehörten ... Zeiten, wo das deutsche Reich noch einen Episkopat besaß, auf welchen es stolz sein konnte, Männer, die als Heilige im Kalender der Kirche glänzen, auf den deutschen Bischofsstühlen saßen, und wo diese Männer zu einer großen deutschen Kirche thatsächlich vereinigt waren, große deutsche Nationalkonzilien hielten, auf denen der deutsche Kaiser selbst mit anwesend war ..."

„Auch eine vom katholischen, christlichen Geiste getragene

und durchdrungene Litteratur entwickelte sich damals in der deutschen Nation und Kirche ...; ich erinnere Sie an jene reiche Litteratur des 13. und 14. Jahrhunderts, eine Litteratur, die die deutsche Nation vor allen anderen Nationen in Europa auszeichnete ... und die edelste Blüte des religiösen Geistes ist ... Damals, in jener Blüte der deutschen Kirche erzeugte sie auch ihre eigentümlichen geistigen Verbindungen und Anstalten; ich nenne Ihnen die Brüder des gemeinsamen christlichen Lebens, jenen Orden, der im 14. und 15. Jahrhundert so wohlthätig wirkte, besonders in den Gegenden des Niederrheins und im Norden Deutschlands, jenen Orden, der einen Thomas von Kempis, Gerhard Groot, Florentius und andere Namen, die als Lichtgestirne in jenem Jahrhundert glänzten, zu den seinigen zählte, und dieser Orden war ein rein deutsches Produkt, die deutsche Nation hatte ihn rein aus sich selbst hervorgebracht.

„Das alles ist nun freilich zu Grabe getragen worden, als im 16. Jahrhundert jene große Spaltung in Deutschland zuerst entstand, die unter anderen Folgen auch die deutsche Einheit und die deutsche Kirche, so zu sagen, begraben hat.“ Der eine Teil der deutschen Nation riß sich von der kirchlichen Einheit los und ging seine eigenen Wege; „aber auch jene Teile der Nation, welche der Kirche treu blieben, hörten von jener Zeit an auf, eine deutsche Kirche zu bilden ... und wir finden eine katholische Kirche in diesen und jenen Ländern, aber von einer deutschen Kirche kann seit der Reformation keine Rede mehr sein.“

Seit der Reformation verlor Deutschland aber auch „etwas, was ihm, wenn es eine deutsche Kirche geben soll, auch notwendig wäre, eine deutsche christliche Litteratur. Mit der Reformation und nach derselben trat eine Epoche der Barbarei in der deutschen Litteratur ein ... In neuerer Zeit erst wieder, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, seit Lessing

kann von einer eigentümlich deutschen Litteratur die Rede sein. Diese neue deutsche Litteratur aber gehört nicht mehr der katholischen Kirche an, sie ist ganz und gar mit wenig Ausnahmen der Kirche und dem Christentum völlig entfremdet, ... sie ist ein Erzeugnis des Rationalismus, also nicht die Tochter, sondern die Enkelin des Protestantismus ... Es kam noch dazu, daß in jenen früheren, vielfach traurigen Zeiten auch noch die deutsche Sprache gerade in den katholischen Schulen aus Gründen, die eine gewisse Anerkennung verdienen mögen, ganz vernachlässigt und hinter der lateinischen Sprache zurückgesetzt wurde, was dazu noch mitwirkte, daß im katholischen Deutschland keine ihm eigentümliche Litteratur sich erzeugen konnte."

Und nun Österreich mit seinem Josephinischen System, in dessen Geist und Richtung es lag, „auch die wenigen, etwa noch vorhandenen Verknüpfungsmittel, welche die Katholiken Österreichs mit den übrigen Katholiken Deutschlands verbanden, noch vollends zu zerreißen. Der Grundsatz: Divide et impera ... ist vor allem demjenigen System eigen, welches die Kirche zu einem Werkzeug der Staatspolizei und des Staatsinteresses gebrauchen und beherrschen will. So mußte also in Österreich selbst, ich möchte sagen, die Kirche möglichst zerstückelt werden, wie man anderwärts auch in gleicher Absicht und mit gleichem Erfolge zu Werke gegangen ist." Aus demselben Grunde hat man auch in die Organisation der geistlichen Orden eingegriffen und ihren Zusammenhang mit ihrem Oberhaupt und Mittelpunkt zerrissen. In derselben Zeit wäre es thöricht gewesen, auch nur versuchsweise die verschiedenen Teile und Glieder der deutschen katholischen Kirche zu einem Ganzen wieder verbinden zu wollen. „Aber diese Scheidewand ist ja jetzt gefallen. Ich gehöre nicht zu den Sanguinischen, meine Herren! Ich will nicht von dem, was seit dem April in Österreich geschehen ist, als von etwas schon Fertigem reden, aber ich sage doch, aus-

gesprochen, vom Throne herab ausgesprochen ist das Prinzip, daß der Kirche ihre gebührende Freiheit und Selbständigkeit eingeräumt werden solle." Das Haupthindernis des Wiederzusammenschließens der Glieder der alten deutschen katholischen Kirche „besteht wenigstens nach dem ausgesprochenen Prinzip nicht mehr, und das Übrige wird nun allerdings größtenteils Ihre Angelegenheit sein und unsere." Wie stand es früher zwischen den deutschen und österreichischen Katholiken? „Sie wissen es alle, wir wandelten beiderseits in fast gänzlicher Unkenntnis jeder seinen Weg. Wir draußen in Deutschland wußten äußerst wenig von dem, was in dem katholischen Österreich auf dem theologischen Gebiete vorgehe; fast alle Mittel der Kommunikation waren ja teilweise verloren gegangen, teilweise wurden sie absichtlich — Sie wissen, wie die Censur in dieser Beziehung gewirkt hat — unterdrückt; und doch, meine Herren, betrachte ich gerade z. B. die deutsche Theologie, wie sie teils schon sich ausgebildet hat, teils noch ferner Früchte zu tragen verspricht, als eines der edelsten Erzeugnisse, deren sich künftig Deutschland rühmen darf." Sie bestand aber bisher ausschließlich außerhalb Österreichs, „und was in Österreich selbst auf diesem Gebiete erschien, war für uns andere, ich möchte sagen, so ganz fremdartig, so ganz, wie es schien, auf einem anderen Boden gewachsen, aus einem anderen Geiste hervorgebracht, daß wir es als etwas für uns Unverständliches ganz beiseite legten." Vielleicht ist es Ihnen Ihrerseits mit den Erzeugnissen unserer theologischen Wissenschaft häufig auch so gegangen, und doch wie nahe gehören wir zusammen? wie sehr fühlen wir diese unnatürliche Trennung? Es ist nicht so, daß das katholische Österreich ein Glied im großen katholischen Organismus sei, vielmehr bilden die katholischen Österreicher und wir anderen katholischen Deutschen zusammen nur ein einziges organisches Glied mit einer bestimmten Sendung im großen Ganzen des katholischen Organismus. Diese Sendung

müssen wir gemeinsam, mit vereinten Kräften lösen. Es darf nicht mehr vorkommen, daß wir, wie bisher, jeder seine eigenen Wege geht und sich um die Geschicke und die Leistungen des anderen Teils nicht mehr kümmert.

„Darum blicke ich mit so freudiger Hoffnung auf den jung aufblühenden, heranstrebenden Teil des österreichischen Klerus. Dort sind unsere Hoffnungen für die Zukunft. Wir älteren, die wir zum Teil einer vergangenen Generation angehören, was können wir Besseres thun, als voraus in die Zukunft zu schauen, also auf die neue Generation des Klerus? Und ich kann es mit Freude sagen, was ich wahrgenommen, berechtigt mich zu den schönsten Hoffnungen in dieser Beziehung. Sie, meine Herren vom jungen Klerus, werden sich mit offenem Herzen dieser neuen Richtung der gegenwärtigen Zeit, so weit es angeht, anschließen, Sie werden mit die Bausteine herbeitragen zum großen Tempel der deutschen Kirche. Sie werden die ganze neue Gesellschaft nicht von sich zurückstoßen als etwas schlechthin Feindliches und Fremdes, sondern sich einigen, um uns Ihre Waffen zur Bekämpfung des Irrtums zu entlehnen und die alte katholische Wahrheit, die überall besteht, wenn man nur in die Tiefe gräbt und nicht an der Oberfläche kleben bleibt, vom vergänglichen Gewande zu entkleiden und dem Volke wieder darzustellen." Und mit derselben Hoffnung sehe ich auf den Klerus in den andern Ländern.

„Lassen Sie mich mit dem Worte schließen, das ehemals ein französischer Monarch zu seinem Enkel sagte, das in jenem Sinne nicht in Erfüllung ging. Als Ludwig XIV. seinen Enkel als König nach Spanien schickte, gab er ihm die Worte mit: ‚Es gibt keine Pyrenäen mehr.' Dies Wort ist nicht in Erfüllung gegangen: die Pyrenäen, die Scheidewand zwischen Frankreich und Spanien und zwischen dem französischen und spanischen Charakter, diese Scheidewand ist geblieben bis auf den heutigen Tag und wird bleiben. Ich aber, gestehen Sie

mir dies zu, ich will in unserm Sinne sagen, es soll künftig keine geistig kirchlichen Pyrenäen geben, die zwischen uns und zwischen Österreich eine Scheidewand bilden; diese Scheidewand ist teils gefallen mit Gottes Segen und wird mit Ihrer thätigen Hilfe immer mehr fallen, und wir werden alle eine deutsche Kirche sein."

„Stürmischer Applaus" lohnte diese Worte, und sogleich ergriff Gruscha, der jetzige Erzbischof von Wien und Kardinal, das Wort: „Soll ich es Zufall, soll ich es Fügung der göttlichen Vorsehung nennen, daß mir als einem Gliede des jungen Klerus Österreichs die ausgezeichnete Ehre geworden, hier auf dieser Stelle der Nachsprecher eines so hochberühmten Vorredners zu sein! Lieber möchte ich jetzt hinabsteigen, um seine Hand dankerfüllt zu ergreifen; denn mir und Tausenden mit mir im österreichischen Klerus kann er zurufen: ‚Ihr hattet viele Lehrer, aber nicht eben so viele Väter. Ich bin einer von diesen. Ich habe euch, obwohl ferne von euch, in Christo Jesu gezeugt'." Und damals waren diese Worte gewiß ernst gemeint. Wie sehr war Döllinger aber dennoch ein Sanguinischer, wenigstens in Bezug auf die künftige Kirchenpolitik! Wie konnte es doch nur kommen, daß er nicht sah, was um ihn vorging? Die Nationalkonzilien waren bereits von Rom, aus Furcht vor einseitigen nationalkirchlichen Bestrebungen, in der Antwort auf das Schreiben der Würzburger Bischofsversammlung verboten. Und eben war es bekannt geworden, daß sogar die beiden bayerischen Metropolitansprengel nicht zu einer gemeinsamen Synode zusammentreten durften, weil sie eine Nationalsynode sein würde. Es war aber auch der „fremde Rock" fertig, um ihn „dem sich sträubenden deutschen Volke anzuziehen." Im Winter 1849/50 hatte Pius IX. den Gedanken gefaßt, durch eine Zeitschrift auf Berichtigung weitverbreiteter Irrtümer über Religion und Politik wirken zu lassen. Die oberste Leitung wurde dem

P. Curci, dem nämlichen, welcher 1877 wegen seiner liberalisierenden kirchenpolitischen Anschauungen aus dem Jesuitenorden ausgeschlossen wurde, übertragen, und die Mitarbeiter waren und blieben fortwährend allein die Jesuiten. Sie erschien seit April 1850 unter dem Namen Civiltà cattolica und wurde bald in 12 000 Exemplaren verschleißt. Der Vorgang bedeutete nichts weiter, als die Jesuitendoktrin ist die allein wahre und hat die Billigung des Papstes. Zu gleicher Zeit machte sich aber auch der Mainzer „Katholik" unter den neuen Redakteuren Heinrich und Moufang (seit 1850) zum Echo der Civiltà cattolica. Man kämpfte freilich auch in Mainz für die „Freiheit der Kirche", aber der Zweck, welchen man durch sie erreichen wollte, war ein ganz anderer, als der Döllingers, war eben der, dem sich sträubenden deutschen Volke den „fremden Rock" anzuziehen. Schon den Jahrgang 1850 eröffnete der „Katholik" mit der Erklärung: Es bestehe eine widerstrebende Geistesrichtung im deutschen Klerus, nicht bloß auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern auch in der Praxis. Verständigung, Einigung und Versöhnung sei notwendig, aber ohne Nachgeben derjenigen, die auf kirchlichem Boden stehen, d. h. die nach alten „kaum noch dem Namen nach bekannten, aber von der Kirche approbierten Heilmitteln" zurückgreifen; doch werde das mit der Erringung der „Freiheit der Kirche" anders werden. Im Jahre 1851 hieß es: „In ganz Deutschland gebe es keine einzige christliche Universität", — im großen Ganzen, wesentlich, spezifisch sind alle deutschen Universitäten mit allen ihren Anstalten, Fakultäten, Professoren und Studenten unkatholisch, unchristlich. Insbesondere ruhe die ganze deutsche Theologie auf einer falschen Grundlage; es gelte aber nicht, eine neue erst zu legen, sondern nur sich der vorhandenen, aber fast vergessenen, besonders der von Thomas von Aquino gelegten wieder zu bemächtigen, denn Thomas sei „das lauterste Organ der heil. katholischen

Wissenschaft“. Die bischöflichen Seminarien seien den modernen Universitäten vorzuziehen, und die Theologie müsse aus den Staatsuniversitäten genommen und in die Seminarien verpflanzt werden; die „katholische Wissenschaft“ sei Deutschland verloren gegangen, den deutschen Theologen unverständlich, weil ihnen die „lebendige Lehrtradition“ abhanden gekommen, welche „sich anderwärts, besonders in Rom und in den Schulen der Jesuiten erhielt“. „Zur Wiedererstehung der katholischen Wissenschaft seien katholische Universitäten“ notwendig, die Gründung wenigstens einer habe bereits ein Bischof in die Hand genommen.[5])

Es scheint jedoch nicht, daß Döllinger diese neue Erscheinung ganz übersehen habe. Denn wozu seine so nachdrückliche Wendung gegen den Ultramontanismus, gegen „das Bestreben, mit gänzlicher Zurücksetzung oder Vernachlässigung der Eigentümlichkeiten des deutschen Volkes ihm dasjenige, was eine andere Nation [die romanische] nach ihrer Eigentümlichkeit in religiöser Beziehung gestaltet und entwickelt hat, aufdrängen zu wollen?“ Und deutet er nicht auf die neuen Bestrebungen mit den Worten hin: „wenn eine solche Gesinnung oder Richtung [in Deutschland] existiert?“ Doch wie dem immer sein möge, man hat hier sein sehr bestimmtes Programm über die deutsche Kirche und ihre Aufgabe, und ebenso seine entschiedene Absage an den Ultramontanismus: „gegen ihn würde ich als der erste mich entschieden erklären“. Seine spätere Haltung war vorausgesagt, der Fehdehandschuh hingeworfen, und man wird sich nicht mehr darüber wundern, daß Döllinger später in eine so schroffe Opposition trat, sondern darüber, daß es noch Menschen gibt, welche behaupten können, Döllinger sei von sich selbst abgefallen.

Sepp, der in Linz anwesend war, hat denn auch schon 1877 dem Verfasser mitgeteilt, daß Döllinger bereits auf dieser Versammlung bei den Leitern des Vereins — Moufang,

einer der Redakteure des „Katholik", war selbst anwesend — starken Anstoß erregt habe. Und auch Jörg, ebenfalls in Linz zugegen, bezeugt, daß Döllinger schon damals „zur Verwunderung vieler gezeigt" habe, „daß ihn die Frage von der Berechtigung eines nationalen Moments in kirchlichen Dingen beschäftige". Er bringt diese Erscheinung nur unrichtig mit den Bewegungen gewisser Kreise in der englischen Staatskirche und mit dem Gedanken einer Wiedervereinigung der drei großen Kirchengemeinschaften in Zusammenhang.[6]) Davon ging Döllinger damals nicht aus. Auffallenderweise erscheint auch Döllinger, ebenso Baltzer, nicht mehr auf den folgenden Generalversammlungen, ausgenommen die von 1861 in München, auf welcher er aber schon gewissermaßen als Büßer für eine Äußerung über eine untergeordnete Frage auftrat.

Über Salzburg kehrte Döllinger zugleich mit Acton und Jörg, der viel vom Bauernkrieg, über welchen er eben sein Buch schrieb, und über Ranke sprach, nach München zurück, um sofort wieder mit Windischmann zur Konferenz der bayerischen Bischöfe in Freising vom 1. bis 20. Oktober zu reisen.

Der Erzbischof Reisach und sein Generalvikar Windischmann waren im Jahre 1848 einer Versammlung der deutschen und österreichischen Bischöfe nicht sehr geneigt. Als aber die Würzburger Bischofsversammlung vorüber war, wurden gerade sie die Dränger und Stürmer. Die „Freiheit der Kirche" hatte es nunmehr auch ihnen angethan und sollte in Bayern durchgesetzt werden. Sie faßten die bereits erwähnte Denkschrift ab: „Promemoria über die kirchlichen Postulate der Katholiken Bayerns", welche eine Ergänzung der Würzburger „Denkschrift" sein sollte, und hatten mit der Überreichung derselben an den König so große Eile, daß sie nicht einmal den übrigen bayerischen Bischöfen vorher mitgeteilt wurde. Nachträglich zur Zustimmung aufgefordert, verweigerten sie denn

alle bis auf Bischof Weis von Speier dieselbe. Das merkwürdige Schriftstück beginnt mit einer Auseinandersetzung, daß den katholischen Bayern die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche schon im Konkordat garantiert sei, und daß sie ihren Anspruch auf kirchliche Freiheit „nicht erst aus den revolutionären Schwingungen abzuleiten haben“. Aber „durch einen, um offen zu reden, einer loyalen Regierung nicht ziemenden und darum ihr selbst schädlichen Staatsstreich, eine Nachahmung napoleonischer Willkür, wurde mit der rechten Hand das Konkordat zugestanden, die Linke gab aber das Religionsedikt und entwickelte in selbem im offenbarsten und eingestandenen Widerspruch mit dem Konkordat eine Reihe von Staatsprinzipien, durch welche allen jenen Bedrückungen der katholischen Kirche, die von 1800—1817 so planmäßig und ausgedehnt geübt worden waren, wie nirgends, die Hinterthüre geöffnet wurde.“ Die „Forderungen der Katholiken lassen sich aber in die Worte zusammenfassen: Freie Entwicklung der katholischen Kirche auf der Basis des mit voller Loyalität und ohne alle weiteren Hintergedanken seinem Buchstaben und Geiste nach zu erfüllenden Konkordats und der von ihm zu Grunde gelegten kanonischen Gesetzgebung und Aufhebung des Religionsedikts und aller sonstigen die Freiheit der Kirche beschränkenden Staatsgesetze oder Administrationsverordnungen“, — worauf eine Aufzählung der Forderungen im einzelnen folgt.

Was Graf Reisach, von dem König Ludwig seinem Nachfolger gesagt hatte: sein „größter Fehler sei gewesen, Reisach nach Bayern gezogen zu haben“,[7]) mit seiner Eingabe bezwecken wollte, ist nicht abzusehen. Denn da die Aufhebung des Religionsedikts eine Verfassungsänderung bedingte, so lag es gar nicht in der Macht des Königs, die Vorstellung zu gewähren; die Kammern aber waren weit davon entfernt, auf eine solche Verfassungsänderung einzugehen, was Reisach selbst in einem Briefe vom 29. März 1849 an Bischof Weis ein=

gestand: „Wie die Sachen jetzt stehen, ist kaum zu hoffen, daß etwas erreicht werden könne; denn ein Bestehen auf Änderung der bestehenden Verfassungsgesetze von unserer Seite würde sowohl bei der Regierung als bei der Kammer den entschiedensten Widerspruch hervorbringen und, anstatt die Kirche zu befreien, ihr nur noch mehr vexatorische Fesseln bereiten. In unserer ersten Kammer könnte ich höchstens auf sechs Stimmen zählen. Es sind ja gerade die Bedrücker der Kirche in ihrer Mitte, und die könnten sich doch nicht selbst ins Gesicht schlagen.“ [8]) Wozu dann eine solche Eingabe in einem Augenblicke, wo sie sogar nach ihrem Autor ganz aussichtslos war, und wo der bayerische Staat noch in seinen Grundfesten wankte? Man braucht sich daher nicht zu wundern, wenn die Regierung, wie Reindl an Döllinger berichtete, sagte: „Der Herr Erzbischof oder das Episkopat überhaupt beabsichtige Angriffe auf die Regierung; schon trete man mit Postulaten der Kirchenfreiheit hervor, die die Krone nimmer erfüllen könne; schon suche man das kirchliche Element gegen den Bestand der politischen Einheit Bayerns loszulassen ꝛc.“

Unter Minister Beisler war daher auf kein Entgegenkommen zu rechnen. Dagegen setzte sein Nachfolger, Kultusminister Ringelmann, wenigstens eine Kommission zur Revision des Religionsedikts in der Hoffnung ein, durch Berücksichtigung der seit dem Erlaß desselben wegen einzelner Bestimmungen entstandenen Schwierigkeiten eine Beruhigung herbeizuführen. Allein schon der Umstand, daß sie nicht vorher gehört wurden, noch mehr aber die Zusammensetzung der Kommission beunruhigte die Bischöfe. Sie wandten sich daher in einer Vorstellung an den König, stellten ihm die Gefahren vor, „welche dem Staat drohen würden, falls man auch allenfalls durch ungeeignete Bestimmungen zu einem Bruch mit der Kirche Veranlassung gäbe“, und baten, „daß das revidierte Religionsedikt nicht anders den Kammern vorgelegt werden möchte, als

bis man der Einstimmung der Organe der Kirche sicher wäre". In der That sagte ein k. Handschreiben vom 10. August 1849 an den Erzbischof Reisach diese Bitte zu. Aber als die Kommission im Sommer 1850 die Revision des Religionsedikts in 119 Paragraphen beendigt hatte, war von ihr keine Rede mehr. Sie kam, man weiß nicht aus welchen Gründen, den Bischöfen nie zu; nur Döllinger hatte sie in Händen, machte eine Abschrift davon und scheint, wenn eine Trennung der Kirche vom Staate nicht ausgesprochen werden sollte, im allgemeinen von ihr befriedigt gewesen zu sein, da sich nur bei einzelnen Paragraphen Striche von seiner Hand finden. Sie hatte übrigens auch zahlreiche Zugeständnisse an die Bischöfe gemacht.

Die Regierung, von welcher Döllinger in Freising sagte, sie sei „gegenwärtig in Bezug auf kirchenrechtliche Grundsätze in einem Zustande des Schwankens oder vielmehr der Gärung begriffen, niemand, selbst nicht die Organe der Staatsgewalt, könne sagen, was aus dieser Gärung sich auskläre", hielt also inne, vielleicht schon deswegen, weil sie sich sagen mußte, Erzbischof Reisach könne unmöglich befriedigt werden, nachdem der Papst, von dem Vorhaben einer Revision des Religionsedikts verständigt, an die bayerischen Bischöfe unterm 10. August 1849 die Aufforderung hatte ergehen lassen, alles ihrerseits aufzubieten, daß das Konkordat ganz und unverändert erhalten und nichts zugelassen werde, was nur im geringstem Widerspruche mit ihm stehe.[10]) Doch nun ging Graf Reisach seine eigenen Wege. In einem Rundschreiben vom 8. Juni 1850 fragte er bei den Bischöfen an, ob sie sich an einem gemeinsamen Konzil der beiden bayerischen Kirchenprovinzen beteiligen würden, suchte, nachdem sie sich dazu bereit erklärt hatten, beim Papst um die Genehmigung des Konzils nach und unterbreitete ihm die auf demselben zu verhandelnden Gegenstände. Doch auf ein Konzil, welches ein Nationalkonzil sein würde,

ging Rom nicht ein; gestattete aber durch ein Schreiben des Kardinals Antonelli vom 15. August, daß die Bischöfe zu einer gemeinsamen Konferenz zusammentreten. Um so zufriedener war man aber in Rom mit den von Reisach unterbreiteten Verhandlungsgegenständen. Der Papst äußerte in einem besonderen Breve die größte Freude darüber, forderte aber zugleich die Erziehung des Klerus und die Errichtung höherer Schulen in den bischöflichen Seminarien gemäß dem Trienter Konzil und Art. V des bayerischen Konkordats. Die Durchführung dieser Forderung sollte in Freising in Angriff genommen werden.

Zu den zur Konferenz beigezogenen Theologen, welche in zwei Ausschüsse geteilt wurden, gehörte auch Döllinger. Er stand an der Spitze des ersten Ausschusses und hatte die Domkapitulare Fries-Eichstätt und Busch-Speier, Professor Reithmayr-München, Generalvikar Windischmann und Dompropst Zarbl-Regensburg zur Seite. Es wurden außerdem für die neun Beratungsgegenstände neun besondere Berichterstatter, Döllinger für „Rechte und Einfluß der Kirche auf Unterricht und Erziehung der Gläubigen", gewählt. Bei ihrem Referate hatten sich die Referenten aber an ein vorgeschriebenes Programm zu halten, und hatte einer von ihnen seine Arbeit vollendet, so las er sie im Ausschusse vor, der sie besprach und dann einen bestimmt gefaßten Antrag stellte. Darauf wurde der Antrag nebst einem auf der Kommissionsberatung beruhenden Gutachten von dem Berichterstatter den Bischöfen in einer Morgensitzung vorgelesen, in einer allgemeinen Nachmittagssitzung besprochen, und endlich darüber von den Bischöfen in einer besonderen Sitzung endgültig Beschluß gefaßt.

Das Referat Döllingers umfaßte nach dem vorgeschriebenen Programm die Universitäten, die Gymnasien und die Volksschule, ist aber leider nicht mehr vorhanden. Denn das Gutachten über die Universitäten und Gymnasien, welches

1892 in den „Stimmen aus Maria Laach“ abgedruckt wurde, gibt nur die Anschauung des ganzen Ausschusses über dieselben wieder und läßt nicht mehr erkennen, was daran Döllinger eigentümlich ist. Um so wichtiger sind einzelne seiner Äußerungen in den Diskussionen, schon aus dem Grunde, weil bereits in der ersten Diskussion eine Differenz der Anschauungen zwischen ihm und Windischmann zum Vorschein kam. Dieser hatte nämlich das Referat über „Unterricht und Erziehung des Klerus“ und „befürwortete entschieden die Errichtung der bischöflichen theologischen Lehranstalten“! Das „erregte“ — schreibt Pfülf, der die Rede selbst nicht gibt — „den Unwillen Döllingers, der sich in einer langen, in ihrer Art ungemein geschickten Rede gegen diesen Plan der Bischöfe erging. Er sah in der Verwirklichung desselben nicht nur den Untergang der theologischen Fakultäten an den Hochschulen, sondern die Vernichtung der katholischen Wissenschaft und nahezu den Untergang des Katholizismus in Bayern.“ Aber wer Windischmann kannte, findet es begreiflich, daß auch er auf seinem Standpunkt stehen blieb. Er hatte indessen auch in das Referat Döllingers übergegriffen und das bayerische Universitätswesen berührt, daß die Regierung bei Besetzung der theologischen Professuren auf die Rechte der Kirche keine Rücksicht genommen habe, und daß, wenn auch gegenwärtig die Fakultäten größtenteils mit sehr ausgezeichneten und kirchlichen Männern besetzt seien, „wir doch bloß ein Menschenalter zurückblicken und den Zustand der Universität Landshut betrachten dürfen, um uns zu überzeugen, daß der Kirche Garantien gegen die Rückkehr solchen Unheils gegeben werden müssen“. Dieselben lägen aber in der unmittelbaren Unterordnung der theologischen Fakultäten unter den Papst, der seine Aufsicht über sie durch einen Kanzler, d. h. durch den Erzbischof von München über die Münchener und durch den von Bamberg über die Würzburger Fakultät ausüben würde. Letzteres

seinem eigenen Referate vorbehaltend, ging Döllinger bei dieser Diskussion nur auf die Münchener theologische Fakultät ein und äußerte nach Pfülf, er gestehe gerne zu, daß die Bischöfe an ihr manche Mängel zu beklagen hätten, wie die Umgehung der kirchlichen Autorität bei der Anstellung der theologischen Lehrer, das Mitschleppen eines unfähigen Lehrers 20 oder 30 Jahre lang, die Beschränkung des theologischen Unterrichts auf bloße Kathedervorträge u. s. w. Die Fakultät habe dies selbst gefühlt, aber bei zirka 300 Studierenden sei es kaum anders möglich, und ihr Versuch, Repetenten aufzustellen, habe nicht einmal bei Minister Abel Unterstützung gefunden. Ein Hauptmangel sei nach der Ansicht der Professoren der theologischen und auch anderer Fakultäten der Abgang von Konvikten, in denen die aller Aufsicht und Beratung entzogenen jungen Leute gesammelt werden könnten, um ihnen jene Pflege angedeihen zu lassen, welche sie bisher nicht haben konnten.

Das Referat Döllingers über die Universitäten war nicht leicht. Der Erzbischof Reisach, der schon vor der Konferenz für sich die Beratungsgegenstände durchgearbeitet hatte, forderte nicht nur an jeder Universität für Geschichte, Philosophie und Kirchenrecht in der juridischen Fakultät Professoren, welche diese Gegenstände im kirchlichen Sinne lehren und das Vertrauen der Bischöfe genießen, sondern auch: „a) daß für die Katholiken ein sonn- und feiertäglicher Gottesdienst angeordnet und darauf gehalten werde, daß derselbe besucht werde. Ob auf die Osterbeichte gedrungen werden solle? b) daß durch gehörige Disziplin die Ungebundenheit der Sitte und das liederliche Leben gehindert werden; c) daß nicht geduldet werde, daß in den Vorlesungen durch ungläubige Lehrer alle Religion und besonders die Kirche verhöhnt und barer Unglaube gelehrt werde; d) daß immer, auch in den Hauptfächern, gläubige und kirchliche Professoren angestellt werden.“ Dagegen weist Döllinger in seinem Referat über die Kommissions-

verhandlungen zunächst darauf hin, daß die katholischen Universitäten Deutschlands durch den Entwicklungsgang in neuerer Zeit ihren ursprünglichen Charakter als kirchliche Institute gänzlich verloren haben, und daß es gegenwärtig unmöglich sei, ihn zurückzuführen. Deshalb sei auch der Gedanke an eine Wiederherstellung des bischöflichen Kanzleramtes unpraktisch, das überdies nur eine Quelle von Verlegenheiten und Demütigungen werden würde. Was möglich und praktisch sei, das sei „nur ein jus cavendi, d. h. das Recht und die Pflicht des Episkopats, zu wachen, ne quid ecclesia et religio detrimenti capiat.“ Da gebe es aber, da ein unmittelbarer Verkehr mit der Universität selbst, namentlich bei München, ganz unthunlich sein dürfte, nur den Weg der etwaigen Reklamationen und Forderungen von dem ganzen bayerischen Episkopat und als Willensausdruck der ganzen bayerischen Kirche bei dem Ministerium. Das Recht der Bischöfe dazu sei im Art. V des Konkordats gewährleistet, da die schola publica auch die Hohen Schulen umfasse ... Aber nirgends seien auch die zu überwindenden Hindernisse so groß, als eben hier. Die Universitäten haben ihren alten korporativen Charakter völlig verloren; jeder Lehrer ist selbständig und unabhängig, niemand, auch die Universität nicht, beaufsichtigt, warnt und rügt ihn. Für ihn gibt es nur noch zwei Rücksichten, die auf seine Zuhörer, daß er sie nicht abstoße und vertreibe, und die auf das Ministerium, daß er sich nicht das bleibende Mißfallen desselben, welches noch immer Gnade und Zulage zu spenden habe, zuziehe. Aber gegenwärtig ist fast auch der ganze Einfluß der Staatsregierung auf die Auswahl und Anstellung der Lehrer beschränkt. Außer der theologischen Fakultät ist die Universität nicht ein großer, organisch zusammenwirkender Lehrkörper, sondern ein Haufen durch Zufall, Gunst oder litterarische Celebrität zusammengebrachter lehrender Individuen. Die Bischöfe können daher nur auf dem Wege

der Vorstellung an die Staatsregierung etwas zu erreichen hoffen. Man soll aber auch nicht auf Entfernung oder Quiescierung anstößiger und verderblich wirkender Lehrer zu große Hoffnungen bauen. Das ist „ein so gefährliches, zweischneidiges und durch den Gebrauch, welchen das Ministerium Zu Rhein gerade gegen katholische Lehrer davon gemacht hat, so gehässig gewordenes Mittel, daß ein Ministerium nicht leicht mehr ohne die äußerste Not zu demselben greifen und wahrscheinlich, wenn es sich doch zu demselben verstände, das Odium der Maßregel ganz und gar dem Episkopate zuschieben würde. Und dieses Odium mit seinen Folgen möchte leicht die von der Entfernung erwarteten Vorteile aufwiegen."

„Also Bestellung tüchtiger Lehrer besonders in den Fächern der Philosophie und Geschichte," — aber „hier ist mit der bloßen Aufstellung einzelner Lehrer, deren Vorträge nichts in religiöser Beziehung Anstößiges enthalten, noch sehr wenig gethan; denn wenn diesen Männern die Gabe des anziehenden Vortrags, das Vermögen, den Studierenden zugleich Interesse und Respekt einzuflößen, mangelt, so bleibt die verderbliche Wirksamkeit jener anderen in ihrem vollen, ungeschwächten Umfange", und könnte nur die Regierung auf die Reklamationen mit einigem Scheine sagen: die Studierenden haben die Möglichkeit und Freiheit, unschädliche und orthodoxe Vorträge zu hören. „Es wird daher wohl notwendig werden, daß der Episkopat geradezu für Anstellung bestimmter Personen, von deren erprobter Fähigkeit und religiös-wissenschaftlicher Gesinnung er Kenntnis hat, in vorkommenden Fällen antrage", doch sei das Komitee der Meinung gewesen, daß dies nur im äußersten Falle, wenn nichts anderes helfe, geraten sei. Dagegen dürfte es sich empfehlen, daß bis zu einer solchen Besetzung der philosophischen und geschichtlichen Fächer die Bischöfe von ihren Kandidaten nicht die Vorlage von Zeugnissen über diese Fächer verlangen, da eine Art von Hohn und Ironie

darin läge, wenn Professoren, wie Neumann und Lindemann, durch die kirchlichen Behörden veranlaßt würden, den angehenden Theologen zu bezeugen, „daß sie seine auf Zerstörung und Verhöhnung der christlichen Religion und Kirche gerichteten Vorträge fleißig frequentiert hätten.“ Als kleineres Übel erscheine es, daß die künftigen Priester lieber gar kein philosophisches und historisches Kollegium hören. Aber vielleicht könnte die Drohung des Episkopats, mit Rücksicht auf die gegenwärtige Besetzung dieser Fächer eine öffentliche Erklärung zu erlassen, das Ministerium am ehesten bestimmen, auf eine bessere Besetzung derselben zu denken.

Hinsichtlich der Religionsübung und Sittendisziplin solle die Aufstellung eines Universitätspredigers, doch nicht ohne Genehmigung des Bischofs, gefordert werden; aber auf die Sittendisziplin könne der Bischof bei der gegenwärtigen Einrichtung der Universitäten kaum direkt einwirken; nur im Falle einer auffallenden und weitverbreiteten Korruption unter der akademischen Jugend könnte er die Staatsregierung zum Einschreiten auffordern und die Anwendung religiöser Heilmittel beantragen.

In Bezug auf die Gymnasien sei hier nur hervorgehoben,[11]) daß man den Antrag stellen wollte: es „sollen überall Religions- und Geschichtsunterricht in der Hand eines Priesters vereinigt werden.“ Diesem Antrage widersetzte sich Döllinger: „Die Anforderung steigert sich sehr hoch. Es gehört schon viel dazu, an einem Gymnasium ein guter Religionslehrer zu sein. Man darf sagen, daß die größere Anzahl der Geistlichen nicht dazu tauge. Wird noch die andere Aufgabe damit verbunden, einen zusammenhängenden Geschichtsunterricht zu erteilen, eine Aufgabe, die doch eine sorgfältige Vorbereitung und mehrjähriges Studium der Geschichte erfordert, so möchte die Zahl derjenigen Geistlichen in Bayern, die mit gutem Gewissen zu solchem Lehramte empfohlen werden könnten, äußerst

klein sein." Und er hatte damit entschieden recht; denn der von anderer Seite betonte Umstand, daß die Philologen in der Geschichte gleich unwissend seien, berechtigt noch keineswegs andere, für sich das Lehramt in einem Fache zu fordern, auf das sie sich nicht vorbereitet haben. Es sprach da auch nicht, wie Pfülf meint, der Universitätsprofessor aus ihm, der dadurch zugleich die Bischöfe veranlassen wollte, talentvolle junge Geistliche an die Universitäten zu senden, sondern er betonte, was in der Sache allein vernünftig und auch moralisch geboten war; denn ein Lehramt verlangen, auf das man sich nicht vorbereitet hat, ist unmoralisch.

Endlich war Döllinger in Freising noch ein anderer Auftrag zu teil geworden, nämlich der, zugleich mit Windischmann die über die Abänderung des Religionsedikts und die volle Durchführung des Konkordats zu fassenden Beschlüsse „in eine Denkschrift aufzunehmen", welche, von sämmtlichen Bischöfen unterzeichnet, dem König überreicht werden sollte.[12]) Doch war diese Arbeit eine ziemlich mechanische, da die Beschlüsse von den Bischöfen in einer besonderen Versammlung allein gefaßt wurden und in dieser Fassung in die Denkschrift übergehen sollten, in der Einleitung derselben aber das Promemoria Reisachs zu Grunde gelegt werden mußte. Nur so ist es auch begreiflich, daß in einem Aktenstücke, an welchem Döllinger beteiligt war, thatsächlich unrichtige Angaben und unlogische Sätze enthalten sein konnten, oder Forderungen, wie die Herstellung eines bischöflichen Kanzleramtes für die theologischen Fakultäten, gegen die sich der von Döllinger vorgetragene Kommissionsbericht ausgesprochen hatte.

Döllinger erntete für seine Teilnahme an der Freisinger Konferenz nicht nur keinen Dank, sondern hatte sich durch seine Opposition gegen die von Windischmann befürwortete Errichtung der bischöflichen theologischen Lehranstalten sogar in den Augen Reisachs und Windischmanns als ihren Plänen

feindselig verdächtigt. Als Ketteler, kaum Bischof von Mainz geworden, die theologische Fakultät an der Universität Gießen vernichtete und am 1. Mai 1851 in Mainz eine bischöfliche Lehranstalt eröffnete, nannte Windischmann in einem Brief an ihn diesen Schritt „den wichtigsten, notwendigsten und folgenreichsten"; denn „was helfen uns alle Deklamationen über kirchliche Freiheit, wenn wir unseren Klerus nicht im Geiste der Kirche erziehen können; hat letzterer unsere Priester im wahren Sinne des Wortes frei von der Welt gemacht, so folgt die kirchliche Freiheit von selbst. Die Erhaltung der alten katholischen Lehre muß von den Bischöfen in die Hand genommen werden. Ich habe mit tiefem Schmerz seit meinem Professorentum von Tag zu Tag lebendiger erkannt, daß unsere theologische Doktrin an dem tiefsten Krebsschaden leidet, der durch einzelne theologische Celebritäten und treffliche Individualitäten wie Klee, Möhler 2c. zwar zugedeckt, aber nicht geheilt werden kann. Unsere theologische Doktrin steht faktisch außer der Kirche, und es bemächtigt sich dadurch allmählich auch der tüchtigsten Männer — ich nehme selbst Döllinger nicht aus — ein Geist, der uns zu den übelsten Dingen führen kann. Ew. Bischöfliche Gnaden haben eine sehr vorteilhafte Stellung gehabt gegenüber der Gießener Fakultät . . . Wir sind leider wie in anderen Punkten so auch in diesem in ungünstigerer Lage; wir leiden an einer leider vielfach unbegründeten katholischen Reputation, und so sehr der Hochwürdigste Herr Erzbischof einsieht und beklagt, daß unsere Münchener Universitätsbildung weder den Ansprüchen der asketischen noch der theologischen Erziehung des Klerus entspricht, so würde er ja das Anathema der ganzen katholischen Welt sich zuziehen, wenn er seine Theologen von München weg nach Freising übersiedeln und dort eine tüchtige Anstalt gründen wollte. Übrigens wird mit der Zeit doch eine gründliche Änderung notwendig werden" (1851, Aug. 5.)[18])

Der Zwiespalt zwischen Döllinger und den Anhängern der ausschließlichen seminaristisch-theologischen Bildung klaffte also schon im Jahre 1850, und es war daher keine Inkonsequenz, wie Pfülf es bezeichnet, wenn Döllinger in seinem Artikel, nicht „Gutachten“: „Die Speyersche Seminarfrage und der Syllabus“ (im Januar 1865 geschrieben, aber nicht veröffentlicht)[14]) der theologischen Seminarbildung entgegentrat. Er war durch die fortschreitende Entwicklung der kirchlichen Dinge in seiner auf der Freisinger Konferenz ausgesprochenen Anschauung nur noch mehr bestärkt worden.

Es war dies auch die Zeit, in welcher er alle seine jüngst noch gehegten Hoffnungen vereitelt sah. Weder ein Nationalkonzil, noch Provinzial- und Diözesansynoden kamen zu stande, da Rom jeden Versuch dazu vereitelte, wenn auch noch andere daran festhielten, wie Ketteler, der am 23. März 1854 zu Schulte sagte: „Was ich befürworten würde, wäre ein Nationalkonzilium, damit sich der deutsche Episkopat klar werde und ausspreche, was er wolle.“[15])

Drittes Kapitel.

Luther-Skizze. II. Kammer. Reisen nach England. Italien und Wien. Artikel „Duns Scotus“ und unbefleckte Empfängnis. Jodok Stülz. „Betrachtungen über die Frage der Kaiserkrönung.“ H. Thiersch. „Hippolytus und Kallistus.“ Mitglied des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst.

Nach der Freisinger Konferenz trat Döllinger endlich aus der lärmenden Öffentlichkeit wieder in die ruhigere Bahn des Gelehrtenlebens zurück, und aus einem Brief vom 7. Dezember 1850 an Herder in Freiburg erfährt man auch, womit er sich, wenigstens in den letzten Monaten dieses Jahres, beschäftigte. Er schreibt: „Der Artikel ‚Luther‘ ist gestern an Sie abgegangen und vielleicht schon in Ihren Händen. Er ist etwas stark, d. h. voluminös ausgefallen, doch glaube ich, daß er immer noch innerhalb erträglicher Grenzen sich hält, und ich dachte, bei der großen Wichtigkeit des Artikels dürfte er eher etwas zu ausführlich als zu kurz werden. Ich habe ihn mit Sorgfalt ausgearbeitet und ziemlich viele Zeit damit zugebracht. Außerdem habe ich aber auch eine freundliche Bitte; sie besteht darin, daß Sie mir einen Separatabdruck in etwa 30 Exemplaren, mit eigener Paginierung und dem Titel:

Luther, eine Skizze von J. Döllinger, machen ließen. Wollten Sie etwa auch für Sich eine Anzahl davon abziehen lassen, so habe ich nichts dagegen ..." Der Artikel, welcher 1851 im „Kirchenlexikon" erschien (VI, 651—678), war aber auch in anderer Beziehung „etwas stark". Döllinger hatte sich keineswegs zum Zwecke der Abfassung des Artikels in sämtliche Werke Luthers versenkt und aus ihnen heraus den Reformator zu begreifen und auch seine lichten Seiten darzustellen gesucht, sondern den Artikel, wie er am Schlusse desselben andeutet, auf Grund der Jarckeschen „Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation" (1846), welche vorher in den historisch-politischen Blättern erschienen waren, und seiner eigenen Darstellung Luthers in seiner „Reformation" abgefaßt.

Auf protestantischer Seite fand man den Artikel geradezu empörend, und noch im gleichen Jahre erschien von dem Erlanger Theologen J. Chr. K. Hofmann unter dem Titel: „Paulus, eine Döllingerische Skizze" eine Erwiderung zuerst in der „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche", dann als Separatschrift. Sie faßte Döllinger nicht zart an, beschuldigte ihn, er habe „Luthers Lebensbild zu einer abschreckenden Fratze verzerrt", und nannte den Artikel eine „Lügenskizze". Den Hauptschlag führte Hofmann aber dadurch gegen ihn, daß er nach dessen Methode eine Skizze von Paulus entwarf, welche natürlich zu einer wüsten Karikatur des Apostels sich gestaltete. Die Schrift war indessen doch mehr eine Anklage, nicht eine historische Widerlegung, und in Bezug auf die Worte Döllingers von Luthers Tod geht Hofmann nach des Verfassers Auffassung doch auch zu weit, wenn er ihm die Worte Aug. Theiners suppeditiert: „Unter schrecklichen Flüchen gegen die alte Mutterkirche und gegen Gott hauchte er seine unreine Seele aus."[1])

Seltsamerweise wiederholte sich der Vorgang von 1851, unmittelbar nachdem Döllinger die Augen geschlossen hatte.

Der Herdersche Verlag wußte nämlich nichts Besseres zu thun, als von der Luther-Skizze einen neuen Abdruck zugleich mit dem oben mitgeteilten Briefe Döllingers zu verbreiten, — ob mit Recht oder mit Takt, braucht hier nicht weiter untersucht zu werden, vielmehr soll nur auf die Wirkung dieser Provokation hingewiesen werden. Sie war aber die gleiche, wie im Jahre 1851. Professor Kolde in Erlangen setzte der Luther-Skizze den Hofmannschen „Paulus, eine Döllingersche Skizze" entgegen, und in seiner Vorbemerkung erkennt man, wie man noch heute in protestantischen Kreisen über die Luther-Skizze erbittert ist. „Sie erwies sich — so führt Kolde aus — von Anfang bis zu Ende als ein widerliches Zerrbild des Reformators, das mit dem historischen Luther wenig mehr als den Namen gemein hatte. Das war nichts Neues, wohl aber daß der geschickte Maler trotzdem es verstanden hatte, durch gewisse Striche, die an Bekanntes erinnerten, bei dem Unkundigen den Eindruck des Naturgetreuen zu erwecken. In dieser Beziehung war das kleine Schriftchen für die römische Reformationsgeschichtschreibung der Neuzeit geradezu epochemachend, und alle die späteren Karikaturmaler bis auf Janssen und Evers fußen auf ihm, wenn sie ihn nicht geradezu abgeschrieben haben. Bei dem Ansehen, das Döllinger genoß, und der schon erwähnten Geschicklichkeit, seiner Darstellung den Schein der Quellenmäßigkeit zu geben, konnte dieselbe des Erfolges in manchen Kreisen gewiß sein."

„Der historische Luther!" Wenn derselbe, wie z. B. Paulsens „Geschichte des gelehrten Unterrichts" beweist, nicht einmal noch für die Protestanten insgesamt feststeht, so wird es begreiflich noch weniger von den katholischen oder gar römischen Theologen, welche mit wesentlich verschiedenen Anschauungen an Luther herantreten, erwartet werden dürfen. Es handelt sich indessen hier keineswegs um eine Rechtfertigung oder Verteidigung der noch immer „historisch-politischen" Methode Döllingers. Was er

mit ihr verbrochen hat, wird nicht unbestraft bleiben. Das nämliche Kirchenlexikon wird nächstens wohl auch ihn selbst „historisch-politisch“ behandeln. —

Eine eigentümliche Wendung trat in Döllingers Leben im Winter 1850/1 ein. Vorher der regelmäßige Besucher des Abendzirkels im Hause Görres, schreibt er 1851 an Böhmer in Frankfurt, „er habe den ganzen Winter durch die Abende allein zugebracht“, wahrscheinlich deswegen, weil der Abendzirkel, der älteren Mitglieder ohnehin verlustig geworden, wegen der zunehmenden Kränklichkeit Guido Görres' († 1852, Juni 14.) zu bestehen aufgehört hatte. Es tritt indessen noch eine andere Erscheinung an ihm hervor, nämlich die, daß er auch an der Kammerthätigkeit keine Freude mehr hatte, obwohl vorauszusehen war, daß es an Angriffen nicht fehlen würde, und man ihm sagte und schrieb: „Sie müssen bei der unsicheren Haltung anderer Deputierten die Ehre und die Festigkeit unserer Sache fast allein aufrecht erhalten“. Er blieb zwar noch Mitglied des Landtages, aber als dieser Mitte Februar 1851 seine Sitzungen wieder aufnahm, schwieg er beharrlich. Nicht einmal die Angriffe auf die Freisinger „Denkschrift“ konnten ihn zum Brechen seines Stillschweigens bewegen, auch nicht Äußerungen, wie die Wallersteins: er sei für eine freie Kirche, wenn auch das politische Leben frei sei; wenn aber die politische Gesellschaft geknebelt sei, dann dürfe es auch keine Freiheit für die Kirche geben. Der Beweggrund zu dieser Haltung ist dem Verfasser nicht bekannt geworden, vielleicht aber lag er darin, daß sich zu gunsten der Freisinger „Denkschrift“, welche eine zu peinliche Lage geschaffen hatte, überhaupt nicht viel sagen ließ; und dann mußte er einsehen, daß die Bischöfe die Freiheit der Kirche in einem ganz anderen Sinne auffaßten und zu benützen Miene machten, als er sie verstanden hatte.

Der König, dem der Erzbischof Reisach am 2. November

1850 feierlich die „Denkschrift“ überreicht hatte, „war darüber sehr ungehalten“ und ließ sie bis Weihnachten nicht einmal seinen Ministern zugehen, so daß Reisach selbst sie ihnen mitteilen mußte. Noch mehr aber wurde Maximilian II. verstimmt, als anfangs 1851 die „Denkschrift“ bischöflicherseits der Öffentlichkeit übergeben wurde, und sich darauf ein leidenschaftlicher Sturm gegen sie in der liberalen Presse erhob. Ebenso fand die Regierung ihrerseits nicht nur den Ton der „Denkschrift“ befremdend, sondern auch die Zeit mit ihren drohenden Gefahren für ein solches Vorgehen ganz ungeeignet. Aber auch der Klerus war von ihr nicht erbaut, denn nicht bloß „die geistlich und sittlich Verkommenen, die Veteranen und Nachzügler des absoluten Kirchentums haben sich“, nach Strobls Geständnisse, „gegen jede freiere kirchliche Bewegung gestimmt gezeigt“, auch „der größere Teil der Gesamtheit des Klerus, und darunter nichts weniger als unkirchlich gesinnte Männer, hat die Denkschrift doch nicht mit jenem Gefühle aufgenommen, wie man vielleicht hätte erwarten sollen und wie es zu wünschen gewesen wäre. Es offenbarte sich ein gewisses Mißtrauen.“ Der Klerus wollte die Freiheit der Kirche nicht um jeden Preis, nicht ohne die eigene Sicherstellung gegenüber den Bischöfen, indem er fürchtete, diese würden die erlangte Freiheit dazu benützen, die Pfarrer in die Stellung der französischen Sukkursalpfarrer zurückzudrängen. Und diese Bewegung im Klerus blieb auch Döllinger nicht unbekannt. Ja, einer seiner Schüler, ein Kaplan J. N. Maierhofer in Augsburg, wandte sich sogar in einem dringenden Briefe an ihn, um ihn zu veranlassen, seine Stimme öffentlich zu erheben, da „bei uns, in Schwaben, dann im Frankenland und vielleicht auch anderswo in Bayern immer mehr anstößige Reden laut werden in Beziehung auf die denkwürdige Denkschrift der Bischöfe, hauptsächlich wegen der befürchteten Amovibilität der Pfarrer“, und da die „Neue Sion“ Nr. 23, 24

(1851) sogar Ansichten ausspricht, „wie daß die Pfarrer in der Jurisdiktion nicht wirklich vom Episkopat abhängig seien" (1851, Febr. 27.).

Doch wie Döllinger in der Kammer schwieg, so ließ er sich auch in der Presse nicht vernehmen. Er ging vielmehr ins Ausland. In einem am 5. Mai bei der Kammer eingereichten Urlaubsgesuch auf drei Wochen heißt es: „Mehrere Gründe, und unter anderm auch die Rücksicht auf meine Gesundheit, machen mir eine kurze Reise ins Ausland gerade jetzt sehr wünschenswert." Der Urlaub wird am 7. Mai — für die Universität am 9. — gewährt, und sofort ist er mit Acton auf dem Wege über Heilbronn durch Belgien nach England. Hier war sein Ansehen noch keinem Verdachte ausgesetzt und wurde er überall auf das zuvorkommendste empfangen. Er sah Manning, der mit ihm die Frage besprach, ob er besser thue, in einen Orden zu treten, Monsell, Hope-Scott, Lisle Phillips und Gladstone, auf dessen Tisch er „theologische oder doch auf Religiöses bezügliche Bücher liegen gesehen", auch Vikt. Am. Hubers Geschichte der englischen Universitäten, von der ihm Gladstone sagte, „es sei dies ein ihm unentbehrliches Werk, welches besser sei als alles, was in England über den Gegenstand geschrieben worden".[2]) Er ging auch ins Parlament, um Gladstone sprechen zu hören, und sah den als Prediger berühmten Jesuiten Ravignan und Thiers, welcher eines Abends auseinandersetzte, wie schlecht das Unterrichtswesen in Frankreich sei. In Birmingham besuchte er Newman, der ihn fragte, ob und wie Pius VII. wegen der Krönung Napoleons zu entschuldigen sei, wobei Döllinger den Papst verteidigte. In Oxford frühstückte er in Merton bei Pollen, damals Proctor, dinierte mit Mozley in Magdalen und war abends in Oriel bei Mariott in den ehemaligen Zimmern Newmans. In Oriel sah er auch Church, den späteren Dekan von St. Pauls, und natürlich versäumte er diese Gelegenheit

nicht, auch Pusey zu besuchen. Er war zweimal bei ihm und erzählte, er habe das zweite Mal ihn in Thränen gelassen. Kaum erwähnt zu werden braucht, daß er es nicht unterließ, auch den Kardinal Wiseman, mit dem er übrigens auch anderwärts, z. B. bei Lady Fitzgerald, zusammentraf, zu begrüßen. Nachdem er noch in Oscott gewesen, trat er mit Acton wieder den Rückweg über Paris und Straßburg, wo dem Bischof Räß ein Besuch abgestattet wurde, nach München an.[3])

Es nahm übrigens noch ein anderer Gegenstand, die Gründung einer katholischen Universität in Dublin, an deren Spitze zu treten Newman bestimmt war, Döllingers Aufmerksamkeit in Anspruch. Er begleitete das Projekt mit den besten Wünschen, versprach seine Mithilfe zur Durchführung desselben und gehörte auch zu den „hervorragenden und wohlerfahrenen Personen", deren Rat man vor der Ausführung des Unternehmens einholen wollte. Das Projekt befand sich aber noch in den allerersten Anfängen, wie die unterm 29. August 1851 durch J. W. Allies im Namen des Ausführungs-Komitees an Döllinger geschickten sechzehn noch vorhandenen Fragen zeigen, die er so bald als möglich beantworten sollte; doch würde das Komitee sehr dankbar dafür sein, wenn Döllinger auch andere ihm zweckmäßig scheinende Bemerkungen machen wollte. Dennoch schritt das Unternehmen nur langsam voran. Am 2. Juli 1852 noch bat Robertson, Professor der Universität, in Newmans Auftrage Döllinger um den Vorschlag eines deutschen Geistlichen als Kanonisten, da der von ihm für die Universität empfohlene Brischar mehr Kirchenhistoriker als Kanonist zu sein scheine; und erst nach Ostern 1853 wollte Newman nach Dublin gehen, „um alles in die schönste Ordnung zu bringen". Nichts hätte aber der zu eröffnenden Universität mehr nützen können, als wenn man sie mit dem glänzenden Namen Döllingers hätte schmücken können, — ein Gedanke, auf den wirklich Hope-Scott verfiel,[4]) und den Newman

wenigstens insofern teilte, als er Döllinger am 15. Dezember 1853 fragte, ob er nicht geneigt sei, als lecturer vom Herbst 1854 bis Herbst 1855 einen Kurs über Geschichte oder Kirchengeschichte in Dublin zu geben. Sein Name und seine Vorlesungen würden für sie eine „große Hilfe" sein. Und Newman scheint wirklich so bestimmt auf eine Zusage Döllingers gerechnet zu haben, daß er, wie Wiseman schreibt, durch dessen ablehnende Antwort sehr enttäuscht war (disappointed of the great assistance which you would give him — 1854, Mai 31.). Dennoch scheint sich Döllinger nicht ganz ablehnend verhalten zu haben, da Newman am 15. August 1854 neuerdings ihn drängte: er möchte wohl in der Lage sein, ihnen zu helfen, und fragte, ob er im September seinen Namen in ihr Vorleseverzeichnis setzen dürfe. Es hatte aber auch dieser letzte Versuch keinen Erfolg. —

In das Jahr 1851 muß noch eine Arbeit fallen, welche für die Beurteilung der damaligen Stellung Döllingers in hohem Grade wichtig ist, — sein Artikel Johannes Duns Scotus, welcher 1852 im IX. Band (S. 878—882) des Kirchenlexikons erschienen ist. Doch knüpft sich das Interesse nicht sowohl an die Persönlichkeit des Duns Scotus überhaupt, als an seine Stellung zu der unbefleckten Empfängnis Mariä, deren Erhebung zu einem Glaubenssatze damals aufs eifrigste betrieben wurde. Döllinger hat auch den Artikel — er gestand es 1854 selbst — nicht ohne Absicht geschrieben, indem er durch das Kirchenlexikon noch einen Gegendruck ausüben zu können glaubte. Er führte nämlich darin aus: „Eines der Theologumena, welchem Scotus Eingang und Gewicht verschafft hat, ist die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der heil. Jungfrau. Doch drückt er sich noch mit großer Zurückhaltung darüber aus; auf die Frage nämlich, ob die Jungfrau ohne Erbsünde empfangen worden, antwortet er mit drei Propositionen: 1. Gott habe bewirken können, daß sie

nicht in der Erbsünde empfangen worden; 2. er habe es so fügen können, daß sie nur einen Moment in der Erbsünde geblieben wäre; 3. er habe machen können, daß sie einige Zeit darin geblieben, sofort aber gereinigt worden sei. Darauf konkludiert er: Gott allein wisse, welche von diesen drei Möglichkeiten wirklich geworden sei; doch scheine es ihm probabler, der heil. Jungfrau das Vollkommenere, also die Freiheit von der Erbsünde auch schon in der Empfängnis zuzuschreiben (Dist. 3 in libr. III. Sent. quaest. 1). Es währte noch geraume Zeit, bis diese Meinung sich in den theologischen Schulen und im kirchlichen Volksleben Bahn brach; die theologische Strömung war ihr noch längere Zeit entgegen. Der Karmelit Joh. Bacon, der vornehmste Theologe seines Ordens, greift (um das Jahr 1330), ohne den Scotus auch nur zu nennen, den Petrus Aureolus wegen der Behauptung an: Quod b. virgo originalem culpam non traxit de facto, tamen habuit necessitatem contrahendi. Das nennt Bacon eine haeresis adulatoria et nimis devota [eine schmeichlerische und allzu devote Häresie], und sucht ausführlich zu beweisen, daß nur Christus allein von der Erbsünde frei gewesen sei. Noch auffallender ist, daß selbst ein Minorit und Schüler des Scotus, Alvaro Pelayo (Pelagius), der um 1330 Bischof von Silves in Portugal wurde, sich noch mit scharfer Mißbilligung über jene Theologen der Neuzeit äußert, die gegen die Ansicht der älteren Doktoren und die allgemeine Meinung der Kirche ihren neuen phantastischen Wahn zu behaupten suchten."[5]) Doch das Bemühen Döllingers war umsonst, nachdem die Jesuiten, gerade mit Rücksicht auf die unbefleckte Empfängnis Mariä, beinahe seit dem Bestehen ihrer Gesellschaft die Meinung der alten Lehrer als bedeutungslos abgethan hatten[6]) und jetzt die Definition der unbefleckten Empfängnis als Glaubenssatz in ihrem eigenen Interesse betrieben. So äußerte sich wenigstens 1854 der Jesuit Passaglia zu Schulte: „Daß der Papst

anfange, gegen sie günstiger gesinnt zu sein, dies sei ihrem Eintreten für die Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis zu verdanken; er hoffe zuversichtlich, daß nach der nicht mehr zu bezweifelnden Dogmatisierung er ihr Freund sein werde. Der Papst müsse doch einsehen, daß der Orden seine beste Stütze sei, da er für die volle Herrschaft des Papstes in der Kirche mit allen Waffen kämpfe."[7]) Es ist nur merkwürdig daß die Redaktion der zweiten Auflage des Kirchenlexikons diesen Artikel wieder abdrucken lassen und ohne jede Bemerkung als Döllingersche Arbeit bezeichnen konnte, obwohl sie seine oben angeführte Auseinandersetzung über die unbefleckte Empfängnis Mariä gestrichen hat. —

Im Herbst 1851 scheint Döllinger München nicht mehr verlassen zu haben. Es fesselten ihn zu sehr die neu aufgefundenen und 1851 veröffentlichten Philosophumena, welche Zustände der römischen Kirche in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts enthüllten, daß die katholische Welt darüber erschrak, und manche, wie Professor Reithmayr, meinten, „diese Schwierigkeit würden die Katholiken niemals überwinden können.[8]) Um mehr Zeit zur Arbeit zu gewinnen, trat er nun förmlich aus dem am 4. Oktober wieder zusammengetretenen Landtag aus, lehnte den Vorschlag Böhmers ab, sich an einer auf den Winter 1851—1852 zu organisierenden wissenschaftlichen Expedition nach Italien zu beteiligen, und versenkte sich, wie er am 4. Dezember an Stülz, der ihm seinen „Bischof Altmann von Passau" zur Beurteilung vorgelegt hatte, schrieb, in die ersten christlichen Jahrhunderte:

„Mit Entschuldigung wegen der allzulangen Zögerung und zugleich mit aufrichtigem Danke für den gewährten Genuß sende ich Ihnen den Altmann zurück. Sie haben, wie ich mich bei der Durchlesung überzeugte, diese Periode der deutschen Geschichte sorgfältiger studiert und erforscht, als ich, und es würde mir übel anstehen, wenn ich hinsichtlich einzelner Fakta

Bedenken erheben oder Berichtigungen versuchen wollte, besonders jetzt, wo mir dieser Teil der Kirchengeschichte sehr fern ab liegt und meine Gedanken und Studien ganz anderen Jahrhunderten zugewandt sind. Ich freue mich, daß es Ihnen gelungen ist, ein so reiches Bild von Bischof Altmanns Thätigkeit zu stande zu bringen, reicher, als ich bisher für möglich gehalten hatte ... Gefreut hat mich unter anderm, daß Sie Buchners Darstellung gehörig gezüchtigt haben;[9]) Stenzel haben Sie dagegen sehr gnädig durchgelassen. Eins will ich gleich bemerken, was mir während des Lesens einfiel: Wäre es nicht in einer Biographie Altmanns zweckmäßig, den Kontrast, der zwischen seinem Benehmen und dem der Mehrzahl der deutschen Bischöfe auffällt, dadurch noch besser ins Licht zu setzen, daß auf die Motive der Heinricianischen Bischöfe, sowie der Schwankenden und Wechselnden, näher eingegangen würde? Liefern Sie doch bald wieder eine derartige Monographie, an denen es unserer Litteratur noch so sehr fehlt; es thut wahrlich not, unserm jüngeren Klerus solche Vorbilder aufzustellen. — Noch eine kleine Erinnerung: Für das größere Publikum wäre eine nähere Angabe über den Umfang der Diözese, welche Altmann zu regieren hatte, wohl notwendig. — Sollte Ihnen irgendwie noch eine ungedruckte Notiz über die Häretiker, die im Mittelalter, besonders im 14. und 15. Jahrhundert, auch in Österreich häufig vorkamen, bekannt werden, so bitte ich freundlichst meiner eingedenk zu sein. Gott erhalte Sie, und bewahren Sie mir Ihre Freundschaft."

Die Arbeit über die Philosophumena ging rasch von statten und würde schon 1852 erschienen sein, wenn Döllinger nicht selbst den Druck „verzögert hätte, bis das so lange vorher und so oft angekündigte Werk des Herrn Geheimrats Bunsen erschienen sein würde". Da dieses aber erst 1852 in die Öffentlichkeit trat, so verschob sich der Druck und das Erscheinen der Studie Döllingers bis in den Herbst 1853.

Er erhielt aber auf diese Weise Muße, um eine andere wichtige Arbeit zu unternehmen, von der sofort gesprochen werden soll, nachdem Acton über diese Zeit zum Wort gekommen ist: „Diesen Sommer (1852), etwas spät, denn ich war krank in Teplitz, reisten wir durch die Schweiz nach Italien. Erst in der Eisenbahn erfuhr ich, daß wir nicht nach Rom gehen, da eben Bamberg erledigt war (vielmehr: da dem Erzbischof Urban von Bamberg ein Koadjutor mit Nachfolgerecht beigegeben und Döllinger, wie der Verfasser selbst sich erinnert und auch Jörg in seinen „Erinnerungen“ erwähnt, dazu ernannt werden sollte). In Augsburg sprachen Sie Thiersch am Bahnhof. Mühsam kamen wir nach Lindau und dann nach St. Gallen, wo wir ein paar Tage bei Greith waren. In Luzern (Aug. 25.) teilten Sie dem Kopp mit, er sei (auf Ihren Vorschlag) in die Akademie gewählt“ (und drückte Döllinger ihm, nach einem Briefe Kopps, „den Wunsch aus, es möchten seine geschichtlichen Arbeiten nicht länger unterbrochen werden“). „In Einsiedeln besuchten wir das Kloster und sahen einen, der mit Greith eine Philosophie herausgab;[11]) ein anderer wollte die Werke von Görres herausgeben. Wir bestiegen den Rigi (über den Döllinger später in einem Briefe an Herder äußerte: „Einen schöneren Punkt gibt es wohl in Europa nicht“) und reisten dann über den Gotthard nach Arona, Turin, Genua und über das Meer nach Pisa. In Lucca il volto santo und der geschwätzige Cicerone. Sie gingen allein nach Florenz, während ich einen Besuch in den Bädern machte. Wir waren dann drei Wochen in Florenz, wo Sie in der Laurentiana arbeiteten; zu Tisch waren Cockburn und Clark. Abends machten wir schöne Spaziergänge, auch wurden Bücher gekauft. Bei Gino Capponi sahen Sie Bonaini und Capei, von dem Sie eine besonders hohe Meinung hatten.“ Doch über diesen Florentiner Aufenthalt erzählt Döllinger selbst: „Es war im Herbst des Jahres 1852, daß ich zu Florenz in

den auserwählten Kreis der um Capponi versammelten Männer trat, in die ‚Scuola di San Bastiano‘, wie dort im Volksmunde diese Gesellschaft hieß, weil Capponis Palast in der Straße San Sebastiano steht. Dort fand ich die Blüte der florentinischen Gelehrtenwelt, Männer, wie Capei, Bonaini u. a. Auch unser Landsmann und Mitglied, Herr von Reumont, gehörte zu diesem Kreise. Nun erst lernte ich das italienische Nationalgefühl, an dessen Allgemeinheit und Tiefe ich vorher nicht hatte glauben wollen, verstehen, den Haß gegen die Fremdherrschaft, den Unwillen über Metternichs Wort, daß Italien nur noch ein geographischer Begriff sei und sein dürfe, und über die cynische Äußerung englischer Staatsmänner, daß das schöne Land und Volk um des europäischen Friedens willen zerstückt bleiben müsse. Toskana war in voller Reaktion begriffen, die Hauptstadt von herbeigerufenen österreichischen Truppen besetzt; der Großherzog hatte sich ganz an den römischen Hof angeschlossen und folgte den von dort kommenden Weisungen. Dieser aber hatte bereits erklärt: das Papsttum könne in den Nachbarstaaten repräsentative Verfassungen, auch in ihrer mildesten Gestalt, nicht dulden; überhaupt sei jede parlamentarische Staatsform verwerflich, da sie für die freie Ausübung der geistlichen Gewalt eine direkte Drohung sei. So hatte man denn die Verfassung (lo statuto) aufgehoben. Dies genügte indessen in Rom noch nicht; es wurde verlangt, daß auch den Israeliten das längst erworbene Recht, die Medizin auszuüben, entzogen werde. Wien und Rom halfen zusammen, den Rest von dynastischer Anhänglichkeit im Volke zu zerstören. Früher hatte man dankbar erwogen, daß es doch die Lothringer gewesen, welche das durch die lange Mißregierung der Medizeer tief heruntergekommene Land wieder emporgebracht und blühend gemacht hatten; man erinnerte sich, daß ein Alfieri ausgerufen: Deh! che non è tutto Toscana il mondo! Und jetzt mußte der wohlwollende, ge-

wissenhafte Fürst, welcher 23 Jahre lang die Volksgunst genossen, die bittere Erfahrung machen, daß man nur noch den aufgezwungenen Fremdling in ihm sah. Die Stimmung in dem Capponischen Kreise war eine gedrückte, doch nicht gerade eine entmutigte. Das zuversichtliche Wort Azeglios, nach dem Unglückstage von Novara: Nous recommencerons — klang auch in diesem Kreise nach, wenn nicht als Hoffnung, doch als Erwartung eines Unvermeidlichen, wie es auch ausfallen möge ... Hier im Palazzo Capponi vernahm ich starke Geständnisse über das Unglück der Lage und dessen Ursachen: den entnervenden Einfluß der frivolen französischen Litteratur, welche schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts die einheimische fast verdrängt hatte, die Korruption des Volkes, besonders der Jugend, durch das System der Lüge und Verstellung in den Geheimbünden und Konspirationen, den wachsenden Zerfall aller religiösen und sittlichen Prinzipien. Das alles und noch vieles andere wurde nun aber eben dem politischen Elend, den schlechten Regierungen, der entsittlichenden Fremdherrschaft zur Last gelegt, und so wurde man immer wieder zu dem sehnsüchtigen Verlangen nach neuen Versuchen nationaler Einigung zurückgeführt ... In einem Gespräch mit mir, also im Jahre 1852, meinte Capponi: Rossis (des päpstlichen Ministers) Ermordung sei der Ruin der italienischen Sache geworden; von da an habe der erschreckte, an sich und seinen Entwürfen irre gewordene Papst alles wieder der Kurie überlassen, welche nun die gewaltsame Reaktion mit den herkömmlichen Mitteln betreibe. Ohne Zweifel hat er bald nachher diesen seinen Irrtum erkannt, — hat er erkannt, daß es dem Papst mit der Wiederaufrichtung des schrankenlosen Absolutismus und der Priesterherrschaft in Staat und Kirche tiefer Ernst sei." Da Döllinger später den längst erblindeten Capponi nicht mehr gesehen zu haben scheint, so gehört auch das Bild, welches er von ihm entwirft, in das Jahr 1852:

„Eine harmonischere Erscheinung als Gino ist mir in meinem Leben nicht begegnet. Eine schöne, hochaufgerichtete Gestalt, im edlen Profil der Ausdruck ruhiger Würde und Kraft; in dieser Hülle ein liebevoller, menschenfreundlicher Sinn, offene Gradheit mit reicher, auch auf Reisen gesammelter Welterfahrung! Das alles gewann ihm die Herzen; jeder nahte sich ihm mit einer Mischung von Ehrfurcht, Vertrauen und Zuneigung.“[11])

Von Florenz aus besuchten die Reisenden auch Siena und den Grafen Pieri dort. Nach Florenz zurückgekehrt, trafen sie Reumont, der Guicciardini lobte. Dann wurde auf der Rückreise kurzer Aufenthalt in Bologna gemacht, wo Döllinger zum erstenmale die Selbstbiographie Bellarmins sah, welche er bis dahin für ungedruckt gehalten hatte. Die hier gekauften Bücher sandte der Bibliothekar Veggetti nach München nach. Endlich ging der Weg über Verona und den Brenner nach Kreuth und Tegernsee, wo sich beide Reisende trennten.

Natürlich sah Acton in jenen Jahren auch viel fremden Besuch bei Döllinger, wie Rendu, Plantier, den Bischof von Pittsburg (Albany?) Mac Closquey, Daremberg, Spencer, de Ram, Rob. Wilberforce, Ginzel, Viguier, und erzählt manche Äußerungen derselben. So von Plantier, seit 1855 Bischof von Nimes und noch später ein Haupteiferer für die päpstliche Unfehlbarkeit: er fühle sich à jeûne, wenn er an einem Tage nicht etwas von Bossuet gelesen habe; von Pittsburg: er und Grant (Bischof von Southwarck) hätten verhindert, daß die Lehre Newmans vom Developement in die Immaculata-Bulle eingeschaltet wurde; endlich die Erklärung eines französischen Bischofs, der mit dem Erzbischof Donnet von Bordeaux beim Nuntius de Luca dinierte, daß der Gesang des Volkes in den Kirchen etwas Verwerfliches sei. —

Im Jahre 1853 hegte Louis Napoleon den lebhaften Wunsch, durch den Papst zum Kaiser gekrönt zu werden.

Pius IX. wurde daher dringend gebeten und eingeladen, nicht nur von den Napoleoniden, sondern auch von mehreren Bischöfen, ihrem erwählten Herrscher die Gunst einer durch seine Hände zu vollziehenden Salbung zu gewähren. Doch fehlte es auch nicht an Widerspruch unter den Franzosen, namentlich seitens der Legitimisten. Aber auch Montalembert, schreibt Acton am 18. März 1853, „ist sehr unzufrieden mit der Reise des Papstes nach Paris, welche ganz sicher ist, und meint nicht, daß sie für die Religion in Frankreich nützlich sein wird. Die Wirkung der Civilehe (deren Beseitigung man dem Papste versprochen hatte) hält er nicht für sehr nachteilig, weil man doch gewöhnlich zum Priester geht". Und ähnlich urteilte auch Döllinger: Das Vorhaben des Papstes werde nicht nur keinen Vorteil für die französische Kirche, dagegen sicher einen Nachteil für die übrige katholische Kirche bringen und höchst wahrscheinlich zu einer neuen Herabwürdigung des Papsttums ausschlagen; es sei daher notwendig, ihm nachdrücklich entgegenzutreten. Aus diesen Erwägungen entstanden seine „Betrachtungen über die Frage der Kaiserkrönung", welche noch 1853 in den Hist.-politischen Blättern erschienen.[12]) Ausgehend von der Krönung Pipins zum König und Karls d. Gr. zum Kaiser, schildert er zunächst den Charakter und die Bedeutung des mittelalterlichen Kaisertums und den davon wesentlich verschiedenen des napoleonischen, malt die Kaiserkrönung Napoleons I. durch Pius VII. mit des letzteren Erniedrigung bei und nach der Krönung und zieht endlich eine Parallele zwischen dem Kronenträger von 1804 und dem Kaiser von 1852 nach Persönlichkeit und Stellung, woraus „die Antwort auf die Frage, was Pius IX. thun werde, sich dann von selbst ergeben dürfte". „Liegt in dieser Parallele, deren Wahrheit im einzelnen wohl nicht leicht bestritten werden kann, irgend eine Aufmunterung für das Oberhaupt der Kirche, jetzt denselben Schritt zu thun, den sein Vorgänger nur zu

bereuen Ursache fand? Warum wird denn nun aber wieder dem apostolischen Stuhle das Außerordentliche, das aller früheren Tradition und kirchlichen Sitte Zuwiderlaufende zugemutet? In tausend Jahren war kein Papst über die Alpen gegangen, einen fremden Herrscher zu krönen; im Jahre 1804 geschah es zum erstenmale und jetzt sollte es zum zweitenmale stattfinden ... Mißdeuten wir nun das Ansinnen, das in diesem Momente dem Papst gemacht wird, wenn wir es dahin auslegen: Pius IX. solle durch sein Einschreiten bei der Krönung diesen natürlichen Entwicklungsgang hemmen, er solle, das Gewicht der kirchlichen Autorität in die Wagschale werfend, es verhindern, daß Frankreich zu dem Geschlechte seiner Könige zurückkehre, solle bewirken, daß es fort und fort in den Händen der Napoleoniden bleibe? ...

„Die öffentlichen Blätter haben uns in den jüngsten Tagen Mitteilungen oder Gerüchte über die großen Vorteile und Zugeständnisse an die Kirche, die der Kaiser als Preis seiner Salbung dem Papst anbiete, gebracht. Man nennt insbesondere die Aufhebung der organischen Artikel und der Civilehe, und wir haben in der That schon Stimmen vernommen, die meinen, für so wichtige und höchst wünschenswerte Konzessionen dürfe der Papst wohl das begehrte Opfer bringen ... Die meisten dieser Artikel beziehen sich nicht auf den Papst und sein Verhältnis zur französischen Kirche, sondern auf die Bischöfe und die inneren Zustände der Geistlichkeit und des kirchlichen Lebens. Einzelne gehen zunächst das katholische Volk selbst an ... Da muß nun schon gleich die Seltsamkeit der Zumutung auffallen, daß der Papst nach Paris gehen und dort Louis Napoleon salben solle, damit den Bischöfen, der Geistlichkeit, dem Volke ein lästiges und gehässiges Joch abgenommen werde. Wir möchten den Katholiken, die ihm ein solches Ansinnen machen, sagen, es liege etwas Ungroßmütiges und Partikularistisches in dem Verlangen, daß der gemeinsame

Vater der ganzen Christenheit ein solches Opfer bringen und die Verbesserung der Lage einer einzelnen Kirche mit einem Schritte erkaufen solle, der das Vertrauen, welches er genießt, nicht nur bei einem großen und ehrenwerten Teile der französischen Nation selbst, den Legitimisten, sondern auch bei anderen Völkern beeinträchtigen wird und ihm manche peinliche Verlegenheit bereiten kann. Das Ansehen des apostolischen Stuhls ist ein Gemeingut der ganzen Christenheit, alle katholischen Völker sind gleichmäßig dabei beteiligt, daß es unbefleckt bewahrt und ungeschmälert erhalten werde; und kein treuer Sohn der Kirche kann sich eines Gefühls der Bangigkeit erwehren, wenn er, eingedenk der Vorgänge im Jahre 1804 und der Folgen, die diese nach sich zogen, gegenwärtig ähnliche Mittel angewendet sieht, wenn er wahrnimmt, wie dem edeln, liebevollen, opferwilligen Pius IX. gerade die Versuchung bereitet wird, welcher er, weil sie sich an seine Hingebung für andere, seine sich selbst verleugnende Vaterliebe wendet, am schwersten widerstehen wird ... Ist es dem Kaiser mit seinen wohlwollenden Gesinnungen gegen die Kirche, seinen Absichten, sie von ihren Fesseln zu befreien, ernst, ist die Stimmung der Nation überhaupt reif dafür, so werden diese Fesseln fallen, auch wenn Pius IX. in Rom bleibt. Im entgegengesetzten Falle werden sie entweder trotz der Reise des Papstes, wie 1804, bleiben oder bald durch andere Beschränkungen ersetzt werden." Überhaupt „haben solche Gewährungen nur dann inneren Wert und die Bürgschaft der Dauer, wenn sie nicht durch bedenkliche Gegendienste erkauft oder eingetauscht werden müssen, nicht als ein eigennütziges do ut des, facio ut facias erscheinen.

„Und so können wir denn freilich diese Betrachtungen nur mit der offenen Erklärung schließen: Wohin auch unser Blick sich wenden möge, in die Vergangenheit, auf die gegenwärtige Lage oder die zukünftige Entwicklung der Dinge, wir

können überall nur Gründe für den sehnlichen Wunsch entdecken, daß der Versuch, den Papst zur Krönungsreise nach Paris zu bewegen, nicht gelingen möge. Die tausendjährige Tradition der Kirche, die Ehre und das Ansehen des apostolischen Stuhls, die Beachtung von Rechten, die gewiß auch in den Augen des hl. Stuhls noch nicht völlig erloschen sind, die Beziehungen zu anderen europäischen Mächten, die schonende Rücksicht auf einen ansehnlichen und wackeren Teil der französischen Nation, alles dies muß schwer in der Wagschale der Entscheidung wiegen, und wir haben gesehen, welches Gewicht den Verheißungen zukommen dürfte, welche in die andere Wagschale gelegt werden.

„In den Dokumenten über die zwischen dem hl. Stuhle und Napoleon I. entstandenen Zwistigkeiten, welche als offiziell veranstaltete Sammlung 1834 in Rom erschienen sind, ist (vol. IV p. 101) aus den Aufzeichnungen des Dr. Antommarchi folgende Äußerung des Kaisers als Maßstab für die Beurteilung der Ereignisse des Jahres 1804 ausgehoben: ‚Die beste Rache, welche ich an Pius VII. genommen habe, besteht darin, daß ich ihn genötigt habe, nach Paris zu kommen und mich zu salben. Das erstemal, als ich ihm den Wink von einer solchen Reise gab, schlug er es sofort ab, sie zu unternehmen. Als ich ihm darauf das offizielle Ansinnen deshalb stellen ließ, war seine Antwort eine höchst verschleierte Ablehnung. Darauf ließ ich dem Papst zu verstehen geben, daß, wenn er nicht nach Paris kommen wolle, mich zu salben, ich wohl der Mann wäre, unter guter Eskorte nach Rom zu kommen.‘

„Und wenn man sich dennoch auf das Beispiel Pius VII. berufen wollte, um seinen Nachfolger zu gleichem Schritte zu vermögen, so steht die Antwort, die darauf zu geben sein möchte, bereits in der Denkschrift desselben Pius VII. vom 21. März 1806 verzeichnet. Sie lautet . . . zu Deutsch: ‚Wenn

irgend einer unserer Vorgänger sich aus menschlicher Schwäche von jenen Grundsätzen (über die notwendige Neutralität des hl. Stuhls) entfernt haben sollte, so könnte, wir sagen es offen, sein Benehmen niemals dem unsrigen als Vorbild dienen."

Die Kaiserkrönung Louis Napoleons durch den Papst unterblieb wirklich, nicht am wenigsten infolge dieses Döllingerschen Artikels. Böhmer, dem er einen Separatabzug zusandte, schrieb am 4. September 1853: „Freundlichsten Dank für jene mir gesandte Abhandlung, die mich sogleich überzeugte, daß jene damals noch zweifelhaft scheinende Kaiserkrönnug nicht stattfinden werde". Acton aber bemerkt in seinen Aufzeichnungen zum Jahre 1854: „Sie standen auch mit Frankreich nicht gut, denn man schrieb Ihrem Aufsatz großen Einfluß zu beim Entschluß des Papstes, Napoleon nicht zu krönen. Marescalchi war sehr aufgebracht darüber".

Zu recht interessanten Äußerungen veranlaßte ihn damals Heinrich Thiersch, der Irvingianer, von dem er einmal zu dem Verfasser sagte: Thiersch gleiche einem Sohne, der aus der Fremde in das Vaterhaus zurückzukehren im Begriffe sei, aber vorher noch in einer Herberge am Wege Aufenthalt mache. Am 3. Mai 1853 schreibt Döllinger an ihn:

„Sehr verehrter Herr! Ihrem Verlangen entsprechend habe ich bereits Ihrem Herrn Vater eine Liste der auf hiesiger Staatsbibliothek befindlichen, Ihr Thema betreffenden Schriften zugestellt; es sind nicht viele; indessen wäre es leicht, die etwa fehlenden auf den Vorschlag Ihres Herrn Vaters noch anschaffen zu lassen. Da die amerikanischen Bücher in London vorrätig liegen, so würden dazu nicht mehr als zwei Monate erforderlich sein.

„Es freut mich, daß Sie dieses bei uns noch so wenig gekannte und doch sorgfältiger Beachtung würdige Thema gewählt haben; es wird nur des inneren Zusammenhangs wegen notwendig sein, daß Sie auf die Zustände des Unitarismus,

besonders in Nordamerika, dessen Metropole Boston ist, einige Rücksicht nehmen; denn aus dieser Sekte oder Schule ist die neue Phase, welche Sie darstellen wollen, hervorgegangen. Folgende Notizen über die einschlägige Litteratur haben vielleicht einigen Wert für Sie. 1. Ein merkwürdiges Buch, ein Seitenstück zu Newmans phases, scheint Froudes Nemesis of faith, London 1850, zu sein; ich kenne es aber nur aus einem Journalartikel. Es wird darin bezeichnet als: a very powerful picture of the struggles of a religiously-disposed Sceptic; der Eindruck des Buches sei ein peinlicher, da es nur die Thatsache des Zweifels und der völligen Unsicherheit konstatiere, ohne irgend etwas an die Stelle setzen zu wollen. In England ist es besonders Carlyle, der durch seine Schriften (Hero-worship und ähnliche) den Impuls zu dieser skeptisch-destruktiven Richtung gegeben hat. 2. Ein Buch, das schon 1845 erschien, auf dessen Inhalt ich mich, da ich es damals nur flüchtig durchblätterte, jetzt nicht mehr recht besinnen kann, ist Taylors Retrospect of the religious life of England, or the church, Puritanism and free enquiry. Es schien mir, soweit ich mich noch erinnere, die äußerste Linke des englischen Unitariertums zu repräsentieren und zur Kenntnis der Übergangsstufen vom Positiv-christlichen zur systematischen Negation sehr brauchbar zu sein. Da dieses Buch sich auf der hiesigen Bibliothek vorfindet, können Sie es leicht erhalten. 3. Unter den Amerikanern dieser Richtung soll neben Emerson der bedeutendste Theodor Parker sein. Sein Buch: A discourse of matters pertaining to religion, erschien 1842 in Boston und scheint in der ganzen Partei ein nicht geringes Ansehen zu behaupten. Der Verfasser klagt, daß for all theological purposes, god might have been buried after the ascension of Jesus, und bezeichnet als die zwei Idole: the bible, a record of men's words and works, and Jesus of Nazareth, a man who lived divi-

nely, some centuries ago etc. Auch die Rede, die er bei seiner Einführung als Prediger in Boston hielt, ist merkwürdig. Da heißt es unter anderem: What is well enough at Rome, Oxford, or Berlin, is not well enough in Boston. It must have our ideas, the swell of our ground, and have grown out of the religion in our soul; the freedom of America must be there. — In England scheint diese Schule große Fortschritte gegenwärtig zu machen. Man hat mich versichert, daß ein Teil der jüngeren Generation auf den Universitäten sich ihr zuwende. Bunsen setzt, wie Sie gesehen haben werden, in seinem Buch über Hippolytus große Hoffnungen auf die dortigen Arnoldianer, die eigentlich seine, Bunsens, Schüler sein würden, da Arnold in kirchlichen Dingen ganz abhängig von Bunsen war, aber die Transformation der Arnoldianer und Carlyliten, wie ich die neueste Phase nennen möchte, scheint ziemlich rasch von statten zu gehen. — Sollten Sie vor Beendigung Ihrer Arbeit nach München kommen, so würde ich Ihnen raten, auf der hiesigen Bibliothek die Serie englischer und amerikanischer Journale, die sich hier befinden, des North-American Review, der Bibliotheca sacra and theological Review und des Westminster Review durchzusehen; das letztere ist, teilweise wenigstens, eines der Organe der fraglichen Schule. Ein Mitglied des gegenwärtigen englischen Ministeriums, Sir W. Molesworth, Herausgeber der Werke von Hobbes, gehört gleichfalls dieser Richtung an.

„Was sagen Sie zu Bunsens Buch? Dieses Produkt soll den Engländern ein Muster deutscher konservativer historischer Kritik darbieten. Es ist freilich ganz richtig, daß die Philosophumena von Hippolytus sind, aber im übrigen wimmelt Bunsens Sammelwerk von den gröbsten historischen Schnitzern.

„Lassen Sie mich noch Ihnen danken für das Vergnügen und den Genuß, den Sie mir durch Ihre treffliche Geschichte

des apostolischen Zeitalters [1852] gewährt haben. Und sollten Sie nach München kommen, so hoffe ich, daß Sie an meiner Thüre nicht vorbeigehen werden. Kann ich Ihnen ferner irgendwie einen Dienst erweisen, so verfügen Sie über mich; Sie machen mir damit — sans phrase — ein wirkliches Vergnügen. Mit aufrichtiger Verehrung Ihr ergebenster

J. Döllinger.

Natürlich war H. Thiersch für Döllingers freundliches Entgegenkommen sehr dankbar und versäumte in seiner Antwort nicht, auf Bunsen einzugehen: „Mit Bedauern sehe ich, daß Chevalier Bunsen immer tiefer sinkt und seinen Einfluß immer schlechter anwendet. Seinen Hippolytus habe ich bis jetzt nur durchgeblättert, aber mich bereits überzeugt, daß er darin die Charlatanerie seiner früheren theologischen Schriften noch übertroffen hat. Doch hat er durch sein Renommieren mit ungläubigen Ansichten seinem Ansehen in England bereits ungeheuer geschadet. Ich halte die Einwirkungen des deutschen Unglaubens auf England bereits für sehr gefährlich, analog denen des französischen Unglaubens vor 80 Jahren. Die dortige Konsequenzwut wird die Sache noch weiter treiben. Obwohl England wie ein Vampyr an allen anderen Nationen handelt, ist es doch noch ein Hort und Beispiel für unermeßlich viel Gutes. Englands Untergrabung durch Unglauben und Sozialismus würde Unheil für alle christlichen Staaten verkünden“ (Marburg, 1853 Juli 15).

Endlich hatte Döllinger die ihm notwendig scheinenden Bemerkungen Bunsen gewidmet, und konnte sein Buch über die Philosophumena erscheinen: „Hippolytus und Kallistus, oder die römische Kirche in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts. Mit Rücksicht auf die Schriften und Abhandlungen der Herren Bunsen, Wordsworth, Baur und Gieseler.“ Es war ein Meisterstück historischer Kritik, sofern es sich um die Feststellung des Verfassers der Philosophumena und die Ent-

wirrung der verschiedenen mit einander vermengten Träger des Namens Hippolytus handelte, so daß auch das Zarnckesche Litterarische Centralblatt, „wo sie sonst alles Katholische für Kontrebande nehmen und in das Kehrichtfaß werfen, dennoch vor Döllingers Hippolytus den Hut gezogen“ hat,[13]) und noch 1893 Gerhard Ficker gestand: „Döllinger hat ... einen Bau aufgeführt, der durch die Kühnheit und Sicherheit seiner Konstruktion die lebhafteste Bewunderung hervorrufen muß“. Er war nicht der erste, der als den Verfasser der Philosophumena den gefeierten Kirchenschriftsteller Hippolytus erkannte, „aber daß er den Bericht der Philosophumena durchaus in den Mittelpunkt der Betrachtung rückte, daß er ihn an die Spitze der sonstigen Nachrichten über Hippolytus Leben und Wirksamkeit setzte und an ihm einen sicheren Maßstab der Beurteilung der sonstigen Nachrichten gewann, — darin besteht Döllingers Fortschritt; und dies zuerst erkannt und mustergültig durchgeführt zu haben, ist sein bleibendes Verdienst um unsere Frage.“[14]) Er gewann allerdings nicht sogleich alle für seine Ausführung, und zumal sträubte sich die ultramontanjesuitische Partei dagegen, daß ein römischer Presbyter, der sich sogar zum Gegenpapste aufgeworfen, die Päpste Zephyrin und Kallistus, sowie die Zustände der römischen Kirchen in so dunklen Farben dargestellt haben sollte. Aber nach und nach, als später de Rossi auch die Fragmente der Grabschrift des Papstes Damasus auf den römischen Hippolytus aufgefunden und wiederhergestellt hatte, kamen die Gelehrten alle darin überein, daß, wie Döllinger ausgeführt hatte, die Philosophumena dem berühmten Kirchenschriftsteller Hippolytus zuzuschreiben seien, und daß er auch der in Rom als Märtyrer gefeierte Presbyter Hippolytus sei. Es wurde nur noch das Verhältnis der Philosophumena und der Inschrift des Damasus zu der späteren Nachricht des Prudentius durchsichtiger. Die Jesuiten freilich wehrten sich noch immer dagegen

und meinten, die Döllingersche Hypothese werde auf Grund der Damasus-Inschrift „um vieles unwahrscheinlicher, als sie es ohnehin schon war". Doch sogar Hergenröther unter „Callistus" und Fechtrup unter „Hippolytus" haben sich im Kirchenlexikon den übrigen Gelehrten angeschlossen. Eine Differenz besteht nur noch darüber, ob Hippolytus nicht doch, was Döllinger als unzulässig nachwies, Bischof von Portus statt Gegenpapst gewesen sei, — eine Annahme, welche auch Mommsen jüngst noch ausgesprochen hat.[15]) Indessen hat Gerh. Ficker nach des Verfassers Überzeugung auch ihr den Boden entzogen.

Der polemische Zug tritt freilich auch in diesem Buche noch stark hervor, das ohne diese scharfe Polemik gewiß noch imponierender gewirkt haben würde. Aber der Briefwechsel zwischen Döllinger und H. Thiersch läßt erraten, warum er gerade Bunsen so scharf zu Leibe geht. Er sieht in dessen Buch[16]) „die Anpreisung seiner auf dem Papier bereits fertigen ‚Kirche der Zukunft', deren Aufrichtung in kürzester Frist wirklich vor sich gehen soll", und will ihn als Forscher auf theologischem Gebiete offenbar so bloßstellen, daß man ferner auf seine Stimme kein Gewicht mehr zu legen brauche. Bunsen sah sich denn auch genötigt, in der zweiten Auflage seines Werkes (1854) „die Einwürfe und Richtigstellungen Döllingers zu berücksichtigen".

Es läßt sich aber auch das nicht leugnen, daß Döllinger immer noch „zu sehr als Sachwalter" der Päpste aufgetreten ist. Denn wenn es auch richtig ist, daß auf die Parteistellung Hippolyts Rücksicht genommen werden müsse, so ist doch Döllinger in seinem apologetischen Eifer im Interesse des Papstes Kallistus, sowohl was sein Leben als seine Lehre angeht, manchmal zu weit gegangen.

Wohl die Fertigstellung seines Buches — die Vorrede ist vom 14. September datiert — hielt ihn auch in diesem

Jahre von der Ausführung seines Planes, Rom zu besuchen, zurück. Am 30. und 31. August ist er in Augsburg, wohin ihn Aulicke dringend eingeladen hatte, und um die Mitte September eilt er mit Acton und O'Reilly die Donau hinab nach Wien, wo sie mit Ringseis das Belvedere besuchen, viel mit Hurter und Feßler verkehren und zugleich mit dem Grafen O'Donnell beim Nuntius Viale Prelà dinieren. Dieser beschreibt seine vierjährigen theologischen Studien, und Döllinger erzählt von seinem „Hippolytus", äußert aber später, der sehr geschliffene Nuntius gefalle ihm doch wenig: Ketteler habe Ideen, Viale nur Gedanken. Von Wien ging die Reise, auf der sie auch mit Buß und einer katholischen Gesellschaft zusammentrafen, nach Prag, wo Döllinger viel mit Höfler verkehrte, aber auf der Bibliothek auch Šafařik aufsuchte und sich nach einer Notizbuch-Bemerkung mit ihm über den neuesten Stand der Forschung über die Glagolica und Kyrilica besprach. Zuletzt sollte es nach Berlin zum Besuche Aulickes gehen. Sie waren auch bereits in Dresden angekommen, als Aulicke im letzten Augenblick aus Münster meldete, er liege dort krank, und sie dadurch bestimmte, sogleich von Dresden nach München zurückzukehren.

In den kirchlichen und nativistischen Kreisen Münchens und über die Hauptstadt hinaus herrschte damals über den Hof eine große Verstimmung, weil einerseits die Forderungen der Bischöfe noch nicht sämtlich gewährt waren, andererseits die sogenannten „Berufenen", diese, wie Strodl schreibt, „Bayern feindlichen, das Volk und seine Religion hassenden, seiner Religion fremden Männer", einen immer größeren Einfluß auf König Maximilian II. gewannen. Nur um so mehr mußte es überraschen, daß unterm 28. November 1853 der Minister von der Pfordten an Döllinger schrieb: „Se. Majestät der König . . . haben Sich Allerhöchst bewogen gefunden, unter dem Heutigen, als dem Jahrestag Allerhöchst-Ihrer Geburt, einen Orden zur Auszeichnung hervorragender Leistungen im

Gebiete der Wissenschaft und Kunst zu gründen, und Ew. Hochwohlgeboren zu einem Mitgliede dieses Ordens zu ernennen." Es war dies der „Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst", welcher die Bedeutung des preußischen Ordens pour le mérite haben sollte und seine Mitglieder hoffähig machte, die aber die Nativisten und Ultramontanen sofort als „die Ritter vom Geiste" verspotteten. Wie man aber immer über diese Institution denken mag, es war eine König Maximilian in hohem Grade ehrende That, daß er sogleich bei der Gründung seines Ordens an Döllinger dachte und seiner wissenschaftlichen Bedeutung die höchste königliche Anerkennung zu teil werden ließ. Denn der damals rege Verdacht, daß Döllinger in den Orden nur aus dem Grunde aufgenommen worden sei, um den Schein der Unparteilichkeit bei der Auswahl der Mitglieder zu wahren, kann nicht als begründet nachgewiesen werden. Immerhin darf vielleicht behauptet werden, daß Döllinger eine Reorganisation der philosophischen Fakultät lieber gesehen hätte, als die Gründung des Maximilians-Ordens. Denn die Besetzung der Geschichte und Philosophie war in seinen Augen eine geradezu trostlose. Zwar wurde mit Ranke verhandelt, einen Ruf nach München anzunehmen, und scheint auch Döllinger einer solchen Berufung nicht abhold gewesen zu sein, da sein Schüler Acton am 18. März 1853 aus London an ihn schreiben konnte: „Vielleicht wenn Ranke kommt, werde ich das faire valoir können, um pünktlich abzureisen"; aber die Verhandlungen zerschlugen sich, und statt seiner war kein anderer Ersatz gefunden. Die Not erschien Döllinger so groß, daß er sich selbst entschloß, wenigstens einigermaßen ihr zu steuern und im Wintersemester 1853/4 „Neueste Geschichte" zu lesen, welche nach Acton „ungemein anregend war und großen Zulauf hatte", und die er auch später nach je einem Jahre unter größtem Beifall, auch bei Studierenden anderer Fakultäten, zu halten pflegte. Er wollte aber, wie ein Brief

vom 1. Dezember 1853 an H. Thiersch beweist, auch noch auf eine andere Weise dem Bedürfnisse abzuhelfen suchen. Er schreibt dort: „Die kurze Selbstbiographie Bellarmins, nach der Sie fragen, ist gedruckt; sie steht in der zweiten Ausgabe folgender Schrift: Voto del' Card. Passionei a P. Benedetto XIV nella causa della beatificazione del Card. Bellarmino. Venezia um 1763 oder später. Von dieser Schrift, in der der Verfasser sich sehr entschieden und mit vielen Gründen gegen die Beatifikation, die von Bellarmins Ordensgenossen betrieben wurde, erklärt, — besitze ich die erste Ausgabe (1761), bei welcher aber jene lateinische Biographie fehlt. Als ich im vorigen Jahre in Bologna weilte, fiel mir in einer dortigen Bibliothek die 2. Ausgabe in die Hände, und hier fand ich das Stück, das ich bis dahin auch für ungedruckt gehalten hatte. Die Schrift muß ziemlich selten sein; auf hiesiger Staatsbibliothek, wo ich heute nachsah, findet sich kein Exemplar. Übrigens muß schon ein früherer Druck existieren, denn Passionei beruft sich bereits auf denselben, ich weiß nur nicht wo und wann. Vielleicht gelingt es mir noch, das Stück auf der hiesigen Universitäts-Bibliothek aufzufinden, dann schicke ich es Ihnen.

„Meinem Verleger habe ich aufgetragen, Ihnen ein Exemplar meines Buches: Hippolytus und Kallistus, zuzusenden; ich bin begierig, ob Sie wohl dem historischen Resultate, auf welches ich bezüglich beider Männer gekommen bin, Ihren Beifall gewähren werden.

„Ihre kleine Schrift, für deren Zusendung ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank abstatte, und Ihre Äußerung in dem Vorwort, daß Ihnen die Erlaubnis [als Privatdozent über Philologie und Geschichte][17]) zu lesen versagt worden sei, — dies hat neuerdings wieder einen Gedanken in mir angeregt, der mir schon früher wiederholt sich aufgedrängt hatte, nämlich: Wäre es in Ihrer gegenwärtigen Lage nicht

das Zweckmäßigste und Natürlichste, daß Sie Ihre akademische Thätigkeit wieder in Ihr Vaterland, nach Bayern, und zwar geradezu an die Universität München verlegten? Die hiesige philosophische Fakultät ist, was die Fächer der Philosophie und Geschichte betrifft, in einem Zustande arger Entblößung und Verwahrlosung; mit jedem Semester wiederholt sich für mich und andere die Verlegenheit, daß wir den um Rat bittenden Jünglingen keine passenden Vorträge zu bezeichnen wissen. Ich bin überzeugt, daß Sie, falls Sie hier lesen wollten, in kürzester Frist eine zahlreiche Zuhörerschaft und einen gesegneten Wirkungskreis besitzen würden, da Sie selbstverständlich diese Gelegenheit benutzen würden, den großen Tages-Irrtümern, die auch auf unserer Jugend wie eine erstickende Atmosphäre lasten, entgegenzuarbeiten und eine positiv-christliche Überzeugung und Gesinnung zu pflanzen. Daß Sie nicht Katholik sind, kann kein Hindernis bilden, da die hiesige Universität eine so beträchtliche und jetzt noch immer wachsende Zahl von Protestanten in ihrem Schoße zählt. Schwieriger könnte Ihre Stellung als Glied einer in Bayern nicht anerkannten religiösen Genossenschaft werden; es wäre möglich, daß man daraus eine Waffe gegen Ihr Eintreten in den Universitäts-Nexus machte, nicht von katholischer Seite, sondern von jener, welche, wenn ich recht berichtet bin, auch Ihrer Thätigkeit in Erlangen entgegengetreten ist. Indessen scheint mir, daß derartige Versuche kaum werden gemacht, oder, wenn gemacht, wirkungslos bleiben werden, so lange Sie sich in dieser Beziehung bloß auf dem theologischen Standpunkt halten und nicht ins praktische Leben eingreifen (z. B. durch Leitung abgesonderter religiöser Versammlungen). Verzeihen Sie mir, daß ich, ohne alle Veranlassung von Ihrer Seite, solche delikate Fragen zur Sprache bringe; mein einziges Motiv ist der Wunsch, einerseits Sie aus einer Ihren Gaben nicht angemessenen Stellung befreit zu sehen, andererseits Sie für die

hiesige Universität, die unsere Jugend bezüglich der wichtigsten Studien fast einem geistigen Hungertode preisgibt, zu gewinnen. Oft, wenn ich diese Scharen im Universitäts-Gebäude sehe, fallen mir die Worte ein: *σπλαγχνίζομαι ἐπ' αὐτοῖς, ὅτι εἰσιν ὡς πρόβατα μὴ ἔχοντα ποιμένα.*

„Ihr Herr Vater ist ganz in der Lage, die Verwirklichung dieses Gedankens, wenn er Ihren Beifall hat, durchzusetzen; an meiner Mitwirkung, falls sie irgendwie ersprießlich sein könnte, soll es sicher nicht fehlen. Sollten Sie es wünschen, so spreche ich mit ihm darüber."

Doch H. Thiersch, so verlockend für ihn dieser Ratschlag sein mochte, befolgte ihn nicht, da es ihm am Herzen liegen mußte, seine von dem Ministerium Hassenpflug bedrängte Irvingianische Gemeinde zu halten. Er kam bald selbst nach München und wird Döllinger mündlich seine Gründe, vorläufig in Marburg zu bleiben, auseinandergesetzt haben. Wenn aber dieser Brief den beabsichtigten Erfolg nicht hatte, so läßt er gleichwohl Döllinger in einem neuen Lichte erscheinen: es kommt ihm nicht darauf an, ob die Professoren der Geschichte Protestanten oder Katholiken sind; sie sollen nur „eine positiv-christliche Überzeugung und Gesinnung" nicht untergraben, sondern „pflanzen". Es befremdet daher auch nicht, daß er später Sybels Kommen nach München willkommen heißen konnte.

Viertes Kapitel.

Die unbefleckte Empfängnis Mariä. Der badische Kirchenstreit. Denunziationen. Reise nach Italien. Trauerrede auf Königin Therese. Anfeindung der deutschen Wissenschaft. Reise nach Frankreich. Irvingianismus.

Das Jahr 1854 stand unter dem Zeichen der unbefleckten Empfängnis Mariä. Die schon oben erwähnten Vorbereitungen einer Definition derselben hatten unterdessen ihren Fortgang: Die Kongregation der Propaganda ermächtigte am 2. Juli 1847 die VI. Synode von Baltimore, die unbefleckt Empfangene als Beschützerin der Vereinigten Staaten von Amerika zu erklären; der Jesuit Perrone widmete sein Buch, worin er die Definierbarkeit der frommen Meinung darzuthun suchte, am 17. August 1847 dem Papst Pius IX., welcher es freundlich aufnahm und versprach, der Sache seine Aufmerksamkeit zuzuwenden (1847, Okt. 25.), und zu gleicher Zeit hatten, um mit Professor Denzinger zu reden, „die letzten Gegner", die Dominikaner, unter dem Drucke der Ritenkongregation und des Papstes selbst, „auch die Waffen vor der Glorie Mariens gestreckt". Der Dominikaner Boeri glaubte zwar noch immer die Definition verhindern zu können und

sandte an Pius IX. in Gaeta eine Schrift: „Unedierte Gutachten über die unbefleckte Empfängnis ... von dem Kardinal Pallavicino aus der Gesellschaft Jesu und von dem Kardinal Gotti aus dem Predigerorden", worin Pallavicino, der sein Gutachten auf Befehl Papst Alexanders VII. abgefaßt hatte, sagte: „Diese Gründe machen die Meinung sehr probabel, aber in keiner Weise sicher, da ihnen keine beweiskräftige Bibelstelle und kein Konsens der Kirchenväter und der Scholastiker zur Seite stehen. Daraus folgt, daß die Päpste sehr weise einerseits jene Meinung begünstigt, andererseits sich jeder Zensurierung der entgegengesetzten Meinung enthalten haben." Von einer Dogmatisation könne daher keine Rede sein. Allein wenn dieses Gutachten jeden andern Papst hätte stutzig machen können, bei Pius IX. hatte es kein Gewicht, nachdem ihm der Jesuit Perrone in seinem Buche bewiesen hatte, zu der Definition einer Meinung als eines Glaubenssatzes bedürfe es weder der Bibel noch der immerwährenden Tradition. Er ließ den Dominikaner ersuchen, seine Schrift nicht zu veröffentlichen, und so bereitete sich denn auch der Dominikanerorden vor, das fortan zu verteidigen, was er bisher bekämpft hatte. Dagegen hatte der Papst nichts einzuwenden, daß Perrones Schrift in der ganzen Christenheit, in Deutschland auch in deutscher Übersetzung, verbreitet wurde, und nach den durchaus unkatholischen Grundsätzen derselben arbeiteten auch die von Pius IX. eingesetzten Kommissionen. Außerdem wurden von Rom aus für Geistliche und Laien Immakulata-Vereine, vom Papste mit reichen Ablässen begabt, verbreitet, und die Bischöfe aufgefordert, zu ihrer Ausbreitung mitzuwirken und auch die Laien, insbesondere aber die Klosterfrauen zu ermuntern, daß sie die heil. Kommunion zur Förderung des Zweckes empfangen und aufopfern. Im Kirchenstaat fingen Muttergottesbilder zu gunsten der geplanten Definition die Augen zu verdrehen an, und Nonnen prophezeiten, daß

Pius IX. längst zu dieser Ehrung Mariä vorherbestimmt sei. Endlich liefen auch die Antworten der Bischöfe ein, welche der Papst in einer Encyklika aus Gaeta (1849, Febr. 2.) gefragt hatte, ob sie die Definition wünschten, und es erklärten beiläufig 546 sich dafür, während nur 56 aus verschiedenen Gründen sie nicht wünschten. Ein Schauspiel, das in der Geschichte der Kirche einzig dasteht!

Döllinger hatte diesem Treiben längst aufmerksam zugesehen und erstaunte darüber in hohem Grade. Wie Pallavicino dem Papst Alexander VII., so hatte er 1843 Harleß gegenüber es ausgesprochen: das ist eine „Frage, über welche der Kirche nichts geoffenbart und nichts überliefert worden ist“. Und als Ritter in Breslau 1849 eine Theologen-Versammlung bei ihm anregte, hatte er gerade wegen dieser Frage sofort sich für die Berufung derselben ausgesprochen; später aber in dem Artikel Duns Scotus im Kirchenlexikon (1852) mit Absicht hervorgehoben, daß Scotus selbst gestehe, die entgegengesetzte Meinung sei zu seiner Zeit die allgemeine gewesen, und daß man früher die der unbefleckten Empfängnis „eine schmeichlerische und allzu devote Häresie“ genannt habe. Man erwartete aber in dem die gläubigen Gemüter verwirrenden Treiben noch mehr von ihm, dem angesehenen Theologen, und da er nicht selbst daran zu denken schien, so erinnerte Fr. Michelis ihn unterm 23. Januar 1854 daran. Schon am 31. Januar antwortete er darauf: „Die Angelegenheit, von der Sie schreiben, hatte früher, als die Blätter von der Sache voll waren, auch mich ängstlich beschäftigt, zumal die hiesige Fakultät ein Gutachten abzugeben hatte, welches, wie Sie sich wohl denken werden, abratend ausfiel. Damals trug ich die Sache viel und lange mit mir herum und hatte eine starke Neigung, eine derartige Abhandlung zu schreiben, wie Sie dieselbe vorschlagen. Ich erwog aber folgendes: einmal, daß die jetzige deutsche Theologie nicht

ohne eigene Schuld (Hermes, Hirscher, Schmid in Gießen ꝛc.) in Rom in zweideutigem Rufe stehe, daß also eine von dorther kommende Schrift von vorne herein sich keine gerade günstige Aufnahme zu versprechen habe. Ferner, daß nach erfolgtem definierendem Dekret eine solche Schrift wahrscheinlich auf den Index gesetzt werden würde. Dies würde aber, wie die Dinge bei uns stehen, hinreichen, die fernere litterarische Wirksamkeit des Verfassers bei einem großen Teile des katholischen Publikums unfruchtbar zu machen (hic niger est, hunc tu caveto). Sodann: wenn die Entscheidung des neuen Dogma trotzdem erfolgt, was soll der Verfasser thun? Schweigen? aber mit welchem Triumphgeschrei würde dieses Schweigen dann von den Gegnern der Kirche und nicht bloß protestantischerseits (vide das Pamphlet von Leu[2])) ausgebeutet werden? Das wäre noch ärger und könnte mit gutem Gewissen nicht geschehen. Soll er sagen: die historischen Thatsachen meiner Schrift stehen zwar fest, ich unterwerfe mich der kirchlichen Autorität? Das klänge wie Galileis pur si muove, und bei dem allgemeinen Mangel an gründlicher theologischer Bildung würde vielen auch das nicht genügen. Wie es in dieser Beziehung bei uns steht, zeigt der Erfolg eines so kläglichen Produkts wie Perrones Schrift über die immaculata conceptio und die Thatsache, daß ein Buch wie Oswalds Mariologie sich Bahn brechen konnte, ein Buch, von dem man wähnen möchte, es sei bestimmt, den protestantischen Angriffen auf die Kirche Stoff und Vorwand zu leihen.

„So gab ich den Gedanken einer solchen Denkschrift oder Abhandlung bald wieder auf. Damals hatte Ritter in Breslau den Plan, eine Versammlung und Besprechung der katholischen Theologen Deutschlands zu veranlassen, bei mir angeregt;[3]) die Sache schien mir sehr wünschenswert, teils der bewußten Frage wegen, teils um anderer Gründe und davon zu hoffender

Vorteile willen; ich besprach sie mit einigen hiesigen Kollegen und mit Kuhn in Tübingen; diese waren dafür, andere, an die ich mich wandte, zeigten sich kalt und indifferent. So ließ ich die Sache, etwas entmutigt, wieder einschlafen.

„Damals hörte ich auch, daß die theologische Fakultät in Tübingen gleich der Münchener ein abratendes Gutachten abgegeben, daß aber der Bischof [Lipp], von anderen beraten, es nicht nach Rom eingesandt habe; wie es dem hiesigen bei entgegengesetzter Ansicht des Erzbischofs [Reisach] ergangen sei, weiß ich nicht. Urteilen Sie nun selber, ob in der gegenwärtigen Lage irgend eine Aufmunterung zur Unternehmung einer Denkschrift über den fraglichen Gegenstand liege. Mir scheint alles dagegen zu sein, wenigstens für meine Person, und doch kann ich nicht leugnen, daß es mir geht, wie Ihnen, d. h., ich wäre froh, wenn ein anderer sich der Aufgabe unterziehen und sie mit aller Ruhe und wissenschaftlicher Gründlichkeit lösen möchte. Welcher Einfluß in Rom überwiege, wissen Sie wahrscheinlich besser, als ich; meine Kenntnis der dortigen Dinge ist sehr borniert und fragmentarisch. Kennen Sie vielleicht Kleutgen näher? Er scheint mir ein fähiger und besonnener Theologe; sollten nicht einige an ihn gerichtete Vorstellungen von Nutzen und Erfolg sein können? Man müßte, dünkt mich, recht hervorheben, daß das Theologumenon der immaculata conceptio die ganze kirchliche und theologische Tradition bis zum 14. Jahrhundert teils nicht für sich, teils (besonders die spätere scholastisch-theologische) positiv gegen sich hat (ich habe dies in dem Artikel über Duns Scotus im Kirchenlexikon kurz berührt), daß daher eine Erhebung desselben zum Dogma von entscheidendem Einflusse auf die ganze bisherige Beweisführung aus der Tradition sein müsse. Vincenz von Lerins mit seinem quod semper, quod ubique etc. müssen wir dann künftig beiseite legen. Ich gäbe viel darum, einen für die Decision gestimmten Theologen über diesen Knoten

hören zu können; ich möchte wissen, wie man sich alles dies zurechtlegt. Wissen Sie darüber Näheres? Als ich mit Kuhn darüber sprach, äußerte er seine Abneigung, seine Besorgnisse über die Folgen noch stärker, als ich es thun mag. Leben Sie wohl und lassen Sie bald wieder von sich hören. Wenn Sie und Ihre Freunde meinen, daß eine Versammlung und Besprechung deutscher Theologen noch immer ratsam und wünschenswert sei (etwa gleich nach Ostern), würde ich noch immer gerne die Hand dazu bieten; wir müßten dann sehen, ob nicht einige Bischöfe zu bewegen wären, sich unsere Bedenken anzueignen und sie geeigneten Orts anzubringen."

Es schrieb aber weder ein anderer Theolog etwas über die Frage, noch kam eine Versammlung der Theologen zu stande; und Michelis scheint gar nicht geantwortet zu haben. Gleichwohl trug Döllinger auch sonst kein Bedenken, seine Gesinnung über die Frage auszusprechen. Man erfährt dies aus einer Äußerung Actons vom 4. Dezember 1854 aus London: „Badley zeigte mir einen Brief von Wilberforce, der [in diesem Jahre zur römisch-katholischen Kirche übergetreten] wegen der bevorstehenden Dogmenentscheidung sehr unruhig ist. Er behauptet, Sie [Döllinger] wären der erwarteten Entscheidung aus historischen Gründen entgegen." Es fällt auch auf, daß er gerade in diesem Jahre ernstlicher als früher eine Reise nach Rom plante. Hoffte er doch, vielleicht persönlich noch etwas in der Sache erreichen zu können? Die Aufträge, welche er bischöflicherseits hatte, würden wenigstens zur besten Einführung bei den maßgebendsten Personen gedient haben.

Der badische Kirchenstreit war noch nicht zu Ende. Bisher stand Döllinger ihm ferne, doch hatte der Erzbischof Vicari seine ganze Sympathie, und beim Erscheinen einer Erklärung desselben sagte er zu Acton, er habe sie nicht ohne Thränen lesen können. An den Buchhändler Herder aber schrieb er: „Wir sind hier fast verwundert über das kräftige

Auftreten des Herrn Erzbischofs — was sagt denn das hohe Kapitel und Herr Hirscher dazu?" (1853, Juli 14.). Nunmehr wandte sich aber der Erzbischof selbst an ihn und lud ihn zum Eingreifen ein: „Im Vertrauen auf Ihre ruhmwürdige Anhänglichkeit an unsere hl. Kirche, und Ihren erleuchteten Eifer, alles zu befördern, was zur Erhöhung und Befreiung der Kirche dient, zugleich im Vertrauen auf Ihre mir stets erwiesene Liebe bitte ich Sie ..., Sie möchten die Gewogenheit haben, mit Ihrer sehr gelehrten Feder etwas über den oberrheinischen Kirchenstreit zu schreiben, in specie als berühmter Kirchenhistoriker und Kanonist nachzuweisen, daß die Forderungen des Episkopats nur auf solches sich beschränken, was jederzeit und überall dem Episkopat zugestanden, wann und wo die katholische Kirche nach ihrem Wesen sich entfalten konnte. Man hört hin und wieder, daß die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche, wie sie der oberrheinische Episkopat begehre, noch niemals bestanden. Sie, verehrtester Herr und Freund, könnten am siegreichsten alle Einwürfe beseitigen, und würden sich durch Ihre Schrift gewiß ein überaus großes Verdienst erwerben. War es doch immer in der Kirche so, daß, während die Bischöfe handelten, die Gelehrten durch die Wissenschaft sie unterstützten. Zuversichtlich hoffe ich, daß Sie mit der Erfüllung meiner inständigen Bitte nicht säumen werden. Möge die Fülle des göttlichen Segens Ihnen für Ihre Mühe zu teil werden! ..." (1854, April 20.).

Leider kann Döllingers Antwort auf diesen Brief, wenn überhaupt eine erfolgte, nicht mitgeteilt werden. Es ist nur gewiß, daß er der Bitte nicht nachkam. Es würde ihm aber auch kaum gelungen sein, aus der Kirchengeschichte nachzuweisen, daß irgendwo die sämtlichen Forderungen des oberrheinischen Episkopats von einem Staate gewährt waren, und andererseits zeigte sein Verhalten auf der Freisinger Konferenz, daß er überhaupt nicht immer so weit zu gehen gedachte, als

die Bischöfe. Dazu war der Streit kein litterarischer, hielt er sich nicht mehr in der Bahn ruhiger gegenseitiger Beratung, sondern wurde durch immer neue Handlungen von der einen und der anderen Seite mehr und mehr verbittert, und war auch Hirscher für den Erzbischof öffentlich aufgetreten. Es fehlte indessen auch später nicht an weiterem Drängen in ihn. „Die erste Frage des Herrn Erzbischofs bei meiner Rückkehr war," — schreibt Herder am 19. Juni an Döllinger — „ob bald etwas von Ew. Hochwürden in der Konfliktsfrage zu erwarten sei. Neuerdings sah ich bei diesem Anlasse, daß er ganz außerordentlich großen Wert auf eine Beleuchtung der Frage von Ihnen legt. Meine Antwort war, daß ich Sie zwar nicht abgeneigt gefunden habe, der an Sie gerichteten Bitte zu entsprechen, jedoch auch nicht fest entschlossen dazu." Doch es bewog ihn auch die hieran geknüpfte, „recht flehentliche" Bitte Herders nicht, seine „sehr gewichtige Stimme zu erheben". Er gedachte vielmehr, wie der nachstehende Brief des Bischofs Blum von Limburg zeigt, auf andere Weise für die Beilegung des Kirchenstreites thätig zu sein: „Aus einem soeben eingetroffenen Schreiben meines Generalvikars, Herrn Klein, entnehme ich, daß Ew. . . . die freundliche Absicht hegen, auf einer demnächstigen Reise nach Rom auch unserer kirchlichen Angelegenheiten in der oberrheinischen Provinz sich anzunehmen und für deren gedeihliche Regelung zu wirken. Ich kann mir nicht versagen, Ihnen mit den gegenwärtigen Zeilen die lebhafte Freude und den Trost, welche mir diese Nachricht bereitet hat, sowie die innige Bitte auszusprechen, daß Sie diese preiswürdige Aufgabe doch in jedem Falle ausführen und bei dem Herrn Kardinal-Staatssekretär, wie auch, wenn sich Ihnen dazu Gelegenheit bietet, bei dem hl. Vater selbst unsere Anliegen und Desiderien in Betreff der Bessergestaltung der kirchlichen Verhältnisse, welche Sie durch den Herrn Dr. Klein des Näheren kennen gelernt haben, ganz vorzüglich

aber unsere Wünsche hinsichtlich der freien Kollation der Pfründen, die für die Zukunft der Kirche in diesen Gegenden von hoher, ja von entscheidender Wichtigkeit ist, mit aller Wärme und allem Nachdrucke vertreten möchten. Ihre gewichtvolle Verwendung wird gewiß den gewünschten günstigen Erfolg nicht verfehlen, und Ihnen ein großes Verdienst um diese schwerbedrängte Provinz und einen bleibenden Anspruch auf unsere herzliche Dankbarkeit sichern. Ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß Sie diese meine Bitte freundlich aufnehmen und erfüllen werden ..." (1854, Juli 20.).

Es kam auch dazu nicht. Die Reise, zu der Döllinger bereits auch Acton eingeladen hatte, ging — es brach auch die Cholera in Italien und Deutschland aus — nicht bis Rom, und er blieb so wenigstens vor der bitteren Enttäuschung bewahrt, erfahren zu müssen, wie gering sein Einfluß in Rom sei, zumal bereits Denunziationen seiner Person dort angebracht waren. Um aber festzustellen und recht prägnant hervortreten zu lassen, wie und wo die Denunziationen ihren Ursprung hatten, soll vorher noch ein Brief des Bischofs Weis von Speier vom 14. Februar 1854 angeführt werden: „Die Zusendung meines diesjährigen Hirtenbriefs benutze ich mit Freuden, um Ihnen meinen Dank für den hohen Genuß auszusprechen, den mir das Lesen Ihrer vortrefflichen Schrift über Hippolytus und Kallistus gewährt hat. Durch diese Ihre Arbeit hat Gott, was die Gegner der Kirche zur Schmach beabsichtigten, zur Ehre und Erbauung gewendet.

„Bei dem Lesen dieser Schrift ist wieder der Wunsch recht lebhaft in mir rege geworden, daß Sie uns bald mit einer Lebensgeschichte Luthers beschenken mögen, die schwerlich ein anderer wie Sie wird schreiben können. Sie sind dazu, wie ich früher schon Ihnen mitgeteilt habe, durch die Anhänger Luthers aufgefordert und haben ohne Zweifel die meisten Vorarbeiten schon vollendet."

Diese bischöflichen Briefe beweisen, wie ungetrübt das Ansehen Döllingers und wie tief die Verehrung gegen ihn noch war. Keine Spur von Verdacht ist darin zu entdecken. In anderen Kreisen galt er noch immer als „hyperorthodox“, und noch 1855 ist Bischof Ketteler über seine „erhabenen katholischen Vorträge“ entzückt. Anders dachte man in München, im Görreskreise. Derjenige aber, welcher den Ton hier angab, war der sehr häufig in München anwesende Professor Phillips in Wien. Er stand mit Döllinger, den er „als Mäcenas aller wissenschaftlichen Bestrebungen“ zu feiern pflegte, auf dem Dutzfuße und nahm ihn auch von Wien aus häufig für seine litterarischen Arbeiten in Anspruch. Aber schon seit den 40er Jahren, seit dem Erscheinen der beiden ersten Bände seines ganz papalistisch gehaltenen Kirchenrechts, mit Döllinger in Differenzen, ist in seinen ziemlich zahlreichen Briefen nie von kirchlichen oder theologischen Fragen die Rede. Es hatte dies einen tieferen Grund. Denn schon am 3. März 1854 sagte Phillips zu Schulte im Görreshause, Döllinger sei für den Güntherianismus, was er bereits in hohem Grade gravierend betrachtete, weil es nur daher kommen könne, daß „Döllinger angehaucht sei vom protestantischen Geiste, wie sich daran zeige, daß er in seinem ‚Hippolytus‘ sage: hier ist eine positive Notiz, folglich kann die Sache nicht älter sein. Er habe mit Döllinger die heftigsten Kämpfe wegen des Primats gehabt, derselbe habe nichts übrig für den hl. Vater, und trage vieles vor, was mit den positiven Lehren der Kirche nicht stimme.“[5]) Die „positiven Lehren der Kirche“, gegen welche Döllinger verstoßen haben soll, werden wohl papalistische Behauptungen, wie sie Phillips lehrte, gewesen sein, wahrscheinlich auch die Behauptung, daß die Meinung von der unbefleckten Empfängnis nach der katholischen Beweisführung kein Dogma werden könne, während die ultramontan-papalistische Beweisführung dahin geht: „Man darf nicht glauben,

daß dann erst eine Lehre in der Kirche Eingang zu finden begonnen, wenn sie mit Hilfe der Quellen, sie mögen nun was immer für einer Art sein, zu unserer Kenntnis kommt." Sonst geraten wir „in absurde und irrige Folgerungen"; wir müßten dann „nicht wenige Dogmen als neu entstanden betrachten und sagen, daß sie erst in einem spätern Zeitalter in der Kirche Glauben erhalten".[6])

Über seine Hinneigung zum Güntherianismus hat aber Schulte die Äußerung Döllingers selbst aufbewahrt: Er „war der Ansicht, die Güntherschen Streitigkeiten zwischen Clemens und Knoodt seien in Bonn aus den kleinlichsten Interessen entstanden, weil der eine Professor, der andere nur Privatdozent sei, in Bonn nicht werde angestellt werden, sich aber einmal in den Kopf gesetzt habe, er wolle und müsse gerade dort eine Professur erhalten. Wenn Rom gleich das System (Günthers) reprobiere, verdamme es die Katholiken zur Sterilität des Geistes, man müsse eine gewisse freie Bewegung lassen, denn das Denken könne man einmal doch nicht verbannen. Nur am Rhein sei dieser Zank, sonst nirgends; in Süddeutschland eigne man sich das Gute aus dem Güntherianismus an und verfeinde sich nicht. Er schäme sich vor den protestantischen Gelehrten, wenn er bedenke, mit welcher erbärmlichen Oberflächlichkeit eine so wichtige Sache verhandelt sei. Clemens habe sich so viele Blößen gegeben, daß, hätte er einen anderen Gegner als Knoodt gehabt, er vernichtet sein würde. In Rom werde man hoffentlich die Sache besser prüfen und nicht wie schon einmal einen Einwurf für eigne Ansicht halten. Wolle man blos einzelne Sätze reprobieren, so habe Günther dafür hinlänglich gesorgt" (1854, März).

Unter solchen Umständen kann man sich nicht mehr wundern, wenn, was auch der Verfasser öfter erzählen hörte, Marie Görres schon in diesen Jahren zu sagen pflegte, Döllinger werde gewiß noch ein Ketzer. Sie war nur das Sprach-

rohr ihres besonders intimen Hausfreundes Phillips, und für die Fortpflanzung der Tradition sorgten besonders Jörg, obgleich er zu gleicher Zeit noch von Verehrung gegen Döllinger überfloß, und sein Freund Bernh. Meyer, der in seinen „Erlebnissen“ schreibt: „In unserem Urteile über Döllinger trafen wir so ziemlich zusammen, ich erschrak aber dennoch, als Jörg die Charakteristik desselben mit den Worten schloß: ‚Ihm fehlt nichts zu einem Ketzer als ein sicherer Rücken‘.“[7]) Das Gerede blieb aber nicht innerhalb des Freundeskreises, sondern verdichtete sich bald zu Denunziationen, wovon „um diese Zeit, 1854“, auch schon Acton hörte.

Trotz der Cholera wurde gleichwohl auch in diesem Jahre eine Reise gemacht, welche sich bis nach Italien ausdehnte. Döllinger reiste mit einem früheren Zögling Bunbury über Tübingen, wo er aber weder Kuhn noch Hefele antraf, nach Herrnsheim, um Acton abzuholen. Von da ging es nach Freiburg i. B., wo Döllinger diesmal auch mit Hirscher verkehrte, Basel, Solothurn, Biel und Bern; dann über Interlaken durch das Simmenthal nach Vevey. In Genf bei Abbé Dufour sahen sie den Abbé Mermillod, und auf der Reise durch das Wallis fragte Döllinger den Pfarrer von St. Moriz so sehr aus, daß dieser ihn gleich erkannte. Das Ziel der Reise war über den Simplon und über Mailand Bologna, wo in der Bibliothek gearbeitet wurde. Auf dem Rückweg ging Döllinger von Ala aus allein nach Aign bei Salzburg, wo Phillips einen Sommersitz hatte, und von da wieder nach München.

Kaum hier angekommen, hatte er eine ungemein heikle Aufgabe zu lösen. Die Cholera, immer noch nicht erloschen, raffte am 26. Oktober auch die Königin Therese, die Gattin König Ludwigs I. und Mutter des regierenden Monarchen, hinweg. Da sie als Prinzessin von Sachsen-Altenburg Protestantin war, so tauchte natürlich sofort wieder die Frage

auf, wie es mit der Beisetzungsfeierlichkeit in der St. Cajetans-Hofkirche gehalten werden sollte, nachdem die bei der Beerdigung der Königin Karoline 1841 getroffenen Anordnungen noch keineswegs aufgehoben waren. Doch verlief die Feierlichkeit diesmal glatt. Der Domkapitular Wiedemann antwortete als Stellvertreter des abwesenden Generalvikars Windischmann auf die Anfrage Döllingers, des Vorstandes der St. Cajetans-Hofkirche, unterm 28. Oktober, „daß ein Anstand nicht obwaltet, wenn bei Gelegenheit der Übertragung der hohen Leiche . . . in die Gruft zu St. Cajetan der hochw. Stiftsklerus daselbst im Chorkleide Sr. Majestät dem Könige bei der Kirchenpforte entgegenkommt und Allerhöchstdenselben in die Kirche und wieder zurückgeleitet“.

Eine andere Schwierigkeit bereitete die Trauerrede, welche Döllinger als Propst am 3. November auf die protestantische Fürstin zu halten hatte. Denn an scharfen Kritikern, dessen konnte er versichert sein, fehlte es ihm nicht. Er glaubte, seine Aufgabe dadurch zu lösen, daß er „das Andenken einer Königin feierte“, einen wahren Lobhymnus auf die inneren Tugenden der Verstorbenen anstimmte und durch Kontraste, den gewöhnlichen Schattenseiten im Leben der Höfe und Großen die glänzenden Tugenden der Königin gegenüberstellend, zu wirken suchte. Er gab aber gerade dadurch Veranlassung, daß die einen dies, die anderen jenes zu tadeln fanden. Besonders fiel aber, wie Acton angibt, die Stelle auf: „unser Volk liebt nicht, daß seine Fürsten sich mit einem Dornengehege umgeben“, was König Max übel genommen haben sollte. Er hatte aber gesagt: „Unser altbayerisches Volk ist vielleicht im höheren Grade als andere deutsche Stämme monarchisch und dynastisch gesinnt; es trägt seinen angestammten Fürsten seine Anhänglichkeit, seine Liebe und Treue willig und freudig entgegen, es wartet nicht erst, bis sie um seine Gunst und Neigung sich bewerben; nein, es hat ein Bedürfnis, sie zu verehren und

zu lieben, auch Opfer für sie zu bringen ist es gerne bereit — wenn nur diese Fürsten seinem Wesen nicht allzu fremd und abstoßend gegenüberstehen, wenn sie nur Verständnis, liebevolle Schonung, Achtung für die Eigentümlichkeiten dieses Volkes, für seine teuersten Interessen an den Tag legen; wenn sie nur nicht wie hinter undurchdringlichem Dornengehege gegen ihr Volk sich absperren; das bayerische Volk will an ihnen einen Zug der Verwandtschaft und des Zusammengehörens fühlen, es will von ihnen sagen können: Du bist Fleisch von meinem Fleisch ꝛc. Ja, man kann von unserem Volke sagen, was ehemals Heinrich IV. von den Bewohnern seiner Hauptstadt sagte: ils sont affamés d'un roi; die Bayern hungern und dürsten nach ihren Königen, auch in diesem Sinne gilt das Wort des hohen Gemahls unserer verewigten Fürstin: Bayern, ihr seid nicht zu verderben. Wenigstens dürfen wir sagen: Bayern, noch seid ihr nicht verdorben".

Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß König Maximilian sich mit einer Anzahl Ausländer umgeben und insbesondere Dönniges sein Ohr geschenkt hatte, so kann man begreifen, daß von manchen Seiten in diesen Worten Döllingers eine Anspielung auf den Monarchen erblickt wurde. Meinte doch auch Höfler: „Wir ersahen, wie klug König Ludwig erwähnt wurde, um dem Sohne durch den Vater eines zu versetzen" (1855, Februar 20.). Es war dies aber Döllinger um so unangenehmer, als er, wie er Acton versicherte, „keine Anspielung gemeint hatte". Er säumte deshalb auch nicht, sich, als er die Trauerrede dem Könige vorlegen ließ, in einem Begleitschreiben an den Kabinetssekretär Pfistermeister darüber auszusprechen. Es kam indessen eine beruhigende Antwort: „Wegen der nach Ew. ꝛc. sehr geehrten Mittheilung von Einigen beanstandeten Stelle auf S. 6 der Trauerrede kann ich Hochdieselben auf das vollständigste beruhigen. Eben diese Mitteilung gab Anlaß zu einläßlicher Erörterung der Sache.

Se. Majestät erinnerten Sich jener Stelle allerdings aus der Selbsteignen Anhörung der Rede. Allerhöchstdieselben waren aber schon damals und bei der späteren Besprechung mit mir nicht minder weit entfernt, der erwähnten Stelle jene Deutung beilegen zu wollen, welche vielleicht von Einzelnen der Sache zu geben versucht wurde, und zwar um so mehr, als ein fremdes und abstoßendes Verhalten gegenüber dem mit wärmster Liebe umfaßten bayerischen Volke und eine Absperrung gegen dasselbe Sr. Majestät ja nie beifallen konnte und wie bekannt auch niemals Statt hatte. Aber auch abgesehen hievon, wie hätten Se. Majestät dem Allerhöchst persönlich gekannten, noch nicht vor Jahresfrist mit einer sehr hochgehaltenen persönlich bestimmten Auszeichnung geehrten eigenen Stiftspropst und Hofkapelldirektor eine Absicht, wie die beregte, auch nur im entferntesten zutrauen können? Se. Majestät sprachen bei der erwähnten Gelegenheit mit der vollsten Ruhe und Unbefangenheit sich in dieser Weise aus; ich bitte Ew. 2c. daher, die mir geäußerte Besorgnis durchaus ferne halten zu wollen . . . ." (1854, November 18.).

Trotzdem erhielt sich in manchen Kreisen die Annahme, Döllinger habe in seiner Rede König Maximilian kritisiert und verletzt, auch aus konfessionellem Widerwillen über die religiöse und kirchliche Beziehung der verstorbenen Königin geschwiegen und auf die „Berufenen" angespielt, so daß er noch zehn Jahre später, gerade als er sich anschickte, auf den verstorbenen König Maximilian selbst eine Trauerrede abzufassen, die auf die Königin Therese gehaltene Löher zur Beurteilung vorlegte. —

Am 8. Dezember 1854 verkündigte wirklich Pius IX. aus eigener Machtvollkommenheit die unbefleckte Empfängnis Mariä als Glaubenssatz, über die nach Döllinger „der Kirche nichts geoffenbart und nichts überliefert worden ist". Man erfährt nicht, wie er sich damals die Sache zurecht ge-

legt hat. Doch jedenfalls nicht, wie Hefele, der als Bischof am 13. März 1871 auf die Äußerung des Prof. Reusch: „ihm stehe ein Dogma so hoch, daß er eher sein Leben hingeben werde, als ein solches zu verleugnen oder einem falschen sich zu unterwerfen“, antwortete: „das sei bei ihm auch der Fall gewesen bis 1854“.[8]) Man wird aber nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß Döllinger das neue Dogma als ein kanonisches betrachtete. Denn daß kanonische Glaubensartikel in seiner theologischen Theorie einen Raum hatten, geht aus seinem 1886 in einem Münchener ultramontanen Blatte veröffentlichten Briefe an eine konversionslustige protestantische Dame hervor. Er spricht da von der Lehre vom Fegfeuer, von der Kraft der päpstlichen Ablässe, die Seele aus dem Fegfeuer zu befreien (das Folgende läßt das Blatt weg), und fährt fort: „daß man zugleich ein Bibel lesender Christ sein und die erwähnten kanonischen Glaubensartikel annehmen könne, halte ich nicht für möglich“. Nach Holden sind aber diese kanonischen Glaubensartikel Wahrheiten dritter Klasse und dienen der Kirche als Kanon und Regel, denen deshalb einiger Gehorsam (aliqua obedientia) gebührt. Einige solche Artikel finde man von Generalkonzilien und Päpsten definiert, welche aber nicht als solche anerkannt werden, die aus der göttlichen Offenbarung oder aus der allgemeinen, ununterbrochen von Jahrhundert zu Jahrhundert herabsteigenden Tradition unmittelbar und explicite abgeleitet sind. Es komme ihnen daher nur jene Gewißheit zu, welche ihnen die Autorität und Jurisdiktion der kirchlichen Oberen zu geben vermögen Ein solches Dekret sei z. B. das des Basler Konzils über die unbefleckte Empfängnis, über die weder etwas geoffenbart noch von der allgemeinen, ununterbrochen von Jahrhundert zu Jahrhundert fortdauernden Tradition explicite überliefert worden ist. Es galt aber 1854 auch immer noch, was Holden seiner Zeit gelehrt hatte: daß der Papst für sich allein (in sua sola

persona) Glaubensartikel nicht entscheiden kann, so daß sie kraft seines alleinigen Dekrets Artikel des göttlichen und katholischen Glaubens sind.[9])

Zur Zeit des vatikanischen Konzils bereute freilich Döllinger, daß er, als es sich um die Definition der unbefleckten Empfängnis handelte, geschwiegen habe. Begreiflich; denn sie war doch nur ein Vorspiel für die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes. So erzählt Knoodt in einem Briefe an Döllinger: Vor ihrer Abreise von Rom (1854, November 25.) hätten er und Baltzer noch eine Audienz beim Papste gehabt und wären sie, während sie mehrere Stunden im Vorzimmer hätten warten müssen, mit dem dienstthuenden Cameriere Talbot ins Gespräche gekommen. „Und da war es, wo dieser über unsere Einfalt, die nichts sah, als eben das neue Dogma der unbefleckten Empfängnis, lächelnd mit einer gewissen diplomatischen Wichtigthuerei uns belehrte: Sehen Sie, dieses neue Dogma ist nicht die Hauptsache, sondern die Art und Weise der Proklamation desselben. Denn nicht wird der hl. Vater in Vereinigung mit den Bischöfen der Kirche den Gläubigen erklären, was sie in Beziehung auf Mariä Empfängnis für wahr zu halten hätten, sondern es wird der hl. Vater ganz allein, im Bunde nur mit seinem engeren Rate, dem Kardinalskollegium, den Bischöfen und Priestern und Laien proklamieren, was sie zu glauben hätten. Damit ist also die Unfehlbarkeit des hl. Vaters proklamiert, die der hl. Vater ja nicht unmittelbar zum Dogma erheben kann. Und in dieser mittelbaren Erhebung der Unfehlbarkeit des hl. Vaters zum Dogma liegt die eigentliche Bedeutung und Wichtigkeit der bevorstehenden Festlichkeit“ (1866, Juli 10.; ebenso Baltzer, Juli 14.). Das Gleiche bestätigte übrigens später auch der Jesuit Schrader: „Es ist dies (die rein päpstliche Definition) ein dem Pontifikat Pius IX. ganz eigentümlicher Akt, wie ihn kein früheres Pontifikat aufzuweisen hat; denn der Papst hat dieses Dogma

selbständig und aus eigener Machtvollkommenheit, ohne Mitwirkung eines Konzils, definiert, und diese selbständige Definition eines Dogma schließt gleichzeitig, zwar nicht ausdrücklich und förmlich, aber nichts destoweniger unzweifelhaft und thatsächlich eine andere dogmatische Entscheidung in sich: nämlich die Entscheidung der Streitfrage, ob der Papst in Glaubenssachen auch für seine Person unfehlbar sei, oder ob er diese Unfehlbarkeit nur an der Spitze eines Konzils anzusprechen habe. Pius IX. hat die Unfehlbarkeit des Papstes durch den Akt vom 8. Dezember 1854 zwar nicht theoretisch definiert, aber praktisch in Anspruch genommen".[10]) Man wollte also, um trivial zu reden, zwei Fliegen auf Einen Schlag treffen. Ob aber dieses Überrumpeln, dieses Verleiten des Papstes zu einem noch von keinem seiner Vorgänger vollzogenen Akte zu dem Zwecke, die Unterlage für eine neue Glaubenslehre zu schaffen, ehrlich, für das christliche Gewissen zulässig ist, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Wenn je, so hat hier der Zweck das Mittel geheiligt.

Der Vorgang war noch nach anderer Beziehung wichtig. Er wurde nämlich geleitet und durchgeführt von einer Partei, von den Jesuiten und ihren Anhängern, welche dadurch natürlich ihren Einfluß außerordentlich erhöhten. Ihr Jubel darüber wollte darum auch kein Ende nehmen: Münzen wurden geprägt, Mariensäulen errichtet, Kirchen gebaut, Prozessionen veranstaltet, in zahllosen Hirtenbriefen von den Bischöfen ein Akt gepriesen, durch den sie eines ihrer wesentlichen Rechte beraubt wurden u. s. w. Die unter jesuitischem Einflusse stehenden Fürsten blieben nicht zurück. Die Königin Isabella von Spanien schickte dem Papste zum Danke für den seinem Pontifikat allein eigentümlichen Akt eine Tiara, deren Wert 2 Millionen Realen betrug. Der König von Neapel ließ die Definition durch einen Tagesbefehl der Armee kundthun und durch Kanonensalven begrüßen. Die bayerische Re-

gierung aber, welche eben bei den Bischöfen um ihr Eingreifen zu gunsten regierungsfreundlicher Landtagswahlen bettelte, ließ, obwohl sie das verfassungsmäßige Plazet für den neuen Glaubenssatz nicht erteilt hatte, in den bayerischen Diözesen für ein Geschenk an den Papst sammeln, ja, hatte, trotz nicht gegebenen Plazets, nicht nur nichts dagegen, daß der Bischof von Passau den die Anerkennung des Glaubenssatzes verweigernden Priester Thomas Braun exkommunizierte, sondern entzog ihm ihrerseits den staatlichen Tischtitel, verbannte ihn in einen engen Gerichtsbezirk und ließ ihn bei Überschreitung der Grenzen desselben durch Gendarme arretieren und zurücktransportieren u. s. w.

Es war auch, gewissermaßen augenscheinlich, der Beweis geliefert, daß die Jesuiten die wahre Tradition bewahren und die echtkatholischen Theologen seien. Und wenn schon einer der in diesem Streite unterlegenen Dominikaner, ein Professor an der Universität Wien, zu seinen Zuhörern sagte: Germanicum theologum nullum agnosco (ich anerkenne keinen deutschen Theologen),[11] welche Hochachtung sollten die Jesuiten und ihre Schüler und Anhänger noch vor den deutschen Theologen haben, welche sich zudem vor ihnen stumm gebeugt hatten? Es hieß auch sofort im Mainzer „Katholik“: Durch die Deklaration der unbefleckten Empfängnis ist feierlich und definitiv die Periode des Rationalismus und der Neologie auf katholischem Boden, zunächst in Frankreich und Deutschland, beschlossen worden. In nächster Zeit werde man „die echte katholische Philosophie und Theologie“, die Neuscholastik der Jesuiten, wie sie damals der Jesuit Kleutgen in seinen Büchern „Die Theologie der Vorzeit“ und „die Philosophie der Vorzeit“ darlegte, „wieder in ihre Rechte eingesetzt sehen“. Die Zensuren, welche über Günther und Baader ergingen, zeigen, daß wir uns nur auf den Standpunkt der Philosophie stellen dürfen, die an den katholischen Schulen des Altertums

geblüht hat, und die Verurteilung der Günther'schen Philosophie mag die deutsche Wissenschaft lehren, „ihre Waffen in der einheimischen Litteratur zu holen und in der katholischen Vergangenheit ihre Studien zu machen, die sie zum Kampfe mit der modernen Philosophie befähigen“. Selbst Aristoteles und Plato sowie die Kirchenväter können nur durch die Scholastiker (welche die Kirchenväter bloß nach Katenen oder aus Fälschungen, wie Pseudocyrillus, kannten) richtig verstanden werden. Nur die Germaniker oder Doctores Romani, von denen bis dahin in Deutschland das Wort galt: Doctor Romanus asinus Germanus, waren von nun an noch die mustergültigen katholischen Gelehrten, welche den reichen Schatz von Gelehrsamkeit, den Rom und seine wissenschaftlichen Anstalten stets bewahrten, für Deutschland nutzbar zu machen haben, wo man „nur von der Häresie lebt“, und wo die Herzen selten geworden sind, welche katholisch fühlen, noch seltener aber die Geister, welche rein katholisch denken. Kurz, die Theologie der Orden und der Germaniker ist die Roms und der ganzen katholischen Welt, und neben ihr kann keine andere deutsche Wissenschaft statuiert werden. Es gibt im Katholizismus zwei Richtungen, „welche nicht friedlich neben einander bestehen können, sondern sich gegenseitig aufheben“ — die bisherige katholische deutsche Philosophie und Theologie und die Neuscholastik. Alle Bestrebungen und Leistungen der deutschen katholischen Gelehrten, welche in schwerer Zeit den Katholizismus verteidigt und ihm wieder Ansehen gegeben hatten, galten also nichts mehr, waren auf falsche häretische Grundlage gebaut!

Es war dann selbstverständlich, daß man nichts Besseres thun konnte, als die Jesuiten und ihre Schüler heranzuziehen. Wo es nach Lage der Gesetzgebungen ging, wie in Preußen, veranlaßten die Bischöfe, allen voran Geissel in Köln, dann Ketteler in Mainz, Jesuitenniederlassungen, von wo aus sie

zu zahllosen Volksmissionen und Priesterexerzitien, auch in Ländern, wo sie nicht zugelassen waren, wie in Bayern, auszogen. Ihre Schüler aber, die Germaniker, wurden in die theologischen Lehranstalten, die Domkapitel und andere einflußreiche Stellen zu bringen gesucht. So hatte der Jesuitenschüler Stahl, Bischof von Würzburg, es schon anfangs der 50ger Jahre zu erreichen verstanden, daß die theologische Fakultät an der dortigen Universität unter Verdrängung der vorhandenen Lehrer bis auf den der alttestamentlichen Exegese Jesuitenschülern, den Denzinger, Hergenröther, Hettinger rc., ausgeliefert wurde. In der Beförderung von Germanikern saumselige Bischöfe hingegen wurden, wie der Erzbischof von Bamberg Deinlein dem Verfasser klagte, durch den Nuntius gedrängt, bis sie in das gleiche Geleise traten. Ja, Reisach glaubte die von vielen Seiten dringend gewünschte Abfassung eines neuen Katechismus nur dem Jesuiten Deharbe übertragen zu können, der richtig in seine, in einem großen Teile der römisch-katholischen Christenheit verbreiteten, Katechismen die päpstliche Unfehlbarkeit einschmuggelte.[12])

Döllinger, in seine Studien mehr als je vertieft, scheint diesen gegen die deutschen Theologen begonnenen Vernichtungskrieg gar nicht bemerkt oder ihm die Bedeutung, welche er hatte, nicht beigemessen zu haben. Er wußte gar nicht, was der, allerdings erst nachher sich so sehr auszeichnende Kirchenhistoriker Schwab in Würzburg verbrochen hatte, als er als „nicht wohlgesinnt“ entfernt wurde, um Hergenröther Platz zu machen. Erst 1866 teilte Schwab es ihm mit. Es war aber geschehen, weil er die Echtheit der Ignatianischen Briefe auch in der sogenannten kurzen Form beanstandet und einmal in seinen Vorlesungen die verschiedenen Auslegungen der Väter von der Stelle „Tu es Petrus“ nach der Zusammenstellung von Roskovany, einem bekannten streng katholischen und ultramontanen Autor, angeführt hatte. Und noch in einem Briefe

vom 20. November 1862 ist Döllinger erstaunt über die Dinge, welche vorgingen, und gestand, daß er sie gar nicht so gekannt und den „Katholik“ nicht gelesen habe. Nur so ist es auch zu verstehen, daß er, in der Meinung, zur Erhöhung des Ansehens der deutschen Theologie beizutragen, in seiner Weise zu arbeiten fortfuhr und zu Unternehmungen die Hand bot, die von Anfang an feindselig von der anderen Seite betrachtet werden mußten, wie zu der Wiener „Katholischen Litteraturzeitung“, die unter Brischars Redaktion „ein katholisches Centralorgan für Kritik“ werden sollte, aber sofort an jeder freien Bewegung Mangel litt, so daß Brischar schon unterm 17. November 1854 an Döllinger schrieb: „Die Verhältnisse hier und in dem katholischen Deutschland sind gegenwärtig so, daß ich gerade den interessantesten Teil des Aufsatzes (von Ritter in Breslau über die Schriften von Cretineau-Joly, Theiner und Ravignan über die Jesuiten), welcher von den Schwächen der früheren und gegenwärtigen Jesuiten handelt, werde hinwegstreichen müssen, um Streit und Skandal zu vermeiden“. Er werde wahrscheinlich im Februar 1855 wieder nach Württemberg zurückkehren. Die Zeitung hatte in der That, wie aus Hurters Biographie hervorgeht, gleich anfänglich unter dem Streite zwischen der deutschen Wissenschaft und der Neuscholastik zu leiden und ging an ihm auch nach einigen Jahren zu Grunde.

So zerriß man das katholische Lager, während ein ganz neuer Feind das Christentum selbst bedrohte, auf den Rudolf Wagner Döllinger, den er von einem Besuche Vater Döllingers her kannte, aufmerksam machte. Er war Traduzianer und hatte eben einige Schriften: „Menschenschöpfung und Seelensubstanz“, dann: „Glauben und Wissen mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen“ veröffentlicht. Da nun gerade auch Frohschammer seine Schrift: „Über den Ursprung der menschlichen Seelen“ im traduzianischen Sinne veröffent-

licht hatte, so glaubte Wagner sein Bekenntnis zum Traduzianismus könnte nicht hinderlich sein, daß seine Schriften in den historisch-politischen Blättern angezeigt würden, und bat Döllinger, daß er es „empfehlend" thun möge. Denn „ich denke" — setzte er hinzu — „daß, wie sonst auch die Konfessionen jetzt einander gegenüberstehen, und ich in mancher Beziehung mit Schmerz auf die Sailersche Zeit zurücksehe, daß doch noch so viele Gemeinschaft zwischen uns [den Altlutheranern und den Katholiken] ist, um einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Was die Hegelsche Philosophie gewesen, das drohen die Naturwissenschaften, insbesondere die Physiologie zu werden" (1854, November 12.).

Die Schriften wurden wirklich von Frohschammer in den historisch-politischen Blättern angezeigt, wodurch wieder die Aufmerksamkeit König Maximilians, der sich viel mit der Unsterblichkeit der Seele beschäftigte, auf beide gelenkt wurde. Er trat ihnen näher, und ernannte auf Vorschlag Wagners 1855 Frohschammer, seit 1850 Dozent und außerordentlicher Professor der Theologie, zum ordentlichen Professor der Philosophie.

Die Forschung nach dem Wesen der Seele ließ damals noch einen anderen seinen Blick nach München wenden — Gratry, der mit einigen Begleitern im Sommer 1854 kam: de chercher près de vous, Monsieur, près de Mr. Ringseis, peut-être près de Mr. Schubert, tout ce que nous pourrons trouver à Munich de lumière, sur ce sujet: Psychologie comparée à la Théologie et à la Physiologie; — ou bien L'âme comparée à Dieu (à la Ste. Trinité) et au corps. Mr. Acton me dit que Mr. votre Père avait, sur ce sujet, de belles idées, dont vous avez hérité. Nous ne doutons donc pas que nous ne trouvions près de vous de bien précieux renseignements sur ce point (1854, Juni 13.). Er scheint aber nicht sehr

befriedigt worden zu sein, da Acton, nachdem er ihn in Paris wieder gesehen hatte, an Döllinger schrieb: „Er hat offenbar keine sehr gute Meinung von Deutschland und den Deutschen von München zurückgebracht" (1854, Dezember 4.). Gleichwohl meinte Acton später, daß „diese Reise der Wendepunkt in Gratrys Leben war".

Es möge nun noch einiges andere aus den vorhandenen Briefen folgen, zunächst aus dem von Florian Rieß vom 14. November 1854, worin dieser erzählt, er habe in einer Art plötzlicher Erleuchtung den Gedanken bekommen: „es sollte von seiten der Katholiken während des Jubiläums etwas für die Ruhe der abgeschiedenen Protestanten in Deutschland durch fürbittweise Aufopferung des Jubiläumsablasses geschehen, und zwar durch einen Verein von Priestern und Laien, dem sich auch in ihrer Weise Protestanten anschließen dürften". Es seien ihm auf gleiche Weise auch schon Bruchstücke für das Gebet eines solchen Vereins eingefallen ... Der Gedanke habe ihn seitdem bei der Meditation und während der hl. Messe erfüllt. „Sonderbarer Weise erzählte mir an demselben Tage ein Konvertit, der mich besuchte, aus freien Stücken, die gläubigen Protestanten beten gegenwärtig viel für die Abgeschiedenen. Ein Theologe der Gesellschaft Jesu, der zufällig hier (in Stuttgart) durchreiste und mich besuchte, fand den Gedanken verfolgenswert und riet mir das Gutachten einer Fakultät über die disziplinäre Seite der Frage, ob es angehe, für Protestanten Applikationen, Kommunionen u. s. w. aufzuopfern, einzuholen; mein Gewissensberater sodann billigte ihn sehr und wies mich an ein Ordinariat". Er bitte nun Döllinger um sein Privaturteil, aber zugleich um vertrauliche Behandlung der Sache für den Anfang des Vereins, der in der Luft liege.

Der Buchhändler Herder verlangte am 18. Dezember, daß Döllinger, der auch die Artikel für den Supplementband

des Kirchenlexikons zusammengestellt hatte, für eine englische Übersetzung von Alban Stolz' „Diamant oder Glas", das in 100000 Exemplaren verbreitet sei, und von dem eben eine französische Übersetzung gedruckt werde, einen Revisor und für Bumüllers Weltgeschichte einen englischen Übersetzer in München besorgen möge. Döllinger antwortet darauf am 1. Januar 1855, nachdem er für einige ihm geschickte Verlagsartikel gedankt und die „elegante und geschmackvolle Ausstattung" derselben gelobt hat: „Das übersandte englische Manuskript habe ich Hrn. Raby übergeben, der Ihren Wunsch, wie er versprach, erfüllen wird. Doch muß ich Ihnen bemerken, daß ich nach meiner Kenntnis des katholischen Bücherwesens in England Ihnen nicht raten würde, sich durch Herausgabe einer solchen Übersetzung irgend einem Risiko zu unterziehen. Daß eine Schrift in Deutschland großen Absatz gefunden, bietet noch durchaus keine Bürgschaft für einen ähnlichen in England dar, schon darum, weil gerade die katholischen Engländer mit derartigen eigenen Schriften reichlich versehen sind. Der letzte Versuch, eine Reihe von katholischen Werken, ins Englische übersetzen zu lassen, ist mißlungen, und die begonnene Serie wieder aufgegeben worden, wegen zu geringen Absatzes, wie Sie in den jüngsten englischen Blättern lesen können. Für Bumüllers Weltgeschichte weiß ich Ihnen keinen Übersetzer zu bezeichnen, da weder Herr Raby noch Miß Boner, die hier die einzigen dazu befähigten sind, sich damit befassen mögen. Wenn Ihnen besonders daran gelegen ist, es übersetzt zu sehen, so schicken Sie es an Kardinal Wiseman mit einem Briefe, der auch deutsch geschrieben sein darf, da der Kardinal ganz gut Deutsch versteht; dieser könnte am ersten einen fähigen Übersetzer ausfindig machen".

Endlich am 7. März 1855 kann er das Urteil Rabys mitteilen. Er meint, „es sei das Manuskript jetzt wohl grammatisch und stylistisch korrekt, aber der eigentliche Vorzug und

Reiz der Darstellungsweise von Stolz sei freilich verwischt in der Übersetzung, denn dies wiederzugeben auf eine dem englischen Genius entsprechende Weise gehe weit über die Fähigkeit eines gewöhnlichen Übersetzers hinaus. Auch meine Erfahrungen lauten dahin, daß Übersetzungen aus dem Deutschen ins Englische nur selten einen Erfolg haben; und jedenfalls ist man in England in dieser Beziehung exigenter als bei uns in Deutschland. Sehen Sie sich also mit dem Druck wohl vor; das kaufende katholische Publikum in England ist ohnehin nicht groß, das Butlersche Werk in einer höchst wohlfeilen Ausgabe ohnehin in allen Händen; es könnte leicht für Sie ein empfindlicher Schaden bei dem Unternehmen herauskommen. — Wie ich höre, macht sich der Absatz der theol. Encyklopädie fortwährend recht gut; das freut mich".

Den nächsten Brief Döllingers veranlaßte die Reise Herders nach Italien. Er spricht darin, nachdem er zu dem Verlag der Hefeleschen Konziliengeschichte, welche „dem Verfasser und der deutschen kath. Litteratur alle Ehre macht", gratuliert hat, in höchst interessanter Weise von seinen italienischen Erfahrungen. „Ich selbst bin zwar zweimal in Italien gewesen, aber nur in Oberitalien, mein südlichster Punkt war Florenz; etwas länger aufgehalten habe ich mich in Bologna und Florenz; in Mailand, Venedig, Genua habe ich nur einige Tage verweilt. Soweit meine freilich ziemlich beschränkte Bekanntschaft reicht, habe ich — mit ein paar Ausnahmen — nirgends Personen gefunden, die sich im geringsten um Deutschland und deutsche Litteratur kümmerten, und vergebens forsche ich in meiner Erinnerung nach, an welche Personen ich Sie eigentlich mit der Aussicht auf eine freundliche Aufnahme empfehlen könnte.

„Ich habe hauptsächlich in Städten, wo ich nach handschriftlichen Materialien forschte, mit Bibliothekaren verkehrt, und diese wissen von Deutschland so gut wie nichts, schaffen

auch deutsche Bücher nicht an; einige Kenntnis der deutschen Sprache findet man selbst in dem österreichischen Teile von Italien selten. Der beste, den ich fand, ist noch der alte Bibliothekar Veggetti in Bologna, für den ich Ihnen eine Karte beilege; mir war diese Stadt wichtig, wegen einiger dort befindlichen Handschriften; für Sie freilich dürfte sie weniger interessant sein, es ist dort wenig geistiges Leben. Am meisten in ganz Oberitalien wird Ihnen wohl Florenz gefallen; aber auch da wüßte ich nicht recht, an wen ich Sie adressieren sollte; Staatsrat Capei liest deutsche Bücher und hat Savigny's Rechtsgeschichte übersetzt; aber ich habe ihn nur ein paarmal gesehen und wage nicht, eine Empfehlung an ihn zu richten. Am ersten möchte Ihnen noch in Florenz die Bekanntschaft des Herrn von Reumont, kgl. preußischen Geschäftsträgers, nützlich werden können, allein auch bei diesem Herrn beschränken sich meine Beziehungen zu ihm auf ein paar Besuche. Geistliche habe ich wenige kennen gelernt, und z. B. in Florenz nicht einen Einzigen, der litterarisch bedeutend wäre, oder sich nur mit Litteratur beschäftigte. In Rom bin ich nicht gewesen; Sie werden ohne Zweifel Theiner dort aufsuchen; an diesen bedürfen Sie wohl keiner Empfehlung; sollten Sie aber eine von mir wünschen, so stehe ich zu Diensten. Übrigens werden Sie an Spithöfer in Rom den besten Einführer haben (1855, März 11.).

Ein anderer Buchhändler, dem Döllinger beständig mit Rat und That an die Hand geht, ist sein Verleger Manz, und aus dessen Briefen — die Döllingers an ihn konnten leider nicht erlangt werden — müssen schon hier einige Notizen gegeben werden, um eine grundlose Behauptung zurückzuweisen, daß nämlich Döllinger den ersten Band seiner großen Kirchengeschichte, „Heidentum und Judentum, Vorhalle zur Geschichte des Christentums“, nur geschrieben habe aus Neid, um das von Sepp 1853 herausgegebene Buch: „Das Heidentum“ 2c.

tot zu machen. Ist diese Annahme des „Merzischen Lagers“ oder der „Partei Sepp“, wie man damals in dem älteren Teile des Görreskreises sagte — auch „la jeune Bavière“, als Jörg die Redaktion der historisch-politischen Blätter übernahm — an sich in hohem Grade unwahrscheinlich, so ergibt sich aus den Manzschen Briefen die gänzliche Unrichtigkeit derselben. Döllinger ist, noch ehe das Seppsche Buch erschien, so intensiv mit der Abfassung seines Werkes beschäftigt, daß bereits anfangs 1854 Manz ihm Papierproben für den Druck desselben vorlegen muß, und Gratry am 13. Juni 1854 schreiben kann, daß der erste Band der Kirchengeschichte seinem Ende nahe sei.

Wegen der Unterbrechung der Arbeit durch die Trauerrede auf die Königin Therese schreibt Manz besorgt: „Schon der Kirchengeschichte wegen wünsche ich dem Könige Ludwig ein langes Leben; sollte jedoch der Himmel es fügen, daß er stirbt, so bitte ich Sie, wenn Sie die Trauerrede halten und drucken lassen, mir solche in Verlag zu geben, und über das Honorar bestimmen Sie ganz nach Belieben“. Im Februar 1855 sind auch schon 3½ Bogen gedruckt, aber Manz hat den strengsten Auftrag, daß „die Aushängebogen der Kirchengeschichte niemand zur Einsicht erhält.“

Am 30. Mai 1855 nahm auch H. Thiersch wieder Döllingers Hilfe in Anspruch, zunächst allerdings für Prof. Henke in Marburg, in dessen „Schriften Sie gewiß eine große Wahrheitsliebe, eine feine und unparteiische Charakteristik der Streitenden finden. Dieses Streben liegt tief in ihm, und seine Reise nach Rom im Jahre 1843 hat bei ihm Eindrücke der Ehrfurcht vor der auf alten Grundlagen erbauten kirchlichen Ordnung hinterlassen. Das größte und vielleicht einzige Hindernis, welches ihn davon abhält, kirchliche Überzeugungen in vollem Sinne in sich aufzunehmen, ist seine Befangenheit in der Philosophie seines Schwiegervaters Fries — welche

nur Ahnungen, keine Dogmen, nur religiöse Gefühle, keine historischen Autoritäten zuläßt. Woher aber soll Klarheit, Läuterung, Bewahrung, stets neue Anregung für diese schönen Ahnungen und löblichen Gefühle kommen, wenn kein geoffenbartes Dogma da ist und keine Kirche!" Was aber Henke, der eben über Calixtus Studien machte, suchte, war die Schrift des Veronius gegen Calixtus, die er nirgends hatte erhalten können. Doch bat auch Thiersch, der sich nunmehr ganz dem Studium und der Bearbeitung der Moral widmen wollte, um eine Orientierung über katholische Moralwerke. „Das Werk von Véron" — schrieb Döllinger am 20. Juni — „habe ich noch am Tage des Empfangs Ihres Schreibens durch die Fahrpost — durch Buchhändlergelegenheit war es wegen mangelnder Verbindung nicht möglich — an Herrn Prof. Henke geschickt; er wird es also hoffentlich bereits erhalten haben. — Unter den katholischen Schriftstellern über Moral scheinen mir die bedeutendsten Hirscher, dessen Werk ein durchdachtes, wohlangelegtes Ganzes bildet, bei dem man fühlt: pectus facit theologum. Dann Werner, Professor in St. Pölten; seine Moraltheologie in 3 Bänden ist freilich ganz unter dem Einflusse der Güntherschen Philosophie geschrieben, enthält aber doch sehr viel Gutes. Die Moraltheologie meines allzu frühe verstorbenen Kollegen, des Prof. Fuchs, wird Sie gegewiß ansprechen. Eine andere von Probst wird gerühmt; ich kenne sie aber nicht; so auch die des Tyroler Theologen Stapf in lateinischer Sprache. — Haben Sie schon von den Schriften des Amerikanischen Theologen Nevin Notiz genommen? Sie werden bemerkt haben, daß Schaaf in seinem Buche über den Protestantismus in Nordamerika ihn sehr hoch stellt. Er scheint mir weitaus der geistreichste und denkendste unter den dortigen prot. Theologen zu sein. Ich bin sehr begierig, wohin er noch geführt werden wird. Haben Sie seine Abhandlung über das Amerikanische Sektenwesen in den ›Theol.

Studien und Kritiken‹ beachtet? Ich habe manches daraus gelernt. -- Gelegentlich möchte ich Sie doch aufmerksam machen, daß die Secunda Secundae in der Summa des hl. Thomas von Aquin, als System der Moral, wenn Sie dieselbe näher ansehen wollen, Ihnen gewiß der Beachtung auch jetzt noch wert scheinen wird."

Die Reise des jungen Grafen Shrewsbury, „eines in jeder Beziehung würdigen Repräsentanten der Traditionen seines Hauses", nach Wien, gab ihm, wie schon öfter ähnliche Veranlassungen, Gelegenheit, auch Fr. Hurter zu begrüßen und die Bemerkung hinzuzufügen: „Ihre neueste interessante Schrift [zur Geschichte Wallensteins 1855] läßt uns immer wieder Ihre unerschöpfliche geistige Kraft und Thätigkeit bewundern; möge nur Ihr so wichtiges Hauptwerk [Kaiser Ferdinand II.] unter Gottes Segen seiner Vollendung entgegenschreiten" (1855, Juni 14.).[13])

In dieses Jahr fällt auch das erste Zeichen davon, daß der Name Döllinger doch in Rom nicht ganz unbekannt sei, indem er durch Diplom vom 2. Mai 1855 zum Mitgliede der „Akademie der katholischen Religion" dort ernannt wurde — einer Korporation, deren Existenz dem Verfasser wohl bekannt ist, nicht aber deren Aufgabe.

Früher, als sonst, ist Döllinger mit seinem jungen Freunde Acton im Jahre 1855 auf einer Ferienreise, da ein Brief Jörgs, der, „was der Mitteilung wert und bedürftig", nachzuschicken hatte, schon vom 14. August datiert ist. Er erzählt in demselben: „. . . eben verbreitet sich auch wieder das Gerücht, Herr Dönniges sei in totale Ungnade gefallen und ihm der Hof verboten . . . Eine interessante Bekanntschaft habe ich inzwischen gemacht an dem Prof. Witte aus Halle. Er besuchte mich als den Verfasser der ›Streiflichter‹, welche in Halle mit großem Interesse und mit Verwunderung über diese Detailkenntnisse [des Protestantismus] auf katholischer

Seite verfolgt würden. Weniger gut sprachen wir uns in politischer Beziehung. Herr Witte ist nämlich Haupt-Kreuzzeitungsmann. Ad vocem »Streiflichter« erzählte unser Herr Erzbischof jüngst dem Hofrat Philipps eine interessante Geschichte aus dem Munde des Kultusministers Zwehl. Se. Exzellenz sei, gerade mit der Lesung der »Blätter« beschäftigt, mit Oberkonsistorialpräsident Harleß zusammengekommen und habe die Frage an denselben gerichtet: »Nun, was sagen denn Sie zu diesen Auseinandersetzungen der historisch-politischen Blätter auf Ihre Geschichte?« Darauf habe Harleß geantwortet: »Das Ärgerlichste ist nur, daß alles — wahr ist«."

Die Reise ging nach Frankreich, und als beide Reisende über Lyon nach Grenoble kamen, traf sie ein Brief Albert du Boys', der sich der in München bei Döllinger genossenen „ausgezeichneten und liebenswürdigen Gastfreundschaft" erinnerte, und dem Rio von ihrer Ankunft Mitteilung gemacht hatte, worin sie aufs dringendste eingeladen wurden, auf zwei bis drei Tage auf sein kleines Schloß La Combe zu kommen, wo eben auch Bischof Dupanloup und der württembergische Konvertit Hetsch[14]) zu Gast seien (1855, August 25.). Doch waren diese, wie es scheint, bereits abgereist, als Döllinger und Acton in La Combe ankamen. Trotzdem wußte auch du Boys seine Gäste in hohem Grade zu interessieren und manches mitzuteilen, was Döllinger der Aufzeichnung wert fand, und wovon einiges auch hier stehen mag. „Infolge der Übertreibungen des Univers rc. habe eine Resuscitation des Gallicanism stattgefunden; die 1849 zu gunsten der katholischen Religion eingetretene Bewegung in den höheren Ständen sei durch diese Übertreibungen beeinträchtigt und gehemmt worden. — Der Kardinal Castracane († 1852) war höchst unwissend bezüglich des Zustandes anderer Länder; einmal tadelte er scharf die französischen Bischöfe, daß diese das Unwesen der Civilehe duldeten; als ihm bemerkt wurde, daß die Bischöfe

die Sache nicht ändern könnten, erwiderte er: Mais pourquoi ne les met-on pas (die Civilehe Eingehenden) dans les prisons de l'officialité? — Der Bischof von Orleans (Dupanloup) sagte zu Montalembert bezüglich des Univers: vous avez formé un corps de lansquenets, à présent que vous prononcez le mot de paix, ils se révoltent contre vous, ceux qui ne vivent que de pillage. — Bouix, ein höchst beschränkter Kopf, konnte wegen gar zu outriertem kirchlichem Absolutismus in Rom das Imprimatur nicht erlangen; er äußerte: vous êtes donc ici Gallicans. — Dupanloup hat vier Männerorden in seiner Diözese eingeführt. Er sagt, la France ne voulait pas les ordres religieux avant 1848, elle les voulait en 1849". Natürlich war auch von litterarischen Dingen die Rede, und bot Döllinger du Boys seine Dienste an. Unterm 29. Oktober folgte auch wirklich schon Döllinger ein Brief mit litterarischen Wünschen, darunter nach seiner „Eucharistie", nach.

Dupanloup traf Döllinger, wie aus späteren Briefen des Bischofs hervorgeht, bei Herrn von Menthon auf Schloß Menthon in Haute-Savoie, von welchem Aufenthalte sich die Notiz erhalten hat: „Der Kardinal Antonelli sagte zu Dupanloup: Nous (die römische Prälatur) sommes une nation d'employés; sobald er einem Fremden eine Stelle geben wolle, je sens que mon siège est formé — Alle halten zusammen, um es zu verhindern."

Aus dem Munde des Grafen Montalembert in Roche-en-Breynie in der Bourgogne schrieb Döllinger nieder: „Fallouх wurde von der katholischen Partei [1849] dem Louis Napoleon als Minister des Unterrichtswesens aufgedrungen, d. h. er wählte ihn aus dieser Partei, die begehrte, daß einer der Ihrigen Minister dieses Faches werden müsse. Er bildete die Kommission, zu deren Vorstand er Thiers ernannte: Cousin, Montalembert, Dupanloup ꝛc. In dieser Kommission

erklärte Thiers: die Kirche solle die Unterrichtsfreiheit haben, aber mit Ausschluß der Jesuiten, die sie nicht brauchen, die die allgemeine Meinung gegen sich hätten ꝛc. Dupanloup erwiderte sehr beredt: Die Jesuiten seien freilich für die Kirche nicht unentbehrlich, was ihr unentbehrlich, sei la justice et l'innocence, welche die Jesuiten für sie repräsentierten, und die sie nicht aufopfern und preisgeben dürfe. Auf dem Wege aus der Kommission in die Nationalversammlung sagte Thiers zu Montalembert: le diable d'abbé il a joliment parlé — la justice et l'innocence — diese Worte mehrfach wiederholend. Es hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er wurde dann in der Kammer Rapporteur des Gesetzes und sagte zu Montalembert: Wer will für die Bestimmung der religiösen Korporationen (nicht Ausschließung der Jesuiten) reden? Sie (Montalembert) werden keinen Eindruck machen. Ich will es thun. Er that es. Als er in seiner Rede sagte: Maintenant passons aux Jésuites, rief ihm die Linke zu: Oui, vous êtes passé aux Jésuites. Thiers erwiderte: Ihr seid's ꝛc., ihr habt in eure Verfassung geschrieben: Freiheit des Unterrichts, der Assoziation ꝛc. Das war im Februar 1849; das Gesetz wurde mit der ungeheuren Majorität von 450 oder 460 gegen 200 und etliche 50 etwa angenommen, da alle Conservateurs, auch die Orleanisten, mit den Katholiken stimmten. — Montalembert fürchtet: es werde die, wenn auch kurze Herrschaft des Socialismus kommen, wahrscheinlich durch den Prinzen Buonaparte, der entweder Regent werde (falls der Kaiser einen Sohn hinterlasse) oder Nachfolger. Die Armee sei in ihren Häuptern zu erkaufen, da die Generale arm, und daher 100 000 Fr. eine sehr große Summe für sie sei. Louis Napoleon habe sie so auf den Staatsstreich des 2. Dezember erkauft. — Er sagt: Der Protestantismus sei in Frankreich ganz bedeutungslos, nur eine forme décente de négation du catholicisme. Eine Lehre sei nicht vorhanden, keine Schule sei unter ihnen

gebildet, ihr bedeutendster Mann, Guizot, habe nie eine Silbe geschrieben, die der positive Protestantismus sich aneignen könne. Die Protestanten seien mit ihm sehr unzufrieden, daß er in einer Rede vor der Société biblique die Frères de la doctrine chrétienne sehr gelobt. Vinet († 1847) habe keine Schule hinterlassen." — Hier wird es wohl auch gewesen sein, daß Gräfin Montalembert Döllinger bat, er möchte ihr doch seine poetische Liebe erzählen, wegen welcher er Priester geworden sei.[15])

Döllinger berührte auf dieser Reise, wie Maret klagt, Paris nicht, wohl aber Karlsruhe und Heidelberg, von wo aus er auch der Frau Rat Schlosser auf Stift Neuburg einen Besuch abstattete. Er gab dadurch Veranlassung, daß die Frau Rat ihm am 11. Oktober schrieb: „Nur der mir vielfach ausgesprochene Wunsch vieler Katholiken kann mich dazu bewegen, die tiefe Empörung Ihnen kund zu thun, die über Bunsens neuestes Werk ›Die Zeichen der Zeit‹ sie erfüllt, und ihre gemeinsame Bitte Ihnen auszusprechen, daß Ihre Feder recht bald ein Wort der Erwiderung auf diese grenzenlos anmaßende, lügenhafte Schrift schreiben möge. Daß niemand befähigter dazu ist, als Ew. Hochwürden, ist wohl eine Behauptung, die Ihre Verehrer aussprechen dürfen; und daß nur eine solche Feder, die nie Blößen gibt, eine Entgegnung schreiben darf, das erkennen alle diejenigen klar, deren Ansicht darüber mir bekannt wurde. Ein Mann, dem Lügen so zur Gewohnheit geworden ist, als dem Verfasser dieser Schrift, kann es wagen, alles, was nicht mit seinen Aussprüchen stimmt, Lüge zu schelten, und die ehrenvollsten Charaktere der Vergangenheit und Gegenwart in den Staub zu ziehen! Es würde unehrenhaft erscheinen, wenn treugesinnte Katholiken dazu schwiegen, und daß durch Ihr Organ eine kurze Darlegung der Tendenz der Bunsenschen Schrift und eine Bezeichnung der Motive, aus denen sie hervorgegangen, erscheine, ist

ein lebhaft gefühlter Wunsch vieler Menschen; — möchten Sie es statthaft finden, ihn zu gewähren."

Doch Döllinger gewährte den dringenden Wunsch nicht. Er scheint überhaupt der Polemik mit einzelnen satt geworden zu sein, da ihn auch, als Julius Stahls Buch: „Der Protestantismus ein politisches Princip" erschien, im Jahre 1853, der Buchhändler Schöningh in Paderborn umsonst aufforderte, eine Widerlegung desselben zu schreiben. Und über Bunsen mag er der Meinung seines Freundes Aulicke gewesen sein, der für den „Hippolytus" dankt, „den ich zu eben so großer Belehrung als — Erbauung über die dem Kirchenvater der Zukunft ab und zu verabreichten Gedenkzeichen wiederholt gelesen habe. Ich glaube, die Geißelhiebe haben gesessen, da es in dieser Gegend, soweit meine Observation gereicht, etwas stiller geworden: allein dieses Geschlecht hat eine Katzennatur, es wirft fortwährend Junge und wenn der jetzt gelegte Kater einmal wieder auf neue Weide gefördert werden sollte, wird das junge Volk von neuem zu heulen beginnen" (1855, Juli 16.). Es half darum auch nichts, als einige Monate später noch Bischof Ketteler ihm durch den Grafen Leop. Spee den Wunsch aussprechen ließ, „daß Sie einen Erschlagenen noch einmal schlagen möchten, nämlich den Propheten der Kirche der Zukunft, Herrn Bunsen. Seine ›Zeichen der Zeit‹ scheinen für den Protestantismus große Bedeutung zu gewinnen und die Gegensätze recht schroff gegeneinander zu treiben. Wer sollte wohl besser diesen hohlen, anmaßenden und aufgeblasenen Pantheisten zu nichte machen und zugleich die richtige Konsequenz seiner Prinzipien seinen protestantischen Gegnern gegenüber nachweisen können, als Sie? Wir bitten Sie also recht, mit Ihrem gewaltigen Schwert auf den Kampfplatz zu treten ad alligandos reges eorum in compedibus . . . Zwar würden fünf Feldsteine, aus Ihren Vorträgen aufgerafft, genügen, diesen Goliath zu Boden zu werfen, aber da dieser Goliath keinen

Kopf, sondern nur ein Maul hat, so ist er auf die Stirne nicht zu treffen, und ihn in die eisernen Bande der Logik und der Geschichte zu schnüren, dazu ist doch keiner so sehr im Stande, als Sie" (1856, Januar 18.). —

Nur einige Wochen nach seiner Rückkehr aus Frankreich unterzog sich Döllinger einer Aufgabe, welche vollständig mißglückte. Es wurde schon erwähnt, wie unter Bischof Richarz der Irvingianismus in Augsburg einigen Boden fassen konnte. Nach seinem Tode (1855) schritt der Kapitelsvikar Allioli mit Strenge gegen diese Richtung ein, und in diesem Stadium wurde auch Döllinger mit der Sache befaßt. Einer der irvingianisch Gesinnten, der Domvikar und Ordinariatssekretär Phil. Jak. Spindler, schrieb ihm, er sei in einen religiösen Streit verwickelt und infolgedessen unterm 5. August ds. Js. vom Kapitelsvikar a sacro suspendiert worden. „Nach mehrfältigem Schriftwechsel wurde mir am 23. Oktober u. a. auch insinuiert: ›Herr Domvikar erhält deshalb hiermit tertiam admonitionem canonicam mit einem Termin von drei Wochen a die ins., die wir zu dem Zwecke so weit hinausrücken, daß sich derselbe mit seinen ehemaligen Lehrern ins Benehmen setzen und auch von denselben bestätigt erhalten könne, daß er auf einem Abwege sei, und falls er darauf beharrte, seinem zeitlichen und ewigen Verderben entgegengehe.‹" Dies wolle er thun, und da er unter seinen ehemaligen noch lebenden Lehrern am meisten Zutrauen zu Döllinger habe, so bitte er ihn, er möge ihm Tag und Stunde zu einer Besprechung anberaumen (1855, November 6.). Unterm 9. November erlaubte Döllinger, daß Spindler ihn „zum Zwecke einer religiösen Besprechung besuchen dürfe", und am Sonntag den 11. November, nachmittags 5 Uhr, fand die Besprechung statt. Sie verlief aber fruchtlos. Spindler, der sich darauf berufen konnte, daß auch Erzbischof Reisach in seinem Hirtenbrief für das Jahr 1855, wie die Irvingianer, die nahe bevor-

stehende Ankunft des Antichrists lehre,[16]) trat offen zum Irvingianismus über.

Auch Greith in St. Gallen kam mit einer recht starken Zumutung an den vielbeschäftigten Mann. Derselbe schickte keinen seiner Schüler nach München, ohne ihm eine warme Empfehlung an Döllinger mitzugeben. Es geschah auch am 11. Mai 1855; aber Greith klagt bereits, ihre Wahlen seien schlimm ausgefallen, und die Radikalen hätten nunmehr auch in catholicis die Mehrheit für ihre Pläne. Es sei ihm daher alles verleidet, und er würde, wenn im Stifte Mehrerau, das emporblühe, ein Gymnasium und ein philosophischer Kurs eingerichtet werden könnten, dahin auswandern und singen: in exitu Israel de Aegypto domus Jacob de populo barbaro. Und er hatte nicht umsonst Sturm geahnt. Schon am 5. Dezember kam von der Direktion des philosophischen Kurses in St. Gallen, unterzeichnet von Greith und dem Kantonsrath L. Gmür, eine Jammerpetition an Döllinger. Der gegenwärtige katholische Administrationsrat habe durch einen Gewaltakt am 2. dieses den Lehrerverein und den philosophischen Kurs hier aufgehoben und dafür einen anderen unter dem berüchtigten Dr. Henne eingerichtet. Es seien ihm aber nur drei Studierende geblieben, von den andern seien einige nach Innsbruck, andere nach Einsiedeln gegangen. „Die auserlesene Schar geht nach München und hat die Ehre, Ew. ꝛc. diese Zuschrift zu unterbreiten. Ihr hochverehrter Name, Ihre lebhafte Teilnahme an dem Unglücke der katholischen Kirche in der Schweiz haben auf die Entschließung dieser Jünglinge ... entschieden eingewirkt ... Sie würden nun, hochwürdigster Herr, unser Volk, diese Jünglinge und deren Eltern und uns zu einem immerwährenden Dank verpflichten, wollten Sie unsere dringende Bitte gewähren und diesen jungen Leuten wöchentlich ein paar Stunden für ein Privatissimum über Religionsphilosophie oder irgend ein anderes philosophisches

Fach widmen. Über den erstgenannten Gegenstand haben Sie in 1840er Jahren mit den größten Erfolgen Vorträge gehalten; streuen Sie diesen Samen zu einer reichen Ernte in die fruchtbaren Herzen unserer Schüler ..." Allein Döllinger trug Bedenken, so daß Greith am 21. Dezember neuerdings schreibt: „Mit großem Kummer vernahm ich aus einem Schreiben, daß Sie kaum Zeit finden werden, meiner dringenden Bitte zu entsprechen und den Empfohlenen ein Kollegium über Philosophie zu geben. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf und erneuere hiemit meine Bitte mit der ganzen Inbrunst meines Herzens. Glauben mir Ew. ꝛc., daß Sie ein großes und verdienstliches Werk vor Gott thun, wenn Sie nur zwei Stunden Unterricht wöchentlich diesen jungen Leuten weihen, die, von Ehrfurcht gegen Sie erfüllt, ganz an Ihnen hängen, die christliche Wissenschaft, die sie bei Ihnen hören, begierig aufnehmen und durch Sie bleibend für die Kirche und unser unglückliches Land in der guten Lebensrichtung befestigt werden können ... Würden Sie unsere Lage näher kennen und wie unumgänglich nötig es für die Kirche bei uns ist, die Söhne der besten Häuser auf guten Wegen zu erhalten, Sie würden sich sicher unseres Volkes erbarmen und mit Freuden dieses Opfer, das so folgenreich ist, und Ihnen großen Tröst bereiten wird, bringen, also contra spem in spem sperabo".

Der Verfasser ist nicht in der Lage zu sagen, ob Döllinger doch noch diesem dringenden Wunsche nachgegeben hat. Die Schreiben beweisen aber, wie hoch man seinen Unterricht stellte und welchen mächtigen Einfluß auf die studierende Jugend man seiner Persönlichkeit beimaß.

Ein ganz eigentümliches Anliegen hatte ein Kaplan Jos. Frankeser in Calcar. Seitdem die Jesuiten sich immer zahlreicher in Preußen niederließen, und Kardinal Geissel sich nunmehr auch dahin geäußert hatte, daß er es gerne sähe, wenn recht viele Geistliche, namentlich seiner Diözese, Jesuiten

würden (Feldhaus 1853), wurde der Zudrang zu ihnen immer stärker. Auch Frankeser fühlte sich dahin gezogen, wollte aber erst noch ein von Döllinger in ihm erwecktes Bedenken beseitigen. Er erzählt darüber: „Die ersten Anfänge meiner großen Vorliebe für diesen Orden, die im Laufe der Zeit immer stärker hervortrat und zuletzt den Entschluß, Mitglied desselben zu werden, in meiner Seele zur Reife brachte, verdanke ich dem Studium des III. Bandes der Kirchengeschichte von Hortig, worin Ew. ꝛc. die Gesellschaft Jesu, ihre Verfassung, ihren Geist, ihre Bestrebungen und Leistungen mit wärmster Teilnahme besprechen. Um so tiefer berührte es mich daher, als ich dieser Tage in einer Rede, die Ew. ꝛc. am 23. April 1846 auf dem bayer. Landtage gehalten, Ihre Ansicht über die genannte Gesellschaft in den Worten ausgesprochen fand: ›sunt mala, sunt quaedam mediocria, sunt bona plura‹, und ferner: ›von den Anklagen und Beschuldigungen . . .‹[17]) In eines anderen Munde würden derartige Äußerungen mich nicht weiter anfechten. Weil aber Ew. ꝛc. es sind, die sich in solcher Weise über den mehrgenannten Orden aussprechen, so ist es mir nicht möglich, die Sache ohne weiteres abzuthun. Gegen Sie . . . hege ich, obwohl ich nicht das Glück habe, mich Ihren Schüler nennen zu dürfen, schon seit Jahren infolge des Studiums der von Ihnen verfaßten Schriften . . . eine solche Verehrung und Liebe, daß ich in Ihre Aussprüche ein unbedingtes Vertrauen zu setzen und sie gewissermaßen für unfehlbar zu halten gewohnt bin“ (1855, Oktober 12.).

Fünftes Kapitel.

Die Erzbischöfe Reisach und Scherr. König Maximilian II. und die Berufungen. Reise nach Rom und Berlin.

Der Erzbischof Reisach hatte seine Rolle in Bayern ausgespielt. Obschon der König über die Freisinger „Denkschrift“, das Werk Reisachs, „sehr ungehalten“ war, und eine neue Eingabe der Bischöfe im Jahre 1849 zerrissen und unbeantwortet gelassen hatte, erinnerten diese ihn, von Pius IX. darin bestärkt, am 20. Februar 1852 neuerdings an die „Denkschrift“ und nannten ihre Lage eine solche, „welche jeden Tag einen ernstlichen Konflikt mit der Kirche und ihrem Oberhaupte herbeiführen kann.“ Der Würzburger und Speierer Bischof „trafen Verfügungen, wie z. B. bezüglich der Missionen (durch Jesuiten), des Pfarrkonkurses, welche ein thatsächliches Vorschreiten nach den Grundsätzen der ›Denkschrift‹ beurkundeten“. Und als endlich ein k. Erlaß vom 1. April 1852 nicht alle Forderungen der „Denkschrift“ gewährte, trieb Reisach die Bischöfe an, in neuen Vorstellungen vom 28. April 1852 und vom 15. Mai 1853 den König an das noch nicht Bewilligte zu erinnern. Die Spannung zwischen dem König und den Bischöfen wurde immer größer, „die Hauptschuld daran aber dem Erzbischof von München,

der nimmer ruhe und raste, beigelegt". König Max selbst erklärte: „Er könne bei einer Prozession nicht hinter dem Sanktissimum, das Reisach trage, gehen, so sehr widerstrebe ihm seine Persönlichkeit".[1]) Der Erzbischof sollte daher nicht bloß aus der Nähe des Hofes, sondern aus Bayern selbst entfernt werden und wurde, da Erzbischof Geissel in Köln auf einen von König Max gewünschten Tausch mit Reisach nicht einging,[2]) am 17. September 1855 zum Kardinal in Rom ernannt, hatte aber auch da seine Hände, wie viele glaubten, nicht zu ihrem Vorteile, in den Angelegenheiten der deutschen Kirche. So schrieb z. B. Greith am 6. Oktober 1861: „Der furchtbare Rückschlag aus Italien und der Bankerott der Konkordate von Österreich, Baden und Württemberg hat unsere Stellung hier (in St. Gallen) ungemein erschwert und gefährdet. Erst jetzt sieht man, daß Herr Kardinal von Reisach wohl mit etwas zu viel Eifer die Regelung der kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland zur Hand genommen; es war jedenfalls übel geraten, nach einer 60jährigen Herrschaft des Staatskirchenrechts im Josefinischen Sinne alles so schnell und mit einemmale anzustreben und zu wollen; eine fragmentarische und successive Behandlung der Sache wäre von glücklicheren Folgen begleitet gewesen. Die Rechtsbegehren der Kirche aber in globo zusammengefaßt, hat den Sturm in dieser der Wahrheit und dem Recht so sehr entfremdeten Zeit beinahe erregen müssen, die Konkordate, als Magnae chartae der Kirche dem Zeitgeiste vorgehalten, wurden zu Medusenhäuptern, die den Protestantismus und das Freimaurertum aufschreckten und alle Thätigkeiten des Verstandes und des Gewissens im gegnerischen Lager wie versteinerten".

Döllinger wird den Weggang Reisachs nicht sehr bedauert haben. Die frühere Freundschaft zwischen beiden war erkaltet, und je länger desto mehr wurde der deutsche Professor dem Jesuitenschüler lästig. Differenzen in ihren Anschauungen

traten schon öfter hervor; nichts beweist aber die gegenseitige Entfremdung mehr als der Umstand, daß Döllinger anfangs 1854 noch nicht wußte, was Reisach mit dem Gutachten der theologischen Fakultät über die unbefleckte Empfängnis Mariä angefangen habe. Überdies hatte sich Reisach zugleich mit seinem Generalvikar Windischmann unter den Einfluß einer Luise Becker in Gars, der Leiterin der Redemptoristen, gestellt, welche Offenbarungen der hl. Jungfrau empfangen haben wollte, und schrieb in seinem Hirtenbriefe für das Jahr 1855 gar: „Die Feindschaft der alten Schlange gegen das Weib und ihren Samen wird fortdauern und immer wütender werden, je näher der Augenblick rückt, wo ihr Kopf auf immer und ewig zertreten wird ... Ja, Geliebteste, wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß manchen scheint, der hl. Apostel Johannes habe . . . uns andeuten wollen, daß der letzten großen Verherrlichung Marias in der Kirche [durch die Definition ihrer unbefleckten Empfängnis] und dem dadurch erfolgten Siege in kurzer Frist jene furchtbare Zeit folgen werde, die durch den Namen des Widerchrists bezeichnet wird." Die Irvingianer, wie Spindler, jubelten darüber auf, daß auch Reisach sich auf ihren Standpunkt gestellt habe. Welchen Eindruck die Worte aber auf Döllinger machten, das beweist noch der „Janus" im Jahr 1869: „Hier" [bei der Frage, ob bessere Zeiten abgewartet werden müssen, welche die Kirche (lies: Kurie) wieder aus dem Staub . . emporheben und auf den Thron ihrer geistlich-weltlichen Universalherrschaft setzen werden], „hier teilen sich die Ansichten der echten Katholiken selbst; die Einen, welche durch Bildung und Lebensstellung Geist und Richtung des Zeitalters und der Kulturvölker, denen Gegenwart und Zukunft gehören, einigermaßen zu würdigen im stande sind, machen sich keine Illusionen über die Möglichkeit oder gar die Nähe des tausendjährigen Reichs absoluter Papstherrschaft und verzweifeln daher ganz und gar an der

Menschheit, die den einzigen Rettungsanker in ihrer Verblendung verschmäht. Für sie ist die Zeit, in der wir leben, die Dämmerungsperiode des vollen antichristlichen Reichs — die Zeit der Vorwehen und Vorbereitungen, bis der leibhaftige Antichrist erscheint und ein paar Jahre sein Wesen treibt, worauf dann das Ende aller Dinge mit dem Weltgericht erfolgt. Diese Ansicht (in Bayern durch einen jetzt verstorbenen kirchlich sehr einflußreichen Gelehrten [Windischmann] vertreten und durch ihn auch in einen Hirtenbrief des jetzigen Kardinals Reisach übergegangen) reduziert sich auf den Gedanken: weil die Geschichte nicht die Pfade geht, welche wir ihr angewiesen haben, so darf es überhaupt keine Geschichte mehr geben. Oder: die Welt muß ein Ende nehmen, weil unser System sich nicht verwirklichen will. Da also ihre Weisheit zu Ende ist, halten sie auch die der göttlichen Vorsehung für erschöpft".[3])

Döllinger hätte, wie auch Jörg in seinen „Erinnerungen" bezeugt, und andere, z. B. Aulicke, erwarteten, Reisachs Nachfolger werden können. Er wies auch jetzt jeden Gedanken daran ab, und Männer, wie Freund Aulicke, billigten diesen Entschluß, seine „freie und unangreifbare Situation", „diese Art der Selbständigkeit und Befestigung, die er genieße", und die „ein großes Gut" sei, nicht aufgeben zu wollen. So kam es aber, daß der Abt des Benediktinerklosters in Metten, Gregor Scherr, ein geistig beschränkter, durchaus unwissender Mann, der sogar mit den elementarsten Regeln des Anstandes auf gespanntem Fuße stand,[4]) auf den erzbischöflichen Stuhl berufen wurde. Er gehörte in Landshut zu denjenigen Studierenden, von welchen Döllinger einst schrieb: „sie zeichneten sich aus durch ihren Unfleiß, ihre Rusticität und die Abgestumpftheit ihres Gefühls für alles Vornehme und Große", woran die Erinnerung noch bei seiner Erhebung zum Erzbischof fortlebte. War aber schon Reisach ein Feind der deutschen katholischen Philosophen und Theologen, so haßte Scherr, wie all-

gemein bekannt ist, die gelehrten Geistlichen überhaupt und scheute sich nicht, es ihnen sogar ins Gesicht zu sagen, wie dem Professor des Kirchenrechts Kunstmann, der selbst den Verfasser davon unterrichtete. Für eine Bibliothek oder nur den gewöhnlichen theologischen Bücherapparat gab es in seinem Palais keinen Raum, und so ohne jede eigene Meinung wurde er nur zu bald das Werkzeug seiner nächsten Umgebung.

Zunächst war indessen Döllingers Verhältnis zu dem neuen Erzbischof ein leidliches. Döllinger galt ja noch immer als ein Führer der Ultramontanen in München und hatte überhaupt, da er sich 1856/7 der intensivsten geistigen Arbeit an dem I. Bande seiner großen Kirchengeschichte hingab, wenig Zeit, sich mit anderen, als etwa wissenschaftlichen Fragen zu beschäftigen, wie z. B. mit einer Sammlung von Biographien, zu der Ende 1855 eine Reihe Gelehrte ihre Teilnahme zusagen. Am 13. April 1856 spricht Manz von einem Werke: „Die Hauptlehren rc.", welches „gleichzeitig mit der Kirchengeschichte" gedruckt werden sollte. Auch sorgte Döllinger für eine deutsche Übersetzung der Wisemanschen „Fabiola", indem er Manz als Verleger dem Kardinal empfahl, und Herder, der zu gleichem Zwecke eine Empfehlung an Wiseman wünschte, machte er darauf aufmerksam, daß demnächst ein ganz ähnliches Buch erscheine, „von einem Manne, dessen Talent für derartige Darstellungen ich noch für größer halte, als das des Kardinals. Es ist das Newman; von ihm hat Burns und Lambert in London als in Kürze erscheinend angekündigt: Callista, a Tale of the third Century. Der Name des Verfassers ist zwar nicht genannt; ich habe es aber aus England erfahren, daß er es ist. Von demselben ausgezeichneten Verfasser ist früher schon eine Art religiösen Romans: Loss and Gain, erschienen, der mir und allen, die ihn gelesen, so vortrefflich erschien, daß ich mich wunderte, daß keine deutsche Übersetzung davon erschien. Der neue, Callista, wird dem

Inhalte nach der Fabiola ganz ähnlich sein und doch gewiß völlig originell ..." (1856, Februar 14.).

Namentlich einigte aber die bayerischen Katholiken die Beunruhigung, welche einzelne Maßnahmen, vor allem die Berufungen König Maximilians, eines durchaus edlen, für das Wohl seines Volkes besorgten Fürsten, verursachten. In der Meinung, sein Volk stehe nicht auf der geistigen Höhe, welche es den anderen deutschen Stämmen ebenbürtig machen würde, glaubte er es durch ein reges Leben in Wissenschaft und Litteratur darauf heben zu sollen und dadurch auch für sich ein Feld zu gewinnen, auf welchem er, wie sein Vater auf dem der Kunst, Großes leisten könnte. Dazu schienen ihm aber, wie früher König Ludwig I., die im Innern vorhandenen Kräfte nicht auszureichen. Er fing an, auf Dönniges Rat, auswärtige Gelehrte heranzuziehen, schon 1849 Bluntschli, dann 1852 Liebig und Pfeufer, dem Ringseis weichen mußte, 1853 Siebold, 1854 Jolly und Knapp, 1855 Bischoff, 1856 Sybel und 1857 Windscheid. Neben diesen wissenschaftlichen Kräften berief er selbst, oder kamen wie zu einem neuen Musensitze die Dichter und Literaten Dingelstedt, Geibel, Carriere, Bodenstedt, Riehl, Löher, Heyse u. a., von denen einzelne ebenfalls in die Universität eintraten. Fiel dies bereits unangenehm auf, so noch mehr, daß der König die „Berufenen" neben einigen Einheimischen zu den sogenannten „Symposien" in seine Nähe zog, indem man glaubte, sie sperrten den König von seinem Volke ab. Da nun die meisten von ihnen Protestanten oder wenigstens keine eifernden Katholiken waren und zum Teil aus dem Norden stammten, weswegen sie auch „die Nordlichter" genannt wurden, so entstanden, wie bei allem Geheimthun, die wunderlichsten Gerüchte über das was in den „Symposien" vorgehe und geplant werde. Bald hieß es: der König sei protestantisch gesinnt, bald wieder: er wolle protestantisch werden, sein Volk verpreußen u. s. w. Dazu überhoben sich

manche der „Berufenen“ im Bewußtsein ihrer wirklichen oder vermeintlichen geistigen und wissenschaftlichen Überlegenheit, ignorierten sogar die Minister und trugen auf diese Weise selbst dazu bei, die Mißstimmung über den König zu steigern. Aber auch was man aus seiner näheren Umgebung erfuhr, lautete nicht sehr erbaulich. Erzählte doch General von Spruner am 17. Juni 1856 Döllinger: „Der König sei wie ein Blatt im Winde, einmal wolle er was Rechtes für Bayern thun rc., dann aber falle er in die Hände der Clique. Vor Liebigs universaler Superiorität beuge er sich in den Staub. Den meisten Einfluß nach diesem haben: Bluntschli, Dönniges, besonders von der Tann, der mit diesen ganz einverstanden. Spruner habe ihm bezüglich der Freimaurer Bedenken zu erregen gesucht, aber vergeblich. Es stünden ja Prinzen an der Spitze. Spruner verwies auf Louis Blanc, der in seiner histoire de dix ans gesagt, daß alle Führer der Revolution Freimaurer gewesen; vergeblich — auffallend sei der sich immer mehr zeigende Geiz“.

Natürlich mußte die Verstimmung vor allem an der Universität, wo die Gegensätze zuerst auf einander trafen, Platz greifen und sich nicht bloß auf die sogenannten Ultramontanen, sondern auch auf Protestanten und „Nativisten“ erstrecken, denn auch Männer, wie der Nationalökonom Hermann, der Zoolog Joh. Andr. Wagner, gehörten den Mißvergnügten an. Noch klaffender wurde der Gegensatz durch die Berufung Sybels, welche einer direkten Provokation der andern Seite gleichkam. Gleichwohl vermied es Döllinger, die Opposition zu verschärfen. „Als ich“ — erzählt Sybel selbst — „im Jahre 1856 als Professor der Geschichte in die Universität München eintrat, war dieselbe von starkem Parteienhader erfüllt, unter dem auch der persönliche Verkehr vielfach gestört wurde, Döllinger aber als das Haupt und meine Wenigkeit als der bestgehaßte Gegner der damals sogenannten

ultramontanen Partei galt. Als ich Döllinger meinen Antrittsbesuch machte, war ich also auf die Art des Empfanges gespannt, und fand mich um so angenehmer durch seine entgegenkommende Freundlichkeit überrascht. Ich freue mich Ihres Hieherkommens, sagte er; ich habe während der Vakanz Ihres Amtes zuweilen historische Vorlesungen halten müssen, noch neuerlich über Ihr jetziges Arbeitsfeld, über die französische Revolution; das war freilich Dilettantenwerk. Ich konnte ihm darauf nur zurückgeben, daß aus seinen Händen ganz sicher niemals Dilettantenwerk komme, und daß für eine der wichtigsten Seiten der Revolution, ihren Kampf mit der katholischen Kirche, nicht ich, sondern er der Sachverständige sei. So erfreulich diese erste Anknüpfung gewesen war, so lag es doch in den damaligen Verhältnissen, daß ich ihn nur selten sah. Indessen führten mich ab und zu kleine Geschäftssachen zu ihm, und sehr bald ergriff ich jede solche Gelegenheit wie die Einladung zu einem stillen aber genußreichen Feste. Bei seiner klaren und ruhigen Weise war jedes Geschäft sehr schnell erledigt; da es stets irgend eine akademische oder litterarische Angelegenheit betraf, so pflegte denn die Verhandlung ganz von selbst in ein wissenschaftliches Gespräch überzugehen, und nun strömten ihm Erinnerungen, Kenntnisse, Gedanken in solchem Flusse und in solcher Fülle zu, daß jedesmal mehrere Stunden verschwanden, ehe ich zum Aufbruch kam. Es gab keinen Zweig der Wissenschaften, kein Gebiet der Litteratur, wo er nicht gründliche Studien gemacht, kein Land, wo er nicht mit gelehrten, kirchlichen, politischen Notabilitäten Verkehr gepflogen hätte, jede Einzelheit stand seinem kolossalen Gedächtnis überall zu Gebot und trat überall als Teil einer völlig durchdachten Wissensmasse zu Tage. Niemals wurde der Ton seiner Mitteilungen lehrhaft, aber immer fand der Hörer etwas Bedeutsames zu lernen. Mit einem Worte, er war ein Meister fesselnden Gesprächs, ein Meister ersten

Ranges, wie unter seinen älteren Zeitgenossen sonst etwa Alexander Humboldt und Macaulay gerühmt werden. Döllinger aber übertraf diese Beiden in einem wesentlichen Punkt: sowohl Humboldt als Macaulay liebten sich ruhige, höchstens fragende Partner, während Döllinger den wirklichen Dialog vorzog, gerne hörte und vortrefflich zu hören verstand. Erfuhr er Einwendungen — und bei unsern Gesprächen fehlte es daran nicht — so wurde seine Haltung auf der Stelle gespannt, und es war nicht schwer, schon aus seiner Miene seine Schätzung der gegnerischen Bemerkung zu erkennen. Schien ihm nicht eben viel dahinter zu sein, so zeigte sich der Ausdruck einer gewissen Ungeduld; erkannte er ihr irgend eine Bedeutung zu, so setzte er sich behaglich zurecht und lauschte mit wachsender, oft etwas schalkhafter Freundlichkeit (in solcher Stellung hat ihn Lenbach in einer reizenden kleinen Skizze gemalt), bis der Punkt gekommen war, wo er einzusetzen für gut fand, und dann wieder nach allen Seiten hin die Zweifel aufklärte, die Gegensätze löste, sein Prinzip begründete. In meinem langen Leben habe ich das Glück gehabt, mit vielen bedeutenden Menschen zu verkehren, aber nur noch einen Einzigen kennen gelernt, bei dem mir ein gleicher, im Inhalt allerdings höchst verschiedener Genuß solcher Gesprächsstunden zu teil geworden ist, den Fürsten Bismarck."[5])

Dieses lebenstreue Bild ehrt Sybel selbst. Aber woher der fortgesetzte, von Tag zu Tag sich steigernde Parteienhader? Nach des Verfassers Erinnerung, welche noch in jene Jahre zurückreicht, hauptsächlich aus zwei Gründen: einmal aus der ganz einseitigen Stellung, welche Sybel dadurch angewiesen wurde, daß nur er „die neuere historische Richtung der Wissenschaft" vertreten sollte, und ihm allein zu diesem Zwecke „die Begründung einer historischen Schule in Bayern" aufgetragen wurde, wobei man so weit ging, den zu gleicher Zeit mit Sybel berufenen katholischen Professor der Geschichte Cor=

nelius nicht bloß von dieser Aufgabe, sondern auch von der Leitung des neubegründeten historischen Seminars auszuschließen. Der zweite und Hauptgrund lag auf dem politischen Gebiete, auf dem damals Großdeutschtum und Kleindeutschtum einander feindlich gegenüberstanden. Denn Sybel und viele andere „Berufene“ waren „Gothaer“, welche damals noch auf die Auffaugung der Mittel- und Kleinstaaten durch Preußen hinarbeiteten, die Süddeutschen aber und die überwiegende Mehrzahl der Münchener Professoren Großdeutsche. Nun hätte man wissen können, daß kein deutscher Fürst ängstlicher um seine Souveränetät besorgt war, als Maximilian II., und daß er, einem Kleindeutschland abhold, in seiner Politik die Triasidee verfolgte; aber je höher der Einfluß Sybels und Rankes auf ihn stieg, und je offener jener seine politische Anschauung auch nach außen vertrat, desto besorgter wurden die Einheimischen, die nicht wußten, daß der König nie mit Ranke über Politik gesprochen, ihm vielmehr gesagt habe: „Sie sind preußischer Unterthan, und ich bin der König von Bayern!“ Wußte doch nach Riehl auch König Ludwig I. nicht, woran er mit seinem Sohne sei, so daß er „zürnend meinte, derselbe sei viel mehr ein Sachse, indem er der Mutter Art folge, als ein echter Wittelsbacher“. Erst viel später, im Jahre 1860, erhielt Döllinger die glaubhafte Versicherung: „in politicis habe Sybel keinen Einfluß, seien Se. Majestät fest und korrekt“.

Am 26. März 1857 schrieb Döllinger an das Rektorat der Universität: „Nachdem ich seit mehr als anderthalb Jahren München nicht mehr verlassen, macht sich bei mir das Bedürfnis einer Erholungsreise sehr fühlbar, und zwar wünsche ich unmittelbar nach den Osterfeiertagen nach Italien, zugleich mit der Hoffnung und Absicht, wissenschaftliche Ausbeute von dort mitzubringen, mich zu begeben ...“ Die Reise, auf der ihn Acton begleitete, ging aber, nachdem er noch am 6. April das

Vorwort zu „Heidentum und Judentum“ geschrieben, nach Rom, wo seine Anwesenheit so wenig erwünscht war, daß Reisach, als er ihn auf der Straße erblickte, zu seiner Begleitung äußerte: „Ei, da ist ja auch der Döllinger mit seiner langen Nase, um sie in die hiesigen Dinge zu stecken“ (Cornelius). Das war aber nicht in erster Linie seine Absicht; denn „auch die ewige Stadt interessierte ihn vor allem als Gelehrten“, versichert Jörg, und Döllinger selbst gesteht in einem Briefe an diesen: „Man hat mich hier im ganzen sehr gut aufgenommen und mir bezüglich der Benützung von Handschriften [über die mittelalterlichen Ketzereien hauptsächlich] große, unerwartete Erleichterungen gewährt. Ich meinte also, das Eisen schmieden zu sollen, so lange es warm sei, und habe die beste Zeit in den Bibliotheken, der vatikanischen namentlich, zugebracht. Das hat freilich die Folge gehabt, daß ich Menschen und Dinge etwas über Gebühr vernachlässigt habe: man kann eben nicht zwei Herren dienen. Doch ich bereue es nicht“ (Mai 22.). Und in dieser Beziehung war auch Reisach weitherzig und meinte den Reisenden gegenüber: „Er möchte alle Archive veröffentlichen lassen“ (Acton 1861, Dezember 27.); der Magister s. palatii P. Modena aber beeilte sich auf eine Eingabe Döllingers vom 18. Mai schon durch Dekret vom 22. ds. Mts. für ihn das Verbot, häretische Bücher zu lesen und zu besitzen, auf Lebensdauer aufzuheben.

In Döllingers Brief sind nur die Worte auffallend, er sei „im ganzen sehr gut aufgenommen“ worden. Es hatte dies in dem Mißtrauen gegen die deutschen katholischen Philosophen und Theologen seinen Grund. Man hatte soeben dem Drängen deutscher Bischöfe,[8]) wie der Kardinäle Rauscher in Wien und Geissel in Köln, nachgegeben und am 20. Februar Günther auf den Index gesetzt, was Geissel noch so wenig genügte, daß er bei seiner Anwesenheit in Rom auch auf der ausdrücklichen Verdammung einzelner Güntherischer Sätze be-

stand. Dann kam am 9. Mai Frohschammer an die Reihe. Der Papst aber, schon vorher voll „Antipathie gegen Philosophie", sprach nunmehr von ihr „mit Indignation" und war „entschlossen, mit Strenge zu verfahren", so daß man voraussagte: „von nun an werde der Index immer mehr zu thun bekommen". Die Civiltà cattolica ihrerseits „rühmte in hohem Grade eine neuerliche Schrift des Dr. Clemens: De scholasticorum sententia philosophiam esse theologiae ancillam", und „steckte dadurch und durch andere Darstellungen die Bahn aus, in welche man die Philosophie nun einlenken wollte." Überhaupt hatte sich in Rom „eine mächtige Reaktion des Positiven gegen alles rationalistische Theologisieren und Philosophieren [dessen man die deutschen katholischen Gelehrten beschuldigte] erhoben und war ausgerüstet mit der Macht der Autorität", so daß, „wer als Orthodoxer gelten wollte, die Lehre Roms zur Norm nehmen mußte".

Auf der anderen Seite hatten „die Italiener", wie der Tyroler Flir weiter bemerkt, „einen immensen Hochmut und hielten sich für die Wissenden ohne Irrtum", obwohl man „nur in einer kasuistischen Gewandtheit der Moral und des Jus canonicum Auszeichnung bemerkte, wogegen allerdings die deutschen Ideologen die Segel einziehen müßten". „In Dogmatik, Kirchengeschichte und Bibelstudium fand man zwar einen großen Vorrat von Kenntnissen, aber kaum das, was man in Deutschland Wissenschaft nennt; die römische Litteratur war wenigstens um ein Jahrhundert zurück, und von dem Silberblicke der ideellen Weltanschauung traf man in Rom nirgends eine Spur, weder an einem Gelehrten noch an einem Buche", so daß „eine durchgreifende Reform der Studien und Schulen im Kirchenstaat und in Rom selbst ein schreiendes Bedürfnis war."[9])

Dazu war Döllinger, dessen Name Sentis auch in den Akten des Güntherischen Prozesses fand, selbst schon verdäch-

tig, wie er in der ihm vom Papste gewährten Audienz erfuhr. „Schon beim Erheben von der vorgeschriebenen Reverenz bemerkte ich, daß der Papst höhnisch lächle, und dachte bei mir: Einmal, und nicht wieder! Die Audienz selbst aber bewegte sich nur in leeren Phrasen; kein Wort über den wissenschaftlichen oder kirchlichen Stand der Dinge in Deutschland, nur eine mysteriöse Andeutung und Rüge, es bedürfe keiner Nationalkirchen". „Ich verstand gar nicht" — erzählte Döllinger — „was der Papst damit sagen wollte; erst als ich über den Grund dieser Äußerung nachforschte, erfuhr ich, daß der Kardinal Reisach mich wegen Hinneigung zu einer unabhängigen deutschen Nationalkirche denunziert hatte".[10])

Es hatten indessen auch andere Personen in hohen Ämtern nichts mit ihm zu sprechen. Als er einem für sehr gelehrt und hervorragend bezeichneten Kardinal als ein um die Kirche besonders verdienter Mann vorgestellt wurde, wußte derselbe nichts Besseres zu thun, als ihm auf die Schulter zu klopfen und zu sagen: „Brav, Brav! Fahren Sie so fort" (Cornelius). Doch wenn auch einer, wie der Sekretär der Index-Kongregation P. Modena, der ihn im Auftrage des Papstes aufsuchte, um ihn über Frohschammers „Ursprung der menschlichen Seelen" zu befragen, eine Ausnahme davon machte, so kam es auch da nur zu unerquicklichen Erörterungen. Verstehen Sie denn die deutsche Sprache? „Nein, ich verstehe nicht deutsch. Es verstehen überhaupt nur wenige diese Sprache. Indes genügt es, daß eine bei dem Vatikan angesehene Persönlichkeit das Buch anzeigt, anstößige Stellen ins Italienische [?] übersetzt oder übersetzen läßt, und das Buch kommt nach Antrag des Referenten auf den Index". — „Des Referenten, der des Deutschen unkundig ist? Herausgerissene, vom Ganzen losgetrennte Sätze haben oft einen entstellten Sinn, und auf diese Art kann man ein sehr unrichtiges Urteil von dieser lehrreichen Abhandlung bekommen." „Sono le nostre regole".

Natürlich fragte da Modena umsonst, ob Döllinger nicht mit Frohschammer über seine Unterwerfung reden wolle, denn „einmal würde sein Zureden bei Frohschammer erfolglos sein, und zweitens sei es gegen seine eigenen Grundsätze".[11])

Nur um so eifriger verkehrte er mit deutschen Freunden, wie mit dem vatikanischen Archivar Theiner, mit dem er sich übrigens nicht immer verstand und dessen Urteil über die Jesuiten er für übertrieben hielt (Th. 1865, März 19.), der ihn aber seine aus dem Nachlasse des Kardinals Pacca stammenden Denkwürdigkeiten des Jesuiten Cordara abschreiben ließ, mit dem Maler P. Cornelius, mit seinem ehemaligen Schüler Fürst Hohenlohe und seinem Kollegen in der Paulskirche, jetzt Rektor der Anima in Rom, Flir, der selbst berichtet: „Mit Döllinger kam ich öfter zusammen. Er hat hier auf mich einen ganz anderen Eindruck gemacht, als in Frankfurt. Er war sogar etwas gemütlich. Seine Ruhe, die mir am Main so frostig vorkam, erschien mir jetzt als Charakteradel, besonders dem unruhigen, stürmischen P. Theiner gegenüber. Wir speisten drei- oder viermal bei diesem. Es war interessant, diese beiden Gelehrten über wissenschaftliche Gegenstände sprechen zu hören. Das Wissen beider ist unermeßlich. Was der Eine berührte, war dem Anderen bekannt — so gegenseitig". Seiner Gewohnheit gemäß zeichnete Döllinger auch hier auf, was ihn an den Unterhaltungen interessierte, z. B. die Äußerung des Erzbischofs Tarnoczy von Salzburg: „Er habe Diözesangrenzen hier ins Reine zu bringen. Gänzliche Unfähigkeit der Römer, sich in fremde Verhältnisse hineinzudenken; in der Geographie seien sie ganz unwissend, Landkarten wissen sie nicht zu gebrauchen. Der Erzbischof mußte endlich selbst eine Karte des fraglichen Gebiets entwerfen und alles weglassen, was sie hätte verwirren können. Er meint: Das Centralvolk des Neuen Bundes [wie die Civiltà catt. das römische Volk bezeichnet hatte] sei so unbeholfen, wie das

des Alten Bundes gewesen, damit sich deutlich zeige, daß Gott allein es sei, der die Kirche regiere. Er wohnte mit Kardinal Schwarzenberg bei den Jesuiten und überzeugte sich: der große Einfluß der Jesuiten in Rom gründe sich hauptsächlich auf die Unwissenheit und Unbeholfenheit der römischen Prälaten in auswärtigen Dingen. Die Jesuiten seien Kosmopoliten, gewandt, erfahren, daher als Ratgeber hier unentbehrlich". „Theiner: Die Jesuiten hätten öffentlich behauptet, sie hätten dem Crétineau-Joly [dem Geschichtschreiber des Jesuitenordens] die Dokumente, die er publiziert, nicht mitgeteilt, und doch habe Theiner sie selber in der Bibliothek der Jesuiten gesehen und den General darauf aufmerksam gemacht. Er, Theiner, habe die Schlacht gewonnen, indem er bewiesen, daß Bolgenis Bericht in zwei Gestalten, einmal gefälscht, existiere. Wo sie mächtig seien oder das Monopol besäßen, da sei ihr Joch ein eisernes". Ohne Angabe der sich Äußernden, wahrscheinlich aber aus dem Munde Hohenlohes und Flirs ist verzeichnet: „Die Kardinäle gaben lauter schwarze Kugeln, als der Papst ihnen die Frage wegen der Konstitution vorlegte; da deckte er sein weißes Käppchen darüber und sagte: adesso sono tutti bianchi; avremo la constituzione". — „Der Papst äußerte, als von Reindls [des Münchener Domdekans] Erhebung zum Episkopat Erwähnung geschah: mai, mai, mai! Vom Bischof von Passau sagte er: non ho veduto gli occhi suoi. — Der Kardinal Antonelli sei allgemein detestiert; sein Bruder bereichere sich. Die Römer sagen: selbst die Gebete des hl. Vaters könnten nicht zum Himmel dringen, ohne unterwegs von dem Kardinal Antonelli aufgefangen zu werden. Antonelli wohnt nämlich ein Stockwerk über dem Papste. — Die Jesuiten haben hier viele Feinde, besonders die Dominikaner und ihre Anhänger. Der Papst mag eigentlich die Jesuiten nicht, sie sind ihm zu fein, zu berechnend, er liebt die offenen, gerade ausgehenden Naturen. Aber sie erlangen doch vieles

von ihm. — Kardinal Viale-Prelà sprach zur Verwunderung der römischen Prälaten mit Begeisterung von den Vorzügen der Deutschen, von ihrer Frömmigkeit, daß vieles besser sei, als in Italien, er erklärte seine Absicht, manches in der Verwaltung seiner Diözese nach deutschem Muster einzurichten. — Unter den Kardinälen etwa fünf bedeutendere Männer: Barnabò, Präfekt der Propaganda, der Dominikaner Gaude, Brunelli, durch die Eifersucht des Kardinals Antonelli auf sein Bistum Osimo entfernt. — Der König von Bayern ließ eine Versammlung einer Kardinalskongregation fordern, die die Frage, ob Prinz Adalbert nicht die griechische Religion annehmen dürfe, entscheiden solle. Der Papst antwortete: er wolle den Simon Papa (Vorstand eines Waiseninstituts in Rom) veranlassen, zwölf Knaben seiner Anstalt zusammenzurufen, die sollen die Frage nach dem Katechismus entscheiden."

Die verrotteten Zustände des Kirchenstaates drängten sich allen halbwegs Verständigen, welche Rom besuchten, auf, und auch gutgesinnte ausländische Katholiken meinten: „Die politische Fäulnis führe zu einer durchgreifenden Okkupation"; „würde sie im besten Wohlwollen geübt und unter ihrer Diktatur eine ganz neue Ordnung und Bildung eingeführt, so wäre eine Regeneration möglich — sonst nicht". Andere aber, welche die Dinge in der Nähe zu sehen Gelegenheit hatten, wie Flir, erkannten bereits, daß „das größte politische Genie keine Hilfe schaffen" könnte, weil „die Mittel fehlten: Die Redlichkeit der Mitwirkenden und die militärische Macht"; „die päpstlichen Truppen seien unzuverlässig und die fremden erschöpfen das Ärar". Und so dachte auch Döllinger; denn schon damals, „in einer hellen Mondnacht, zwischen den glorreichen Trümmern des Kolosseums, einer Umgebung, wo Vergangenheit und Zukunft die Seele erweitern, sprach er zu seinem jungen Begleiter und Freunde die Gewißheit aus, daß die weltliche Herrschaft des Papsttums zu Ende gehe, daß aber

auch für das Papsttum selbst eine große Veränderung herannahe".[12])

Erst nach seiner Abreise glaubte man in Rom, den berühmten Gelehrten nicht ganz ohne Auszeichnung lassen zu dürfen, und ernannte der Papst den längst schon Infulierten zu seinem Cameriere segreto sopranumerario! Auch anderen schien dies zu wenig zu sein. „Man hat damals" — schreibt Jörg — „mehrfach geglaubt, er sei verstimmt von Rom zurückgekommen, weil seine Auszeichnung erst nach seiner Rückkehr erfolgte und nicht im ›Hausprälaten‹, sondern nur im ›Geheimen Kämmerer‹ bestand. Ihm selbst war nichts dergleichen anzumerken". Und wirklich that Döllinger, was sich ziemte, und zeigte pflichtschuldig die Auszeichnung bei dem erzbischöflichen Ordinariat und dem k. Obersthofmeisterstabe an, von dem er im Auftrage des Königs die Weisung empfing, er könne sich zwar der mit dem römischen Titel verbundenen Kleidung bedienen, aber bei den kirchlichen Funktionen habe er in den für den Stiftspropst bestimmten Gewändern ꝛc. zu erscheinen. Aber innerlich war Döllinger doch verstimmt. Er fühlte es wie eine von Rom erfahrene Kränkung, daß man, wie er zweimal Reusch erzählte, gleichzeitig denselben Titel dem Speierer Domherrn Cronauer, dem Begleiter des Kardinal Geissel auf seiner Romfahrt, gegeben hatte, — einem Manne, über den ihm schon 1844 der Speierer Domkapitular Busch mit der dringenden Bitte, er möge bei Minister Abel dessen von Erzbischof Geissel befürwortete Ernennung zum Domherrn hintertreiben, geschrieben hatte: seine Ernennung würde „zu nicht geringem Bedauern unseres Ratskollegiums geschehen, da dem Vikar Cronauer die meisten notwendigen Qualitäten abgehen, die unter den dermalen hier bestehenden Verhältnissen nicht fehlen dürfen . . . Bei sehr mittelmäßigem Talent und mangelhafter Schulbildung entbehrt er alle gelehrte theologische Kenntnis, am meisten jene des kanonischen Rechts". Die ganze

Diözese kenne ihn als solchen, weshalb seine Beförderung nur „das Ansehen des Ordinariats vor der Geistlichkeit schwächen würde". Solange Geissel Bischof von Speier gewesen, habe dieser selbst ihn für nicht qualifiziert erklärt, aber seitdem er Erzbischof von Köln sei, Cronauer jährlich 6—8 Wochen sich bei ihm in Köln aufhalte und ihn auf seinen Firmungsreisen begleite, finde er ihn plötzlich zum Kanonikus geeignet. Aber schon damals setzte Geissel, der meinte: „es sei schon mehr als ein dummer Kerl Domherr geworden", seinen Willen durch, und wohl auf seinen Antrag war „der lustige Rat und Neuigkeitskrämer, das Objekt seiner Spässe",[13]) auch in Rom Döllinger gleichgestellt worden. Dieser machte denn auch, wenigstens seit 1860, weder von dem Titel noch von der Kleidung eines päpstlichen Geheimkämmerers Gebrauch.

Döllinger kam nach 1857 nicht mehr nach Rom, und man darf deshalb die etwas später entstandene Aufzeichnung auf einem losen Blatte wohl schon in diese Zeit setzen: „Daß die nationale Abneigung gegen alles spezifisch Deutsche in Italien, in Rom so gut als anderswo, so zu sagen in der Luft liege, wird jeder aufmerksame Beobachter, der in Italien verweilt hat, bestätigen müssen. Die Eigentümlichkeit des Deutschen im Fühlen, Denken, Anschauen ist dem Römer fremd, unverständlich, und daher wie jede unverstandene Kraft unheimlich; sie erregt sein Mißtrauen, und wenn sie sich vorab in kirchlichen Dingen geltend machen will, seinen Widerwillen. Viel näher steht ihm der Franzose als der Deutsche, jenem fühlt er sich verwandt; von diesem dagegen fühlt er sich eher abgestoßen. Und wenn nun vollends der Deutsche von einer deutschen Theologie spricht, wenn er etwa zu verstehen gibt, wie es in den jüngsten Tagen einige vermessene Köpfe gethan, daß er diese Theologie für gründlicher und zeitgemäßer halte, als das was man in italienischen Seminarien für Theologie ausgibt, dann kann eine solche Anmaßung nicht scharf genug

geahndet werden; es ist das mindestens propositio piarum aurium offensiva, haeresi proxima. Denn, sagt man in Rom, das ist ja gar nicht denkbar, daß die Italiener, die im Neuen Bunde das sind, was das auserwählte Volk Gottes im Alten Bunde war, in der Theologie etwa zurückgeblieben sein sollten, das Italische ist an sich schon auf diesem Gebiete das Rechte und Wahre, und was immer sich davon entfernt, ist das Verkehrte und Gefährliche. Es ist daher schon sehr bedenklich, daß die Deutschen soviel Gewicht auf Bibelstudium und Geschichte legen, und wenn sie gar den, der in diesen Gebieten unbewandert ist, nicht als rechten Theologen gelten lassen wollen, so ist das geradezu anstößig und darf durchaus nicht geduldet werden. Der Deutsche hat sich auch hierin nach dem Italiener, der diesen gelehrten Ballast längst über Bord geworfen hat, zu richten, und soll nichts für sich haben wollen. Daher die römische Abneigung gegen deutsche Universitäten und die Begünstigung der Seminarkurse, bei denen schon die notwendige Rücksicht auf Ökonomie dazu beiträgt, das theologische Studium möglichst knapp zusammenzuhalten und damit dem italienischen Typus näher zu bringen".[11])

Hieher gehört aber auch die Stelle in seinem Nekrolog auf Capponi: „Es ist, nach meinen Wahrnehmungen, zu konstatieren, daß der gebildete Italiener das Papsttum mit ganz anderen Augen anzusehen pflegt, als dies die Menschen diesseits der Alpen thun. In seinen Augen ist dieses Institut ein großartiges, politisch-religiöses Kunstwerk, das Meisterstück italienischer Geistesüberlegenheit und Staatsklugheit, der Riesenbau, an welchem der lateinische Stamm, dem das regere imperio populos als Nationalvorzug eigen ist, durch zwanzig Generationen hindurch rastlos und folgerichtig fortgebaut hat. Vor seinem Blick steht die römische Kurie als die Hauptsache, als das Bleibende und Unveränderliche, gegenüber den stets wechselnden, nur innerhalb der kurialen Satzungen sich be-

wegenden Päpsten. Die Kurie aber ist in seinen Augen jenes national-nützliche und einträgliche Institut, welches italienische Einflüsse und Machtgebote nach weit entfernten Ländern trägt, welches viele Millionen Menschen einer italienischen Oligarchie dienstbar und tributpflichtig gemacht hat, und durch welches, seit sieben Jahrhunderten, unzählige Familien des Landes zu Besitz, Rang und Reichtum emporgestiegen. Sie finden es ebenso natürlich als dem nationalen Ruhm und Interesse entsprechend, daß ein Verein von klugen Italienern die stärkste und unwiderstehlichste aller Gewalten, die Herrschaft über die Gewissen, diesseits und jenseits des Ozeans, ausübe und verwerthe".[15])

Diese „landläufige Anschauungsweise" der Italiener widersprach aber der Döllingers so sehr, daß er sie gleich nach seiner Rückkehr von Rom in seinem Buche „Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung" als unchristlich stigmatisierte und im Gegensatze dazu schrieb: „Ämter, Rechte und Gewalten wollte Christus in seiner Kirche, aber keine Herrscher und keine Herrschaft. Als die Apostel unter sich über den Vorrang stritten, da sagte er ihnen, voraussetzend, daß allerdings Einer in seinem Reiche der erste und größte zu sein bestimmt sei: sein Reich solle nicht den heidnischen Reichen jener Zeit, Rang und Gewalt in seiner Kirche nicht den Rang- und Machtverhältnissen weltlicher Herrscher gleichen, sondern der Größte unter ihnen müsse werden wie der Geringste, der Regierende wie der Diener, wie er selbst der Diener seiner Jünger geworden sei. Und Petrus warnte die Vorsteher, ›daß sie nicht Tyrannen, sondern Vorbilder der Gemeinde werden sollten.‹ Also nicht jenes despotische, eigensüchtige und willkürliche Walten, jenes Ausbeuten der Völker zum Genusse und Vorteile der Herrschenden sollte jemals in der Kirche Christi aufkommen. Keine eigenmächtigen Lasten und Gebote sollten die Lenker auflegen; die Gewalten, die Christus gab, waren pädagogische: als Hirten, als Erzieher, nicht als Herren der christ-

lichen Völker sollten sie, das Heil und die geistige Förderung der Gemeinden zur einzigen Richtschnur nehmend, demütig und dienstwillig, aber stets den anerkannten göttlichen Willen über menschliches Belieben setzend, und nicht um Menschengunst buhlend, ihr Amt in der Furcht Gottes und mit dem bleibenden Bewußtsein dereinst abzulegender Rechenschaft verwalten und nie vergessen, daß ihr einziger Vorzug darin bestehe, willige, hingebende Werkzeuge Gottes zum Wohle der Brüder zu sein."[16])

In die Zeit unmittelbar nach seiner Rückkunft aus Rom fällt der Versuch seines Freundes Deutinger, die Philosophie Baaders in den Mittelpunkt der philosophischen Bewegung zu stellen, als ob durch ihn „die Religionswissenschaft wie die Societätsphilosophie, die Ethik wie die Physik eine Um- oder vielmehr Neugestaltung erhalten" hätten und „auf die Höhe des wissenschaftlichen Standpunktes gestellt" worden wären, „welcher für die bisherige empirische und spekulative Methode geradezu unerreichbar geblieben sei." Baader habe „zuerst von dem Mittelpunkte aller Wahrheit aus alle Wissenschaft aus dem Halbdunkel der Empirie und der Nacht der absoluten Vernunft an das Sonnenlicht der religiösen Anschauung hervorgezogen" und sei dadurch „zum Wendepunkt der ganzen wissenschaftlichen Bewegung der Zeit geworden". Seine Philosophie ruhe auf katholischen Prinzipien und sei also katholisch; ihr Mangel bestehe nur darin, daß sie zu wenig systematisch dargestellt sei, und nicht immer bis zur letzten Konsequenz fortgehe oder mitunter auch aus den richtigen katholischen Prinzipien etwas inkonsequente Folgerungen ziehe. Mit Beseitigung dieser Mängel würde man die wahre katholische Philosophie erhalten. Aber auch an der religiösen Stellung des Mannes in seinen letzten Jahren brauche man sich nicht zu stoßen, da er als Katholik gestorben sei. Und diesen Versuch Deutingers glaubte auch Döllinger dadurch unterstützen zu sollen, daß er in einem „Nachwort" zu seinen Artikeln aus-

führte: „Obiger Artikel war geschrieben, ehe Baaders ›Briefwechsel‹ erschienen war. Man mag über die naive Taktlosigkeit des Herausgebers erstaunen, der kein Bedenken getragen hat, die Liebesbillete eines 74jährigen Greises an ein 19jähriges Dienstmädchen abdrucken zu lassen; und wenn Baader einmal von einem berühmten deutschen Denker sagte, er sei ein Geist, der aus dem Empyreum in eine Küche herabgefallen, so ahnte er damals freilich nicht, daß dieses Wort an ihm selber so buchstäblich in Erfüllung gehen werde". Doch habe diese Veröffentlichung „auch eine Seite, von der sie als Gewinn gelten kann. Es liegt nun offen zu Tage, wie sehr die Motive der Animosität Baaders in seinen letzten Jahren rein äußerlicher und zufälliger Natur waren, und wie wenig sie mit seiner Philosophie zu schaffen hatten". Man dürfe den Schleier von dem Privatleben des Mannes noch nicht hinwegziehen; aber man brauche nur den Mann (Dr. von Stransky) zu kennen, an welchen Baader die stärksten Ergüsse gegen die Kirche richtete, so könne man sich hinlänglich erklären, „wie die breite Kluft von Baader übersprungen wurde, welche die ruhige Überzeugung des auf der Höhe seiner geistigen Entwicklung stehenden Mannes von den fast kindischen und leidenschaftlichen Ausfällen des geistiger Impotenz verfallenen Greises trennt".[17])

Doch solche Versuche waren nicht mehr an der Zeit. Nicht Baader, sondern Thomas von Aquino sollte wieder auf den Leuchter gestellt werden, und das glaubte man am besten dadurch zu erreichen, daß man die deutschen Gelehrten immer mehr verdrängte und durch jesuitisch erzogene oder denkende ersetzte. Im Jahre 1857 noch wurde die theologische Fakultät der Universität Innsbruck den Jesuiten ausgeliefert, und veranlaßte der Kardinal Rauscher die Berufung des Dominikaners Guidi und des Jesuiten Schrader an die Wiener, so daß der „Katholik" jubeln konnte: in Österreich nehmen unter

Kardinal Rauscher und Kaiser Franz Joseph „die theologischen Studien großartige Dimensionen an", während er zu gleicher Zeit den „Historisch-politischen Blättern" einen ernsten Verweis erteilte, weil sie, damals noch unter einer Art Oberaufsicht Döllingers stehend, gegen die Restauration der Scholastik gesprochen hatten.[18]) Dann veröffentlichte der „Kirchliche Anzeiger für die Erzdiözese Köln" am 1. September das von Geissel geforderte und an ihn von Bologna aus erlassene päpstliche Schreiben vom 15. Juni, worin einzelne Sätze der Güntherischen Philosophie verdammt und u. a. der aus Aristoteles herübergenommene Satz als katholische Lehre bezeichnet wurde: „die vernünftige Seele ist durch sich und unmittelbar die Form [Lebensprinzip] des Körpers", worüber sogar Abt Haneberg später bemerkte: „Sollen wir denn zuerst an Aristoteles glauben, um zum christlichen Glauben zu kommen?"[19]) Und als sich daran ein erbitterter Kampf zwischen den Güntherianern und den Neuscholastikern knüpfte, erstere auch schon die päpstliche Unfehlbarkeit in die Diskussion zogen, wies der „Katholik" sofort „die Distinktion zwischen kirchlicher und päpstlicher Lehrentscheidung" als eine „perfide" zurück; „denn der Ausspruch des Papstes ex cathedra ist infallibel; zu einer dogmatischen Entscheidung des Papstes braucht nicht erst die Zustimmung der Kirche hinzuzukommen; die allgemeinen Konzilien sind nur überaus kräftige Mittel zur Erhöhung der Kirche und Besiegung ihrer Feinde; zur Feststellung des Glaubens sind sie nicht notwendig, genügt der Papst."[20]) Das Kesseltreiben gegen die deutschen katholischen Gelehrten wurde infolge dessen nur noch ärger, wenn auch Döllinger als Kirchenhistoriker vorläufig noch nicht direkt davon berührt wurde.

Der Maler Cornelius hatte in Rom zu Döllinger geäußert: „Er habe die Schilderung des preußischen Protestantismus in Görres ›Athanasius‹ für übertrieben gehalten, aber in Berlin sich überzeugt, daß alles wahr sei. Dort müsse

man den echten Protestantismus sehen. Der König könne mit seinen guten Absichten nirgends durchdringen, alles werde ihm vereitelt". Es kam daher Döllinger gelegen, daß ihn Aulicke wiederholt zu einem Besuche Berlins einlud. Er fand es nur bedenklich, bei Aulicke abzusteigen. Ängstlich besorgt, fragte er daher erst an, „ob es nicht weiser sei, daß er, um jeden möglicherweise auf Aulicke in amtlicher Beziehung fallenden Schatten zu meiden, in einen Gasthof ginge", worüber ihn aber Aulicke mit den Worten beruhigte: „Berlin ist zu groß, als daß anders als durch spezielle Ungunst des Zufalls ein Gerede entstehen könnte, welches um der Sache willen besser vermieden bliebe" (September 5.). Gleichwohl fabelte aber schon in jener Zeit Jörg, wie bei seinem Freunde Bernhard von Meyer zu lesen ist: „Döllinger sonnte sich schon damals in der Hofluft, allein der kluge Mann wußte nur zu gut, daß der sichere Rücken [der ihm zu einem Ketzer fehlte] für ihn nicht an der Isar, sondern nur an der Spree zu finden sei; er hielt sich darum auch im Anfange und längere Zeit fern von der Gelehrten- und Schöngeisterzunft, mit welcher König Max sich umgab"![21])

Da Aulicke erst vom 20. September ab wieder in Berlin sein konnte, scheint sich Döllinger zunächst nach Tölz begeben zu haben, da eine Freifrau von Lamezan in Freiburg i. B., einen neuen Zug seines Charakters offenbarend, an ihn schreibt: „Meine Tochter Fanny hatte das Glück, Ihre verehrte Bekanntschaft in Tölz zu machen, und erzählte mit großem Interesse, wie viel Gutes Ihre Milde und Nachsicht in ihr weckten"; auch „ich bemerke mit Freude, wie wohlthuend und nützlich jedes Ihrer Worte auf mein Töchterchen gewirkt, und wie sie in uns allen den Wunsch erweckt, auch einmal so glücklich zu sein, Sie, hochwürdigsten Herrn, hier begegnen zu dürfen" (1857, Oktober 14.) Um die Mitte September war er nach einem Briefe Mones, der, wie auch der Professor Roßhirt

in Heidelberg, den Professor Bähr zu einer Rezension von „Heidentum und Judentum" in den Heidelberger Jahrbüchern bestimmen sollte, in Karlsruhe. Weitere Spuren weisen nach Bonn, wo ihm Prof. Braun die schon erwähnte Mitteilung über den Erzbischof Spiegel machte und die Aushändigung des Dr. Heineschen Nachlasses versprach. Auch Floß hatte er nach Bonn bestellt, mit dem er viel verkehrte. Dann heißt es in den Reisenotizen weiter: „Kleist-Retzow treibt es so, daß man sagt, wenn Kaiser Napoleon ihm jährlich 40000 Thaler für Erbitterung der Rheinprovinz, zur Entfremdung derselben von der preußischen Herrschaft, zahle, so könne er sein Geld nicht besser im Interesse Frankreichs anlegen. — Welcker sagt selbst, daß ihm in Otto Jahn ein Nachfolger gegeben wurde, bloß um für den Fall seines Todes das Loch zuzumachen, daß kein Katholik hineinkäme. — In der medizinischen Fakultät nur Ein katholischer Professor, Schaffhausen, ohne Gehalt; in der philosophischen vier oder fünf". Hieher ohne Zweifel gehört auch die Aufzeichnung: „Oberst Alvensleben, der mit dem Prinzen von Preußen in Petersburg war, sagte Waltern: er habe den Kaiser Nicolaus mit seiner Gemahlin und seiner Maitresse an Einem Tische sitzen sehen; es heiße, die Kaiserin selbst habe wegen der physischen Bedürfnisse des Kaisers in dieses Verhältnis eingewilligt. Dieselbe Korruption herrsche dort am ganzen Hof und in der kaiserlichen Familie. — Der König von Preußen zeige sich stets als Schauspieler, sein Bruder dagegen sei wahr und gerade. Die Prinzessin von Preußen sagte W., sie habe erst durch die Zeitungen erfahren, daß ihr Sohn in die Loge aufgenommen worden. Katholische Stiftungen der Prinzessin; sie sei im Herzen katholisch; man habe sie allein betend in katholischen Kirchen gesehen. Sie thue nichts für die Diakonissinnen. Am Rhein seien die guten Katholiken jetzt überzeugt, daß es bei ihr keine Ostentation sei".

Die folgenden Notizen scheinen aus Köln, möglicherweise von Kardinal Geissel selbst zu stammen: „Der König sagte dem Kardinal Geissel: er habe aus Gerechtigkeitsgefühl die katholische Versammlung in Köln erlaubt gegen den Antrag des Ministeriums, welches die Bedingung beantragt habe, daß die Bischöfe den Vorsitz führten. Brüggemanns Einfluß bestehe nur im Hemmen. Der Minister gebrauche ihn, wenn auch er etwas nicht wolle, was Brüggemann nicht wolle. — Große Freiheit der Bischöfe. Das ganze kirchliche Patronat in ihren Händen. Der Erzbischof vergibt frei alle Pfarreien. Als Geissel dies zuerst that (eben waren noch 13 Regierungs-Ernennungen von Pfarrern eingelaufen), kam der Oberpräsident Eichmann zu ihm: Die Konstitution sei nur ein Projekt, welches erst noch einer Revision unterliege. Erzbischof: ob er dem Volke verkündigen solle, daß die Konstitution nur ein Projekt sei? eben habe der Appellhof einen Fall mit Berufung auf einen Paragraph der Konstitution entschieden". Auch den „Gesellenvater" Kolping besuchte Döllinger und hatte bei ihm auch eine Zusammenkunft mit einem andern seiner Schüler, mit Feldhaus, nunmehr Jesuit in Köln.

Endlich kam Döllinger (über Münster? wo Aulicke um diese Zeit war) in Berlin an; doch ist über diesen Aufenthalt nur überliefert, daß er mit Aulicke, der ihn zur Abfassung einer Kirchengeschichte seit der Reformation veranlassen wollte, in Sanssouci war, und in den Reisenotizen heißt es bloß: „Berlin. Im Ermeland waren bei dem Übergang an Preußen alle zahlreichen Rittergüter bis auf vier in katholischen Händen; jetzt sind alle bis auf ein paar in protestantische Hände übergegangen. — Schmedding sagte: Die katholische Religion werde in Preußen noch die religio pagana werden, nur noch unter dem Landvolke bestehen; Aulicke: Wir werden entweder rationalistisch, oder pietistisch, oder bureaukratisch-josephinisch gedrangsalt". Dann finden sich noch die Notizen:

„Berlin. Raumer ein bornierter Fanatiker; Manteuffel ein geistig mittelmäßiger Bureaukrat, aber schlau und gewandt; Graf Westphalen Gerechtigkeit liebend. Graf Gröben, Hauptvertrauter des Königs, ein beschränkter Pietist, aber von nobelm, redlichem Charakter. Niebuhr ein Intriguant, sehr neugierig; vom König an seiner Thüre lauschend ertappt, empfing er eine Ohrfeige; das that aber dem König nach einigen Stunden leid; er ließ ihn rufen, bat ihn um Verzeihung, schenkte ihm 2000 Thaler, aber das bisherige Gunstund Vertrauensverhältnis ist weggefallen".

Sechstes Kapitel.

„Heidentum und Judentum". Bischof Senestrey. Reise nach England. Historische Kommission. Litterarische Aufträge des Königs und eigene litterarische Pläne. „Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung". Die Wiedervereinigungsfrage.

Mit großer Spannung sah Döllinger der Aufnahme seines Buches „Heidentum und Judentum" entgegen. Einzelne wie der Jesuit Feldhaus wußten ja private Äußerungen dieses und jenes Gelehrten zu melden, z. B. daß „der Professor der [protestantischen] Theologie in Bonn Namens Distel geäußert habe, nachdem er bloß das in dem Werke gelesen, was über Ägypten handelt, worüber er selbst ausführlichere Studien gemacht habe: Dieser Teil desselben habe das angestrengteste Studium von wenigstens einem halben Jahre erfordert und zeige deutlich, daß Sie alle Untersuchungen, Forschungen und Resultate der Wissenschaft über diesen Gegenstand gekannt und benützt hätten" (1857, November 27). Doch nicht auf solche private Äußerungen kam es ihm an, sondern auf die öffentliche Kritik, wie eine solche von Fallmerayer zu erwarten stand. Allein der „Meister des deutschen Stils", der „nie einen Satz drucken ließ, ohne ihn vorher lange und sorgfältig geglättet und gefeilt zu haben", der „ins Deutsche,

und aus dem achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert übertragene, also fortgeschrittene Gibbon“,[1]) brauchte lange. Erst am 7. Januar 1858 meldete er Döllinger, daß „ein mit möglichster Umsicht und Sorgfalt, aber doch invitissima Minerva zu Stande gebrachter Artikel nach Augsburg abgelaufen“ sei. „Es ist keine trockene Anzeige, auch kein verzagtes und scheues Herumgehen um den heißen Brei; der Artikel ist freimütig und ›raisonnierend‹, gibt ungefähr den Gedankengang des Verfassers und macht kein Geheimnis, was er von ihm selbst und seiner Schrift im allgemeinen denkt. ... Meiner Meinung nach habe ich von Ihren gelehrten Arbeiten und Ihren persönlichen Vorzügen jeder Zeit nur mit tiefinnigster Hochachtung Meldung gethan. Und wenn es früher nicht sat explicite geschehen wäre, so soll es diesesmal etwas deutlicher sein. Die Leute sollen wissen, wie wir gegenseitig stehen ... Zum Zentralartikel darf man in der That gratulieren; ich halte ihn für einen großen Sieg der süddeutschen Muse über ihren nordischen Widerpart. Von Dr. J. N. S ... dagegen wüßte ich wahrhaft nicht, was ich sagen sollte“.

Über diesen Zentralartikel äußerte Döllinger selbst in dem Vorwort seines Buches: „Es ist in diesem Werke zum erstenmale, wie ich glaube, der Versuch gemacht worden, das Heidentum der vorchristlichen Zeit mit einer, wenigstens angestrebten Vollständigkeit darzustellen, das heißt: heidnisches Religionswesen, heidnische Denk- und Anschauungsweise, heidnische Philosophie, Leben und Sitte, so weit diese Dinge mit der Religion zusammenhängen, durch dieselbe bestimmt wurden und hinwiederum gestaltend auf sie einwirkten. Der Standpunkt, von welchem aus diese Darstellung unternommen wurde, ist der auf dem Titel bezeichnete. Die Geschichte des Christentums hat, auch was das Verständnis betrifft, die Geschichte des Heidentums und des Judentums zu ihrer notwendigen

Voraussetzung. Die Fragen: Welchen Boden fand das Christentum vor? An welche Lehren und Anschauungen konnte es anknüpfen? Welche Zustände bahnten ihm den Weg, erleichterten und förderten seine Verbreitung? Welche Hindernisse, Vorurteile und Irrtümer hatte es zu überwinden, welche Gegner zu bekämpfen, welche Übel zu heilen? Wie reagierte das Heidentum auf das Christentum? Alle diese Fragen . . . lassen sich, wie mir scheint, nur durch eine solche tiefer eingehende und weiter ausgreifende Darstellung zu einer befriedigenden Lösung bringen. Hiemit waren denn auch dem gegenwärtigen Werke seine Grenzen vorgezeichnet, die zeitlichen wie die räumlichen. In letzterer Beziehung mußte das Ostasiatische Heidentum, mußten Brahmaismus und Buddhaismus ausgeschlossen bleiben, da beide der christlichen Kirche noch auf viele Jahrhunderte hinaus völlig ferne standen, so daß es zu keiner Berührung kam, welche auf christlicher Seite tiefere Eindrücke zurückgelassen hätte. Was die Zeit betrifft, so schien es nicht bloß zweckmäßig, sondern für die genügende Lösung der Aufgabe selbst notwendig, nicht bei der Periode des Augustus und des Stifters der christlichen Religion stehen zu bleiben, sondern bis auf die Zeiten der Antonine, bis gegen die Zeit von 150—160 nach Christus die Darstellung des griechisch-römischen Heidentums fortzuführen. Bis dahin ist dasselbe seine eigenen Wege in von außen unbeirrter Entwicklung fortgegangen; erst von der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Christus an werden die christlichen Einflüsse auf dasselbe wahrnehmbar. Von da an ist auf hellenisch-heidnischem Boden nur noch ein bedeutendes Geisteserzeugnis erwachsen, die Plotinische Lehre mit ihrer Fortbildung und ihren Verzweigungen durch die späteren Neuplatoniker; diese Schule und ihre Doktrin ist aber kein rein heidnisches Produkt mehr, das Christentum hat an ihrer der Religion zugekehrten Entwicklung nicht unwesentlichen Anteil. Die Erscheinung des Neuplatonismus überhaupt ist zum großen

Teil nur aus dem Antagonismus gegen das Christentum zu begreifen. Ich erwähne diese Thatsache hier nur, weil sie meine Behauptung bestätigen hilft, daß die innere Geschichte des antiken Heidentums bis zum Eintritte seines Auflösungsprozesses wirklich mit dem erwähnten Zeitabschnitte ihr Ende erreicht habe.

„Irre ich nicht, so ist in der Bewegung des heidnischen Geistes durch die Jahrhunderte v. Chr. und die anderthalb Jahrhunderte nach ihm bei so vielem scheinbar Zufälligen eine gewisse Gesetzmäßigkeit, ein Eingehen dieses Geistes in immer bestimmtere Gestaltungen zu erkennen. Der Genius des Altertums versucht, erschöpft, verbraucht, so zu sagen, alle auf der einmal gegebenen und überlieferten Grundlage möglichen Kombinationen, die ganze ihm inwohnende plastische Kraft. Erst nachdem er vollständig sich verleiblicht, nachdem jede seiner Doktrinen, Formen und Institutionen ihre Lebenskraft erprobt und — aufgezehrt hat, tritt mit dem Zeitalter der Antonine der große, den Zeitgenossen freilich nicht sichtbare, von Wenigen nur geahnte, Wendepunkt ein, und wird ein Blatt in der Geschichte des menschlichen Geistes umgeschlagen. Dies ist einer der Eindrücke, welche mir als Ergebnisse meiner Forschung besonders klar und lebendig vor der Seele stehen, eine Überzeugung, welche, falls ich nicht allzutief unter der Höhe meiner Aufgabe und allzuferne von ihren Anforderungen geblieben bin, der Leser, wie ich hoffe, mit mir teilen wird."

Endlich am 22. Januar 1858 erschien in der Beilage der Augsburger Allg. Zeitung Fallmerayers Besprechung des Werkes. „Der Verfasser dieses Buches" — hebt sie an — „ist nicht den Jahren, aber den Thaten nach ein Veteran der Wissenschaft, nebenher einer der größten Bücherkenner unserer Zeit, und als Kirchenhistoriker, Religionsphilosoph und ausgelernter Meister der Kontroverse nicht bloß allen Gelehrten Deutschlands wohlbekannt, sein Ruf ist ein europäischer, weil

das Gewicht und die Bedeutung des Döllingerschen Wortes in allen Fragen des kirchlichen und religiösen Wissens von ganz Europa anerkannt und nicht selten auch empfunden wird. Wenn dialektische Schärfe, wenn ein ruhiger kühler Blick, wenn umfangreiches Wissen, das nie versagende Wort und eine an Theodor Mommsen und Hammer-Purgstall mahnende Arbeitskraft zu einer Antonomasie berechtigen, und er selbst oder seine Standesgenossen nicht protestieren, möchte ich ihn den Gorgias der christlichen Theologen nennen". Mit dieser Anerkennung sei natürlich nicht ausgesprochen, daß man mit jeder Meinung des Gepriesenen übereinstimme und überall als unbedingter Proselyt gelten wolle. „Unsere Wege gehen in vielen Dingen weit auseinander, und irgendeine rein kirchliche Schrift des Verfassers kritisch zu besprechen, wäre mir niemals in den Sinn gekommen, weil ich ... nicht etwa zum klassischen Heidentum, wie Julian der Apostat, wohl aber zu den heidnischen Klassikern übergetreten bin und in ihrem heiteren Verkehr gegen die Leerheit und Langeweile des schnellverrinnenden Lebens die einzige und letzte Medizin gefunden habe. An kirchliche Dinge freilich kann man mit solchen Gesinnungen die Hand ohne Gefahr nicht legen, weil von den Gottesgelehrten an Empfindlichkeit selbst Dichter und Grammatiker noch übertroffen werden, und mit Gefühlen, die Millionen Menschen den innern Frieden geben, überhaupt nicht zu scherzen ist .... Es ist der ausgezeichnete Gelehrte, der vortreffliche Stylist, der Doppelgänger meiner eigenen Studien, es ist — um es mit Einem Wort zu sagen — der Philosoph des klassischen Heidentums, auf den ich die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums lenken möchte ... Die wiederholten Bemühungen, die neun Musen des Hesiodus aus dem Occident zu vertreiben, müssen wiederholt mißlingen, weil ein geheimer Instinkt das demantene Band zwischen dem heidnischen Gedanken und der christlichen That in Europa nicht zerreißen läßt. Ja, bei den Kulturvölkern

des Occidents ist die Überzeugung allgemein, daß ohne jenes geistige Testament des klassischen Altertums weder die humane Gesittung in der Welt überhaupt erhalten und fortgebildet werden könne, noch ein wahres Verständnis des Christentums selbst möglich sei. Und die Zahl derjenigen, die das Heidentum als bloße Negation, als dämonisches Irrsal, als Chaos und Unnatur betrachten, und dagegen meinen, das Christentum sei ohne innern Zusammenhang mit der Vergangenheit gleichsam als unmotivierter Akt göttlicher Willkür ex abrupto in die Welt gekommen, schwindet sichtlich, um dem Glauben Platz zu machen, daß bei allem scheinbar Zufälligen im Geist des Heidentums eine gewisse Gesetzmäßigkeit, ein Eingehen dieses Geistes in immer bestimmtere Formen zu erkennen sei, und daß vom dunkeln Urquell aller geistigen und sittlichen Erkenntnis die menschlichen Dinge in natürlicher Strömung auf die Zeit herabgeflossen seien, wo das Christentum nach Aufzehrung der letzten Kraft, als Notwendigkeit und als einzig möglicher Rettungsfaden aus verzweiflungsvollem Labyrinth erscheinen und mit seinem Inhalt die große Leere wieder füllen mußte.... Diesem Bedürfnisse zu begegnen und eine in der wissenschaftlichen Behandlung der Kirchengeschichte oft genug gefühlte Lücke auszufüllen, hat es an Versuchen bisher nicht gefehlt. Und ist Herr Döllinger auf diesen Gedanken auch nicht zuerst verfallen, so hat er ihn mit Hilfe der fremden Vorarbeiten und des eigenen Ingenium doch lichtvoller, glänzender und vollendeter durchgeführt als alle die vor ihm an das Unternehmen gegangen sind. Der Verfasser hat die zerstreuten Lichtfunken der Vorgänger in Einem Brennpunkt konzentriert, und ein mit wahrer Künstlerhand gemeißeltes Bild des Altertums hervorgebracht, welches in der Hauptanlage selbst dem strengsten Richter neu erscheinen und genügen muß.

„... Der Inhalt gruppiert sich so lichtvoll und übersichtlich um den Zentralgedanken, daß man sich gleich beim

ersten Überblick den Plan des Werkes und den Ideengang des Verfassers selber konstruieren kann. Dieser Zentralgedanke tritt uns wie die Inschrift eines kolossalen Monuments, gleich am Portal entgegen. ›Der Genius des Altertums, heißt es in der Vorrede, versucht, erschöpft, verbraucht . . .‹ In den Sinn dieses umgeschlagenen Blattes einzudringen und ihn jedermann verständlich zu deuten, d. h. um das verborgene Können und das endliche Hervorbrechen der größten Erschütterung, die das menschliche Geschlecht in seinen edelsten Beständen je getroffen, in ihrer geheimnisvollen Werkstätte zu belauschen, hat der Verfasser in seinem Werk den umfassendsten bis jetzt bekannten Versuch gemacht.

„Warum fürchtet man sich vor Worten, und scheut sich, in der siegreichen Begründung des christlichen Glaubens- und Ideenkreises die durchgreifendste, vollständigste und lehrreichste aller sozialen Revolutionen zu erkennen? Hat sie nicht alles, was im Orbis Romanus zu Recht bestand, umgeworfen? Hat sie nicht, von den unscheinbarsten Anfängen . . . ausgehend, das bürgerliche Gesetz, die Rostra auf dem Forum, die Götter des Kapitolium, den öffentlichen Kultus, die kaiserliche Administration, das Diadem, das Heer, die gesellschaftliche Hierarchie, die Sitte und den Besitzstand der Romuliden langsam, aber mit furchtbarer Geduld unterwühlt, und nach dem unwiederherstellbaren Bankerotte aller sittlichen und politischen Triebkräfte den Plan einer neuen Weltordnung auf die Ruinen gezeichnet? Unter Kampf und Widerstand geht der Ausbau dieser neuen Weltordnung ohne Pause fort. Und eben weil nichts in der Welt die Thorheit der Weisen belehren, nichts den schlaftrunkenen matten Blick der Gewalt bedeuten kann, ist die christliche Revolution permanent.

„Wir sind nicht wenig auf das Prognostikon begierig, welches der Verfasser im Verfolg seines Werkes dem christlichen Bewegungsgedanken stellen wird.“ Er hat sich bis jetzt

nur in den Grenzen des alten Imperium und seiner Dependentien bewährt, im Kampfe gegen den Brahma-Buddha und gegen Confucius schwach gezeigt. Niemand vermag auch vorauszusehen, „ob der weltbewegende göttliche Gedanke bloß mit den altererbten Streitmitteln der romanischen Zentralisation die an den Islam verlorene Terrainhälfte wieder zu gewinnen und am Ende den ganzen Erdboden auf den im Evangelium ausgesteckten Grad der Vergeistigung zu erheben gegründete Aussicht hat ... Die Überzeugung aber, daß kein Deus ex machina, sondern überall nur die ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung im Spiel waren, ist im Gemüt des Lesers nur durch ein Rundgemälde, durch ein erschöpfendes, Zug für Zug aus der Wirklichkeit entlehntes Konterfei des gesamten im Orbis der Cäsaren eingerahmten griechisch-römischen Altertums hervorzubringen, durch ein Bild, sage ich, zu welchem die ganze Fülle des heidnisch-klassischen Gedankenkapitals den Inhalt, die Farbe und den Umriß liefern muß ... Zur Verrichtung ähnlicher Thaten bedarf es aber mehr als Eifer, mehr als bloße Redlichkeit und guten Willen; es ist hier ein Wissen, eine Sinnestiefe, eine Geistesfreiheit und ein physisches Können nötig, wie es die Natur von jeher nur ausnahmsweise verliehen hat. Und wenn wir im Verfasser einen dieser reich ausgestatteten und bevorzugten Günstlinge der Musen erkennen, so darf ein solches Urteil nur die Frucht des strengsten und gewissenhaftesten Examens seiner Leistung sein." Da habe er nun von den 2912 Citaten des dickleibigen Buchs das meiste und wichtigste zu verifizieren gesucht, und müsse gestehen, „daß bei weitem die Mehrzahl, besonders in den Werken des Altertums, die Probe hält und den Beweis liefert, daß sich der Verfasser zur Stütze seiner Thesen in der Hauptsache durchgehends auf selbstgelesenes beruft." Doch dafür, daß der Verfasser „in diesem Punkte wenigstens von läßlichen Sünden nicht ganz frei geblieben", nur einen Beleg. „Nach S. 481,

39 soll beim Überhandnehmen griechischen Erziehungswesens in Rom schon Ciceros Großvater die merkwürdige Erfahrung gemacht haben, daß »bei einem Römer seine Bösartigkeit im Verhältnis zu seiner Vertrautheit mit den griechischen Autoren wachse.«" Angeführt sei Cicero de oratore, 6, allein „im ganzen Werke, wenn ich einer nochmaligen raschen Durchsicht trauen darf, ist von einem ähnlichen Gedanken auch nicht die leiseste Spur zu finden." Aber hier war dem strengen Kritiker selbst etwas Menschliches begegnet, und die Redaktion selbst wandelte den Tadel in einen Triumph Döllingers um, indem sie in einer Note bemerkte, allerdings finde sich der Beleg de Or. II, 66, das falsche Citat sei ein bloßer Schreib- oder Druckfehler, was wieder zur Bewunderung der Gelehrsamkeit und Exaktheit der Redaktion beitrug. (Aulicke.)

Schließlich nur noch eine Stelle, welche auf die damalige Gelehrtenwelt, insbesondere auf die in München herrschenden Verhältnisse ein grelles Schlaglicht fallen läßt. „Sollte in Deutschland wirklich noch, wie man hie und da behauptet, ich aber nicht glauben mag, das Vorurteil bestehen, das philosophische, historische, kritische, oratorische und stilistische Wissen habe, wie einst die Bundeslade in Israel, auch in Großgermanien noch heute nur in einem bestimmten Winkel seinen exklusiven Sitz, und jenseits dieses gefeierten Musengrundes sei eitel Finsternis, geistiges Unvermögen und klägliches Philistertum, so hätte zur Abschwächung dieser schädlichen, nur durch ebenbürtige That, nicht durch Polizei und Deklamation zu besiegenden Phantasie Herr Döllinger namhaft beigetragen. Wer so viel weiß und das Deutsche so korrekt und elegant schreiben kann, wird im Urteil verständiger Leute diesseits und jenseits des Thüringer Waldes gleichmäßig respektiert. Es ist hier in der That weder Controverse, noch eigentlich Kirchenphilosophie, noch sonst irgendeine auf einseitiger Grundlage gebaute Reflexion; es ist eine mit so bewunderungswürdiger

Klarheit umrissene und so einfach und doch meisterlich ausgefüllte kulturhistorische Encyklopädie des heidnischen Altertums, daß jedermann, weß Glaubens und Landes er immer sei, aus dieser Schrift etwas lernen kann. Sie ist gewissermaßen eine Hauspostille, und ersetzt jedenfalls eine größere Büchersammlung für alle jene Leser, die sich über verschiedene noch unklar oder nur matt beleuchtete Stellen der alten Welt, z. B. über Einrichtung und Form des heidnischen Gottesdienstes, über Heroen und Totenfeste, über Mysterien, Seelsorge und theologische Lehrbegriffe, über Schul- und Bücherwesen, über sittliche und bürgerliche Zustände der einzelnen Volksklassen, kurz über die Möglichkeit einer fortlaufenden und zusammenhängenden Biographie des philosophisch-religiösen Gedankens des alten Heidentums gründlich und ausreichend unterrichten möchten."

Die Besprechung machte ungeheuere Sensation, und lange Jahre wurde von ihr gesprochen. Sie war auch eine tiefe Verbeugung vor dem Wissen und Können Döllingers, die man am wenigsten von dieser Seite erwartet hätte. Und das alles kam nicht Döllinger allein, sondern auch dem Katholizismus zu gute, und vor dieser wissenschaftlichen That der deutschen Theologie verbeugten sich sogar die Jesuiten, wie ein Brief des P. Feldhaus beweist: „Das Buch hat mir schon gleich wichtige Dienste bei Anfertigung einer Missionspredigt geleistet, und es wird mir deren noch manche leisten. Mein nächster Nachbar, P. Deharbe, botanisiert ebenfalls fleißig aus demselben für sein neues Handbuch. Überhaupt scheint es hier so viele verliebte Seelen zu haben, als Patres im Hause sind" (1857, November 27.). Aulicke aber und mit ihm wohl vielen anderen kam es vor, „als sei das Buch speziell zu seinem Besten geschrieben, da er ein großartiges Resumé über das gesamte vorchristliche Wesen und die leitenden Ideen des Altertums darin finde, wie er es sich zum richtigen Verständnisse des Christentums in seiner Notwendigkeit und Weltstellung

oft gewünscht, aber nie gefunden habe." Ja, der Ruf des Buches scheint sogar nach Rom gedrungen zu sein, da gerade jetzt die „Akademie der Quiriten" sich veranlaßt sah, Döllinger unterm 24. Februar 1858 zu ihrem Mitgliede zu wählen, freilich nicht, ohne ihm zugleich eine neue Kränkung dadurch zuzufügen, daß sie ihn in ihrem Diplome als „P. Joseph Döllinger aus dem Orden des hl. Benedikt" bezeichnete[2]) und damit selbst dokumentierte, sie kenne weder seine Person noch seine Stellung. Döllinger scheint diese seltsame Ehrung auch nie hoch angeschlagen zu haben, da weder die Universitäts-Verzeichnisse noch die Almanache der Akademie ihn als Quiriten bekunden.

Aber trotzdem wurde die der deutschen Theologie feindselige Strömung immer stärker, scheute man sich doch bereits nicht mehr, durch die Erhebung des Jesuitenschülers Ign. Senestrey zum Bischof von Regensburg nicht bloß den deutschen katholischen Gelehrten, sondern der ganzen katholischen Kirche Deutschlands einen Faustschlag ins Gesicht zu versetzen. Denn damals fühlte man es allerdings noch als eine Schmach, daß ein Mann, der in die tiefste Verborgenheit gehörte, über den als „den Patristiker" der Verfasser zu seiner Überraschung den älteren Bamberger Klerus spotten hörte, auf den Leuchter gestellt wurde; aber die korrekte Partei, welche an ihm ein um so brauchbareres Werkzeug gewann, mißachtete alles. Das wurde auch Döllinger zu arg, der es sonst freudig begrüßte, wenn ein würdiger Mann die verdiente Anerkennung fand, und es nicht versäumte, ihn, wenn er ihm je näher getreten war, zu seiner Würde aufrichtig zu beglückwünschen, z. B. Jodok Stülz, als er am 11. Mai 1858 zum Prälaten von St. Florian gewählt worden war.[3]) Anders aber stand es mit Senestrey; da konnte auch er mit seinen Klagen bei seinen Freunden nicht mehr zurückhalten, von denen einer, Aulicke, darauf erwiderte: „Was Sie über den nominatum

Ratisbonensem sagen, hat mich ergriffen. Jetzt noch Bamberg auch so. Was soll da werden?" (1858, Februar 19.) —

Das Jahr 1858 führte Döllinger ein drittes und letztes Mal nach England. Um die Mitte August traf er Acton in Löwen und am 20. in Brüssel einen alten Bekannten, den eben durch Straßenrevolten der Radikalen gestürzten Ministerpräsidenten de Decker, der ihm u. a. über die augenblickliche Lage Belgiens erzählte: „Der König erkennt, daß die Katholiken die festeste, die einzige Stütze seines Thrones und der Ordnung sind. Die Zukunft erfüllt ihn mit Besorgnis: was wird nach mir kommen, sagt er. Er als Protestant und bei seiner Lebensweise (Maitresse und Kinder derselben) gibt den Liberalen Garantien, daß er der katholischen Sache nicht allzu günstig sei. Aber sein unerfahrener, katholischer Sohn gibt sie nicht, man wird also noch weit mehr Konzessionen von ihm begehren. Dieser ist nicht ohne Talent. Die ganze Beamtenwelt ist liberal, betrachtet als ihre Aufgabe, den Klerus zu zügeln, die Kirche zu beherrschen. Manche unter ihnen pratiquent, aber nur um ihren Kindern die Verbindungen mit den besten katholischen Familien nicht zu verderben. — Die guten alten katholischen Familien, ruhige, der politischen Thätigkeit abgeneigte Leute, die sich nicht, wenn's gilt, auf die Straße begeben, können es mit den unermüdlich thätigen Gegnern, die vor keinem Mittel zurückschrecken, nicht aufnehmen. Wenn die Wahlen beginnen sollen, werden in den liberalen Blättern mehrere Wochen vorher alle auftretenden Kandidaten in ihrer Person und ihren Familien mit jeder erdenklichen Beschimpfung überhäuft; es ist, als wenn sie Wochen lang am pilori stünden; da ziehen sich die meisten zurück und überlassen den Gegnern das Feld ... de Decker meint, sein Ministerium sei eigentlich durch die zwei Bischöfe und ihre Veuillotistischen Blätter in Gent und Brügge gestürzt worden. Er hatte eben erst die Feste organisiert, welche eine Versöhnung

der Parteien und eine Befestigung der Regierung zu bewirken schienen, als einige Wochen danach das Mandement des Genter Bischofs (Delbecque) gegen Laurent und die Genter Universität erschien. Da brach der Sturm los: man will uns geistig unterjochen 2c., hieß es in allen Blättern. Malou (der Bischof von Brügge) der kampflustigste, er liebt den politischen Kampf, weil er darin glänzt. Diese Bischöfe begreifen nicht, daß alle derartige Fragen in Belgien zu 3/4 politisch sind und nicht religiös. — Die französischen réfugiés sind höchst gefährlich, sie organisieren in allen Städten, auch den kleineren, des cercles artistiques et litéraires, in denen dann wöchentlich Konferenzen gehalten, die schlechtesten Blätter gelesen, die jungen Leute vergiftet werden; auch gutgesinnte Eltern lassen ihre Söhne dahin gehen, in der Meinung, so wohlfeil ihre Erziehung dort vollenden zu lassen. Aus Frankreich kamen die vorgeschrittensten Radikalen nach Belgien, um Vorträge in diesen Cercles zu halten ... Alle anderen katholischen Zeitschriften (außer Kerstens Journal de Liège) sind mehr oder weniger in den Univers-Prinzipien: besonders Le bien public de Gand und La patrie von Brügge, diese fanatisch, unter der Inspiration der Bischöfe Delbecque von Gent und Malou von Brügge. Der Kardinal von Mecheln (Sterckx) dagegen billigt die gemäßigte Richtung 2c. . . . Belgien ist verloren, wenn die Katholiken nicht von dem Veuillotistischen Fanatismus zur Mäßigung sich wenden ... Rückkehr zu den conciliatorischen Grundsätzen von 1830 ist notwendig. L'instruction primaire ist in den Händen des Klerus, es ist also noch Hoffnung. Roter Republikanismus und Sozialismus entwickelt sich in Belgien rasch und mächtig. Die Logen haben seit 6 Jahren erst eine politische Richtung angenommen. Feste Organisation derselben ... Die katholischen Journale werden von jungen Leuten geschrieben, die den Sociétés de S. Vincent de Paul angehören; Gefahr, die darin liegt, auch für

die Sociétés; das Haupt der französischen Sociétés riet vergeblich ab." Ein Bischof sagte ihm dagegen: „Die Liberalen haben keine Leute von Talent; ils se battent les flancs pour avoir de l'esprit etc. Die Masse des Volkes ist katholisch, und auf diese rechnet der Bischof; il peut bien y avoir du secours. de Decker und Vilain seien unpraktische Männer, des poètes, die alles mit Konzessionen hätten ausrichten wollen. Der Bischof scheint dem üblen Willen des Königs die Hauptschuld beizulegen."[4])

In England hatten die kirchlichen Verhältnisse sich seit Döllingers letzter Anwesenheit (1851) wesentlich geändert: Die Konvertiten fingen an, ihre Tendenzen immer mehr geltend zu machen und den geborenen Katholiken oder „Altkatholiken", wie sie sich im Gegensatze zu jenen nannten, über den Kopf zu wachsen. Die einen, wie Faber, der Vorstand des Londoner Oratoriums, kannten nichts Höheres als Scholastik und eine abstruse Mystik, die anderen gingen in ihrer Verachtung der deutschen Theologie so weit, daß sie behaupteten, selbst Möhler und Görres seien weit von den richtigen theologischen Ansichten abgeirrt; bei Klee und Kuhn fanden sie große Ketzereien und Ringseis beschuldigten sie des förmlichen Pantheismus. Ebenso wenig imponierten diesen Männern mehr die älteren Werke Döllingers, und seine ins Englische übersetzte Kirchengeschichte, einst so sehr gerühmt, traf nunmehr der Tadel, daß sie in der Verteidigung der päpstlichen Charaktere nicht entschieden genug sei. Ja, nach Fabers Meinung konnte man überhaupt aus der deutschen katholischen Litteratur nur sehr schlechte Dinge einsaugen. Einsichtigere Konvertiten aber durften sich, wenn sie nicht sofort ihr Ansehen einbüßen wollten, gegen diese Richtung nicht erheben. Als Newman, isoliert, sich von der katholischen Universität in Dublin in das Oratorium zu Birmingham zurückgezogen hatte und hier eine neue Schule zu gründen gedachte, setzte der Plan sogleich seine Geg-

ner, der Kardinal Wiseman und Faber an der Spitze, gegen ihn in Bewegung. Und ebenso war der Kardinal gegen die Zeitschrift Rambler, welcher Newman, Acton, Döllinger zur Seite standen, in einem Artikel, „Catholic Dangers“, in dem Dublin Review aufgetreten.

So ungefähr war die kirchliche Lage, als Döllinger anfangs September 1858 das Land wiedersah, und ihr entsprechend mußte auch seine jetzige Aufnahme eine andere sein, als früher, wenn er nicht gar schon offenem Übelwollen begegnete, wie die auffallende Notiz Actons zu besagen scheint: „Sie (Döllinger) haben das Maß der anglokatholischen Beschränktheit noch bei weitem nicht ergründet. Über unsere Reunion in A... laufen die sonderbarsten Gerüchte... Die populäre Ansicht ist, daß dabei eine Menge Konvertiten sich verschworen haben, die Hälfte zu apostasieren, die übrigen zu bleiben, in der Hoffnung, als Scheinkatholiken durch den Rambler noch mehr zu schaden. Der Kardinal selbst hat sich an verschiedenen Orten darüber erkundigt, besonders ob Newman dabei gewesen.“ Einen Mißerfolg hatte seine Reise aber auch insofern, als er Gladstone nur brieflich begrüßen konnte: „... Ich war in der Hoffnung, Sie zu sehen und Ihnen persönlich für das gütige Geschenk Ihres Bandes über Homer[5]) zu danken, anfangs September nach England gekommen. Diese Hoffnung ist aber leider nicht erfüllt worden, da ich auf Nachfrage in Ihrer Wohnung erfuhr, daß Sie abwesend seien und so bald nicht zur Stadt kommen würden. Ich aber muß morgen nach München zurückkehren. So empfangen Sie denn schriftlich meinen Dank. Ich sehe, daß wir über manche Punkte des Hellenischen Religionswesens verschiedener Ansicht sind; diese Verschiedenheit erklärt sich um so leichter, als ich bei meiner Darstellung eigentlich nur wenig auf Homer Rücksicht nahm, sondern hauptsächlich das Götterwesen und den Kult, wie sie sich im historischen Zeitalter, seit den Perser-

kriegen, ausgebildet hatten, schildern wollte. Ich kann freilich nicht leugnen, daß ich auch im Homer schon manches mit anderen Augen ansah, als Sie. Nun, zu meiner Freude ist unsere Übereinstimmung in anderen Fragen, politischen und sozialen, um so größer. Mit größter Aufmerksamkeit und oft mit Bewunderung habe ich in jüngster Zeit Ihre parlamentarische Laufbahn verfolgt; und insbesondere hat mir Ihr mannhafter, beharrlicher Widerstand gegen die Divorcebill das größte Interesse abgewonnen. Möge sich bald eine politische Kombination ergeben, die Ihnen gestattet, in der Regierung des Brittischen Reiches wieder die Stelle einzunehmen, welche der Überlegenheit Ihres Geistes, Ihrer Beredsamkeit und Ihrem Charakter gebührt ..." (Oktober 7.).

Kaum war aber Döllinger über Bonn nach Hause znrückgelangt, so drang bereits von jenseits des Kanals ein Hilferuf zu ihm herüber. Die mit dem Rambler vorgenommene Reorganisation schien dem Kardinal zwar zu genügen, aber alsbald liefen bei ihm neue, gegen die Zeitschrift gerichtete Denunziationen ein, und eine Äußerung in ihr, daß der hl. Augustinus „der Vater des Jansenismus" sei, verursachte neuen Lärm. In dieser Lage sollte Döllinger helfen, der auch seine hilfreiche Hand bot und an den Herausgeber des Rambler einen Artikel in Briefform sandte: The paternity of Jansenism (im Dezember 1858 erschienen), worin Döllinger mit Citaten aus den berühmtesten Theologen der letzten Jahrhunderte bewies: Der Schreiber des Passus über die Vaterschaft des Jansenismus befindet sich, wenn er dies mit den notwendigen Restriktionen versteht, in sehr guter, ich möchte sagen, in der erlesensten Gesellschaft. „Ich kenne keine bessere in der Kirche". —

Während Döllingers Abwesenheit hatte sich auch in München ein Ereignis vollzogen, in dem man eine neue Zurücksetzung und Kränkung desselben erblicken wollte. König Maximilian II.

hatte unbeirrt durch mißgünstige Stimmen sein Ziel, „den wissenschaftlichen Geist in seinem Volke zu wecken", weiter verfolgt, im Jahre 1852 eine „naturwissenschaftlich-technische" und 1855 eine „archivalische Kommission" für Herausgabe von Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte gegründet, im Jahre 1858 eine ganze Reihe wissenschaftlicher Unternehmungen unterstützt und jungen Gelehrten Stipendien zu wissenschaftlichen Reisen oder zum Besuche außerbayerischer Universitäten erteilt. Jetzt sollte ein weiterer Schritt geschehen und unter Auflösung der „archivalischen Kommission" eine „historische" gegründet werden. Am 28. August 1858 unterzeichnete der König das Gründungsdekret und schon am nächsten Tage erfolgte der Zusammentritt der hervorragendsten Historiker Deutschlands, um ein definitives Statut und die nächsten Aufgaben der Kommission zu beraten. Es waren, da Chmel in Wien krank, Böhmer in Frankfurt und Kopp in Luzern auf Reisen gegangen waren, allerdings zumeist Norddeutsche oder Männer der gleichen Richtung, was schon übel vermerkt wurde; noch übler deutete man es aber, daß Döllinger nicht beigezogen worden war, und Jörg hat nicht vergessen, in seinen „Erinnerungen" noch an diese Zurücksetzung Döllingers zu erinnern.

Es waren andere Vorgänge, welche Döllinger tief verstimmten. Vor allem die Strafversetzung des Redakteurs der historisch-politischen Blätter Jörg durch den Minister des Innern Graf Reigersberg auf die Offiziantenstelle des Archivkonservatoriums in Neuburg a. D. (1858, November 26.), die, wenn er auch Titel und Rang behielt, um so kränkender war, als die Stelle ein unständiger Schreiberposten war, den zuerst ein Kammmachergeselle, darauf ein Mann bekleidet hatte, welcher nur zwei Lateinschulen und einen landwirtschaftlichen Kurs durchgemacht hatte. Dann die politische Lage im Jahre 1859, welche Napoleon III. beim Neujahrsempfange der Diplomaten

durch die an den österreichischen Gesandten gerichteten Worte eingeleitet hatte: die Beziehungen Frankreichs zu Österreich sind „nicht so gute, als ich sie zu sehen wünsche“. In Wien und Turin hatte man diese Worte sogleich verstanden, und die Thronreden bei der Eröffnung der piemontesischen und französischen Kammern waren so deutlich, daß alle Welt Krieg gegen Österreich und die in Italien bestehende Ordnung befürchtete. Keine Großmacht, auch nicht Preußen, wollte sich aber Österreichs annehmen, worüber in Süddeutschland, insbesondere in Bayern, eine ungeheuere Aufregung entstand. Wenn Deutschland und Preußen nicht wollten, meinte man, so müsse doch wenigstens Bayern etwas für Österreich thun. Da aber auch von dieser Seite nichts geschah, schrieb man es den „norddeutschen“ Sympathien des Königs und seiner „gothaischen“ oder „fremden“ Umgebung zu, aus der auch einzelne von ihren politischen Anschauungen kein Hehl mehr machten, nachdem sie die Zeit gekommen glaubten, wo das Kleindeutschtum über das Großdeutschtum siegen müsse. Neben dem Kriege, welcher auch den Kirchenstaat in Mitleidenschaft zog, regte das bayerische Volk aber der leidenschaftlich seit Jahren zwischen der II. Kammer und dem Ministerium von der Pfordten-Reigersberg geführte innere Kampf auf und verbitterte es immer mehr. Endlich drohten auch in der Gelehrtenwelt den Katholiken die größten Gefahren. Denn wie in Bayern, so gab es in Preußen eine Partei oder Schule, welche unter Verdrängung der nicht zu ihr Gehörigen, insbesondere aber der Katholiken, die Universitäten ꝛc. an sich reißen wollte; und Sybel erklärte gar im Frühjahr 1859 im I. Heft seiner „historischen Zeitschrift“ dem „Ultramontanismus“ den Krieg, weil er „die nationale und geistige Entwicklung der Autorität einer äußeren Kirche unterwirft“.

Da kannte auch Döllinger keine Zurückhaltung mehr. „Hier geht es zu wie im Tollhaus“, schrieb er an Jörg und

faßte den Entschluß, in einer Denkschrift die gegenwärtige Lage der Dinge in Europa und die nächste Zukunft, insbesondere aber die Zustände Bayerns darzustellen. Seine Bekannten, wie Bibliothekar Böhmer in Frankfurt, Prof. Braun in Bonn, V. A. Huber in Wernigerode, Erzbischof Deinlein in Bamberg u. a. sollten dafür zuverlässiges Material sammeln und ihm zugehen lassen. Aber nur Deinlein teilte ihm in einem langen Briefe die Ergebnisse der von ihm angeordneten Recherchen der Dekanate über die Zahl der gemischten Ehen und über die Kindererziehung in denselben mit (1859, Mai 22.). Alle anderen zögerten, und auch V. A. Hubers umfangreiches Schreiben vom 29. Juli enthielt nur Klagen und Erwägungen, aber kein greifbares Material. Dennoch gab Döllinger seinen Plan nicht auf. Am 3. August schreibt er aus Tölz an Jörg: „Bayerns Gegenwart und Zukunft, Ultramontanismus, Stupidität, Blindheit der von Gotha geleiteten inneren und äußeren Verwaltung, Perfidie der ›Allgem. Zeitung‹: Das sind die Themata", und am 6. August: „Die Hauptsache sind jetzt die Bavarica. Ich bitte Sie nur, da ich doch sozusagen materieller Collaborator geworden bin und guten, soliden, verlässigen Stoff zu den effigies Bavariae praesentis zu liefern mich anheischig gemacht habe, mich dabei mit Notizen zu unterstützen. Die ganze bodenlose Nichtsnutzigkeit der Zwehlschen Verwaltung, Schulwesen, Verderben der Gymnasien &c. Wissen Sie keine Broschüre, in der Schlaglichter auf die gegenwärtigen bayerischen Zustände fallen? Wir wissen Alles zu verwerten, glauben Sie mir. Aber tace quoad autorem oder autores!" Er verhandelt auch schon mit Herder über den Verlag der Schrift: „Die Schrift oder Denkschrift, für die ich mich so besonders interessiere, Produkt eines unserer Abgeordneten, bespricht die gegenwärtige Lage der Dinge in Europa und die nächste Zukunft, dann die Zustände Bayerns insbesondere, und wenn mich nicht alles täuscht, so wird sie

durch die Aufschlüsse, die sie mitteilt, nicht geringe Sensation machen. Da die Entlassung der Kammer schon in einigen Tagen erfolgen wird, so fällt die Notwendigkeit größter Beschleunigung hinweg, und kann glücklicherweise der Schrift die gehörige Reife und Ausdehnung gegeben werden. Die Zahl der Bogen kann ich aber noch nicht bestimmen, jedenfalls nicht unter 12. Die Hauptsache wäre nun ein ganz guter und verlässiger Korrektor — haben Sie dort einen solchen? Das Manuskript wird sehr deutlich geschrieben sein. Sollte es nicht möglich sein, durch einen Korrektor in Freiburg einen vollkommen fehlerlosen Text (was gerade in diesem Falle absolut notwendig ist) herzustellen, so müßten die Bogen unter Kouvert nach M[ünchen] geschickt werden. Dies wird wohl das Beste sein. Bezüglich der Stärke der Aufgabe schlage ich vor: 1500 zu drucken. Ich befürchte nicht, daß viele davon liegen bleiben. Honorar wird keines verlangt; ist der Absatz gut, so begnügt sich der Verfasser mit einer Partie Bücher, deren Titel er Ihnen dann angeben wird . . . Das zweite ausführlichere, auf etwa 3 Bände berechnete Werk von mir soll etwa den Titel führen: Geschichtliche Briefe — doch darüber sprechen wir einmal mündlich" (Tölz, August 6.).

Die Schrift kam trotzdem nicht zu Stande, nicht weil, wie Jörg meint, Döllinger „selbst bereits wieder unterbrochen war durch Studien über den Kirchenstaat, dann der königliche Auftrag, der Orden und endlich die ›Historische Kommission‹ kam", sondern aus ganz anderen Gründen. Den Ausschlag gab wohl Böhmer, der am 16. August ablehnend antwortete, überhaupt der Schrift wegen der Gleichgültigkeit der unter den Zuständen Leidenden jede Wirkung absprach und schloß: „An diesem Punkt der Gleichgültigkeit scheitert alles; sie wird nur aufhören, wenn man mehr Not geduldet hat, wie sich ja auch der Münchner Philister zur Lola-Zeit erst regte, als er fürchten mußte, daß seine Studenten abzögen, ohne die Miete bezahlt

zu haben".[6]) Andere, wie Braun in Bonn, antworteten gar erst am 11. Dezember und später; es hat aber auch Jörg, wie es scheint, nichts weiter als sein bis ins Jahr 1858 reichendes „Curriculum vitae" beigesteuert.

Es forderte jedoch auch der Gang der Dinge in Bayern Zurückhaltung. Denn als dem König „die Gärung der Gemüter nicht unbekannt blieb, wollte er wissen, wie sein Volk über ihn denke, was man mißbillige, was verwerfe ... Stimmführer aus zwei sehr verschiedenen Lagern wußten ihn damals von den Fehlern seiner Politik zu überzeugen: von altbayerisch-nativistischer Seite hieß es, das Volk sei wohl in allen Stücken zufrieden mit ihm, aber es nehme Anstoß an seiner ›fremden‹ Umgebung, an den norddeutschen Beratern seiner wissenschaftlichen — und vielleicht gar seiner politischen — Pläne; von liberaler Seite dagegen behauptete man, die innere Ruhe werde nur dann wiederkehren, wenn ein ehrlich liberales Ministerium, minder beeinflußt vom Kabinet, an die Spitze trete und nach streng konstitutioneller Richtschnur in Eintracht mit dem Landtage seine gemessenen Pfade geht".[7]) Dadurch war aber der König, der, ohne verwirrt zu werden, zwei Meinungen nicht zugleich hören durfte, nur noch schwankender geworden und neigte wieder seinen Ministern von der Pfordten und Reigersberg zu, welche ihn zum Staatsstreich und Verfassungsbruch antrieben. Er hatte nur das Bedenken, ob er seinen Eid brechen dürfe, und stand sofort von dem Plane ab, als der von ihm darüber befragte Erzbischof Scherr den Meineid für Sünde erklärte. Ja, er ging sogar auf die Bitte des Erzbischofs ein: „Majestät, geben Sie Ihrem Volke den Frieden wieder!" nnd sprach das jubelnd von seinem Volke aufgenommene Wort: „Ich will Frieden mit meinem Volke haben". Konnte und durfte da eine Schrift, wie sie Döllinger eben plante, einen Mißton hineintragen? Das wäre ein frevelhaftes Beginnen gewesen; er durfte nicht anders, auch er mußte

sich dem allgemeinen Vertrauen des Volkes auf den König anschließen; und König Maximilian brach wirklich mit sich selbst und machte eine Schwenkung.

In diesem Zusammenhange, als Folgen dieser Schwenkung des Königs, muß man auch die königlichen Gunsterweisungen, welche nunmehr Döllinger erfuhr, auffassen. Denn sie erfolgten nicht, um ihn zu bestechen oder zu den „Berufenen“ hinüberzuziehen, sondern um die neue Richtung kund zu thun. So, wenn Löher schon unterm 30. Juli 1859 an Döllinger aus Hohenschwangau schrieb: „Se. Majestät der König vermißten bisher unter den Vorschlägen zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen Werke theologischen Inhalts. Damit diese erhabene Wissenschaft nicht länger unvertreten bleibe, geruhten Se. Majestät, mich allergnädigst zu beauftragen, an Ew. Hochwürden mit dem hochachtungsvollen Ersuchen mich zu wenden, geneigtest mir solche theologische Werke und wissenschaftliche Unternehmungen zu bezeichnen, welche erfolgreich durch Allerhöchste Municifenz gefördert werden können“. Einstweilen sei dafür jährlich eine Summe von 2000 fl. festgesetzt. Die kgl. Municifenz sei übrigens auch „bereit für Stipendien, Reisen und sonstige persönliche Förderung solcher jungen Theologen, von deren vorzüglicher sittlicher und geistiger Tüchtigkeit sich Kirche und Vaterland segensvolle Früchte versprechen dürfen“. Döllinger möge daher Vorschläge machen.

Döllinger ging bereitwillig auf das königliche Anerbieten ein. Noch in den Herbstferien kam er nach Bamberg, um sich bei dem Erzbischof Deinlein zu erkundigen, „ob er nicht einen jungen Geistlichen habe, der sich der Kirchengeschichte zu widmen gesonnen sei. Er habe es mit Altbayern und Schwaben versucht; keiner habe ausgehalten“. Der Erzbischof wies auf den Verfasser dieses Werkes hin, dem er eben die Erlaubnis zur Fortsetzung seiner Studien in München gegeben habe; ob er sich für das Studium der Kirchengeschichte eigne, müsse Döllinger

selbst sehen. Unterm 1. Oktober 1859 schlug er Schönfelder für ein Stipendium zu einer Reise nach London vor, um dort die Abschrift einer syrischen Handschrift zu nehmen, und die Unterstützung der Herausgabe der von dem nämlichen jungen Gelehrten aus dem Syrischen übersetzten „Kirchengeschichte des Johannes von Ephesus“. Ein zweiter Plan, den Döllinger zu gleicher Zeit unterbreitete, betraf „die Herausgabe kirchengeschichtlicher Handschriften aus dem 14. bis 16. Jahrhundert“, wobei er zunächst die von Dr. Heine hinterlassenen spanischen Aktenstücke zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts im Auge hatte. Es wurde alles, die Reise nach London ausgenommen, bewilligt. Im nächsten Jahre erhielt auch Andreas Niedermayer auf Döllingers Fürsprache ein Stipendium von 700 fl., „gerade zur rechten Zeit“, um länger in der Nähe Böhmers in Frankfurt weilen zu können, und „dieser Strahl königlicher Gnadensonne“, versichert Niedermayer — „wurde von allen Katholiken Bayerns freudig begrüßt“ (1860, Juli 1.). Und nur wenige Monate später, im Dezember 1860, empfingen noch drei andere junge Theologen, darunter der Verfasser, Stipendien von je 400 fl.

Die Kunde von dem an Döllinger ergangenen königlichen Auftrage, kirchengeschichtliche Materialien herauszugeben, wurde überall von den katholischen Gelehrten freudig vernommen. Kampschulte schlägt schon am 6. Januar 1860 ein Corpus catholicorum vor; Floß bietet Materialien an (Februar 5.); Lämmer in Rom sagt die von ihm gewünschte Beihilfe „mit großer Freudigkeit“ zu (1860, Dezember 22.), und Mone sen. schreibt: „Ich habe mich gefreut, daß der König ... auch für Ihre Sammlung Geld ... bewilligt hat, es war dies bei der dortigen norddeutschen Richtung nicht zu erwarten“ (1860, Dezember 5.).

Nur Jörg war anderer Meinung und fragte: „für welches neue Manöver nun wohl Ihr Name zum Schild

und Deckmantel werde dienen müssen?" (1860, November 8.) Jörg täuscht sich aber, wenn er in seinen „Erinnerungen" schreibt: „Erst gegen Ende des Jahres 1860 glaubte man im litterarischen Kabinett des Königs, wenigstens Schanden halber, an den ›großen Gelehrten‹ denken zu sollen." Er muß auch die Zahlen falsch gelesen haben, wenn er Döllinger am 2. Januar 1861 an ihn schreiben läßt: „Es ist einige Luftveränderung eingetreten. Zeichen davon sind: Streber hat einen Orden erhalten, Dompropst Prand, Kunstmann gleichfalls; mir ist sogar der Civilverdienstorden mit sehr gnädigen Worten verliehen worden." Denn in Wirklichkeit erhielt Döllinger den Civilverdienstorden mit dem damit verbundenen persönlichen Adel schon zu Neujahr 1860 und war bereits durch den ihm 1853 verliehenen Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst, den Jörg ganz ignoriert, hoffähig und damit sicher auch „zu den königlichen Abendzirkeln befähigt". Allerdings versichert Riehl ausdrücklich: „Im Laufe der Jahre hat der König Männer jeglicher Wissenschaft zu seiner gelehrten Tafelrunde geladen, nur einen Theologen von Fach erinnere ich mich niemals dort gesehen zu haben." Mit Döllinger hatte der König seine besonderen Unterredungen. —

Das Jahr 1860 verlief ruhig für Döllinger, wenn er auch an der allgemeinen Aufregung, welche die fortschreitende Annexion Italiens an das Königreich Sardinien und die wachsende Bedrängung des Kirchenstaates hervorriefen, teilnahm und sich öfter gedrängt fühlte, sich über die Frage des Kirchenstaates auszusprechen. Aber eingehendere Studien über sie, wie Jörg behauptet, machte er noch nicht, da alles, was sich in dieser Richtung aus seinem Nachlasse ergibt, Notizen aus den damals erschienenen Broschüren und Zeitungsartikeln sind, wie er sie auch sonst zu machen pflegte. Er war zu sehr mit dem Abschlusse des zweiten Bandes seiner großen Kirchengeschichte, deren ersten Band „Heidentum und

Judentum" bildete, und mit der Ausführung des königlichen Auftrages beschäftigt; es zeigt aber auch sein Briefwechsel mit Herder in Freiburg, daß er an ein litterarisches Eintreten für oder gegen den Kirchenstaat nicht dachte. So heißt es am 30. Juli 1860: „Ich eile, Herrn J. Janssen diese Zeilen als Antwort auf Ihren freundlichen Brief mitzugeben ... Sie wissen, daß ich selber den Wunsch habe, Ihnen ein Buch in Verlag zu geben. Ich hege fortwährend diesen Vorsatz. Aber ich arbeite langsam; das eben jetzt von mir erscheinende Buch von mäßigem Umfange [Christentum und Kirche 2c.] hat mich 2½ Jahre angestrengter Arbeit gekostet, und in Bezug auf dieses war ich durch altes Übereinkommen an Manz gebunden. Die ›Briefe über katholische und protestantische Kirche und Geschichte‹, von denen ich Ihnen früher schrieb, bilden noch immer ein Lieblings-Projekt, das ich gar zu gerne ausführen möchte, und es versteht sich, daß sie dann in Ihrem Verlage erscheinen, wenn Sie sie wollen. Aber soll ich eine Zeit vorausbestimmen, wann sie erscheinen werden? ich kann und darf es nicht, da ich nicht weiß, ob ich mein solchergestalt gegebenes Versprechen zur gehörigen Zeit dann auch lösen werde. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen treu bleibe, und daß, sobald ich etwas anderes schreibe, als die kirchengeschichtlichen Werke, bezüglich welcher ich an Manz gebunden bin, ich jedenfalls Ihnen den Verlag anbieten werde ... Daß Sie einen so außerordentlich hohen Wert darauf legen, ein Werk von mir zu verlegen, das hat etwas Rührendes für mich, obwohl ich es nicht recht begreife. Der Absatz wird jedenfalls nicht so glänzend sein, wenn ich nach dem bisher Erfahrenen urteilen soll."

Und ebenso enthält ein Brief aus Tölz vom 21. September an den Oberbaurat Bader in Freiburg noch keine Spur von einer eindringlichen Beschäftigung mit der Frage des Kirchenstaates. „Vor allem meinen herzlichen Dank für die freundliche Gabe Ihres trefflichen Buches [die katholische Kirche

im Großherzogtum Baden 1860], mit welchem Sie in der That der katholischen Kirche Deutschlands ein wertvolles Geschenk gemacht und einen wichtigen Dienst geleistet haben. Ich gestehe, daß ich Ihnen eine so gründliche Einsicht in die inneren Verhältnisse und Bedürfnisse der Kirche, wie Sie hier bewiesen haben, wie überhaupt einem Laien, nicht zugetraut hätte. Und dazu haben Sie noch den erfahrenen praktischen Sinn des Geschäftsmannes mitgebracht, so daß das Buch besser geworden ist und hoffentlich mehr wirken wird, als wenn es der gelehrteste Theologe oder irgend ein Geistlicher geschrieben hätte. Ich habe so lange es verschoben, Ihnen meinen Dank und meine freudige Anerkennung auszusprechen, weil ich, selber mit einem neuen Buche beschäftigt und durch den Drucker scharf gedrängt, schlechterdings keine Zeit finden konnte zur aufmerksamen Lesung Ihres Werkes. — Mit Spannung blicken wir nun auf den weiteren Verlauf der Dinge in Baden, wo die Sache der Kirche und der Freiheit dem Anschein nach eine vollständige Niederlage erlitten und die Durlach-Gothaische Partei eben so komplet gesiegt hat. Wahrscheinlich sind indes auch Sie der Ansicht, daß es nicht so bleiben werde — wenn nur die Katholiken in Baden den Mut nicht verlieren und vor allem unter sich einig bleiben. Wie gerne möchte ich über diese und andere Dinge mit Ihnen verkehren können," aber das schlechte Wetter kann Sie kaum reizen, nach Tölz zu kommen, „wo man sich Ihrer Erscheinung so sehr erfreuen würde."

Tölz oder eigentlich das Haus Herder dort war überhaupt damals der Ort, wo sich gerne eine Anzahl Freunde, wie Höfler, v. Andlaw, der Geograph Daniel u. a., um Döllinger versammelte, um ihn mehr und ungestörter, als in München, genießen zu können. In Ihren Briefen spricht sich daher stets das lebhafteste Bedauern aus, wenn sie verhindert waren, sich dort einzufinden, wie in dem Heinrichs v. Andlaw, der zugleich ein Licht auf die damalige politische Anschauung

Döllingers fallen läßt: „Für die richtigen Auslegungen Lehnins scheinen Sie noch nicht gewonnen, es wäre sonst Preußen nicht Ihr lachender Erbe in spe. Lebt der Schicksalsmann doch immer noch, trotzdem, daß er immer stirbt" (1860, Oktober 6.).

Im Herbste dieses Jahres kam Döllinger auch in nähere Berührung mit der Historischen Kommission, welche beschlossen hatte, in die von ihr herauszugebende Geschichte der Wissenschaften eine Geschichte der katholischen Theologie in Deutschland seit 1550 aufzunehmen, und dafür keinen geeigneteren Mann finden zu können glaubte, als ihn. Sybel, der Sekretär der Kommission, welcher ihn darum bitten sollte, erzählt selbst über seine Verhandlung mit Döllinger: „Sichtbar erfreut sprach Döllinger seinen Dank für das ehrende Vertrauen, zugleich aber auch die Ablehnung des Antrags aus, und zwar aus zwei Gründen, einem persönlichen und sachlichen. Der persönliche war, daß er bereits mehr litterarische Aufgaben übernommen hätte, als er bei seinem hohen Alter würde erfüllen können, der sachliche ging dahin, daß seit dem Eindringen der Jesuiten in die katholischen Universitäten die katholische Theologie Deutschlands stagniert und also keine Geschichte bis auf Möhlers Auftreten gehabt habe, woraus sich unabweislich der Schluß ergebe, daß er auch keine Geschichte derselben schreiben könne." Da aber die Kommission gleichwohl eine Geschichte der katholischen Theologie haben wollte, so schlug er ihr Werner in St. Pölten dafür vor, leitete selbst die Verhandlungen mit ihm und stand ihm bei Abfassung des Werkes mit Rat und That, auch durch Besorgung der Litteratur aus den Münchner Bibliotheken bei. Wenn aber Sybel an jenem Tage erkannt zu haben glaubte, „daß der Historiker Döllinger bereits zu der inneren Entscheidung gelangt war, welche ihn dann Schritt auf Schritt bis zu dem offenen, ganz Deutschland erschütternden Bruche mit dem unfehlbaren Papst-

tum geführt hat“,[8]) so werden die Leser der Biographie in der Lage sein, sich selbst ein Urteil darüber zu bilden.

Aus einer solchen Begegnung mit Sybel darf man indessen nicht schließen, daß sich Döllingers Verhältnis zu den „Berufenen“ wesentlich besser gestaltet hatte. Denn gerade um diese Zeit schreibt er an Jörg: „Aus guter Quelle höre ich, daß man jetzt damit umgeht, neue Kräfte für die ›Süddeutsche Zeitung‹, welcher Sybel weit mehr, als Bluntschli, ihren spezifischen Charakter imprimiert habe, hieher zu ziehen. Die wird also der König unter irgend einem Titel bezahlen müssen oder der Staat. Dennoch wird mir versichert, in politicis habe Sybel keinen Einfluß, seien Se. Majestät fest und korrekt“ (1860, November 5.). Es thaten aber auch die „Berufenen“ mancherlei, um die Spannung zu steigern. Als am 10. November der Sekretär der historischen Klasse der kgl. Akademie der Wissenschaften, Reichsarchiv-Direktor und Professor Rudhart, starb, mußte nach den Statuten sofort die Wahl eines neuen Klassensekretärs vorgenommen werden. Unter normalen Verhältnissen hätte nun gar kein Zweifel daran aufkommen können, daß, wenn man von dem bereits 70jährigen Staatsrat von Maurer absehen wollte, Döllinger zu wählen sei. Das war aber nicht nach dem Sinn der „Berufenen“: Sybel wollte keinen „Nativisten“, und Liebig, seit 15. Dezember 1859 Präsident der Akademie, wünschte Sybel. Doch diesmal ging es nicht nach ihren Wünschen. Liebig mußte „hören, daß viele Mitglieder wegen Sybels ›Böswilligkeit gegen Österreich‹ einen echten Großdeutschen vorzögen“, und der war — Döllinger.[9])

Noch im gleichen Herbste erschien der II. Band der großen Kirchengeschichte: Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung. Er schloß sich unmittelbar an „Heidentum und Judentum“ an: wie dieses Buch den Verlauf und das Ausleben der alten Welt darstellte, so jenes die

Grundlage und erste Entwicklung der neuen, so daß es sich auf die Höhe einer Geschichte der Menschheit erhebt. „Es ist“ — schreibt Döllinger selbst darüber im Vorwort — „nur ein Zeitraum von 70 Jahren, mit dessen Darstellung das vorliegende Buch sich befaßt, und zudem ist es im Grunde nur Ein Ereignis, von welchem hier gehandelt wird, ein Ereignis und eine Stiftung, welche dem weitaus größten Teil der Zeitgenossen entweder unbekannt blieben oder viel zu unbedeutend schienen, als daß sie es der Mühe wert erachtet hätten, sich näher mit denselben zu beschäftigen. Gleichwohl ist diese Spanne Zeit die wichtigste in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechtes. Die Gründung der christlichen Kirche ist der Schluß einer Jahrtausende langen Vorbereitung und Entwicklung und zugleich der Anfang einer neuen Weltordnung. Die Welt vor Christus, und die Welt nach Christus. Dies ist und bleibt die einfachste und richtigste Einteilung der Geschichte. — Nur Anfänge sind es, nur die einfache, senfkornartig in sich beschlossene, Fremden ihr Inneres verhüllende Gestalt der apostolischen Urkirche ist es, welche der Betrachtung hier vorliegt. Aber in diesen Anfängen liegen die Kräfte und Keime einer Kultur, welche in ihrer universalen, auf die ganze Menschheit gerichteten Bestimmung nach achtzehn Jahrhunderten noch immer im Werden und in stetem Wachstum begriffen ist, liegt ein Reichtum schöpferischer Ideen, eine Fülle von neuen Gestaltungen in Staat, Kirche, Kunst, Wissenschaft und Sitte beschlossen, welche noch lange nicht erschöpft sind, vielmehr auch noch in künftigen Zeiten Erkenntnisse und Einrichtungen zu Tage fördern werden, die wir jetzt noch kaum zu ahnen vermögen. Der Naturforscher, der ein Samenkorn öffnet und zerlegt, vermag auch mit dem schärfsten und aufmerksamsten Blicke nicht zu erkennen, welche Pflanzenbildungen dieses Korn potentiell und substantiell in sich trägt, vermag nicht die Gestalt zu zeichnen, zu welcher es empor-

wachsen wird. So würde der scharfsinnigste Römer oder Grieche, wenn er auch die jungen Christengemeinden in seiner Nähe noch so sorgfältig und mit der ganzen ihm möglichen Unbefangenheit beobachtet hätte, entweder auf jede Voraussagung hinsichtlich ihres ferneren Ganges und ihrer künftigen geschichtlichen Stellung verzichtet, oder aber ganz andere Dinge, ja eher das Gegenteil derjenigen Ereignisse und Zustände, die in der Folge sich verwirklichten, in Aussicht gestellt haben. Und nicht bloß Heiden, die Christen selber waren noch weit entfernt, die weltbildende Macht und Tragweite der geistigen und sittlichen Kräfte zu überschauen, welche in dem Schoße ihrer Genossenschaft niedergelegt, ihrer Pflege und Verwaltung anvertraut waren. Vor unsern Augen dagegen breitet sich die fast 2000jährige Geschichte des Christentums aus, unser Blick ist imstande, den mit innerer Notwendigkeit und Folgerichtigkeit sich vollziehenden Entfaltungsprozeß, diese stete Fortführung und Ausgestaltung zu umfassen und zu ermessen, welche nie über die anfängliche innere Wesensfülle, wohl aber, und weit, über die einfachen Umrisse, die primitiven Formen und Lebensäußerungen des apostolischen Zeitalters hinausgeht. In dem Lichte dieser langen Erfahrung, in welcher jedes Zeitalter als erläuternder Kommentar des vorausgegangenen dient, ist uns die Möglichkeit gegeben, tiefer in den Geist der apostolischen Kirche einzudringen, allseitiger ihr Wesen darzustellen, als frühere Geschlechter es vermochten."

Döllinger war nicht leichten Herzens an die Behandlung des Gegenstandes, die „nicht bloß für einen theologischen, sondern auch für einen weiteren Leserkreis berechnet" sein sollte, gegangen. „Mich selber wandelt" — schreibt er an Jörg, der die Korrektur der Druckbogen besorgte — „bei der Wichtigkeit und Heiligkeit des Gegenstandes zuweilen eine gewisse Besorgnis an, ob ich auch nicht eine Blöße gegeben, und wie es werde aufgenommen werden." „Wenn es mir nur

gelingt, der Hoheit der Sache durch meine Darstellung nicht allzu sehr Abbruch zu thun." Das Buch war indessen, trotz einzelner Mängel und Schiefheiten, welche zu besprechen hier nicht der Ort sein kann, zu einem Prachtwerk geraten, sowohl was die Sprache als die Behandlung des Stoffes betrifft. Freilich „auf kritische Detailuntersuchungen und Polemik gegen anders geartete Anschauungen", bemerkt Langen mit Recht, „ließ er sich hier nicht ein. Vom katholischen Standpunkte aus entwarf er plastische und schöne litterarische Gemälde oft in poetischer, bilderreicher Sprache, aber jedes Wort sorgsam an den Quellen abgewogen, wie Leben und Lehre Christi und der Apostel nach katholischer Auffassung des Neuen Testaments zu denken sei" (Beil. der A. Z. 1899 Nr. 49.).

Es liefen auch enthusiastische Briefe bei dem Verfasser ein. Sein alter Freund und Kampfgenosse von Moy schrieb aus Innsbruck: „Soeben habe ich von Manz Dein jüngstes Werk erhalten, das ich aber bereits zum größten Teile verschlungen habe. Verschlungen, denn seit mehreren Tagen habe ich mit Heißhunger jeden freien Augenblick benutzt, um es zu lesen. Empfange für diese kostbare Gabe meinen innigsten, wärmsten Dank. Welche Masse von neuer Belehrung habe ich daraus geschöpft! Mit welcher Klarheit ordnen sich unter Deiner Hand die Thatsachen und die Texte, und wie schwinden vor dieser Klarheit die Nebel der sogenannten Wissenschaft! Ich stehe bei S. 291 und fühle mich wahrhaft gelabt und erquickt. Nur bei ein paar Stellen vom Gesetz, der Gerechtigkeit, dem Glauben und den Werken, ist mir in der Auseinandersetzung der Paulinischen Lehre vorgekommen, als ob Du Dich da und dort ein bißchen wiederholtest. Bei einem anderen wäre mir das gewiß nicht aufgefallen; aber Du verwöhnst einen durch die unnachahmliche Schärfe und Sauberkeit Deiner Contouren. Ich habe an Boré geschrieben, daß er sich daran mache, das Buch zu übersetzen.[10]) Es stellt sich

würdig neben die Symbolik Möhlers und wird wohl nicht minderen Eindruck in der protestantischen Welt machen. Glücklich, wem es gegönnt ist, solche Werke hervorzubringen! Du feierst Siege, dauerhafter und glänzender als Garibaldi und Napoleon, und die kein Garibaldi und Napoleon je zu nichte machen kann. Es ist eine unsägliche Lust, die Wahrheit von allem Schutt, womit sie bedeckt worden, so glänzend in ihrer ursprünglichen Einfachheit vor unseren Augen gleichsam wieder erstehen zu sehen." Und gleichwohl keine Harmonie mehr zwischen beiden Männern! Denn Moy fährt fort: „Der Vorwurf, den Du mir bei meiner letzten Anwesenheit in München gemacht, war mir überraschend. Ich bitte Dich, lese Hallers Einleitung zur Restauration der Staatswissenschaft, Raumers Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, erinnere Dich an die Universitäten der Erzbischöfe von Cöln und Mainz, an die Doktrinen der ... [?] Schule, an Franz Ludwig, der eigens den Kantianismus an seiner Hochschule einführte, durchgehe die ganze rechtsphilosophische Litteratur des vorigen Jahrhunderts und sage, ob es nicht wahr ist, daß wir die Grundsätze, die wir in der Religion verworfen, in der Philosophie adoptierten, und daß wir die Grundsätze, welche die Protestanten für die Kirche aufgestellt, in ihrer Anwendung auf den Staat vollkommen agnoscierten. Freilich sind uns auch in dieser Anwendung auf den Staat Protestanten vorangegangen; aber wir folgten ihnen, und folgten ihnen selbständig und freiwillig, weil wir ihre Prinzipien in unsere Philosophie aufgenommen hatten. Hermes und Günther geben von dieser Aufnahme Zeugnis. Ich begreife nicht, wie Du am Ende gar zu der Vermuthung gekommen bist, die Du durchblicken ließest. Doch cum tua pace sit dictum" (November 25.).

Sein Jugendfreund V. A. Huber verbindet mit seinem Danke für das ihm übersandte Buch, in dem jetzt „unser

neuer Regierungs- und Konsistorialdirektor Bindewald über die Ohren sitzt“, eine Bemerkung über die von Fr. Michelis im September 1860 veranlaßte Erfurter Konferenz gläubiger Protestanten und Katholiken, welche er, weil ihm „tempus und modus sehr fehlgegriffen schienen, entschieden mißbilligte“. „Die erwünschte Heilung des großen Risses“ könne man nicht „machen“. Das veranlaßte Döllinger zum erstenmale sich eingehender über die Wiedervereinigungs-Frage zu äußern: „Eine Kirchenvereinigung können wir freilich alle zusammen und wenn unser 500 wären, und wir den reinsten Willen hätten, nicht machen, aber was wir könnten, das wäre: uns einander nähern als Christen, als Söhne eines Vaterlands, das Einende höher stellen, als das Trennende, einander zu verstehen suchen, das Gute auf jeder Seite anerkennen und hervorheben, von einander lernen und ruhig erwägen, was geschehen kann und soll, um die Dornen allmählich auszubrechen, an denen jeder bis jetzt sich blutig ritzt, der in Deutschland eine das konfessionelle Gebiet berührende Frage nur anfaßt. Ist es nicht so? So könnten wir Vorläufer und Wegebereiter desjenigen oder derjenigen sein, dem oder denen Gott, wenn es ihm gefällt, das Amt der Union und der Herstellung Deutscher Eintracht auftragen und gelingen lassen wird. Du magst mit der Notwendigkeit des Mißlingens des Erfurter Versuches ganz Recht haben. Ich verstehe das nicht, weil mir gar keine Details darüber bekannt sind, aber ich kann doch nicht glauben, daß Du damit den Stab brechen willst über jeden anderen ähnlichen Schritt, der nur eine persönliche Annäherung und freundliche Besprechung, allenfalls auch gewisse gemeinschaftliche Verabredungen zum Zwecke hätte. Ich würde wenigstens mit Freuden dazu mitwirken, daß vorläufig in offenem, freundlichem Ideen-Austausch ein modus vivendi et procedendi verabredet würde, irgend ein Anfang von festem Land des Friedens, von dem nicht befürchtet werden

müßte, daß ihn die Fluten der konfessionellen Polemik sogleich wieder hinwegspülen.

„So weit hatte ich geschrieben, als ich in der Hengstenbergschen Kirchenzeitung S. 47 ff. den betreffenden Passus las. Hengstenberg thut alles, um die Sache völlig hoffnungslos darzustellen, und die täppischen Mißgriffe, die, scheint es, von katholischer Seite begangen sind, nutzt er gehörig aus; und wenn, wie er will, die Schmalkaldischen Artikel in solchen Dingen maßgebend sein und bleiben sollen — dann lasciate ogni speranza! Dann müssen wir und unsere Enkel in dem polemischen . . . der città dolente, das unsere und unserer Vorfahren Sünden aus dem schönen Deutschland gemacht haben, rettungslos stecken bleiben. — Doch wer weiß: Vexatio dabit intellectum, und ich sehe schon die drohenden Schatten von 1848 wieder über die Bühne huschen“.[11])

Unterm 14. Dezember 1860 hatte Döllinger an Herder geschrieben: „Ich habe einen Verlagsartikel im Namen eines meiner besten Freunde, des Professors Deutinger, Ihnen anzubieten. Es ist eine in der hiesigen Universitätskirche vor einem gewählten Publikum gehaltene Reihe von religiösen Vorträgen über das Evangelium Johannis. Der Verfasser hat sie jedesmal, nachdem er sie gehalten hatte, sorgfältig ausgearbeitet; vorher haben wir öfter auf Spaziergängen die Sache miteinander durchgesprochen, so daß ich mich für dieses Werk, welches gewissermaßen eine populäre Religionsphilosophie bilden wird, lebhaft interessiere. Ich glaube, daß es in Ihrem Verlage einen der vorzüglichsten Artikel bilden würde. Deutinger ist sicher einer unserer idealsten Denker, und hat hier mit diesen Reden bei denen, welche dem Gedankengang zu folgen vermochten (darunter auch Damen), großen Beifall gefunden.“ Natürlich griff Herder sogleich zu, freute sich aber noch mehr über das ihm von Döllinger gegebene Versprechen, selbst nächstens etwas in seinem Verlage erscheinen

zu lassen, und fügte hinzu: „Dieser Wunsch lebt ganz besonders lebhaft in mir seit Erscheinen Ihres neuesten Werkes. Es mag Anmaßung sein, wenn ich es wage, mich gegen Sie über eine Ihrer Arbeiten auszusprechen. Doch diesmal kann ich nicht an mich halten, ich muß Ihnen sagen, daß ich das Buch für das bedeutendste auf diesem Gebiete halte, das ich erlebt, und daß ich mich darüber nicht nur unendlich freue, sondern manchmal förmlich schwelge im Gefühl dieser Leistung von katholischer Seite, für die Ihnen niemand mehr dankbar sein kann, als ich. Ich fühle mich ganz aufgerichtet in meiner Trauer über die Armseligkeit unserer Zeit und den Mangel an richtiger Erkenntnis von katholischer Seite dessen was not thut." „Diese Weihnachten mit Ihrem Buche in der Hand werde ich nie vergessen." Gerade aber daß ein Laie von der Bildung eines Herder das Buch so wohlgefällig aufnahm, freute Döllinger. Rascher als gewöhnlich antwortete er am 5. Januar 1861: „... Ich befinde mich — Gott sei Dank — wohl und suche mich in ernsten Arbeiten und Versenkung in die Vergangenheit gegen die trübe Stimmung, welche die Gegenwart und die finster drohende nächste Zukunft zu erzeugen ganz geeignet ist, zu verwahren. Im Ganzen und Großen bin ich guter Hoffnung; die Kirche Gottes wird aus diesen providentiellen Stürmen gereinigt und in der öffentlichen Meinung der Völker gehoben hervorgehen. Aber bis dahin — was werden wir erleben — durchmachen müssen? — Ich bin erfreut über die Teilnahme und das Lob, das Sie meinem neuesten Buch zukommen lassen. Wenn es Männern Ihrer Gesinnung und Bildung gefällt, und von solchen gerne gelesen wird, so ist das mehr als ich hoffen durfte, so sehr ich es auch wünsche. Den Theologen wird es ohnehin wenigstens als brauchbar erscheinen. — Ich beschäftige mich gegenwärtig mit einer Schrift, die ich Ihnen gerne zum Verlag überlassen will, wenn Sie sie mögen. Es soll eine Geschichte

des Papsttums in der Zeit von 1260—1320 werden, aber noch viel anderes aus jener Zeit soll darin dargestellt werden. Es versteht sich, daß ich viel Neues zu sagen habe, sonst würde mir nicht einfallen, gerade diesen Teil in einem besonderen Buche zu behandeln. Über den Umfang der Schrift kann ich für jetzt noch nichts sagen. Es käme viel Interessantes in der Schrift vor: Die Lage Italiens — die Wechselbeziehungen von Papsttum und Kaisertum — Dante und seine Doktrin — die Katastrophe Bonifatius VIII. u. s. w. Nun fragt sich aber: Könnte die Schrift nicht hier gedruckt werden? Es wäre mir dies viel bequemer und lieber, als wenn ich das Manuskript immer nach Freiburg schicken und von dorther die Korrekturen erhalten müßte. Daß man hier sehr hübsch druckt, sehen Sie an meinem jüngsten Buche.“

Das genannte Buch beschäftigte Döllinger noch einige Zeit, denn schon am 15. Januar schreibt er wieder: „Wegen des Honorars für das Buch über die Geschichte des Papsttums werden wir uns leicht verständigen ... Ich brauche zu dem fraglichen Buche folgende Schrift: Aegydii Romani de eccl. potestate ed. E. Car. Jourdain, Paris 1858. Bei Ihren Verbindungen in Paris wird es Ihnen nicht schwer sein, dieselbe aufzutreiben, und dazu möchte ich noch die kürzlich in Paris erschienene Correspondance de Béranger, 4 Bde., wenn ich nicht irre“; am 30. Januar spricht er von der Größe der Auflage, die zu bestimmen er Herder überlasse, und von dem Format des Buches. Endlich, nachdem Herder bei einem Herrn Kraut in Paris das Buch aufgetrieben, schreibt er am 15. Februar: „Wenn Herr Kraut die Schrift von Jourdain ... mir auf ein paar Tage zur Benützung zukommen lassen will, so ist mein Bedürfnis vollständig befriedigt. Es handelt sich hauptsächlich um Entscheidung der Frage, ob ein unter dem Namen des Ägidius Romanus längst gedrucktes Werk über denselben Gegenstand wirklich von ihm herrührt

oder nicht. Dazu genügt mir die Einsichtnahme der genannten Schrift. Was die Frage betrifft, ob Sie das Anerbieten des Kraut bezüglich einer Ausgabe der Schrift annehmen sollen, so bitte ich Sie, darüber ohne alle Rücksicht auf mich zu entscheiden ... Sie wissen, daß solche Schriften nur auf einen geringen Absatz rechnen dürfen, aber eine willkommene Bereicherung der kirchlichen Litteratur wäre sie allerdings. — Ihr Gedanke, eine Gallerie von Konvertiten neuerer Zeit herauszugeben, trifft mit einem längst von mir gehegten Wunsch oder Plan ganz zusammen. Ich habe selbst viel für ein solches Werk gesammelt, obgleich ich schon seit einigen Jahren erkannte, daß die Ausführung einem andern überlassen werden müßte. Ich bin aber jedenfalls erbötig, mein Material an Notizen und Schriften dem, der es etwa übernehmen wird, zu übergeben. Ich will mir die Sache noch überlegen und Ihnen dann darüber schreiben".

Der in diesen Briefen erwähnte Plan einer Geschichte des Papsttums in der Zeit von 1260—1320 wurde trotzdem nicht ausgeführt. Die Zeit ruhigen litterarischen Schaffens ist für Döllinger überhaupt mit „Christentum und Kirche" zu Ende. Es bricht der Kampf mit seinen Gegnern in der eigenen Kirche an. Immerhin dürfte der Anfang des zurückgestellten Werkes das Fragment in den „Akademischen Vorträgen": „Der Übergang des Papsttums an die Franzosen" (III, 211—222) und Teile daraus die Vorträge sein: „Die Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland im Mittelalter" (III, 56—77), „Anagni" oder „Die Gefangennahme und der Tod des P. Bonifaz VIII" (III, 223 - 244), „Dante als Prophet", „Deutschlands Kampf mit dem Papsttum unter Kaiser Ludwig dem Bayer" (II, 78—137) und „Der Untergang des Tempelordens" (III, 245 bis 273).

Siebentes Kapitel.

Die Odeonsvorträge über den Kirchenstaat; Aufregung darüber; „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat“; Aufnahme des Buches.

Die Frage, welche Döllinger im Jahre 1861 so viel Kummer bereiten und ihn auf eine neue Bahn drängen sollte, war keine theologische oder religiöse, sondern eine rein weltliche, politische — die des Kirchenstaates, welche die katholische Welt in immer größere Aufregung versetzte. Am 8. Januar 1861 wies Pius IX. das Ansinnen Napoleons III., freiwillig auf die von ihm abgefallenen Provinzen zu verzichten, entschieden ab, in einer Encyklika vom 19. Januar setzte er sämtlichen Patriarchen, Erzbischöfen u. s. w. die Gründe seiner Ablehnung auseinander und erklärte, lieber alles dulden und sogar sterben zu wollen, ehe er „die Sache Gottes, der Kirche und der Gerechtigkeit aufgebe“. Darauf entfesselte die Schrift: „Der Papst und der Kongreß“ in Frankreich einen Sturm der Entrüstung, und folgte am 29. Februar auf die Kundgebungen ihrer französischen Kollegen die Erklärung der Bischöfe von Belgien, Deutschland, Holland, England und der Schweiz, daß der Kirchenstaat wesentlich und unentbehrlich zum Bestand der Kirche sei, während Klerus und Volk zahllose Adressen an den Papst sandten und durch Sammlungen ihm die zum

Unterhalte einer Armee notwendigen Mittel zu beschaffen suchten. Doch alle diese Bemühungen hielten den Gang der Ereignisse nicht auf: am 18. September schon, nach der Schlacht bei Castelfidardo, stob die päpstliche Armee vor der sardinischen auseinander.

Döllinger konnte vor diesen Ereignissen die Augen nicht verschließen. Ohnehin schon in Rom 1857 zu der Erkenntnis gelangt, daß das Ende des Kirchenstaats nahe sei, blieb er auch ferner bei dieser Auffassung der Sachlage stehen und machte daraus kein Hehl, z. B. gegenüber Jörg, der als Redakteur der historisch-politischen Blätter sich ebenfalls der Sache so weit als möglich zu entschlagen suchte und am 1. Juni 1859 schrieb:[1]) „Ich nehme mich, wie Sie wissen um die italienischen Dinge nichts an, außer daß ich unseren Würzburger Schönfärber [Hergenröther] einzuschüchtern suche. Es hilft freilich nicht viel“. Dann am 31. Dezember 1859: „Was Sie mir vor bald zwei Jahren“ — also nach der Romreise — „über Ihre Ansicht von der Frage gesagt haben, ist mir sehr wohl erinnerlich. Aber ich glaube vorderhand, daß es dem Napoleon mit der Sache nicht einmal Ernst ist; ich halte den Zwischenfall für eine Finte und zudem für eine feine Berechnung, um die gottverlassene Politik der englischen Parteien weiter aufs Eis zu führen“. Als aber die historisch-politischen Blätter doch einen Artikel brachten: „Die letzten Trümpfe Louis Bonapartes“ (1860), und Döllinger darüber bemerkte: „beim Lesen sei ihm eingefallen, ob Jörg etwa einige Tage lang vorher viel in Luthers Schriften sich umgesehen hätte“ (Februar 16.), da wurde die längst bei Jörg vorhandene Verstimmung über Döllinger, der die Dinge nicht immer wie jener ansah, noch größer. „Mit großem Bedauern“ schrieb er zurück — „ersehe ich, daß mir schon wieder das Unglück zugestoßen ist, Ihre Unzufriedenheit mir zuzuziehen und zwar in einem außergewöhnlich hohen Grade. Ich be-

bauere dies um so mehr, als ich diesmal deutlich genug den materiellen Dissens auf dem Grunde erblicke, nämlich das verschiedene Urteil über die englische Politik. Da ist allerdings ›in den letzten Wochen‹ manches ›unerwartet gekommen‹. Ich werde hierin auch keine Konzession machen können, so leid mir dies thut in Rücksicht auf den trefflichen Stiefsohn des Lord Granville [Acton]. Graf Montalembert hat diese Politik von 1859 ›niederträchtig‹ genannt, wie wird er sie jetzt nennen?" (Februar 18.). Zwar schrieb Döllinger schon am 20. Februar beschwichtigend: „Aber so hätten Sie mich nicht mißverstehen sollen, als ob mein Tadel der Form seinen Grund in einer Unzufriedenheit mit dem Inhalt, mit Ihrer Verdammung der Englischen Politik hätte. Ich meinte es doch deutlich gesagt zu haben, daß ich mit dem Inhalte ganz einverstanden sei, ihn wahr und treffend finde. Auch Acton thun Sie Unrecht; er denkt gerade so wie wir, und hat mir noch beim Abschied gesagt, daß er sich deshalb auf eine zwischen ihm und seinem Stiefvater eintretende Spannung gefaßt mache". Doch Jörg machte keine Konzession und blieb dabei, „daß der Einfluß des jungen Lords [auf Döllinger] der überwiegende gewesen sei".

Erst am 18. Oktober kam Döllinger in einem Briefe an Jörg auf den Kirchenstaat zurück: „Es wolle ihm wahrscheinlich werden, daß es mit dem Kirchenstaate zu Ende gehe nach höherem Ratschluß, und er glaube sogar, es werde am Ende für die Kirche wesentlicher Gewinn dabei herauskommen"; Jörg „möge, ›je ärger und verruchter die jetzt in Europa herrschende Politik sei‹, desto ruhiger und gelassener sie besprechen". Doch dachte er im Jahre 1860 und in den ersten Monaten des Jahres 1861, wo er mit Herder wegen des Verlags seiner Geschichte des Papsttums von 1260—1326 verhandelte, immer noch nicht daran, sich an der öffentlichen Diskussion über den Kirchenstaat zu beteiligen. Es waren zufällige und äußere Gründe, welche ihn im letzten Augenblick

dazu bestimmten; denn noch im März, als Freund Deutinger ihn zur Teilnahme an einem Vortragszyklus, den auch Haneberg für zweckmäßig erklärt hatte, bestimmte, wollte er zuerst, wie er an Acton schrieb und in seiner Vorrede zu „Kirche und Kirchen“ erzählt, nur „über die religiösen Zustände im allgemeinen und im weitesten, die ganze Menschheit umfassenden Ausblick reden. Es traf sich aber, daß gerade aus den Kreisen [hochstehender Damen], von welchen die Anregung zu den Vortägen ausging, mehrfach Anfragen an mich gestellt wurden, wie man sich die Lage des päpstlichen Stuhles, den teils eingetretenen, teils drohenden Verlust seiner weltlichen Herrschaft zu erklären habe“, nachdem die zahlreichen bischöflichen Kundgebungen „den Kirchenstaat doch für wesentlich und unentbehrlich zum Bestand der Kirche erklärt haben, während die Ereignisse seit dreißig Jahren mit steigender Klarheit den Verfall desselben zu verkündigen scheinen“. Daneben hatte er in dem Londoner Wochenblatt Weekly Register vom 2. März 1861 gelesen: „Der aus Rom zurückgekehrte Erzbischof von Rennes habe erzählt, daß Pius zu ihm gesagt habe: ›Ich mache mir keine Illusionen; die weltliche Gewalt muß fallen. Goyon wird mich preisgeben, ich werde dann meine übrigen Truppen entlassen, den König, wenn er einzieht, mit dem Bann belegen und mit Ruhe meinen Tod erwarten‹“, — eine Mitteilung, welche Döllinger um so zuverlässiger erschien, als der Korrespondent des Wochenblattes, der ihm als „ein sehr gut unterrichteter und glaubwürdiger Mann“ bezeichnet worden war, kein Dementi erfahren hatte.[2]) Diese Umstände erst ließen ihn den Entschluß fassen, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen und „das Publikum auf die kommenden Dinge, die bereits ihre Schatten in die Gegenwart hineinwerfen, vorzubereiten“.

Das war gewiß gut gemeint, aber Döllinger übersah, daß er gegen den Strom der öffentlichen Meinung fast der

gesamten römisch-katholischen Christenheit, welche in jenen bischöflichen Erlassen ihre Losung empfangen hatte, zu schwimmen unternahm, und, wie Moy ihm bemerkte, „sehr zur Unzeit Beruhigung predigen" wollte, „wo man die Entrüstung nicht kräftig genug aussprechen und hoch genug steigern konnte" (April 28.). Er kam aber auch in Widerspruch mit der neuen theologischen Richtung, deren Tendenz dahin ging, dem Kirchenstaat eine Art dogmatischer Qualität zu vindicieren, wie denn wirklich fast gleichzeitig der Konvertit Manning in seinen Lectures über die weltliche Macht des Papstes (1861) forderte, daß deren Notwendigkeit für die Kirche als Dogma verkündet werde. Die Jesuiten aber folgerten aus den wiederholten Kundgebungen des Episkopats: das „einstimmige Magisterium der ganzen lehrenden Kirche" habe feierlich erklärt, daß die weltliche Herrschaft für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche notwendig sei; es sei daher diese Lehre „eine katholische, welcher kein Katholik ohne Schaden für seinen Glauben widersprechen darf." Und diese Strömung war so stark, daß man wirklich dem Vatikanischen Konzil eine Definition über den Kirchenstaat zumuten zu dürfen glaubte.[3])

Am 5. April hielt Döllinger im Odeon seinen ersten Vortrag vor etwa vier bis fünfhundert Personen, darunter auch der Nuntius Fürst Chigi. Schon nach den Einleitungsworten stellte er die Fragen: „Wird der Kirchenstaat fortbestehen, oder verschwinden? Wird das Oberhaupt der Kirche zugleich souveräner Fürst eines Staates bleiben, oder ist die Zeit gekommen, wo die weltliche Gewalt des Papstes von der geistlichen getrennt werden wird? ... Was soll aus dem päpstlichen Stuhle werden, wenn ihm der Boden unter den Füßen weggezogen wird? Und wird er seine hohe Aufgabe noch ferner erfüllen können, wenn er, so zu sagen, in die Luft gestellt, oder in die Abhängigkeit einer fremden, ihre eigenen Zwecke verfolgenden Macht versetzt ist?" Döllinger wies zunächst auf das gute

Recht des Papstes hin, das sich auf die stärksten und legitimsten unter Menschen gültigen Erwerbs- und Besitztitel stütze, und ging dann mit kurzen Worten auf die Geschichte der landesfürstlichen oder souveränen Stellung der Päpste ein. Aber die Heroen der kirchlichen Wissenschaft, z. B. Bellarmin, hätten in dieser Verbindung der höchsten kirchlichen Gewalt und Würde mit einem weltlichen Königtume nicht etwa einen Vorzug oder eine Vollkommenheit gesehen, sondern nur etwas durch die Not der Zeiten Gebotenes. Dieses Bedürfnis bestehe unstreitig auch in unserer Zeit ebenso stark als früher. Gleichwohl erheben sich auch in der katholischen Welt zahlreiche, mitunter sogar theologisch gewichtige Stimmen, welche wähnen, daß der Zeitpunkt der Trennung beider Gewalten gekommen sei. „Die Ursachen dieser auffallenden Erscheinung sind zu suchen in der Lage Italiens, den inneren Zuständen des Kirchenstaates, der Gesinnung des italienischen Volkes und insbesondere der päpstlichen Unterthanen“. Als er nun aber dazu überging, die Schwächen der päpstlichen Regierung und die Mißstände im Kirchenstaate zu schildern, begann auch schon Aufregung im Auditorium sich geltend zu machen; der Nuntius erhob sich und verließ demonstrativ den Saal. Obgleich betroffen, führte Döllinger gleichwohl etwas breit aus, der Haß des Volkes richte sich besonders dagegen, daß Regierung und Rechtspflege in den Händen der Geistlichen liege, was auch nicht mehr zeitgemäß sei. Er erinnerte schließlich sogar daran, daß der Kardinal Pacca sich zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft mit dem Gedanken befreundet habe, das Erlöschen der weltlichen Herrschaft des römischen Stuhles würde mit manchen nicht geringen Vorteilen für die Kirche verknüpft sein, und der Papst könnte, da Europa einer großen Weltmonarchie entgegengehe, in dieser unbeschadet seiner kirchlichen Stellung wieder Unterthan sein, wie ehevor im römischen Weltreiche. Der Kardinal habe sich darin getäuscht, daß eine Universal-

monarchie in Europa entstehen könnte, es müsse jedoch auch der Gedanke abgewiesen werden, daß der Papst ein Unterthan werden könne; nicht einmal der Zustand sei länger erträglich, daß die französischen Truppen den Kirchenstaat okkupiert halten.

Der Schluß versöhnte nicht. Man folgerte fast allgemein aus dem Vortrage, die Fortdauer einer weltlichen Herrschaft entspreche der Zeit nicht mehr, ganz so wie Napoleon und Cavour es gerne hören mochten. Die Aufregung übertrug sich aus dem Odeonssaale auf die Stadt und pflanzte sich, nachdem die Augsb. Allg. Ztg. die Hauptsätze des Vortrags gebracht, in alle Länder fort. Döllinger war darüber ganz befremdet und sprach dies auch in der Einleitung zu seinem zweiten Vortrage am 9. April, den Napoleon sofort zu telegraphieren befohlen hatte, unverhohlen aus. Aber es gelang ihm auch in diesem Vortrage nicht, wieder eine Beruhigung herbeizuführen. Das Zurückkommen auf die Regierung in geistlichen Händen rief neuerdings die Verstimmung wach, und die Erörterung der Möglichkeiten, welche für den päpstlichen Stuhl sich ergeben könnten, befriedigte um so weniger, als er für „die im höchsten Grade tragische Lage“ nur den Trost geben konnte: Wenn der Kirchenstaat auch untergehe, so werde das Papsttum doch fortbestehen, und ihm auch „sein Delos nicht fehlen, wenn es auch erst aus dem Meere emporsteigen sollte“. Zu einer ruhigen Beurteilung der Sachlage war damals überhaupt nicht der Augenblick, und Haneberg hatte Recht, wenn er in seinem Tagebuch bemerkte: „In der Kritik über Döllingers ersten Vortrag herrscht wohl auch Leidenschaft.“[1])

Döllinger fühlte selbst, daß er etwas zur Beruhigung der erregten Gemüter thun müsse, und bot das Manuskript seiner beiden Vorträge der Redaktion der Allg. Ztg. an. Auffallenderweise wurde er jedoch von dieser abgewiesen. Nun sollte der Abt und Professor Haneberg, am 9. April erst von einer afrikanischen Reise zurückgekehrt, durch seine Beteiligung an dem Vor-

tragszyklus zeigen, daß er, der hochangesehene Mann, ein anderes Urteil über Döllinger fälle. Doch auch er, mit Geschäften überhäuft, trug Bedenken, ließ sie aber doch auf einen Brief Döllingers fallen, da „die Pietät gegen den alten, verdienten Lehrer dieses Opfer fordert".[5]) Es nützte auch das nichts.

Am 16. April kamen die ersten Briefe von auswärts, zunächst einer von Freund Aulicke: „Seit einigen Tagen sind Sie, den man sonst so gerne von anderer Seite todschweigen möchte, der Gegenstand vieler Gespräche und Zeitungsartikel geworden. Sowohl in unseren katholischen, als auch in protestantischen und gemischten Kreisen besteht eine große Spannung, wie sich bei autoptischer Kenntnis Ihrer Vorträge das Ergebnis Ihrer Auffassung herausstellen werde. Es gibt Stimmen, die günstig, solche, die abfällig, und solche, die dahin urteilen, daß es besser gewesen wäre, während der noch schwebenden Entwicklungen eine Meinung über die Entbehrlichkeit des kirchenstaatlichen Besitztums nicht auszusprechen. Mich, der ich Sie so innig liebe und verehre und mehr, als die meisten anderen, weiß, was die Kirche und wir alle Ihnen schulden, tangiert die Sache doppelt: nicht — Sie wissen das am besten — wegen irgend eines materiellen Zweifels, sondern weil es mir sehr wehe thut, Sie in ein dergleichen Dilemma verwickelt und Mißverständnissen ausgesetzt zu sehen, die Ihnen persönlich widerwärtig sein müssen und möglicherweise zum scheinbaren Nachteile der Sache ausgebeutet werden können." Indessen werde die Veröffentlichung der Vorträge zugleich mit einer Vorrede „das einfachste Mittel der Berichtigung sein". Fridol. Hoffmann, der Redakteur der „Köln. Blätter", bittet um Aufschlüsse, damit er seine Leser von dem wahren Sachverhalte unterrichten könne; Floß aber berichtet: „Ihre beiden Reden haben hier (in Bonn) eine große, bei einzelnen eine leidenschaftliche Gereiztheit gegen Sie hervorgerufen. Ich bin gut unterrichtet, wenn ich sage, daß gestern und heute von

hier nach allen Seiten an Fakultäten, höhere Lehranstalten und Seminarien bis in Österreich hinein Aufforderungen ergangen sind, sich gegen Sie auszusprechen, die dann Schlag auf Schlag veröffentlicht werden sollen." Der Urheber dieser Aufforderungen sei der Kanonist Walter in Bonn, der schon am 17. April seine für Bonn projektierte Erklärung in der Form einer Adresse an den Papst dem Kardinal Geissel und dem eben in Köln anwesenden Bischof von Speier vorgelegt und an einem einzigen Tage 47 Briefe zur Post gegeben habe.

In der That drängte man überall zu solchen Manifestationen. In Paderborn forderte der Bischof Martin, von dem Jesuitenschüler Prof. Clemens in Münster bestimmt, die theologische Fakultät zu einer Erklärung auf, und in Münster betrieben der nämliche Clemens und einige andere „mit Vehemenz" eine solche. Aus Innsbruck schrieb Moy schon am 17. April: „Der Sturm, den Du durch Deine Reden ... hervorgerufen, ist im Wachsen. Es bereitet sich eine großartige Manifestation gegen Dich vor. Ich bitte Dich, beschwöre sie durch einen direkten Schritt beim hl. Vater und die sofortige Veröffentlichung der Erklärung, die Du ihm eingesendet haben wirst. Ich kann nicht glauben, daß Du aus den Übelständen im Kirchenstaat die Folgerung ziehen wolltest, die einst Lamennais gezogen. Du erinnerst Dich ja der schlagenden Antwort, die Oberkamp auf die Darlegung der Übelstände aus der Verbindung zwischen Staat und Kirche gab: ›Leib und Seele sind einander stets im Wege und befinden sich bei ihrer Vereinigung sehr übel, und doch können und dürfen Sie nicht getrennt werden‹." Ebenso meldete Frau Prof. Höfler aus Prag, daß man dort vom Rheine her eine Agitation gegen ihn zu veranlassen versucht, aber keine Handlanger dafür gefunden habe, daran die richtigste Beurteilung Döllingers knüpfend: „daß eine zu große Objektivität Sie bis zu dem Grade von Harmlosigkeit verleitete, welche

Mgr. Chigi in übereilte Flucht jagte". Ähnlich, wie in Prag, ging es aber auch anderwärts, sogar in Bonn selbst, wo Vogelsang und Hilgers überhaupt nichts davon wissen wollten; Reusch betonte, „auf einen Zeitungsbericht hin, der ungenau sein könne, eine solche Erklärung zu veröffentlichen, halte er für Unrecht, er würde jedenfalls nichts unterschreiben, bis er den von Döllinger in Aussicht gestellten Text gesehen. Und Dieringer und Floß waren froh, „sich hinter dieses von Reusch geltend gemachte Bedenken verschanzen zu können."[6]) Doch auch in Paderborn und Münster mißglückten die Bestrebungen des Bischofs Martin und des Prof. Clemens, und in Innsbruck versagte selbst Moy seine Teilnahme an einer Manifestation (April 28.).

Mitten unter diesem Drängen und Treiben fand Döllinger aber auch warme Verteidiger, z. B. an Alban Stolz, von dem Herder meldete, daß er, „obwohl nicht mit allem einverstanden, was Sie vorgetragen, doch aufs entschiedenste für Sie eintritt und sich höchst mißbilligend ausspricht über die Art und den Ton der von katholischen Blättern gegen Sie erhobenen Angriffe". Herder selbst aber meinte: „In nicht ferner Zeit, glaube ich, wird man katholischerseits sehr froh sein, daß Sie alles das gesagt haben, wenn es auch im Augenblick wehe thut" (Mai 17.). Und der ehemalige Kollege Döllingers, der Passauer Domkapitular Buchner, äußerte: „Es sollte ihn sehr wundern, wenn der hyperorthodoxe Döllinger verfängliche Behauptungen aufstellte ... Ich wünsche gewiß nicht, daß der Kirchenstaat dem hl. Vater geraubt werde; allein ich kann nicht glauben, daß durch diesen heillosen Raub die Kirche vernichtet würde ... Wenn man vor 70 Jahren gesagt hätte: ›Es kommt bald die Zeit, in welcher den deutschen Fürstbischöfen ihr weltlicher Besitz entrissen wird,‹ so hätten auch gar viele gejammert: ›Dann wird es aus sein mit der katholischen Kirche in Deutschland, denn ohne diese Fürstbischöfe und ihre Domkapitel kann sie nicht bestehen.‹

Und jetzt nach 70 Jahren kräht kein Hahn darnach. Wir haben Bischöfe und Domkapitel, wodurch der Kirche weit besser gedient ist, als durch die Fürstbischöfe." [7])

Unter diesen Umständen hielt es auch Walter für geraten, erst den Druck der Döllingerschen Reden abzuwarten. „Nur glaubt man," — fügt Floß dieser Mitteilung bei, — „selbst im günstigsten Falle, daß der Abdruck derselben alle Mißverständnisse hebe, werde etwas geschehen müssen dem Eindruck gegenüber, den die Sache in der Öffentlichkeit gemacht habe, da man zumal im Auslande den ersten Eindruck festhalten werde" (April 18.).

Am 19. April schrieb Döllinger selbst an Fridolin Hoffmann: „Die Aushängebogen meiner Schrift über den Kirchenstaat werde ich Ihnen schicken; über die Sache, nämlich die Zeitungsberichte vorläufig und in Eile ein paar Worte: 1. Die Berichte sind, soweit ich sie gesehen habe, ungenau und lassen das Mildernde weg, heben nur die schärfsten Spitzen meines Vortrages hervor. 2. Meine Absicht war: a) Den fröhlichen protestantischen Erwartungen, daß der Verlust des Kirchenstaats einen sofortigen Zerfall der katholischen Kirche nach sich ziehen müsse, entgegenzutreten; b) die Katholiken auf die Möglichkeit jenes Verlustes vorzubereiten, zugleich aber auch zu zeigen, daß er sehr wohl noch abgewendet werden könne. Ich habe nur von einer Möglichkeit gesprochen, während der Papst schon vor einigen Wochen selber zum Erzbischof von Rennes gesagt hat: ›Die weltliche Gewalt des päpstlichen Stuhles muß untergehen.‹ So steht es in englischen Blättern. Ist denn dies in der deutschen Journalwelt ganz unbeachtet geblieben? — Ich hoffe in der Schrift meine Überzeugung von dem unversehrten Fortbestand des Papsttums so klar und energisch auszusprechen, daß eine Mißdeutung kaum mehr möglich sein wird. Aber ich glaube allerdings nicht an eine Fortdauer der Verwaltung des Staates durch Monsignori und Geistliche.

Ich habe es in der Nähe gesehen. — Ich überlasse es Ihnen, von diesen kurzen Andeutungen Gebrauch zu machen." Natürlich veröffentlichte Hoffmann den Brief sofort in den „Köln. Blättern". Er war noch ungelegener; denn „die erwähnte Äußerung des Papstes an den Bischof von Rennes" — schrieb Floß — „war nun doch gewiß nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, und weiß ich nicht recht, ob es gut wäre, sie weiter zu verbreiten. Sie müßte zu leicht einerseits entmutigen, andererseits ermutigen." Auch „der Schlußsatz: ›Sie glaubten nicht an die Fortdauer eines Regiments durch Monsignori und Geistliche‹, fand die verschiedensten Kommentare ... Von den mancherlei hier eingelaufenen Briefen verschiedener Nuntiaturen, Bischöfe, Theologen und Kanonisten habe ich etliche gelesen, man ist darin verstimmt, daß Anschuldigungen gegen die geistlich-weltliche Regierung von Ihnen gerade jetzt vorgebracht worden seien. Allein das alles gründet nun, wie man selber stets beifügt, auf den Zeitungsnachrichten und Hörensagen ... Man sagt, Sie gleichen dabei einem Arzte, der seine Freunde zu einem wissenschaftlichen Vortrage eingeladen. Er führe sie dann an das Bett seines in den letzten Zügen befindlichen Vaters, zeige ihnen alle die körperlichen unheilbaren Leiden und füge dann schließlich kalt hinzu: Seht, der Mann hat es durch seine eigene Schuld mit seiner Gesundheit so weit gebracht, er ist nicht zu retten, allein trösten wir uns, er geht nicht verloren, denn er hat eine unsterbliche Seele" (April 26.). Da Döllinger nicht begreifen konnte, warum man auch in Gelehrtenkreisen und gerade in Bonn so sehr gegen ihn aufgebracht sei, so zeigte ihm Floß zugleich, welche Summe von Anklagen sich im Geheimen gegen ihn angehäuft hatte. Schon längst „hat jemand von München aus bis nach Rom hin gegen Sie Klagen, ich weiß nicht über welche Meinungen rc. vorgebracht ... Solches dürfte auch auf seinen hiesigen Verwandten [Walter, F. Windischmanns Schwager] mehr oder minder über-

gegangen sein. Wiederum ist einer meiner Fakultätskollegen wohl mitunter minder gut bei Ihnen weggekommen, wenn Sie hier mit ihm zusammentrafen. Auch sprach man zuweilen von einer Rede auf der Bischofsversammlung in Würzburg, ohne daß ich je über deren Inhalt habe klar werden können, von Vorträgen über Honorius etc.“

In das andere Lager, in das der Jesuiten und ihrer Schüler, der „Romaner“, läßt Jörg einen Blick werfen: „Es scheint, daß Sie keineswegs eine adäquate Vorstellung von der gewaltigen Aufregung haben, welche aus Ihren Reden entstanden ist, und die, wie man versichert, bis in die Bauernstuben der Wirtshäuser hinabreicht. Dabei ist meine abgeschiedene Balley ein geräuschvoller Ort geworden, und selbst auf den Straßen lauert man mir auf, um zu erfahren, ›was der Jörg sagt‹. Vor drei Tagen waren vier zugereiste Geistliche auf einmal innerhalb zwölf Stunden bei mir, darunter aus der benachbarten Bischofsstadt (Eichstätt) ein Abgesandter der Romaner- und einer der deutsch-theologischen Partei; letzterer klagte bitterlich über die gedrückte Lage, in welche seine Leute nun geraten seien, man sage ihnen höhnisch ins Gesicht: ›Da habt ihr nun euren Götzen!‹ Ein anderer bekannter Mann hat mir geschrieben: ›Unter unseren gebildeten Katholiken schlagen sich die auf die Seite der Vorträge, für welche Döllingers großartiges Werk: Christentum und Kirche nicht existiert.‹ Und das ist leider nur allzu wahr!“ (April 30.) „Eine weitere Thatsache ist die, daß der Streit um Ihre Vorträge den Kampf gegen die sogenannten Romaner und die jesuitische Schule lichterloh angeblasen hat. Ich habe ein interessantes Beispiel hievon in der Nähe selbst erlebt. Ich weiß wohl, daß dieser Bruch früher oder später erfolgen mußte, aber ich bedauere, daß wir für die Zeit der Not an unserer achtunggebietendsten Autorität die Bedingung der Unparteilichkeit verloren — nutzlos verloren haben“ (Juli 3.). Letzteres ist natürlich nur Jörgs subjektive

Auffassung von der Lage; denn für die Jesuiten und Romaner war Döllinger längst nicht mehr die „achtunggebietendste Autorität", und wäre es ihnen nachgegangen, so würde gerade in diesen Tagen sein „großartiges Werk: Christentum und Kirche" auf den Index gekommen sein. Es ist dies dem Verfasser sehr gut bekannt, es schreibt jedoch auch Reusch in seinen Aufzeichnungen: „Ein Geistlicher in Köln sagte mir, ein mit ihm von der Universität her befreundeter Jesuit (ich glaube P. Schneider) habe ihm gesagt, Döllingers Christentum ꝛc. müsse in den Index kommen. Auf die verwunderte Frage, was denn in diesem Buche zu beanstanden sei, antwortete er: die Seite 263 vorgetragene Ansicht über die Hülle der Seele"[8]) in der Zwischenzeit vom Tode bis zur Auferstehung. Die Seele bedürfe dieser Hülle als eines Organs in dieser Zwischenzeit, „und dieses Organ würde der Keim sein, aus welchem sich bei der Auferstehung der neue unsterbliche Leib entwickelt." Langen aber vernahm damals „aus dem Munde eines gelehrt sein wollenden Bischofs, er habe sich über hundert Stellen notiert, an denen das Buch an Rationalismus kränkle" (A. Z. Nr. 49, 1899). Der Bischof war der verschrobene Laurent, der von den Odeons-Vorträgen schrieb: „Sie sind ein Schuftenstreich, eine Chamsthat, ein Judaskuß, und mögen ihn auf seinem Sterbebette noch gereuen" (D. Merk. 1889, Nr. 16).

Endlich veröffentlichte die Cottasche Buchhandlung in den Blättern eine „Vorläufige Anzeige: Um vielen Anfragen zu begegnen, sind wir ermächtigt, zu erklären, daß Herrn Dr. Döllingers Vorträge über den Kirchenstaat in etwas erweiterter Gestalt und mit einigen Erläuterungen versehen demnächst in unserem Verlage erscheinen werden". Aber, hieß es wieder: Also vorläufig noch kein Druck! „Die Vorträge nicht, wie sie gehalten worden, sondern in erweiterter Gestalt"! Das ist ebenso überraschend, als befremdend; die unveränderten Vorträge, wie sie gesprochen worden, wollen und müssen wir

haben.[9]) Doch all dieses Geifern in Zeitungen und Broschüren brachte Döllinger nicht von seinem Plane ab. Als der Verfasser in diesen Tagen aus seiner Heimat mit Urlaubsverlängerung wieder in München eintraf, fand er ein Briefchen von ihm mit der Bitte vor, sogleich zu ihm zu kommen. Mit Thränen in den Augen sagte er: „Sie wissen wohl schon von der Aufregung, welche meine Vorträge im Odeon, ich weiß nicht eigentlich, warum? verursacht haben. Ich muß zur Aufklärung etwas darüber schreiben, und dazu bedarf ich Ihrer Hilfe. Kommen Sie morgen Mittag zu Tisch, da können wir, ohne daß ich Zeit verliere, weiter mit einander sprechen.“ Er war bereits tief in der Arbeit, da er, nachdem der Plan der Schrift entworfen war, für den ersten Teil derselben nur seine Sammlungen und Notizbücher zu Hilfe zu nehmen brauchte. Die Aufgabe des Verfassers aber bestand darin, daß er, während Döllinger den I. Teil schrieb und zugleich drucken ließ, für den II. Materialien zu der älteren Geschichte des Kirchenstaats aus italienischen Chroniken, Geschichtswerken rc. nach gewissen Gesichtspunkten aufsuchen und zitieren mußte. Es dauerte dies den ganzen Sommer fort, ohne daß Döllinger viel Gebrauch von der Arbeit machte, da er sich, nachdem der I. Teil zu einem Buche angeschwollen war, über die ältere Geschichte des Kirchenstaates viel kürzer fassen mußte, als es ursprünglich geplant war.

Daneben fuhr Döllinger fort, aufklärende Briefe zu schreiben, z. B. an Jörg, der am 30. April seinen Vorwurf der Abhängigkeit von der englischen Politik und der Berufung auf den englischen Geschäftsträger in Rom, Odo Russell, wiederholte und hinzusetzte: „Es scheint mir, als müßten Sie durch Einflüsse, deren roter Faden bis in die geheime Werkstätte der englischen Whigminister zurückführt, okkupiert und respektive überrumpelt worden sein“. „Mein Hauptfehler“, antwortete Döllinger, „den ich in der Sache beging, war, daß ich die leidigen Zeitungsberichte

nicht in meinen Calcul aufnahm. Der Bericht der »Allg. Zeitung« ist durch Verschweigung vieler wichtigen Stellen ungenau und einseitig. Ich ließ die Redaktion hierauf ersuchen, meinen Vortrag in extenso in einer Beilage abzudrucken, wurde aber abgewiesen. Ich wollte drei Dinge: 1. Die Unschuld des jetzigen Papstes erweisen gegen die Masse der gegen ihn und seine Verwaltung gerichteten Anklagen; 2. das deutsche katholische und protestantische Publikum darauf hinweisen, daß, wenn auch das Ärgste geschehe, der Kirchenstaat verloren gehe, die Kirche selbst noch intakt und ihr Bestand nicht gefährdet sei; 3. den Vorwurf der Unredlichkeit oder geflissentlichen Blindheit abweisen, der uns Katholiken mit Recht gemacht wird, solange wir die Übelstände der bisher geistlichen Verwaltung im Kirchenstaat ganz ignorieren, und immer uns anstellen, als ob es sich dort bloß um rote Republik und Revolution und um legitime Gewalt handle. Seltsamerweise bin ich, so weit ich bei erster eiliger Lesung Ihres Briefes urteilen kann, fast mit allem was Sie über die Sache selbst sagen, einverstanden. Daß Sie in Ihrer angekündigten Polemik völlig freie Hand haben, versteht sich übrigens von selbst. Niemand kann von seiner persönlichen Fallibilität mehr durchdrungen sein, als ich" (Mai 2.). „Aus Frankreich hat man sich mehrfach an mich gewendet; ich habe drei Personen geschrieben, die Zeitungsberichte für unrichtig zu erklären". Letzteres geschah denn auch durch „ein hervorragendes Mitglied des französischen Klerus", das einen Brief Döllingers im Ami de la religion veröffentlichte, der fast wörtlich wie der an Jörg vom 2. Mai den Verlauf der Dinge und die Absichten, welche er in seinen Vorträgen verfolgte, erzählt, im übrigen auf seine in zwei bis drei Wochen erscheinende Broschüre verweist.

Der Brief war wahrscheinlich an Maret gerichtet, der am 6. Mai Döllinger seinen „tiefen Schmerz über die un-

würdige Sprache des Monde ausdrückt", die Veröffentlichung der Vorträge als die allein richtige Antwort auf die lebhaften und abscheulichen Kritiken erklärt und schließt: Vous n'ignorez pas sans doute, que j'ai été moi aussi denoncé au St. Père comme un ennemi de la puissance temporelle, et le porte-drapeau du gallicanisme. Les accusations, inspirées par les mêmes passions que celles qui vous ont attaqués, ont eu assez de puissance à Rome pour me faire refuser, jusqu'ici, l'institution canonique pour le diocèse de Vannes, auquel je suis nommé depuis bientôt un an . . .

Endlich am 11. Mai schrieb auch Walter: „Es mag sein, daß jene Veröffentlichung eine unvollständige war; der Eindruck davon bleibt und wird durch die vollständigere und kommentierte Veröffentlichung nicht aufgehoben. Es ist vielmehr mit Gewißheit vorauszusehen, daß dadurch neue Streitigkeiten geweckt, neue Wunden geschlagen werden . . . Stehen Sie von der Veröffentlichung ganz ab und erklären Sie statt derselben öffentlich: Zu Ihrem großen Bedauern seien Ihre Vorträge in der davon gemachten unvollständigen Veröffentlichung in einer Richtung ausgebeutet worden, woran Sie nicht im entferntesten gedacht. Es sei dadurch ein Schaden und ein Ärgernis gegeben, welches auch durch die vollständige Mitteilung nicht ganz gehoben werden könne. Vielmehr sei vorauszusehen, daß daraus nur neuer Grund zu Mißdeutungen werde aufgesucht werden. Sie stünden daher davon ganz ab. Es sei Ihnen schmerzlich, daß das Bestreben, sich möglichst unparteiisch zu halten und zu zeigen, Sie bis zu dem Punkt geführt, wo Sie den Gutgesinnten die Veranlassung zu Anstoß und Trauer, den anderen zur Schadenfreude gegeben. Dieses sei Ihnen um so schmerzlicher, als Ihnen das Wohl der Kirche, sowie die Ehre und Rechte des hl. Stuhles über alles heilig und durch die in jener Art ver-

öffentlichten Vorträge unserm so schwer bedrängten kirchlichen Oberhaupte Grund zu neuer Trauer gegeben worden. — Je einfacher und unumwundener diese Erklärung gefaßt ist, um so mehr wird dieselbe Ihnen als Mensch und Priester zur Ehre, Ihren zahlreichen Verehrern und allen Gutgesinnten zur Freude und unserm tiefgebeugten hl. Vater zum tröstenden Ersatz gereichen". Dieses Ansinnen war Döllinger doch zu stark, wie sich aus Walters Antwort ergibt: „.... Da die Ablehnung erfolgt ist, so würde ich mir ein zweites Schreiben an Sie kaum erlauben dürfen, wenn nicht Ihre Antwort zwei Vorwürfe gegen mich enthielte, wobei ich mich nicht beruhigen kann. Der erste ist, daß Sie zum erstenmal die Erfahrung gemacht, wie ›das anonyme unbeglaubigte Wort des nächsten besten Tagblattes mehr gelte, als jede Versicherung des Beteiligten‹. Dieser Vorwurf würde ein begründeter sein, wenn dem Eindrucke, den die öffentliche Mitteilung Ihrer Vorträge hervorrief, alsbald, wie ich und andere von Tag zu Tag hofften, Ihre bestimmte Erklärung und Versicherung von deren Entstellung und Unechtheit entgegengetreten wäre, was aber, so viel ich weiß, nicht geschehen ist. Zweitens verlangten und drängten Ihre Freunde auf Veröffentlichung; ich allein ›wollte Ihnen noch das einzige Mittel, der Wahrheit ihr Recht widerfahren zu lassen und sich zu verteidigen, abschneiden‹. Ich erbitte mir hier, hochgeehrtester Herr, von Ihrem Wahrheits- und Rechtsgefühl, daß Sie mich nicht mißverstehen. Ich stimme mit Ihren Freunden darin überein, daß die Veröffentlichung der von Ihnen gehaltenen Vorträge das sicherste Mittel ist, die darüber absichtlich oder irrig entstandenen schweren Mißdeutungen zu widerlegen, und den dadurch veranlaßten großen Schaden, so viel noch möglich, gut zu machen. Aus diesem Grunde hatte ich mit anderen täglich diese Veröffentlichung gehofft und erwartet. Statt dessen erfolgte die Ankündigung der Veröffentlichung in veränderter Gestalt.

Es handelt sich nach der Sachlage nicht darum, wie Sie über das Papsttum denken und schreiben, sondern es handelt sich darum: daß die von Ihnen gehaltenen Vorträge zum großen Nachteil der Kirche entstellt in die Öffentlichkeit gebracht worden sind. Diese Thatsache war und ist am sichersten, ja fast nur durch die unveränderte Mitteilung zu beweisen" (Mai 18.).

Es scheint nicht, daß Döllinger sich auf einen weiteren Briefwechsel mit Walter eingelassen; es sollte ja auch dieser Brief Walters, wie unterm gleichen Datum der Kirchengeschichtsprofessor Hilgers aus Bonn schrieb, das „Ultimatum" sein. Um so empfänglicher und dankbarer war Döllinger natürlich in dieser von Freunden und Feinden ausgehenden Anfeindung für jedes tröstende, auf seine Absichten verständnisvoll eingehende Wort. So, als Baurat Bader in Freiburg ihm ein solches zugehen ließ, erwiderte er: „Es ist undankbar von mir, daß ich nicht auf der Stelle Ihr Schreiben, das mir ebenso wohlthuend als reich an Belehrung gewesen, mit einigen Zeilen beantwortet habe. Ich war gerade durch den Drucker um Manuskript gedrängt, und so verschob ich es. Ich kann gar nicht sagen, wie wertvoll Ihre Bemerkungen über die Lage des Papstes für mich sind. Manches darin hatte ich bisher nicht ins Auge gefaßt, jetzt da Sie es sagen, leuchtet es mir ein, und ich wundere mich, daß ich, der ich so viel über die Sache nachgedacht, dies nicht auch früher wahrgenommen habe. Nun ich denke, Sie sind nicht eifersüchtig, wenn ich in meiner demnächst erscheinenden Schrift von Ihren schlagend richtigen Bemerkungen hie und da Gebrauch mache ... Ich werde Ihnen meine Schrift, sobald sie fertig sein wird, gleich zusenden, sie greift etwas weit aus" (Mai 21.).

In der That griff er immer weiter aus, so daß ihm selbst der Gedanke kam: „Man werde sagen, ich habe bei dem Ei der Leda angefangen, aber ich hatte noch andere Dinge zu sagen, an denen mir zum Teil mehr gelegen ist, als an

der Kirchenstaatsfrage. Zugleich fühle ich, daß es unter den jetzigen Umständen zweckmäßig ist, den Katholiken zu zeigen, wie die Aktien der Kirche und die Aussicht in die Zukunft in kirchlichen Dingen stehen". Doch fängt er jetzt auch wieder an, an anderen Dingen ein Interesse zu nehmen. „Der Historiker [Sybel] hat allerdings, wie die ›Allg. Zeitung‹ meldet, einen Ruf nach Bonn erhalten; er fühlt, daß er nach oben an Terrain verloren hat, und scheint nun die Probe machen zu wollen, ob man ihn halten will; im Falle reeller Vertrauensbeweise wird er bleiben ... So viel haben die nationalvereinlichen Agitationen und die ›Süddeutsche Zeitung‹ doch gewirkt, daß man bezüglich neuer Berufungen etwas scheu geworden ist, auch wohl einzelne der Berufenen gerne wieder jenseits der bayerischen Grenzen sähe" (an Jörg, Juni 2.).

Auch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Baron Eckstein lassen ihn seine Korrespondenz mit Herder wieder aufnehmen: „Der greise Freiherr von Eckstein, gewöhnlich, seit 40 oder 50 Jahren schon, in Paris lebend, und der beste Korrespondent der Allg. Zeitung viele Jahre hindurch, beschäftigt sich seit langer Zeit mit den umfassendsten Studien über die älteste Religionsgeschichte der Völker. Er möchte nun in einem mäßigen Band das Ergebnis 40jähriger Forschungen der Welt vorlegen. Ich kenne fast alle seine Arbeiten, halte ihn für einen der geistreichsten der jetzt lebenden Gelehrten, und da er mich beauftragt hat, ihm für dieses Buch einen Verleger zu suchen, so habe ich an Sie gedacht. Ich sage Ihnen ganz offen, daß ich einen großen Absatz für dasselbe nicht erwarte; schon deshalb nicht, weil Eckstein seinen Lesern viel zumutet. Aber es wird ein sehr merkwürdiges und gediegenes Buch werden, und gleich wichtig für Protestanten und Katholiken. Der alte Herr hat keine einzige Bedingung erwähnt; darüber weiß ich also nichts zu sagen. — Natürlich ist meine Arbeit über die Geschichte der Päpste im 13. Jahr-

hundert bisher liegen geblieben; aber ich werde sie gleich nach Beendigung der gegenwärtigen wieder aufnehmen" (Juli 19.).

Zusehends, je weiter die Arbeit fortschritt, schwand auch der Druck, der in den ersten Monaten nach den Odeonsvorträgen auf ihm lastete. Es stellte sich die alte Heiterkeit des Gemütes wieder ein, und ein Brief Michelis' regte überdies neue Gedanken in ihm an. Demselben hatte sich nämlich durch ein französisches Werk: L'infaillibilité par l'auteur de la restauration française „die dringende Notwendigkeit nahegelegt, daß die deutsche Wissenschaft durch gemeinsame Vertretung ihr Gewicht in die gegenwärtige Krise einlege ... Die Tendenz dieses Buches ist, die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes in der Weise als den Begriff der Unfehlbarkeit des Lehramtes ausfüllend zu erweisen, daß es als Rationalismus und revolutionäres Prinzip erscheinen soll, den Gesamtepiskopat als einen integrierenden Bestandteil des Lehramts zu betrachten. Damit ist unleugbar der von Christus gegründete Organismus der Kirche verkannt, und solche Behauptungen gehen mit einer Autorisation von seiten der Congregatio Indicis in die Welt! Es ist unzweifelhaft an der Zeit, daß die deutsche katholische Wissenschaft (denn leider scheint vom Episkopat zunächst nichts zu erwarten zu sein) ihre wolbegründete und wohlerworbene Stellung einnehme, um die Kirche vor großen Ärgernissen zu bewahren" (Juli 27.). Diesen und einen anderen Brief zusammenfassend, antwortete Döllinger: „Ich eile, für die gütige Übersendung Ihrer jüngsten Schrift [Bemerkungen zu der durch J. Kleutgen S. J. verteidigten Philosophie der Vorzeit 1861] zu danken. Mit ganz anderen Dingen vollauf beschäftigt, kann ich sie jetzt nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit studieren und muß mir dies für den nächsten Monat vorbehalten. Aber so viel habe ich doch gesehen, daß Sie das Buch von Kleutgen kräftig an der rechten Seite anfassen. Leider wird nach der

Unsitte des Ordens die Gesellschaft wieder für ihr angegriffenes Mitglied einstehen und agitieren zu sollen sich einbilden. Es sollte mich wundern, wenn es nicht geschähe. — Sie fragen mich über die demnächst hier stattfindende katholische Versammlung. Sie wissen wohl besser als ich, da Sie mehr Erfahrung haben, daß bei diesen Versammlungen, bei dem Mangel einer bleibenden Organisation, im großen wenig herauskommt. Indes wirken sie doch immer wohlthätig in lokaler Beziehung; das hat sich auch wieder in Freiburg gezeigt. Und so hoffe ich, daß auch in München die gute Wirkung für die Stadt selbst nicht ausbleiben werde. Auch eine erfrischende Wirkung auf den Klerus der Stadt und des Umkreises pflegt von solcher Versammlung auszugehen. Endlich wäre dabei noch ein dritter Gewinn zu erlangen, wenn nämlich die Theologen und litterarisch Thätigen die Gelegenheit zu besonderen Besprechungen benützten; an interessantem Stoff könnte es doch nicht fehlen. Ich habe es schon wiederholt gegen Einzelne geäußert: Die deutschen katholischen Theologen sollten hie und da Zusammenkünfte veranstalten und sich besprechen. Jeder billigt den Gedanken, zuletzt geschieht aber doch nichts. Vielleicht, daß doch diesmal in München ein kleiner Anfang gemacht wird. Sie werden also doch wohl thun, zu kommen. Ich möchte dann auch über Ihre Lage, die Sie als besonders ungünstig bezeichnen, mit Ihnen reden. Es scheint mir, daß, wenn Sie es ernstlich wollen, Ihre Rückkehr ins Lehramt nicht so schwierig sein würde" (August 15.).

Die katholische Generalversammlung in München (vom 9. bis 12. September) war, da fast sämtliche Minister, die Präsidenten der I. und II. Kammer, der Präsident der oberbayerischen Kreisregierung, die beiden Bürgermeister u. a. auf derselben erschienen, glänzender als je. Auch Döllinger kam, doch nicht mehr wie früher als Vertreter eines Vereins und gefeierter Redner, sondern im Grunde als Büßer unter

den Teilnehmern, während seine alten Freunde, die Ringseis, Moy, Phillips, die Zander, Moufang u. a. das Wort führten. Daß die Kirchenstaatsfrage eine Rolle auf der Versammlung spielen würde, war vorauszusehen; doch suchte man eine Diskussion derselben zu vermeiden und begnügte sich, das von dem Lokalkomité abgefaßte, die Frage ausführlich behandelnde Antwortschreiben an den Papst in der zweiten öffentlichen Sitzung am 10. September vorzulesen. Nicht alle waren aber damit zufrieden: sie hätten gar zu gerne Döllinger darüber gehört und sich, wie es scheint, noch mehr kompromittieren sehen. In der vierten Versammlung der Abgeordneten und Teilnehmer bestieg er denn wirklich „unter allgemeiner Spannung und lebhaft begrüßt" die Tribüne, um die folgende Erklärung abzugeben:

„Ich bin von Freunden aufmerksam gemacht worden, daß hinsichtlich meiner Zustimmung zu den Gesinnungen, welche diese verehrte Versammlung über die Freiheit des hl. Vaters des Papstes und des Kirchenstaats öffentlich teils schon ausgesprochen hat, teils noch auszusprechen gedenkt, daß über meine Zustimmung zu dieser Erklärung Zweifel bestünden, daß die Ansicht verbreitet sei, als ob ich eine ganz besondere abweichende Meinung hierüber hätte. Ich bemerke, daß ich nichts zurückzunehmen habe und auch nichts zurückzunehmen gedenke, aber daß ich mich näher erklären will, damit jeder Zweifel und, wie ich hoffe, jedes Bedenken hierüber schwinde. Ich habe deswegen nur ganz kurz einige Sätze diesen Morgen mir aufgezeichnet, die in der genauesten Fassung meine Ansicht und meine Zustimmung aussprechen sollen. Erlauben Sie mir, diese Sätze Ihnen abzulesen: 1. Wenn der Papst seine weltliche Herrschaft gegen die Angriffe fremder List und Ländergier verteidigt, so kämpft er für die gerechteste Sache; 2. die Sache des Papstes ist die Sache aller legitimen Monarchen, ist die Sache des öffentlicheu Rechtes, des Friedens und der

Ordnuug von Europa; 3. mehr noch: Die Kirche bedarf schlechterdings eines unabhängigen selbständigen Oberhauptes; der Papst kann und darf nicht Unterthan irgend eines Monarchen oder einer fremden Regierung werden; er muß — so fordert es das Wohl und die Einheit der ganzen Kirche — Souverän sein. Diese seine Souveränetät kann und darf kein bloßer Titel sein, sie muß etwas Reelles sein, muß eine feste Basis haben, er muß also ein Gebiet mit fürstlicher Hoheit besitzen, und wenn es ihm geraubt wird, so ist die Erhaltung oder Wiederherstellung seiner Souveränetät die gemeinsame Angelegenheit der ganzen katholischen Christenheit. Ich habe das auch früher gesagt. Es ist mir aber, weil meine Worte nicht richtig wiedergegeben wurden, meine eigene Ansicht entstellt worden".

„Schon während der letzten Sätze ... wurde Döllinger von wiederholtem freudigen Zuruf unterbrochen, der, nachdem er geendigt, in einen förmlichen Jubelsturm überging". Der Präsident, Heinrich von Andlaw, glaubte noch ein Übriges thun zu sollen und sagte: „Ich glaube den Gefühlen der ganzen Versammlung dadurch Ausdruck zu geben, wenn ich erkläre, daß die Bewunderung, welche der gesamte katholische Erdkreis seit langen Jahren für den berühmten Redner hegt, durch das, was er soeben gesprochen, wo möglich noch gesteigert wird. Herr Stiftspropst Dr. von Döllinger lebe hoch! und die Generalversammlung stimmte begeistert in das dreimalige Hoch ein".[10])

Auch auswärts nahm man an diesem Vorgange den lebhaftesten Anteil. Seine Freunde konnten es sich nicht versagen, ihm zu versichern, in welch' hohem Grade sie dadurch erfreut und beruhigt worden seien (Aulicke), daß er „die Stricke manu forti zerrissen habe, mit denen die Zeloten hüben und drüben ihn umgarnen wollten; laqueus contritus est et nos liberati sumus" (Greith), und der Bischof Rudigier

von Linz schrieb: „Ew. Hochwohlgeboren haben durch ihre Erklärung . . . über die weltliche Herrschaft des Papstes Millionen katholischer Herzen erfreut. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen, obgleich ich sonst nicht die Ehre habe, Ihnen bekannt zu sein, deswegen den aufrichtigsten Glückwunsch darbringe. Ich fühle mich Ew. . . . . zu lebhaftem Danke verpflichtet für das Viele, das ich in meinen jüngeren Jahren, da ich noch so glücklich war, Zeit für theologische Studien zu haben, aus Ihren Schriften gelernt habe; aber dankbarer bin ich Ihnen für nichts als für die gedachte Erklärung" (September 17.).

Doch weder diese Erklärung noch das im Oktober ausgegebene Buch: „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat, historisch-politische Betrachtungen", versöhnte allgemein. Zunächst überraschte das Buch freilich nicht nur wegen der ungeheueren Arbeitsleistung innerhalb sechs Monaten, sondern noch weit mehr durch das was es inhaltlich bot. Denn die Kirchenstaatsfrage, um die es sich ursprünglich gehandelt hatte, ist zurückgedrängt auf verhältnismäßig kleinen Raum, während den größten Teil des Werkes eine Umschau über die gesamte Christenheit auf der ganzen Erde bildet. Sich gewissermaßen an „Christentum und Kirche" anlehnend, will es sagen: Im vorigen Jahre habe ich euch geschildert, wie Christus den Grund für Christentum und Kirche gelegt und auf demselben Apostel und Jünger fortgebaut haben, den Grundriß, nach dem das Gebäude sich ausgestalten sollte. Nun sehet, was aus Christentum und Kirche geworden ist, geworden unter den Händen der Menschen und Völker. Das ist nicht der Normalzustand, wie ihn der Herr wollte, ihn hat nur die katholische Kirche mit dem Papsttum an der Spitze bewahrt und konsequent weiter gebildet. Das Papsttum, mit zwei mächtigen, inhaltsschweren und weittragenden Worten des Herrn beginnend, ist in der Natur und Architektonik der Kirche begründet, muß und wird fortleben. Es bedarf aber zu seiner Wirksamkeit

der Freiheit und Unabhängigkeit, welche nur durch einen irdischen Besitz mit Souveränetät garantiert sind. Eine Unterbrechung der weltlichen Herrschaft ist möglich. Dann soll der Papst seinen Sitz ins Ausland, nicht aber nach Frankreich, wo er nur Demütigungen erfahren würde, sondern nach Deutschland verlegen. Diese Zeit eines freiwilligen Exils auf deutschem Boden bis zur Restitution des Kirchenstaates würde insbesondere auf die römischen Prälaten, welche hier viel lernen könnten, wohlthätig einwirken. Denn die Restitution „wird erfolgen, mag das italienische Königreich sich befestigen oder, was allerdings wahrscheinlicher ist, wieder zerfallen. Die Zeit wird kommen, wo das italienische Volk seinen Frieden mit dem Papsttum zu machen begehren wird, wo es erkennen wird, wie wahr einer seiner hervorragendsten Geister, Tomaseo, gesprochen hat: ›Für Italien wäre es eine Thorheit, wenn es diesen seinen Schild und sein Schwert, das Papsttum, von sich und einer anderen Nation hinwerfen wollte‹ ... Für das Übrige sorgt Gott, sorgen die nicht versiegenden Gaben und lauten Sympathien der katholischen Welt, sorgen die Parteien in Italien."

Vor der Hinausgabe seines Buches hatte Döllinger an Michelis geschrieben: Er werde „bei Lesung desselben begreifen, daß es sich dabei nicht sowohl um ein litterarisches Erzeugnis als um eine That und eine in Deutschland zu bildende Einsicht und Überzeugung handelt. Ich begreife jetzt noch nicht recht, was mich denn eigentlich so tief zwischen diese glühenden Kohlen, die jedem, der sie berührt, die Finger verbrennen, hineingeführt hat. Es gibt so viele harmlosere, dankbarere Themata für mich, die ich behandeln sollte, und die viel angenehmer in jeder Beziehung sind, und nun muß ich gerade obtorto collo in dieses hineingezogen werden" (Oktober 12.). In wie weit nun Döllinger das obengenannte Ziel wirklich erreichte, wird sich sogleich zeigen; aber man kann nicht leugnen, daß er auch dieses Buch

„mehr als Sachwalter" der Päpste schrieb, ferner daß die Zeitlage, in welcher er schrieb, nicht gestattete, auch nur die nächsten Ereignisse mit Bestimmtheit vorauszusehen. Es sind auch weder seine eigenen Vermutungen, noch die seiner Kritiker eingetroffen; es ereignete sich vielmehr das, was er schon unterm 18. Oktober 1860 an Jörg geschrieben hatte: „Es wolle ihm wahrscheinlich werden, daß es mit dem Kirchenstaate zu Ende gehe nach höherem Ratschluß" und zwar trat dieses Ereignis ein unmittelbar nachdem die Kurie dem vatikanischen Konzil zugemutet hatte, unter die Beschlüsse „über die Kirche" auch einen über die Notwendigkeit des Kirchenstaates aufzunehmen.

Hier, wo es sich um Döllingers Entwicklungsgang handelt, darf auch das nicht übergangen werden, daß er, was seine politische Stellung angeht, ein durchaus moderner Mensch war. Er zeigt sich nicht nur als einen Anhänger der konstitutionellen Verfassungsform, sondern redet auch der Religionsfreiheit das Wort und meint, daß „auch die katholische Kirche in die neue Richtung der Zeit ohne Schwierigkeit und ohne Bedenken eingehen und der immer stärker und gleichförmiger sich ausprägenden öffentlichen Meinung, welche Zwang in religiösen Dingen mißbilligte, Rechnung tragen konnte. Sie hatte nie die Lehre aufgestellt, daß die Fürsten Gebieter über die Religion ihrer Völker seien." Und später, wo er vom Kirchenstaat handelt, eignete er sich den Ausspruch des Bischofs Dupanloup an: „daß diejenigen, welche unter dem Vorwand der Dogmen behaupten, der Papst dürfe seine Regierung nicht in Harmonie setzen mit den Bedürfnissen der neueren Zeit und den legitimen Wünschen der Völker, hiemit die Zerstörung der päpstlichen Gewalt für unvermeidlich erklären." Doch war er kein Parteipolitiker, noch erhob er den Anspruch, ein Politiker von Fach zu sein. „Ich weiß nur," — so schreibt er selbst an Jörg — „daß ich in diesen Dingen mehr Empiriker, als Theoretiker bin, daß meine politischen Ansichten durchaus das

Resultat meiner nun 40jährigen historischen Studien und meiner Wahrnehmungen im öffentlichen Leben und auch auf Reisen sind. Die Quintessenz davon mag etwa darin bestehen, daß ich allem Absolutismus in Staat und Kirche abhold bin, daß ich korporative Einrichtung und Besorgung der eigenen Angelegenheiten für besser als Bureaukratie halte, und daß ich das Prinzip des Napoleonischen Cäsarismus: tout pour le peuple, rien par le peuple, für perfid und nichtsnutzig halte, auch wenn es von sehr legitimen Regierungen geübt wird. Über manche schwierige Fragen der hohen Politik habe ich wirklich nicht einmal eine feststehende Ansicht und beruhige mich damit, daß man eben überhaupt mit Theorien in den Verwickelungen des Lebens nicht immer ausreicht. Daher ist mir auch der Gedanke schon gekommen, Sie möchten mir vielleicht zu viel Ehre anthun, indem Sie voraussetzen, daß ich in allen Stellen meines, zumal ziemlich eilig zu stande gebrachten, Buches den Maßstab einer festen konsequenten Theorie an die Dinge angelegt habe" (1861, Oktober 21.).

Zunächst überraschte Döllinger, der sich Ende Oktober auf einige Wochen zur Erholung nach Tölz begeben hatte, der reißende Absatz seines Buches. „Oldenbourg [der Geschäftsführer des Cottaschen Verlags in München] schreibt mir, daß trotz der 5000 Exemplare, die er hat drucken lassen, bereits eine neue Auflage meines Buches nötig werde. Die Sache ist mir nicht recht begreiflich, ein ganz ernsthaftes, mit schwerfälliger Erudition geschriebenes Buch von 700 Seiten und ein solcher Absatz" — eine Bemerkung, die Jörg noch 1890 nicht ohne die Glosse anführen konnte: „Das war, bei der Skandalsucht des Publikums, nicht zu verwundern, aber für den gelehrten Herrn eine ganz neue Erscheinung." So lag die Sache nicht. Es ließ nicht bloße Skandalsucht, sondern das allgemeine Interesse zu dem Buche greifen, nachdem in der katholischen Kirche selbst ein so erbitterter und leidenschaftlicher

Kampf gegen die Odeonsvorträge geführt worden war. Einige Stimmen aus jener Zeit bestätigen es. So schrieb Aulicke am 15. Dezember: „Den letzten Teil betreffend, so ist zuzugeben, daß man über die Genesis und den Exodus der Zustände im Kirchenstaat in diesem oder jenem Punkte verschiedener Meinung mit Ihnen sein kann: bei einzelnem bin auch ich nicht ohne Zweifel. Was liegt indes daran? Das ist bei allen pendenten Fragen historischer Natur notwendigerweise der Fall, was sich die katholischen Aggressoren dieses Frühjahrs leider nicht genugsam vergegenwärtigten. Jedenfalls ist der von dieser Seite ausgegangene Sturm gegen Sie, der mich bitter geärgert, definitiv beschworen und ruhiger Erörterung der Sachlage selbst freie Bahn gegeben, welche der Kirche keinenfalls mehr nachteilig sein kann. Auf der andern Seite hat die Vorrede [mit der Auseinandersetzung über die Wiedervereinigungsfrage] und der erste Teil den Kampf in einer Art in das Lager der Gegner hinübergespielt, wofür Ihnen meo voto die Kirche und alle, die es gut mit ihr meinen, zum höchsten Danke verpflichtet sein müssen (daß dies empfunden wird, scheint auch die mitgeteilte Äußerung des Nuntius zu bewahren). Die Entwicklung über den Primat in seiner welthistorischen Bedeutung muß in ihrer Gegenüberstellung mit der Entwicklungsgeschichte des Schisma und der Häresie denen, die sehen wollen, den Star stechen: sie kann, wie ich glaube, wesentlich beitragen, um auch protestantische Potenzen für eine Mitaktion, damit der Kirchenstaat erhalten bleibe, empfänglich zu machen. Über die Vorrede muß ich Ihnen meinen besonderen Glückwunsch erstatten. Ton und Haltung gegenüber den Protestanten haben eine Würde und bieten in allen Dingen, wo es geschehen kann, in einer Art die Hand, daß die Gegenseite schweren Stand haben wird, mit genügenden Gründen zu echappieren. Fast, glaube ich, man wird abseits, nachdem in einigen Organen in genereller Weise über das Buch geredet

ist, weiterhin das Schweigsystem adoptieren; Richter [der Kanonist] schon meinte, da er die Bedeutung und Trefflichkeit desselben gegen mich anerkannte, es wäre besser für das Buch gewesen, wenn die episodische Rundschau, die ohnehin dem Kern der Sache fern sei, fortgeblieben wäre! Wünschen würde ich, man schwiege nicht tot, gäbe Ihnen vielmehr Anlaß, den Kampf fortzusetzen; nur Sie mit Ihrem Wissen und Ihrer Form können denselben auf unserer Seite durchführen, — was ich Ihnen schon vor vier Jahren hier andeutete, als ich den Wunsch aussprach, Sie möchten uns eine Kirchengeschichte der Neuzeit, seit der Reformation, geben. Dieser Wunsch ist auf diesen unerwarteten Anlaß jetzt wenigstens pro parte in Erfüllung gegangen."

Der eben von schwerer Krankheit genesene Böhmer schrieb, aus guter Absicht habe er gewünscht, daß „Sie sich nach jenen Vorlesungen durch eine kurze Erklärung den Druck und Drang einer so bedeutenden Arbeit etwas hätten erleichtern mögen: vielleicht war die Last aber auch für Sie nicht so groß, als ich in meiner Schwäche mir vorstellte. Auch hat das alles beigetragen, Ihnen ein Publikum von seltenster Ausdehnung für die wichtigsten Belehrungen zu gewinnen, und wird das was Sie gesagt haben, in den weitesten Kreisen wohl noch lange nachschwingen. Imposant ist die Litteratur, die in Ihrem Werke ganz ohne Pedanterie und wie von selbst zusammenfließt; ich weiß doch kein anderes Buch, welches einem in solcher Weise das Gefühl aufdrängte, daß von einer Weltangelegenheit die Rede ist. Eine solche Litteratur gibt es aber auch nur für diesen Gegenstand, und nur Ihnen war sie zu Gebote" (November 24.). Und endlich schreibt der reformierte Pfarrer Chr. G. Hurter in Schaffhausen, Bruder des Historikers Fr. von Hurter: „Ihr neuestes ebenso interessantes als gelehrtes Werk ... hat meine ganze Aufmerksamkeit völlig in Anspruch genommen (non legi, sed devoravi). Die offene,

freie, ebenso würdige als schöne Sprache erregte meine ganze Bewunderung. Die Kirche kann sich Glück wünschen, in Ihnen ein so würdiges, freies und offenes Werkzeug zu haben, und darum wird Ihr Buch seinen Weg machen und in kurzer Zeit eine dritte Auflage nötig werden. Dies gibt mir Veranlassung zu folgenden Mitteilungen, welche zu benützen oder zu verwenden ich Ihnen überlasse, ... sie mögen doch als Bestätigung dienen, daß Sie ebenso wahr als treu die Zustände der reformierten Kirche in der Schweiz geschildert haben. Ihr Werk wird seine Früchte tragen. Und wenn es vor der Hand im reformierten Lager nur die sind, daß manche zu der Erkenntnis kommen: Wir haben viel, sehr viel verloren! und der Mutterkirche gerechter werden" (1862, Januar 17.).

Freilich waren, dieses Zugeständnis muß gemacht werden, nur wenige noch einer so ruhigen Beurteilung des Buches und seiner Bedeutung in der allgemeinen Aufregung, welche die Jahre 1859—1861 hervorgerufen hatten, fähig. „Sie fragen", — schreibt Floß — „wie man hier sich zu Ihrem Buche verhalte. Man meint, Sie hätten in der römischen Partie etwas stark in den Farbtopf hineingegriffen. Dazu sei der ursprüngliche Eindruck der Vorträge einmal da, habe damals auf das nach Autoritäten greifende Publikum nachteilig gewirkt, und könne durch die Schrift nicht wieder aufgehoben werden. Andere sagen, das Buch sei geschrieben, die Vorträge aufrecht zu halten, und trage in der Partie über den Kirchenstaat stark diesen tendenziösen Charakter. Andere, die nie in Italien waren, meinen, wenn es zumal unter Gregor XVI. so ausgesehen, müßten sie an den politischen Leitern des Kirchenstaates irre werden. Viele stoßen sich an die Opportunitätsfrage: wer der Überzeugung sei, z. B. die monarchische Regierungsform sei die bessere, sage nicht, wo man nach der Demokratie rufe, nun gut, damit kommen wir auch aus. Andere hinwieder befürchten, man dürfte in Italien die Partie über den Kirchenstaat ge-



sondert und allein in Übersetzung unter das Publikum bringen: was inzwischen das »Piemontesische Raubtier« wohl bleiben lassen wird ... Viele, zumal Jüngere und viele Laien hoffen von dem Buche, zumal in dem ersten Hauptteile, große Wirkung, die nicht ausbleiben kann. Agitation hier keine Spur: dafür ist auch fürwahr das Buch nicht angethan" (Dezember 17.). Am kleinlichsten zeigte sich Walter, der zu Knoodt sagte: „Das Beste und einzig Gute der Döllingerschen Schrift stehe auf S. XII, seine Reden hätten den Erfolg gehabt, daß sich die Anhänglichkeit der Katholiken an den hl. Stuhl gezeigt habe. Im übrigen komme ihm Döllinger vor wie ein Katholik, der einen Protestanten auf der Straße anfalle und durchprügele und dann ausrufe: sehet, was für ein guter Katholik ich bin, ich prügele ja die Protestanten. Seine Aufdeckung der römischen Schäden sei in gegenwärtiger Zeit eine Impietät ohne Gleichen im Dienste Cavours." Von Köln aus erscholl es aber nach Bonn: „In sechs Wochen wird Döllingers Schrift auf dem Index stehen",[11]) und aus Freiburg meldete Herder: „Man wirft Ihnen Mangel an Pietät vor und kann sich mit Ihrer Anerkennung Luthers [S. 386] in so unbeschränkter Weise nicht aussöhnen" (Dezember 14.).

Über die Stimmung unter den Jesuitenschülern, wenigstens in einem ihrer Hauptsitze, in Eichstätt, unter der Führung des Dompropstes und Seminarregens Ernst berichtet Dr. Paulhuber, Pfarrer in Heideck: „Hier schreit man Mordio und Zeter. Ein gewisser Lycealprofessor Pfahler ... hält, wie ich vernehme, seit einiger Zeit spezielle Vorlesungen über — vielmehr gegen Ihr Werk... Natürlich bin auch ich hier umgeben von Leuten dieser Art und höre beinahe täglich, wie diese in der That glauben machen möchten, als sei im Grunde alles häretisch, was nicht in den Seminarien zu Eichstätt und Passau, jetzt auch in Regensburg gelehrt werde. Man kann mit diesen Menschen nur mit äußerster Vorsicht verkehren;

beim Namen ›deutsche Theologie‹ werden sie vor Schrecken leichenblaß und bei einer Anspielung, als seien die äußeren und weltlichen Zustände in Italien und Rom nicht in allem musterhaft, feuerrot vor Zorn" (November 30.).

Nun zeigte es sich aber, daß Döllinger auch mit seinen Freunden, wie mit Heinrich von Andlaw, dem und seinem Lehnin zum Trotz er in der Vorrede Preußen den „lachenden Erben", Österreich und die Türkei „passive Kranke" genannt hatte, sich in tiefem politischen Gegensatz befand. Andlaw nennt zwar das Buch „ein mit Recht Epoche machendes", aber der Verlauf der Darstellung habe ihn mehrfach und tief verletzt. „Ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen mündlich sagte: An Ihrer Rechtgläubigkeit zweifelte ich nie, aber ich besorgte eine politische Verirrung (von meinem Standpunkte aus) ... Die Kluft zwischen unseren politischen Anschauungen scheint so tief, daß ich kaum einsehe, wie sie auszufüllen ist" (1862, März 24.). Und ebenso meinte der Schriftsteller Clarus in Erfurt: „Ich halte nun einmal von liberalen Institutionen, namentlich von Konstitutionen, nicht viel. Diese Parteiansicht macht mich vielleicht ungerecht gegen vieles, was Sie von Ihrem politisch freisinnigen Standpunkte aus ganz anders beurteilen müssen als ich" (1862, Februar 9.). Jörg aber quälte ihn wieder mit seiner englischen Antipathie. „Einer meiner Hauptanstöße heißt wieder England. Sie sind kurz über die Geschichte des Memorandums von 1831 hinweggegangen; eine Detailierung der Forderungen Taylors und Seymours hätte dargethan, daß die englische Todfeindschaft nicht erst von 1851 datiert, wie Herr Acton immer behauptet. Sodann behandeln Sie den Geheimbund der Sanfedisten als eine Realität; andere behaupten, es habe damit gar keine andere Bewandtnis als bei uns [1847] mit der ›im Finstern schleichenden Partei‹ des Herrn Thiersch sel. Gedächtnis" (Oktober 23.). Die weitere Korrespondenz, aus welcher nur

die Briefe Jörgs vorliegen, schließt Döllinger, nachdem Jörgs Besprechung des Buches erschienen war, mit den mißmutigen Worten: „Der Inhalt des unglücklichen Buches, das wohl seinem Verfasser noch manche andere Bitterkeiten zuziehen wird, ist mir jetzt durchaus nicht gegenwärtig; aber je mehr ich mich zu besinnen suche, desto mehr dringt sich mir die Vermutung auf, daß ich da, wo ich nur als Historiker reden, nur Thatsachen konstatieren wollte, nach Ihrer Ansicht als Politiker geredet habe. Jedenfalls ist es mir nicht von ferne eingefallen, in meinem Buche Politik treiben zu wollen; ich wollte eben eine Apologie der Kirche schreiben, nicht mehr und nicht weniger" (o. D.).

Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn, wie er es selbst in einem Brief an Baurat Bader gesteht, das Gefühl der Isoliertheit über ihn kam. „Ob Sie schon einmal in schwierigen und delikaten Fragen das Bedürfnis stark empfunden haben, nicht vereinzelt mit ihrer ausgesprochenen Ansicht zu stehen, sondern Genossen der Ansicht zu haben, weiß ich nicht; ich habe es seit ein paar Monaten in höherem Grade als je früher empfunden, und darum ist mir Ihr so herzlich freundlicher Brief ein wahres Labsal, eine Ermutigung und Beruhigung gewesen. Schon bei Abfassung des Buches hatte ich viel und oft an Sie gedacht, und Ihr früheres Schreiben ist nicht ohne Einfluß dabei geblieben. Um so größer war meine Freude, als mir Ihr letzter Brief die Gewißheit gab, daß Sie mich ganz verstanden haben und mir beistimmen. — Auch von anderer Seite her und von Männern, auf deren Urteil ich gleichfalls hohen Wert lege, sind mir billigende, anerkennende und zustimmende Mitteilungen zugekommen. Eine lange Unterredung, die ich kürzlich mit dem Uditore der Nuntiatur hatte, hat mir das Ergebnis geliefert, daß selbst römische Geistliche gegen die in dem Buche angeführten Thatsachen nichts einzuwenden wissen, Signor Aloisi beklagte sich

nur, ich hätte die Schattenseiten der dortigen Verwaltung zu stark oder zu einseitig hervorgehoben. Sie wissen, daß ich das wirklich vorhandene Gute nicht verschwiegen habe. — Was wird nun aber werden? So viel scheint klar: so lange Pius IX. lebt, bleibt auch die französische Besatzung in Rom. Aber das nächste Conclave wird wohl der Wendepunkt sein, und ich glaube, das ist nicht sehr ferne. Es sind Anfänge der Hydropisie leider beim Papste vorhanden. Weil man in Paris und Turin dies weiß, hat man sich, scheint es, entschlossen, zuzuwarten. Daß die Kardinäle sich entschließen, Italien auf einige Zeit zu verlassen (was ich als das einzig Zweckmäßige eventuell in Aussicht gestellt habe), daran ist wohl, wie nun einmal diese meist bejahrten, vor jeder Veränderung zurückschreckenden Männer sind, nicht zu denken. Ich habe wenigstens keine Hoffnung, daß ein so kühner Entschluß werde gefaßt werden. Unglücklicherweise ist auch die Zahl der Kardinäle für Verhältnisse wie die jetzigen und für die Fassung tapferer Entschlüsse allzu groß. Napoleons Stern ist noch nicht im Erbleichen. Der Tod des englischen Prinz-Regenten — der wahrscheinlich jetzt ausbrechende Krieg zwischen England und Nordamerika — die Wahlen in Preußen: lauter Glücksfälle für ihn! So scheint es wenigstens. Man möchte fragen mit den biblischen Worten: ›Hirte! ist die Nacht schier hin?‹" (1862, Januar 2.).

Trotz allem ließen sich nach und nach auch Stimmen aus den höheren kirchlichen Kreisen vernehmen, welche nicht ganz ungünstig waren. Schon aus Aulickes Brief ging hervor, daß sogar der Nuntius Chigi durch den ersten Teil des Buches kaptiviert war, und bald konnte Döllinger nach England melden, auch der Erzbischof Scherr von München habe dem Buch seine Zustimmung gegeben, der Kardinal Reisach approbiere und beschütze es, und Theiner, der darüber einen Bericht an den Papst abzufassen hatte, habe sich nicht ungünstig ausgesprochen. Das ermutigte ihn aufs neue, so

daß er, wie er an Gladstone schreibt, auch wieder Hoffnung faßte. „Das beifolgende Buch, von dessen Existenz Sie wohl schon vernommen haben, bitte ich Sie, gütig aufzunehmen, was den zweiten Teil betrifft. In dem ersten Teile (der kirchlichen Rundschau) könnte vielleicht die Darstellung deutscher Zustände einiges Interesse für Sie haben. Daß ich die Lage richtig im ganzen gezeichnet habe, ist mir mündlich und schriftlich mehrfach, auch von Protestanten, bestätigt worden. Vielleicht findet auch das was ich in der Vorrede über die gegenseitige Stellung der Katholiken und Protestanten gesagt habe, teilweise Ihre Billigung; ich bin hier in Zugeständnissen so weit oder weiter gegangen, als irgend ein namhafter katholischer Theologe der jüngsten Zeit. Freilich bezieht sich das meiste zunächst auf die deutschen Verhältnisse. — Fast könnte ich wünschen, Sie möchten den Teil des Buches, der sich auf England bezieht, lieber überschlagen. Denn obgleich ich diesen Abschnitt mit aller Gewissenhaftigkeit und infolge vieljähriger Beobachtungen geschrieben habe, so fühle ich doch, daß ich eben als Fremder, als draußen Stehender rede und urteile. He is an alien in blood, in language and religion — würde der Senior Ihres Oberhauses von mir sagen. — Dagegen glaube ich, daß der zweite Teil, der vom Kirchenstaat handelt, Ihnen nicht mißfallen werde. Zwar sind wir auch in dieser Frage nicht gleicher Ansicht; denn das harte Wort, mit welchem Sie im Parlamente den Stab über Rom gebrochen haben — hopelessly incurable oder incorrigible — kann ich mir nicht aneignen; ich hoffe vielmehr, wie ich es in dem Buche dargelegt habe, das Gegenteil. Mein Buch hat, wie mir gemeldet worden, in Rom Sensation erregt; wenn es nicht auf den Index gesetzt wird, wenn man dort die freimütige, von einem so untergeordneten und ranglosen Individuum, wie ich bin, verhängte Kritik der weltlichen Verwaltung erträgt und ungehindert zirkulieren läßt — so ist dies schon ein günstiges

Symptom; und an die Dauerhaftigkeit eines ganz Italien umfassenden Piemontesisch-Italienischen Reiches glaube ich nicht; ja es würde mich sehr wundern, wenn Sie daran glauben sollten. Oder doch? Daß ein Unterthan Ricasolis oderRatazzis ꝛc. nicht Papst, nicht geistliches Oberhaupt von 180 Millionen Christen sein kann, leuchtet gewiß auch Ihnen ein. Auch Napoleons III. Unterthan darf er nicht sein; und fast sollte ich denken, es läge auch im wohlverstandenen Interesse Englands, daß er es nicht werde. — Inzwischen tröste ich mich mit dem Gedanken, daß in Rom zuletzt doch vexatio dabit intellectum. Und dann wird auch alles gut werden. Eingedenk des Horazischen Cum tot sustineas et tanta negotia solus, schließe ich und bitte den hohen Staatsmann, daß er dem Theologen auch ferner seine Freundschaft gewähren möge" (1862, Januar 19.).

Döllinger schien wirklich über Rom richtig zu urteilen, da Acton schon am 26. Mai in der Lage war, ihm mitzuteilen, der römische Fürst Doria habe gestern in London behauptet, „der Papst sei von der Unhaltbarkeit der Sache und der Notwendigkeit einer großen Reform überzeugt". Nur über sein Buch stand immer noch das Urteil des Papstes aus, an dem Döllinger doch am meisten gelegen sein mußte. Es fiel auch dieses schließlich nicht ungünstig aus. Am 26. August berichtet Acton: „Newman, den ich heute sah, . . . sagte mir, was der Papst dem Ullathorne (Bischof von Birmingham) von Ihrem Buche sagte: Er sei nicht in allem einverstanden, halte es aber für ein gutes Buch, das nur nützen kann,"[12]) — eine Nachricht, welche Döllinger so sehr freute, daß er sie am 25. September auch Jörg mitteilte.

Der Zwischenfall schien so doch ein gutes Ende genommen zu haben; aber im Grunde ist zutreffend, was Schegg in seinen „Erinnerungen an . . . Haneberg" bei Erwähnung des Döllingerschen Buches sagt: „Es entstand ein Mißtrauen gegen Döllinger und die ganze sogenannte historische Schule."

Achtes Kapitel.

Spannung zwischen den deutschen Gelehrten und den Neuscholastikern. Litterarische Entwürfe für Herders Verlag (Deutsche Biographie). „Die Papstfabeln“. Die Gelehrtenversammlung in München.

Unmittelbar nach dem Erscheinen seines Buches „Kirche und Kirchen“ ging Döllinger an die Abfassung eines anderen. Es war nicht mehr die Geschichte des Papsttums in der Zeit von 1260—1320, sondern etwas Zeitgemäßeres, wie er glaubte, — die Fabel von der Päpstin Johanna. Die Untersuchung über dieselbe bildet einen Teil der „Papstfabeln des Mittelalters“. Schon am 21. November schreibt Döllinger an Birlinger: „Bei Ihrer Beschäftigung mit den deutschen Volkssagen sind Ihnen wohl so manche Fälle begegnet, wo es recht klar ist, daß die Sage nur entstanden ist, um eine Absonderlichkeit, etwas Auffallendes, ein Bild, oder eine Eigentümlichkeit an einem Gebäude und dergleichen zu erklären. Mir wären einige Beispiele dieser Art zum Behuf einer historischen Untersuchung sehr erwünscht. Ich nehme daher Ihre Güte hierfür in Anspruch“. — Diese Worte wiederholen sich beinahe wörtlich in den „Papstfabeln“.[1]) Er nahm später noch andere Fabeln hinzu, auch die des P. Honorius I., wozu die Anregung der Umstand gegeben zu haben scheint, daß ihm in dem Streite über die Kirchenstaats=

frage auch seine „Vorträge über Honorius“ zum Vorwurfe gemacht worden waren. Es war ein neuer Mißgriff.

Daneben lief der andere Plan her, über den er am 7. November 1861 an Jörg schrieb: „Wenn von protestantischer Seite Angriffe auf mein neues Buch erfolgen, wäre das doch eine neue Gelegenheit, manches weiter auszuführen. Ich habe, zum Teil absichtlich, die Rechtfertigungslehre und anderes scharf hervorgehoben; wenn sie an diesem Köder anbeißen, wäre es mir gerade recht, um erst mit schwerem Geschütz herauszurücken;“ dann am 13. November: „Gestern las ich die ersten zwei Artikel Bluntschlis über mein Buch in der ›Süddeutschen Zeitung‹. Er ist ein unredlicher Gegner, wie es in seiner Natur liegt. Es werden wohl noch stärkere und beachtenswertere Angriffe kommen; dann will ich alle zusammennehmen und mit einem Male, etwa in einer eigenen Schrift, abthun. Lächerlich war mir die Äußerung Bluntschlis, ich hätte die Studien eines ganzen Lebens in dieser Schrift (einer Gelegenheitsschrift, die in fünf Monaten verfaßt worden!) niedergelegt.“ An Angriffen von protestantisch-theologischer Seite, wie von Dorner, H. Thiersch u. a., fehlte es auch nicht, und der Verfasser war beauftragt, alle nur halbweg beachtenswerten zu notieren. Immerhin unterblieb eine Antwort auf diese Angriffe, unter denen ihm der Thierschs als der bedeutendste und vor allen anderen zu berücksichtigende erschien — vielleicht aus dem Grunde, weil auch Harleß mit einer eigenen Schrift dagegen aufzutreten die Absicht haben sollte (1862, März 12.).

Eine andere Angelegenheit, welche Döllinger in dieser Zeit lebhaft beschäftigte, war die in offenen Krieg übergegangene Spannung zwischen den deutschen katholischen Theologen und Philosophen und den neuscholastischen Jesuitenschülern mit ihren Anhängern, denen der „Katholik“ das häßliche Wort als Losung gegeben hatte: Im Katholizismus gibt es zwei Rich-

tungen, „welche nicht friedlich neben einander bestehen können, sondern sich gegenseitig aufheben“ (1860). Der Kampf wurde aber keineswegs bloß mit geistigen Waffen und auf litterarischem Boden geführt, die Neuscholastiker riefen zugleich die kirchliche Autorität in Rom an, welche ihnen bereitwilligst zu Hilfe kam. Eine unglaubliche Denunziationssucht entwickelte sich infolge dessen auf ihrer Seite, und jeder deutsche Theolog oder Philosoph schwebte in Gefahr, plötzlich von Rom aus verurteilt und von seinem Lehrstuhl verdrängt zu werden. Nachdem ein Schüler Günthers nach dem andern zensuriert war, ging es an die keiner bestimmten Schule angehörigen Gelehrten, und in München z. B., wo Frohschammer schon 1857 auf den Index gekommen war, gab es bald keinen Philosophen mehr, welchen nicht das gleiche Schicksal getroffen hätte. Carriere, ein Protestant, hatte schon 1857 die Freude erlebt, die mißbilligenden Augen Roms auf sich gelenkt zu haben. 1859 folgte Oischingers Schrift: „Die spekulative Theologie des hl. Thomas von Aquin“, 1860 J. Hubers „Philosophie der Kirchenväter“ und 1861 Lasaulx' Schriften seit dem Jahre 1857. Auch Kuhn in Tübingen war verdächtig und hatte sich durch seinen Kampf gegen Clemens' Satz, die Philosophie sei die Magd der Theologie, die Feindschaft der Neuscholastiker zugezogen, ebenso Michelis, der gegen den Jesuiten Kleutgen aufgetreten war, und K. Werner, von dem es im „Katholik“ wenigstens hieß, in seiner Monographie über Thomas von Aquin finde sich ein „starker Beigeschmack moderner Reformideen“.

Auf der anderen Seite herrschte auch unter den deutschen katholischen Philosophen Zank und Streit, von dem Jörg am 25. Februar 1861 das Momentbild entwirft: „Es ist für uns förmlich ein Gebot der Selbsterhaltung, den philosophischen Fanatikern möglichst aus dem Wege zu gehen. Darum habe ich schon vor einem Jahre Herrn Frohschammers

Antrag, die Kontroverse Kuhn-Clemens in den Blättern abzuhandeln, rund abgeschlagen, zum ungeheuersten Ärger des Autors. Jüngst brachten wir die Artikel Katzenbergers über Schelling zum Druck — ich Unglücklicher meinte: das sei ein neutraler Boden, aber siehe da! kaum erscheint das einschlägige Heft, so erhalte ich von Dr. Strobl unter Berufung auf Ringseis einen spekulativen Schimpfbrief von acht enggeschriebenen Seiten. Und nun will Deutinger uns auch noch Kuhn samt Clemens, Kleutgen samt der Kompagnie Jesu tutti quanti auf den Hals hetzen! Das ginge ja noch über meine Freimaurer!"

Döllinger war diese Denunziationssucht in die Seele hinein zuwider, und einem Briefe des vortragenden Rats Brüggemann in Berlin zufolge, der ihn vielfach bei Besetzung theologischer und philosophischer Professuren um Rat fragte, hielt er mit seiner Mißbilligung nicht zurück. „Statt christlich zu raten und zu fördern, fliegt sofort eine Denunziation nach Rom, was Sie mit Recht als eine wahre Kalamität bezeichnen, wofür Deutschland schwer büßen muß. So hemmen und vernichten wir die eigenen Kräfte, welche Gott unter uns erweckt, und die Staatsbehörden wissen nicht mehr, woher sie unangefochtene Männer berufen sollen. Eben jetzt hat auch Prof. Trütschel in Braunsberg seine Pensionierung nachgesucht, weil er in Übereinstimmung mit der römischen Entscheidung über Güntherianismus nicht zu lehren vermöge, und in einem solchen Konflikte nicht Philosophie lehren könne. Woher nun einen Dozenten der Philosophie nehmen, wenn man sich nicht darauf beschränken will, Balmes' Kompendien den Studenten vorzusagen?" (1860, Juni 26.). Döllinger hatte daher schon länger an Zusammenkünfte der katholischen Gelehrten gedacht, auch mit einzelnen darüber gesprochen und ihre Zustimmung erhalten, aber zuletzt geschah doch nichts. Nur um so willkommener kam ihm die schon erwähnte Anregung Michelis'. Bei Gelegenheit der



Münchener Generalversammlung
über gesprochen, und Michelis,
de Luca dem Gedanken günsti
nommen hatte, dafür weiter
20. September: Er habe auf
Sache gewirkt, Döllinger m
verlieren; die erste Versamm
in München stattfinden, w
Teil nähmen; notwendig
treten sein; an Lutterbeck
nicht denken, doch sollt
anfangs eingeladen we
sei ihre Sache.

So sehr eilte i
wenn er sie auch, w
verfolgte. „Seit ic
Alzog besprochen,
von ihm gemacht
keine Lust sich
Winter ist, sch
vorzubereiten
Prinzip, daß
würde wohl
Ich will ur
druckt oder
über die i
sammenk
Männer
werden
weitere
da

...November 13.). Auch Greith schrieb:
... Gedanken, eine Versammlung der katho-
...tschlands zu veranstalten, zur Ausführung
...aren aus der Schweiz die HH. bischöflicher
..., Chorherr Tanner, die Professoren Lütolf
...en, die HH. PP. Gall. Morell, Karl Brandis
... in Einsiedeln u. a. nicht zu übersehen, den
...ich vorläufig von der Sache Kenntnis gegeben"
...7.). Am meisten drängte aber Michelis, mußte
... daß Döllinger nicht nur nichts in der Sache
...u Bedenken trage, sich an die Spitze zu stellen:
...gelegenheit der Theologenversammlung habe ich
...nichts gethan. Die Scheu hielt mich hauptsächlich
...man meinem Schritte irgend eine persönliche Ten-
...Zweck einer Agitation z. B., unterschieben werde.
...Ursache, zu glauben, daß ich jetzt schon für die ächten
...ses, die über meine Offenheit bezüglich der kirchen-
... Zustände erbittert sind, ein Gegenstand des Arg-
...bin. Möchte doch ein anderer sich voranstellen und
... Zeit der Zusammenkunft bezeichnen; ich würde mich
...nfinden und mitraten und -thaten. Sollte nicht einer
...en sein, der es noch mit keiner Richtung oder Partei
...en hätte? Wie ich höre, sind auch in Münsterer Blättern
...ttere Äußerungen über mich gefallen. Da muß ich doch
...gen, daß eine gute, reine Sache schon dadurch, daß ge-
... ich sie in die Hand nehme, geschädigt werden würde.
...rlegen Sie doch mit ein paar Gleichgesinnten, was am
...ten zu thun sei. Von der katholischen September-Versamm-
...ung ist für litterarisch-wissenschaftliche Zwecke nichts zu er-
...warten. Das haben wir ja wieder das letztemal gesehen"
(1862, März 29.).

In der That schien bei Döllinger dieser Entschluß so festzustehen, daß er sich fast ausschließlich mit der Abfassung

›Wissenschaft‹, die eigentlich doch nur unter dem Druck überflüssiger Krebse steht.“ Denn nunmehr, am 9. November, heißt es auf einmal: „Übrigens habe ich nach wie vor keinen recht klaren Begriff davon, was unter dem ›romanischen Element‹ eigentlich zu verstehen sei. Durch Eberhard und Michelis bin ich eben wieder mit der leidigen Angelegenheit behelligt; aber ich kann nichts weiter herausfinden, als daß da verschiedene katholische Leute sich um allerlei so wie so erlaubte Meinungen herumstreiten. Es kommt mir immer wieder vor, als röche die ganze Verwicklung — abgesehen natürlich von den Regensburger Skandalen, — gar sehr nach Menschenfleisch. Und die nennt man um des hübschen Aussehens willen auf einer Seite ›Glaube‹, auf der andern ›Wissenschaft‹. Es ist ein Jammer und zwar ein täglich wachsender Jammer!“ So standen die Dinge aber nicht, und Döllinger konnte diese oberflächliche Betrachtungsweise unmöglich unerwidert lassen: „Sie fragen mich, was ich denn unter dem ›romanischen Element‹ verstehe? Antwort: jene Richtung, welche der deutschen katholischen Wissenschaft prinzipiell feindlich ist und sie möglichst zu diskreditieren sucht; jene Gesinnung, welche Mayer in dem Ihnen bekannten Buche teils ausgesprochen hat, teils durchscheinen läßt. Sie kennen sie ja noch besser, als ich. Daß nicht alle Zöglinge des collegium Germanicum sie teilen, ist Gott sei Dank! richtig. Es versteht sich also, daß diese Gesinnung bei keinem Romanen zu präsumieren sei; wenn sie aber hervortritt, so schließen wir eben von der Frucht auf die bittere Wurzel“ (November 13.).

Es drängten Döllinger aber auch andere, wie Alzog, vorwärts: „Ihrem Aufrufe sehe ich mit Spannung entgegen und wiederhole dafür nur meinen Wunsch, er möge durchaus so gehalten sein, daß sich selbst die Würzburger Herren nicht nur für verpflichtet halten, sondern es sich zur Ehre anrechnen müssen, den Beratungen anzuwohnen. Ich werde hier nach

Kräften wirken" (November 13.). Auch Greith schrieb: „Sofern Sie Ihren Gedanken, eine Versammlung der katholischen Gelehrten Deutschlands zu veranstalten, zur Ausführung bringen wollen, wären aus der Schweiz die HH. bischöflicher Kommissar Winkler, Chorherr Tanner, die Professoren Lütolf und Aebi in Luzern, die HH. PP. Gall. Morell, Karl Brandis und Georg Ulber in Einsiedeln u. a. nicht zu übersehen, den Genannten habe ich vorläufig von der Sache Kenntnis gegeben" (1862, Februar 7.). Am meisten drängte aber Michelis, mußte jedoch erfahren, daß Döllinger nicht nur nichts in der Sache gethan, sondern Bedenken trage, sich an die Spitze zu stellen: „In der Angelegenheit der Theologenversammlung habe ich noch immer nichts gethan. Die Scheu hielt mich hauptsächlich zurück, daß man meinem Schritte irgend eine persönliche Tendenz, den Zweck einer Agitation z. B., unterschieben werde. Ich habe Ursache, zu glauben, daß ich jetzt schon für die ächten Romanenses, die über meine Offenheit bezüglich der kirchenstaatlichen Zustände erbittert sind, ein Gegenstand des Argwohnes bin. Möchte doch ein anderer sich voranstellen und Ort und Zeit der Zusammenkunft bezeichnen; ich würde mich gerne einfinden und mitraten und -thaten. Sollte nicht einer zu finden sein, der es noch mit keiner Richtung oder Partei verdorben hätte? Wie ich höre, sind auch in Münsterer Blättern sehr bittere Äußerungen über mich gefallen. Da muß ich doch besorgen, daß eine gute, reine Sache schon dadurch, daß gerade ich sie in die Hand nehme, geschädigt werden würde. Überlegen Sie doch mit ein paar Gleichgesinnten, was am besten zu thun sei. Von der katholischen September-Versammlung ist für litterarisch-wissenschaftliche Zwecke nichts zu erwarten. Das haben wir ja wieder das letztemal gesehen" (1862, März 29.).

In der That schien bei Döllinger dieser Entschluß so festzustehen, daß er sich fast ausschließlich mit der Abfassung

der „Papstfabeln“ und mit Entwürfen für den Herderschen Verlag befaßte. Im Herbst 1861 schon war mit Herder in Tölz die „Gallerie der Konvertiten“ neu besprochen und von Döllinger eine „Katholische Bibliothek“ angeregt worden, die er am 3. November näher auseinandersetzte: „In mäßigem Umfang, in faßlicher, leicht übersehlicher Behandlung sollen die Hauptfächer, deren genaue Kenntnis den gründlich gebildeten Geistlichen unerläßlich ist, über welche häufig auch von Laien ein gutes Buch gewünscht wird, ohne allen gelehrten Apparat dargestellt werden. Jedes Fach erhielte einen Band, oder nach Umständen zwei Bände. Keine neuen Forschungen, sondern populäre, aber nicht unwissenschaftliche Darstellung des Gegenstandes. Ich habe einstweilen 12 Gegenstände namhaft gemacht; sie lassen sich natürlich noch vermehren. Die Schwierigkeit ist nur, die Verfasser dafür zu finden. Und hier tritt auch die Schwierigkeit für mich ein, den Wunsch, den Sie Ihrem Bruder geäußert haben, zu erfüllen, daß ich nämlich die Leitung übernehme, mich an die Spitze stellen solle. Dazu mangelt mir die Zeit. Sie begreifen, daß dies viel Korrespondenz erforderte. Mir aber fehlt die Muße für alle die Briefe, die ich an sich schon zu schreiben habe. Mitwirken zur Zustandebringung mit Rat, mit litterarischen Nachweisungen u. dgl. will ich gerne. Aber die eigentliche Geschäftsarbeit müßte ein anderer übernehmen. Das sehen Sie gewiß selbst ein. Zeitsparung ist bei mir die erste und vornehmste zu nehmende Rücksicht. Finden Sie einen anderen, der dann noch wünscht, daß sein Name zugleich mit dem meinigen genannt werde, und haben Sie nur einige befähigte Mitarbeiter gefunden, so bin ich bereit, mich als Mitherausgeber auf dem Titel nennen zu lassen (etwa wie Heeren und Uckert als Herausgeber der Europ. Staaten-Geschichte)“. Bald darauf entwarf er auch ein Programm der Bibliothek,[3]) über das wie über sein Anerbieten, sich als Mitherausgeber nennen lassen zu wollen,

Herder entzückt war. Nun könne es, meinte er, an Mitarbeitern, und zwar den tüchtigsten, nicht fehlen; wenn Döllinger noch einen warm gehaltenen Brief an Kuhn schriebe, so übernähme dieser die Dogmatik und ließe sich ebenfalls als Mitherausgeber nennen. Das war des Vertrauens zu viel: „Ihre Vorschläge bezüglich der ›Kath. Bibliothek‹ und der ›Konvertiten-Gallerie‹ erwecken mir doch einiges Lächeln. Sie trauen mir eine talismanische Kraft zu und meinen, wenn ich nur Leute einlüde und ermunterte, so würden sie sofort beitreten und (was die Hauptsache) fleißig arbeiten. Ich weiß zu gut, daß ich keine Zauberkräfte besitze; ich kann selber arbeiten, aber ich kann andere nicht zum Arbeiten bringen. Indes Ihnen zu Gefallen, will ich einmal an Kuhn schreiben. Mit der Zumutung, eine eigene Dogmatik für diese Bibliothek zu schreiben, darf ich ihm aber nicht kommen; er ist ja ganz mit seinem eigenen größeren Werke beschäftigt. Den Brief an Kuhn werde ich Ihnen schicken, damit Sie ihn selber übergeben oder beilegen können. — Aber nun Kerker? Der Mann ist mir ganz fremd; ich habe ihn nie gesehen. Soll ich nun da mit der Thüre ins Haus fallen? Sagen Sie ihm lieber, daß ich ganz bereit sei, ihn mit der nötigen Litteratur [für die „Konvertiten-Gallerie“] zu unterstützen. — Prof. Streber sehe ich selten; wir wohnen an entgegengesetzten Enden der Stadt; aber ich will, wenn ich ihn treffe, ihm wegen der Kunstgeschichte zureden.

„Ihre Meinung, daß ich mich nur an die Spitze stellen und den Leuten ein paar gute Worte geben dürfe, um ein auf das Zusammenwirken Mehrerer berechnetes Unternehmen zu stande zu bringen, erinnert mich an die Ritter, die große Dinge pour les beaux yeux d'une dame unternehmen. Aber pour mes beaux yeux wird kein Mensch die Feder ansetzen, und wer, wie ich, erst in jüngster Zeit so viele bittere und böse Worte zu hören bekommen hat (auch jetzt wieder z. B. im Mainzer Journal wegen meines Buches), der weiß, daß

er mit seinen guten Worten nichts ausrichten wird. Seien Sie indes überzeugt, daß ich schon, um Ihnen einen Gefallen zu erweisen, mehr thun werde, als ich, mir selbst überlassen, thun würde. Denn an Ihrem reinen Eifer und Ihrer rastlosen Thätigkeit für Förderung einer guten katholischen Litteratur habe ich eine wahre Freude. Sie stiften schon dadurch, daß Sie ein solches Beispiel geben, ungemein viel Gutes, mehr als Sie selber wissen können" (Dezember 11.).

Für Herder bestanden diese Bedenken nicht: wenn das Unternehmen (mit oder ohne Kuhn) von Döllinger ausginge, würden die bedeutendsten Gelehrten mitarbeiten; Döllinger möge nur einen „recht warmen" Brief an Kuhn schreiben, die anderen Mitarbeiter wolle er, Herder, selbst gewinnen. Daneben ist auch die Rede davon, daß Döllinger an einem Werke: Dante und sein Zeitalter arbeite und es bei Herder verlegen wolle. Zur Erörterung noch eines weiteren litterarischen Planes führte die Frage Herders: „Ließe sich vielleicht dem, was von der [Münchener] historischen Kommission beabsichtigt wird, durch Zusammenwirken unserer bedeutendsten Kräfte ein größeres historisches Unternehmen gegenüberstellen? Haben Sie die Güte, diese Frage, die mich schon seit einem Jahre beschäftigt, zu erwägen, eventuell mich mit einem Plane zu unterstützen". Dieser Gedanke zündete bei Döllinger. „Sie fragen mich bezüglich eines größeren historischen Unternehmens, das von katholischer Seite der historischen Kommission gegenüber gestellt werden könnte. Ich will Ihnen einen derartigen Plan mitteilen, den ich schon seit 5 Jahren etwa gehegt, und wofür ich, bis jetzt freilich vergeblich, mich nach einem Manne umgesehen habe, der sich an die Spitze stellte und die Sache leitete. — Deutschland vor 1517 hatte eine reiche katholische Geschichte, große Männer in Fülle, eine lange Periode des Glanzes — aber alles dies ist noch verhältnismäßig verdunkelt, weil es in der Tendenz des Protestantismus liegt, Deutschlands Größe und Bedeutung

erst mit der Reformation beginnen zu lassen, und der Protestantismus unsere ganze Litteratur beherrscht. Da wäre nun ein Werk, das zugleich patriotisch und religiös wohlthätig wirken müßte: Ein deutscher Plutarch, eine Reihenfolge von Biographien und Schilderungen der großen und bedeutenden Deutschen etwa seit dem 8. Jahrhundert. Nichts Ähnliches ist bis jetzt unternommen worden, und doch ist reiches Material dazu vorhanden; und wenn man die katholischen Kräfte (auch wohlgesinnte Protestanten könnten mitarbeiten) sammelte und zur Teilnahme bewegte, könnte ein Deutschland und die deutschen Katholiken ehrendes Werk zu stande kommen. Auch ich würde wohl den Beitrag einer Biographie liefern. Da sind: Cornelius, Janssen, Will, Watterich, Roth von Schreckenstein, Junkmann (in Breslau), Weech, Weiß in Grätz, Höfler natürlich, und viele andere. Als ich vor ein paar Jahren mit einzelnen davon redete [und an andere schrieb], gefiel der Plan jedem, es fragte sich nur, wer an die Spitze treten, wer sich dem Geschäfte der Leitung unterziehen sollte — allerdings keine leichte Sache. Man könnte dem Werk auch den Titel geben: Pantheon Deutschlands, oder: Walhalla oder Biographische Geschichte Deutschlands. Ausgezeichnete Frauen wären aufzunehmen. — Für dieses Unternehmen (es wäre gleichsam eine Besitzergreifung der deutschen Geschichte von Seite des katholischen Deutschlands) würde ich mir eher getrauen, die erforderliche Zahl von Teilnehmern zusammenzubringen, als für die »Katholische Bibliothek«, deren Programm ich Ihnen geschickt habe. Für diese die Verfasser zu nennen, wäre ich in großer Verlegenheit. Sie mögen sich finden lassen, aber ich weiß sie nicht. Deshalb trage ich auch so manches Bedenken, mich (auch mit einem anderen) an die Spitze einer Sache zu stellen, zu deren Gelingen ich, die Wahrheit zu sagen, kein rechtes Vertrauen habe. Da könnte ich auch nicht direkt mitarbeiten, denn da müßte gleich ein ganzer Band wenigstens

übernommen werden. Aber an dem biographischen Werke könnte ich, wenigstens doch mit Einer Biographie, Teil nehmen. Überlegen Sie nun, was ich Ihnen geschrieben habe. — Wenn Sie wollen, daß ich den Brief an Kuhn schreibe, werde ich Ihnen denselben zuschicken. Ich fürchte stark, er wird, bei der Schwierigkeit, die Verfasser für die Bibliothek aufzutreiben, keine Neigung zur Sache zeigen" (1861, Dezember 26.).

Beide Unternehmungen, die „Katholische Bibliothek" und der „Plutarch", beschäftigten Döllinger noch länger, aber keine wollte vorangehen — nicht ohne seine Schuld. Er konnte sich nämlich durchaus nicht entschließen, an Kuhn zu schreiben, „da ich bei längerem Nachdenken und Überzählung unserer theologischen Kräfte in Deutschland immer deutlicher zu sehen glaubte, daß das Unternehmen der »theologischen Handbibliothek« keine oder geringe Aussicht des Gelingens hat. Sie fühlen wohl, wie schwer es mir da wird, Kuhn zu einer Unternehmung zuzureden, zu der ich selbst kein rechtes Vertrauen habe". Dagegen schien ihm der Plan einer deutschen Geschichte in Biographien weit bessere Chancen des Gelingens zu haben, weil die Mitarbeiter dafür wohl aufzutreiben wären, besonders wenn der rechte Mann sich an die Spitze stellte (1862, März 13.). Aber ihn fand Herder auch nicht.

Da Baron Eckstein, „der ausgezeichnete Mann, der unter den katholischen Denkern eine der ersten Stellen in unserer Zeit einnimmt" (Dezember 26.), unterdessen gestorben war, so nahm Döllinger selbst die Herausgabe von dessen letztem Werke in die Hand, aber das auf Grund seiner Briefe an Döllinger[4]) und andere projektierte Lebensbild Ecksteins mußte vorläufig unterbleiben. Döllinger hatte zwar bereits einige wertvolle Briefe von ihm an Freunde (Acton, Montalembert) und noch an andere in Aussicht, die mit der Biographie ein interessantes Buch oder Büchlein gegeben hätten. „Aber für die Biographie brauche ich Zeit, die ich jetzt nicht habe,

und für die noch gehofften Briefe bedarf es gleichfalls noch einige Zeit. Alſo werde ich Ihrem Wunſche zufolge nur ein ganz kurzes Vorwort zu dem jetzt gedruckten Buche ſchreiben und Ihnen dieſes in den nächſten Tagen ſchicken. In dieſem Vorwort kann dann auf dies ſpäter erſcheinende Denkmal verwieſen werden ... Setzen Sie daher auf den Titel: Mit einem Vorwort von J. v. Döllinger“. So geſchah es denn auch, und das Buch führt den Titel: „Geſchichtliches über die Askeſis der alten heidniſchen und der alten jüdiſchen Welt als Einleitung einer Geſchichte der Askeſis des chriſtlichen Mönchtums.“

Die Biographie mit den Briefen erſchien nie. Ja, beinahe wäre es jetzt zwiſchen ihm und Herder zu einem jähen Bruch gekommen, da Cotta dem Baurat Bader ſchrieb, „daß bald wieder ein neues Werk von Döllinger erſcheinen werde: ›Die religiöſen Gegenſätze der Gegenwart‹.“ Das konnte Herder nicht mehr ertragen. Voll Beſtürzung ſchrieb er an Döllinger: „Selten hat mich eine Nachricht mehr niedergeſchlagen und entmutigt als dieſe. Ew. Hochw. kennen mein ... brennendes Verlangen, mit dem Verlage jener Arbeiten von Ihnen betraut zu werden, über die Sie frei verfügen. Werden Sie ſich gar nie dazu entſchließen können, meine ſeit 23 Jahren unabläſſig an Sie gerichteten Bitten zu gewähren? Ich fange an zu glauben, daß bei allem Wohlwollen, das Sie mir oft bekundet, ... doch etwas beſteht, was Sie ferne von mir hält oder an mir zweifeln läßt“ (April 9.). Darauf war Döllinger nicht gefaßt und eilig antwortete er: „Es thut mir ſehr leid, daß eine Ihnen zugekommene Notiz über eine bei Cotta erſcheinen ſollende Schrift von mir Ihnen ſolche Bedenken über meine Geſinnung gegen Sie erweckt hat, wie Sie in Ihrem Briefe äußern. Was jetzt bei Cotta erſcheinen ſoll, iſt eine kleine Abhandlung über eine ganz ſpezielle, hiſtoriſche Frage, nur für Fachmänner beſtimmt, bei der nur an einen ſehr geringen Abſatz zu denken iſt, und die ich Ihnen

eben deshalb nicht anbieten wollte, weil ich weiß, daß für den Verleger nichts herauskommen wird. Ich habe solche Erfahrungen gemacht. Und ich mochte mich eben nicht dem Vorwurfe aussetzen, daß ich Ihnen nur das Unbedeutende und Uneinträgliche von meinen Schriften gäbe. Was ich weiter mit Oldenbourg verabredet habe, betrifft eine Schrift, die sich an das Buch: Kirche und Kirchen anschließen würde, und nur durch die gegen dieses Buch gerichteten Vorwürfe hervorgerufen wäre, eine Art »Nachtrag«. Da wäre es doch auffallend, wenn dieser Anhang nicht in demselben Verlage erschiene, in welchem das Hauptbuch herausgekommen ist." Er sei gerade mit dem für seinen Verlag bestimmten Werke: Leben und Briefe Eckſteins beschäftigt, das „ein inhaltreiches Buch werden wird, das wohl sein Publikum finden dürfte. Auch das Werk über Dante, das nur für jetzt aus triftigen Gründen (als in diesem Moment nicht zeitgemäß) bei Seite gelegt worden, bleibt Ihnen zugesichert. Sie sehen also, daß ich schon zwei Werke Ihrem Verlage zugedacht habe. Nochmals empfehle ich Ihnen den Plan eines Deutschen Plutarch. Das wäre ein Monument, das die katholischen Gelehrten sich und ihrem Vaterlande setzen sollten. Da würde ich gerne auch einen Beitrag liefern. Haben Sie noch Niemanden dafür gewonnen?" (1862, April 29.)

Durch diese Worte war Herder wieder versöhnt; aber aufrichtig gesagt, wäre es für Döllinger besser gewesen, wenn seine Beziehungen zu dem Freiburger Buchhändler schon damals abgebrochen worden wären, da hauptsächlich er ihn in die sorgenvollen Jahre der nächsten Zeit hineinführte. Nur wenige Wochen nach dem zuletzt erwähnten Briefe war Herder neuerdings in München und trug Döllinger seine Anliegen vor. Es figurierte darunter vor allem der „Plutarch", für den er auf seiner Rückreise über Frankfurt Janssen als Redakteur zu gewinnen gedachte, der aber, gerade mit dem Druck seiner

„Reichskorrespondenz“ und mit der Abfassung seiner „Deutschen Geschichte“ beschäftigt, auf den Antrag nicht einging. Etwas später dachte Herder an O. Klopp und fragte bei Döllinger an, ob er es billigen würde, wenn er ihn dafür gewänne, scheint aber von ihm keine Antwort darauf empfangen zu haben. Das Projekt ging überhaupt nicht vorwärts und wurde schließlich von Döllinger, nachdem er noch auf den Grafen Hoverden, der sich damals in München niederließ, als geeigneten Redakteur aufmerksam gemacht hatte, der Historischen Kommission empfohlen. Dann drängte Herder, wie Döllinger selbst mitteilt, den ohnehin so vielfach beschäftigten Mann zur Abfassung einer „Darstellung der katholischen Lehre“: „Seit Ihrer Abreise von hier habe ich mich unablässig mit Nachdenken über die von Ihnen gewünschte Darstellung der katholischen Lehre beschäftigt. Von zwei Seiten hat man mir zugeredet, Hand anzulegen. Könnte ich mich überzeugen, daß es Gottes Wille sei, so ließe ich gleich alles andere liegen, um es zu stande zu bringen. Aber — aber die Schwierigkeiten! Wenn ich Männer von Fach frage, woher es wohl kommen möge, daß in unserer bändereichen kirchlichen Litteratur ein solches Buch noch nicht existiere, erhalte ich die gleiche Antwort: Weil es in gegenwärtiger Zeit und bei den jetzigen Anforderungen eine zu schwere Aufgabe sei. Soll mich das nicht abschrecken? — Nun gleichwohl bin ich doch darüber, den Plan, die Einleitung und Anordnung des Ganzen zu entwerfen. Und wenn ich nicht par force majeure zu anderen Arbeiten gedrängt werde, wird das Ausarbeiten bald beginnen. Aber freilich, die großen mühsamen Vorbereitungen für andere Werke — soll ich die Frucht jahrelanger Forschung und Sammlung verloren gehen lassen? — Das ist einer der Fälle, wo man eine Autorität über sich haben sollte, der man unbedingt zu gehorchen hätte, vorausgesetzt, daß man das unbedingteste Vertrauen zu der Weisheit ihrer Entschei-

dung hätte" (1862, Juni 22.). Er führte den Plan auch nicht aus, obwohl ihm Herder die Meinung Kuhns schrieb, daß nur Döllinger ihn ausführen könne und ihn ausführen solle (Juli 10.); denn nunmehr drängte sich ihm der Gedanke auf, daß er, nachdem Schenkel in Heidelberg ein ganzes Buch gegen „Kirche und Kirchen" geschrieben,[5] eine Antwort auf die protestantischen Angriffe nicht umgehen könne (August 1.).

Doch weit wichtiger war der Anstoß, den ihm die Anwesenheit Herders gab, wieder auf eine Versammlung katholischer Gelehrten zurückzukommen und sie für den Herbst 1862 in Aussicht zu nehmen. Nach Freiburg zurückgekehrt, setzt Herder den Gedanken Hirscher auseinander, der sich sofort äußert: „Schon seit zehn Jahren habe ich bei jeder Gelegenheit das Zustandekommen einer solchen Versammlung, die mir höchst wünschenswert scheint, zu bewirken gesucht; ich bin alt und kann nicht wohl reisen, aber der Herr Stiftspropst ist jung an Kraft, und eine Reise von München hieher ist für ihn gar nichts — ich glaube, es wäre recht sehr der Zeit und Mühe wert, zu einer Vorbesprechung hieher zu kommen" (Juni 20.) — eine Mitteilung, welche Döllinger so sehr anfeuerte, daß er schon am 22. Juni antwortete: „Wenn das Wetter nicht so hoffnungslos schlecht und trübselig wäre, hätte ich wohl mich zusammengenommen und wäre morgen nach Freiburg abgereist, da Dienstag und Donnerstag dieser Woche an der Universität ausfallen. Aber bei solcher Witterung ist das Reisen gar zu widerwärtig. Ich muß es also verschieben. Es freut mich, daß Herr v. Hirscher sich so ausgesprochen hat, wie Sie mir melden; seine Teilnahme ist ganz unschätzbar und verbürgt, wie ich hoffe, das Gelingen." Da aber Hirscher auch weiter ein lebhaftes Interesse an der Sache zeigte und zweimal zu Herder kam, um anzufragen, wann Döllinger kommen werde, drang Herder sogar telegraphisch in diesen, doch ja nach Freiburg zu kommen. Es war auch jetzt unmöglich, „da ich,

durch höhere Rücksichten hier festgehalten, schlechterdings München nicht verlassen darf, so lange der König hier ist. Ich werde Ihnen dies mündlich näher erklären. Doch hoffe ich, im Laufe des Juli noch abkommen zu können — vorausgesetzt, daß Sie im Juli in Freiburg sind ..." (Juni 27.). Aus verschiedenen Gründen, insbesondere aber wegen der Abwesenheit Hirschers von Freiburg, verschob er jedoch die Reise bis zum Oktober, knüpfte aber unterdessen durch Janssen, der nach Tölz gekommen war, und durch Jörg mit den Mainzern an. Jörg möge ihnen nahe legen, daß „Verständigung und gemeinschaftliches Handeln Not thue" (Sept. 1.) und „den guten Leuten dort begreiflich machen, daß man vor allem, wenn man ein Aufblühen der katholischen Litteratur wünscht, auch für Luft und Licht, für eine moderate Freiheit der Bewegung Sorge tragen müsse. Wenn künftig die Furcht vor dem Index als Damokles-Schwert über den Häuptern der katholischen Schriftsteller schweben soll, so muß es gehen, wie im Kirchenstaat, wo die litterarische Thätigkeit zuletzt fast ganz abgestorben war" (September 25.).

Die Reise nach Freiburg und auf dem Rückweg nach Tübingen bestärkte Döllinger nur noch mehr in der Meinung, daß eine Gelehrtenversammlung unbedingt notwendig sei. Das in Freiburg unter Mitwirkung Hirschers und Alzogs verfaßte Programm wurde von dort aus an Heinrich in Mainz und Dieringer in Bonn gesandt, damit sie es als Miteinberufer der Versammlung unterzeichneten; nach Tübingen aber brachte es Döllinger selbst, um es Kuhn einzuhändigen, der für seine Person ebenfalls mit dem Plan einverstanden war, nicht aber seine Kollegen. „Einige gestanden offen ein, daß sie dem Plane bei dessen erstmaliger Mitteilung nicht abgeneigt gewesen seien, sie wären aber nach reiflicher Erwägung von dieser Ansicht zurückgekommen. Alle ohne Ausnahme sprachen sich einstimmig dahin aus, daß, wenn auch Gegenstände gefunden werden

könnten, die eine friedliche Erörterung erwarten ließen, doch sicherlich nicht zu verhindern wäre, daß nicht auch solche Fragen auf das Tapet gebracht würden, die zu heftigen und bitteren Diskussionen führen müßten. Auch die Besorgnis wurde geltend gemacht, es möchten der Episkopat und der Primat die projektierten Versammlungen ungern sehen. Da hienach eine Teilnahme an dem Projekt und dessen Ausführung von Seite meiner Herren Kollegen allgemein und unbedingt beanstandet wird, so muß ich, ganz abgesehen von meinen Zweifeln, Bedenken tragen, das Einladungsprogramm zu unterzeichnen" (Oktober 25.). Dagegen konnte Alzog mitteilen, daß Dieringer trotz einiger Bedenken seine Unterschrift gegeben habe (November 1.); Heinrich aber schrieb: „Ich glaube, die große Verehrung und das Vertrauen, das ich gegen Sie hege, um so mehr zu beweisen, je offener und rückhaltloser ich mich über den Inhalt des Programms gegen Sie ausspreche ... Ich bin bereit, nicht bloß die Einladung zu einer Theologen-Versammlung zu unterschreiben, sondern auch, pro modulo meo, was ich kann, zu thun, damit dieselbe recht zahlreich besucht werde, wenn dazu einfach mit den Eingangs- und Schlußworten des Programms, oder selbst mit noch einfacheren und kürzeren Worten eingeladen, alles übrige (also in specie die drei Punkte, welche als leitende Gesichtspunkte angeführt sind) gestrichen wird.

„Meine Gründe hiefür sind hauptsächlich folgende: 1. Wird es im Programm ausgesprochen, die Versammlung habe darin einen Hauptzweck, gewissen ärgerlichen Controversen entgegenzutreten, einen unduldsamen Geist zu bekämpfen, die Freiheit der deutschen Wissenschaft zu schützen gegen gewisse Beeinträchtigungen derselben, so ist von vorneherein die Unbefangenheit der Zusammenkunft getrübt. Alle sollen ungeniert kommen können, das ist aber nicht möglich, wenn schon im Programm ... ein Tadel ausgesprochen ist, den manche auf

sich selbst beziehen können, oder der von anderen auf sie bezogen werden kann. 2. Die Sache ist um so bedenklicher, da im Programm nicht ausgesprochen worden ist, wer denn diejenigen sind, die gegen den Geist christlicher Duldsamkeit und Versöhnlichkeit sich verfehlt, welche der wissenschaftlichen Freiheit zu nahe getreten sind. Nur das ist gewiß, daß solche Vorwürfe, um von früheren zu schweigen, von Oischinger, Frohschammer, Huber rc. nicht bloß gegen den ›Katholik‹, sondern auch gegen die Congregatio indicis erhoben worden sind. Wäre es nicht sehr schlimm, wenn die Theologen-Versammlung durch die Worte ihres Programms auch nur in den entferntesten Verdacht käme, als ob sie den Klagen dieser Herren sich anschließe? Von allem andern abgesehen, würde dieser Schein genügen, um einen sehr großen Teil unserer Theologen zu bestimmen, die Versammlung nicht zu besuchen, und das würde ich als die größte Kalamität ansehen," daß etwa nur eine gewisse Richtung sich versammelte. 3. Am meisten Anstand muß Nr. 2 des Programms erregen . . . a) Es wird als eine Aufgabe bezeichnet, die wissenschaftliche Freiheit, wenn bedroht oder beeinträchtigt, durch festes Zusammenhalten und gemeinsame Thätigkeit zu beschirmen. Hier erhebt sich die Frage: gegen wen? Etwa gegen die kirchlichen Autoritäten? Gegen Bischöfe? Gegen den apostolischen Stuhl, insbesondere gegen seine Congregatio indicis? Daß man in die Worte des Programms diesen Sinn legen kann, unterliegt um so weniger einem Zweifel, da in der neuesten Zeit, namentlich von Frohschammer, die Congregatio indicis angegriffen wurde. Ja, man ist noch weiter gegangen und hat überhaupt die gegen falsche Lehren und Richtungen in neuerer Zeit ergangenen Zensuren, z. B. gegen Günther, getadelt, und wenn nicht gar als irrig, doch als unzweckmäßig bezeichnet. Aber gewiß wird die Versammlung der deutschen Theologen in solchen Tadel nicht einstimmen wollen . . . Soll aber jene gemeinsame

Beschirmung der bedrohten wissenschaftlichen Freiheit gegen einzelne Theologen, oder gegen eine Zeitschrift, z. B. den »Katholik« gerichtet sein? Beiläufig gesagt, muß ich oft lachen, wenn ich sehe, zu welchem Wau-Wau man hie und da unsern »Katholik« macht. Da heißt es, wir lägen immer auf der Lauer, Ketzereien zu entdecken, seien zensuristisch, denunziatorisch! Allein, wenn auch ein Schriftsteller oder eine Zeitschrift wirklich solche Vorwürfe verdiente, so wäre es doch wahrlich keine Aufgabe für ein gemeinsames Schutz- und Trutzbündnis der deutschen Theologen. Man verachte dann eine solche Zeitschrift oder man bekämpfe sie, wie sie es verdient ... Ich würde aber um die Sache selbst herumgehen, wenn ich bei diesen Allgemeinheiten stehen bliebe. Ich will fortwährend, um niemand anderen hereinzuziehen, nur von dem »Katholik« reden. Es ist der »Katholik« im Laufe der letzten Jahre gegen eine Reihe von katholischen Schriftstellern kritisch aufgetreten. Ich glaube, daß, wenn wir lediglich den subjektiven Ansichten dieser Schriftsteller unsere subjektiven Ansichten als solche entgegengesetzt hätten, man sich nicht darüber beschwert hätte, auch wenn unser Ton weit schärfer gewesen wäre, als er wirklich war. Allein, daß wir jene Ansichten teilweise aus dem Grunde bekämpften, weil sie mit der kirchlichen Lehre unverträglich seien, das hat man übel aufgenommen. Allein, haben wir uns damit eine Autorität angemaßt? Gewiß nicht. Es war also nicht gerechtfertigt, sich über unsere zensuristische Anmaßung zu beklagen, sondern zu zeigen, daß die von uns gerügten Lehren und Ansichten nicht gegen die Kirchenlehre verstoßen ... b) »In der theologischen Welt weiß jeder oder kann jeder leicht wissen, was Dogma und was bloße Meinung einer Schule, oder Vorstellung des Volkes, oder Ansichten einzelner Gelehrten, vieler oder weniger sei«. Diese Stelle ist sehr mißverständlich, sehr bedenklich. Daß jeder Theologe wisse und so leicht unterscheiden könne, was de fide sei und was nicht,

leugne ich in concreto ganz und gar. Sind denn etwa die Theologen unfehlbar? Sind sie vor Verirrungen des Verstandes, vor Leidenschaften des Herzens sicher gestellt? Haben nicht alle, die je in der Kirche in Irrtümer gefallen, behauptet, sie fänden sich im Einklang mit der Kirchenlehre und die entgegenstehenden Behauptungen ihrer Gegner seien bloße Schulmeinungen? So machten es die Jansenisten, so wurde s. Z. von Hermesianern und Güntherianern behauptet ... »Jeder wisse, was Dogma ist«. Auch in einer anderen Beziehung muß ich dazu eine Bemerkung machen. Es ist gewiß eine falsche Ansicht, wenn man meint, jenseits der Grenzen, welche das förmlich deklarierte Dogma zieht, bestehe für den katholischen Theologen eine unbeschränkte subjektive Freiheit. Ein Theologe entspricht noch nicht dadurch der Anforderung der katholischen Wissenschaft, und was noch viel wichtiger ist, den Anforderungen des Glaubens und dem Geiste der Kirche, daß er nur nicht zum formellen Häretiker wird ... In dieser Beziehung sind die Lehren der katholischen Schulen, ist der Konsens der Theologen, sind selbst die Überzeugungen oder wenn man will die Vorstellungen des Volkes keineswegs eine gleichgültige Sache. Im Gegenteil haben die Lehren der seit Jahrhunderten in der Kirche hochverehrten Theologen, unter denen der in unbegreiflicher Weise in neuerer Zeit fast zu einem Stein des Anstoßes gewordene hl. Thomas einen so hohen Rang einnimmt, eine sehr große Autorität. Oder ist vielleicht nur der Konsens der Väter in den sechs ersten Jahrhunderten von Wichtigkeit, der Konsens der großen und hl. Lehrer der Kirche in dem folgenden Jahrtausend aber gleichgültig? Noch höher aber als all die Autorität der Theologen steht für den kath. Theologen die lebendige Autorität der lehrenden Kirche, des Papstes und der Bischöfe. Wenn also der apostolische Stuhl, wenn die Bischöfe, z. B. auf ihren Provinzialkonzilien gewisse Lehren und Ansichten verwerfen und

mißbilligen, so wird kein wahrhaft kath. Theologe bezweifeln, daß diese Ansichten wirklich mit der kirchlichen Wahrheit und deshalb auch mit der wahren Wissenschaft schlecht harmonieren (er verweist zu diesem Punkte auf lib. I cap. VI des neuesten Kölner Provinzialkonzils). c) Auch die Bemerkung, daß in unserer Zeit eine besondere Freiheit notwendig sei, weil alles neue Bahnen breche und zu neuen wissenschaftlichen Gestaltungen dränge — kann ich nicht ohne eine Glosse hinnehmen. Ich bin aufs tiefste davon durchdrungen, daß wenigstens in der Theologie es zunächst nicht unsere Aufgabe ist, neue Bahnen zu brechen, sondern uns vor allem erst wieder mit der alten und auch heute und immer neuen Theologie der kath. Kirche, welche Theologie wie das Dogma selbst zwar einen Fortschritt, aber keine prinzipielle Veränderung kennt, recht vertraut zu machen, um dann auf dem Grunde, der gelegt ist, weiter zu bauen. Die ächte Theologie und auch die wahre Philosophie ist ganz gewiß nicht erst zu erfinden ... Das Programm gibt auch zu verstehen, kann wenigstens so verstanden werden, als ob die Bestrebungen, das Studium der alten Theologie und Philosophie neu zu beleben, den Interessen der Kirche, in Deutschland namentlich, schädlich seien — jene alte Wissenschaft sei der modernen protestantischen und rationalistischen Wissenschaft gegenüber machtlos. Es könnte sich auch anders verhalten und ich bin ganz davon durchdrungen, daß es sich anders verhält. Insoferne der Sieg der Kirche von der Wissenschaft abhängt, bin ich der Meinung, daß dieser Sieg gerade daran geknüpft ist, daß wir auf der Grundlage der Alten es wieder zu einer großen selbständigen katholischen Philosophie bringen. Dagegen die Versuche, eine solche Philosophie auf Grundanschauungen der modernen Philosophie aufzubauen, wie dies durch Hermes, Baader, Günther versucht wurde, werden notwendig mißlingen und uns nur die Geringschätzung unserer Gegner zuziehen. Das ist allerdings wahr, daß wir in einer

Übergangsperiode leben und daß deshalb Geduld und Nachsicht notwendig ist. Insoferne bin ich auch ganz damit einverstanden, daß man sich mit der Censurierung irriger Ansichten nicht eilen, sondern Zeit geben soll, sich zu verständigen; daß man noch viel mehr in den wissenschaftlichen Kämpfen Mäßigung und die caritas in omnibus beobachten soll, und wo ich dagegen gefehlt, thut es mir leid. Nur möchte ich das bemerken, daß man dem ›Katholik‹ es nicht verübeln kann, wenn er mit einer gewissen Schärfe gegen grobe Ungebührlichkeiten aufgetreten ist. Oder grenzt es nicht z. B. an Verrücktheit, und das ist das mildeste Urteil, wenn Dischinger zwei Bücher schreibt über die zahllosen Ketzereien des hl. Thomas? Auch da wo falsche Richtungen sich auszubreiten, wo sie den Unterricht an sich zu bringen drohen, wie das mit dem Hermesianismus und Güntherianismus der Fall war, ist es meiner Meinung nach notwendig, daß dem Übel selbst durch die kirchliche Autorität Einhalt geboten werde. d) Das Programm weist auch noch auf die Zustände der Kirche und theologischen Litteratur in anderen Ländern als auf Früchte einer engherzigen Censur hin. Ich glaube, daß auch diese Stelle teils gerechten Anstoß erregen muß, teils in der Wahrheit nicht begründet ist. Italien und Frankreich, und nur diese Länder können gemeint sein, haben zu allen Zeiten im großen und ganzen und auch in unserer Zeit mit nicht geringerer Ehre als Deutschland an der uns allen gemeinsamen kath. Wissenschaft mitgearbeitet, und die Mängel, welche sich finden, haben ihren Grund nicht in einer besonders engherzigen Censur.

„4. Was Nr. 3 des Programms betrifft, so bin ich ganz damit einverstanden, daß es eine Aufgabe der Theologen-Versammlung sei, auch dahin zu wirken, daß die Wissenschaft auch für das Leben möglichst praktisch gemacht werde, und hier kann durch Anregung und Besprechung gemeinsamer Unternehmungen viel geschehen. Nur möchte ich den Ausdruck ›zur

Heilung kirchlicher Schäden« nicht haben. Das ist so vorherrschend Aufgabe der Bischöfe, der Seelsorge, des Lebens und vor allem der Tugend und Frömmigkeit, endlich Gottes Sache, der uns Heilige schicken kann, daß eine Theologen-Versammlung hiebei nur eine sehr bescheidene Rolle spielen kann". — Man möge also die drei Punkte streichen, dann sei er mit Freuden bereit, eine solche Einladung zu unterschreiben; er wünsche aber auch, daß man sie ein Mitglied der Würzburger theologischen Fakultät unterzeichnen lasse (November 6.).

Diese, von Heinrich selbst als „vielfach kalt und hart" bezeichneten Äußerungen atmeten wenig Versöhnlichkeit und versetzten Döllinger in nicht geringes Erstaunen. Dennoch gab er, obwohl die Tübinger bereits abgelehnt hatten, die Sache nicht auf, wozu ohne Zweifel der gerade wieder in München anwesende Buchhändler Herder ihn aufgemuntert hat. Er ist wenigstens, wie schon im Juni, auch jetzt der Agent in der Angelegenheit, überbringt Briefe Döllingers (nebst dem Heinrichs) an Hirscher und Alzog, und überschickt einen dritten an Kuhn von Freiburg aus. In einem nach Mainz gerichteten, von Moufang fragmentarisch veröffentlichten Briefe schrieb Döllinger selbst: „Auf meiner jüngsten Reise ins südwestliche Deutschland bemerkte ich unter den Theologen, mit denen ich verkehrte, starken Widerwillen über den vom Mainzer »Katholik« seit einiger Zeit angenommenen polemischen Ton. Ich selber kann darüber nicht urteilen, da ich die Zeitschrift nicht gelesen . . .; aber wenn es so fortgeht, werden Scham und Entrüstung künftig die vorherrschenden Empfindungen jedes denkenden Theologen in Deutschland werden" (November 20.).[6]) Hirscher aber, durch Heinrichs Brief, noch mehr durch die Ablehnung Kuhns unangenehm berührt, sagte zu Herder, „er wolle in der Sache nicht für sich allein handeln, sondern die übrigen Herren, die an den Beratungen mit Döllinger

teilgenommen, hören, darauf Beschluß fassen, und an Döllinger schreiben“ (November 28.). Es geschah dies in einem Briefe vom 2. Dezember, worin es heißt: „Kein Wunsch lag mir seit Jahren näher als der, daß eine Versammlung deutscher Theologen stattfinden und darin unsere Situation und was zu thun sei, besprochen werden möchte. Um so mehr war ich überrascht und betrübt, als ich ein Programm, das mir so unschuldig schien, in allen seinen Teilen angefochten sah. Ich dachte, welche Polemik muß erst entstehen, wenn das Allgemeine des Programms in konkreten Thesen zu Tage tritt und der Diskussion unterworfen wird! — Sicher ist wohl, daß eine gewisse Richtung in der Minorität bleiben wird, aber die große Kluft, welche die Theologen trennt, wird darum doch zu Tage kommen, uud die Spaltung dürfte nur entschiedener und bitterer werden. Jedenfalls würde die Minorität sich nicht unterwerfen, eher sich wegen der erlittenen Niederlage zu rächen suchen. Außerdem ist gewiß, daß die Furcht die allermeisten abhalten würde, frei von der Brust zu reden, oder die Freiredenden mannhaft zu unterstützen“. Meine Kollegen „treten den eben geäußerten Ansichten bei, und sprechen die Überzeugung aus, daß aus einer Generalversammlung etwas Erfreuliches nicht hervorgehen werde. Sie werden sich bei solcher nicht beteiligen. — Bei dieser Lage der Sache stimme ich dafür, die Ausführung zu vertagen. Vielleicht daß später nur wenigere zusammentreten, sich verständigen und in ihren Kreisen für festgestellte Zwecke wirken. Doch muß Ihnen selbstverstanden frei bleiben, die Angelegenheit von sich aus fortzuführen“.

Zu dieser Absage der Freiburger kam nun auch die Verstimmung Kuhns über das ganze Vorgehen. Er wisse nicht, „wie es gekommen, daß Sie den Plan der Theologen-Versammlung wieder aufgenommen haben. Ich erfuhr aber inzwischen, daß Hr. Dr. Jörg in dieser Angelegenheit reise und seiner Zeit in Mainz angekommen sei. Was er dort ausgerichtet, ist mir



nicht bekannt... Was mich insbesondere betrifft, so schien mir der 1. Punkt Ihres Programms allerdings bedenklich, jedoch gewiß nicht in der Art anstößig, wie etwa den Mainzern, die bei aller ihnen eigenen Sicherheit und Selbstgefälligkeit doch kaum umhin konnten, darin ein in hoc vos non laudo zu erblicken. Dieser Punkt konnte ja aber auch wegbleiben. Den Kern der Sache schien mir der 2. Punkt auszusprechen, und dieser war mir aus der Seele geschrieben. Ganz entschieden nicht einverstanden war ich nur mit der — als Sie hieher gekommen waren, bereits geschehenen — Einladung eines Mainzer Repräsentanten zur Unterzeichnung des Programms. Auch ich will Niemanden ausschließen. Aber die Führung der theologischen Wissenschaft in Deutschland muß m. E. bei den Universitäten, bezw. theologischen Fakultäten bleiben, und darauf ist um so fester zu halten, als gerade jetzt das Streben immer unverkennbarer hervortritt, den Schwerpunkt in die bischöflichen Schulen zu legen, die keine Selbständigkeit haben und von außen herein geleitet werden. Dieser Gedanke hätte seinen richtigen Ausdruck gefunden, wenn diejenigen Fakultäten — in je einem Vertreter — an die Spitze des Unternehmens traten, die sich durch wissenschaftliche Strebsamkeit auszeichnen, oder meinetwegen auch alle Fakultäten zusammen die Angelegenheit zu der ihrigen machten. Sie sind nun im ganzen auf diesen Plan zurückgekommen, und ich bin auf den weiteren Fortgang der Sache sehr begierig". Doch versüßte Kuhn diese bittere Pille durch die Zusage, sich mit Döllinger als Herausgeber an die Spitze der „Theologischen Bibliothek" stellen, die Symbolik, falls Döllinger sie nicht sich vorbehalte, für sie bearbeiten und an Ostern 1863 in München den Plan des ganzen Unternehmens mit ihm weiter besprechen zu wollen (Dezember 11.).

Man hätte erwarten sollen, daß Döllinger nach solchen Absagen jeden weiteren Gedanken an eine Gelehrtenversamm-

lung aufgeben würde. Allein immer standen einzelne Männer hinter ihm, die ihn unablässig dazu drängten, so wieder Herder, der ihm nach der Ablehnung der Freiburger schrieb: er solle sich dadurch „nicht abhalten lassen, die projektierte Versammlung zu veranstalten"; eine von ihm allein unterzeichnete Einladung würde die nämliche Wirkung haben, als wenn die anderen mitunterzeichnet hätten, ohne Zweifel aber würde Dieringer, wenn man ihn über den Verlauf der Dinge aufklärte, mit unterschreiben; die Sache sei einmal so weit gediehen, daß sie nicht mehr aufgegeben werden könne (Dezember 12.). Und wenn Döllinger auch bedenklich wurde und meinte: „Dem Gedanken einer Theologen-Besprechung in der zuerst beschlossenen Form einer allgemeinen Einladung habe ich definitiv entsagt; es bleibt nichts übrig, als es, wenn überhaupt, mit der Beschränkung der Einladung auf eine Auswahl von Männern zu versuchen" (1863, Februar 1.), so ließ ihn der Gedanke, die Parteiung sei unerträglich und eine Versöhnung der gegnerischen Gelehrten unbedingt notwendig, immer wieder auf den lange gehegten Plan zurückkommen — ein Gedanke, welcher auch Greith veranlaßte, ein Einladungsschreiben an Döllinger, Kuhn u. a. zu erlassen, um mit seiner Konsekration zum Bischof von St. Gallen eine Theologenkonferenz zu verbinden. Dazu wurden die Gegensätze in der ganzen Kirche von Tag zu Tag schroffer.

In München loderte der Frohschammersche Streit, und waren viele der Ansicht, nur das Vorgehen der Index-Kongregation sei an dieser ganzen verbitternden Fehde schuld. Vermittelnde Stimmen, wie die Al. Schmids in seinem Buche: „Wissenschaftliche Richtungen auf dem Gebiete des Katholizismus" (1862), wurden kurzweg dadurch beseitigt, daß man sie als die von ausgesprochenen Gegnern der neuscholastischen Schule, also der Theologie Roms und der Kirche, kennzeichnete (Katholik 1863 I, 92 ff.). Und als Mattes in seiner Be-

sprechung der Schmidschen Schrift in der Tübinger Quartalschrift es offen auszusprechen wagte: „Die unter der Leitung der Gesellschaft Jesu stehende neuscholastische Schule sei stets geneigt und auch befähigt, ihre Gegner zu verdächtigen und zu verketzern“, hatte auch dieses Organ sein kirchliches Ansehen verwirkt, um so mehr, als nunmehr auch Hefele gegen die Mainzer die Erklärung abgab: es sei ein Widersinn, von einer Theologie der Orden zu sprechen, angesichts der Thatsache, daß die Geschichte von den durch Jahrhunderte hindurch gehenden Kämpfen zwischen Thomisten und Skotisten, Dominikanern und Molinisten rc. berichtet, wobei es sich um die wichtigsten theologischen Fragen und nicht bloß um ein paar noch unentschiedene Kontroversen gehandelt habe; es müßte denn „der Ausdruck: ›die Orden‹ nur ein pluralis majestaticus für ›der Orden‹ [der Jesuiten] sein, dem man das Monopol geben möchte“ T. Q. 1863 (S. 365—375).

Die französische Seminardoktrin — denn von einer eigentlichen Theologie konnte keine Rede sein — war infolge der „theologischen und liturgischen Revolution“ der Gousset, Guéranger u. s. w. ganz in das Fahrwasser der neuscholastischen Schule eingelenkt und kannte keine höhere Aufgabe, als Bossuet, diese Zierde der französischen Kirche, zu bekämpfen und zu verkleinern, was „in den Doktrinen des hl. Stuhles wieder befestigen“ hieß. Und als der Bischof Villecourt, nachdem er 1849 eine anonyme Schrift: La France et le Pape, zur Bekämpfung Bossuets herausgegeben hatte, zum Lohne dafür Kardinal wurde (1853), wußten alle Streber, auf welchem Wege man in Rom, dem nach dem Bamberger Pastoralblatt Bossuet „so verhaßt wie Voltaire“ war, zu seinem Ziele gelangen könne. Bischöfe und Geistliche wurden nicht müde, immer wieder dem toten Löwen einen Fußtritt zu geben, um, wie der Bischof von Versailles sagte, den größten Doktor des Gallikanismus in seiner Wirklichkeit zu zeigen und dadurch

„der wahren Theologie, welche die römische ist", zum Triumphe zu verhelfen. Kard. Gousset behauptete, „es gebe kein anderes kanonisches Recht, als den Willen des Papstes"; und wie der Kard. Bonnechose im französischen Senat von seinem Seelsorgeklerus sagte: „Mon clergé est un régiment: il doit marcher, et il marche", so herrschte Goussel den gelehrten Abbé Guettée, den Verfasser der „Geschichte der Kirche Frankreichs", an: „Sie haben anti-römische Tendenzen. Nehmen Sie sich in Acht. Wenn Sie mit uns marschieren wollen, werden Sie es nicht zu bereuen haben; wenn Sie aber nicht mit uns sind, werden wir Sie zertreten."[7])

Geradezu Entsetzen hatten aber Acton und seine Mitarbeiter, welche die historische Schule Döllingers in England vertraten, daselbst hervorgerufen; ja, ihre Lage wurde so unerträglich, daß sie ihr heftig angefeindetes Organ, den Rambler, fallen lassen mußten und seit Juli 1862 an seine Stelle Home and Foreign Review setzten. Es half jedoch nicht viel, da es gerade jetzt aufkam, daß der Kard. Wiseman im Mai von der Propaganda ein Schreiben erlangt hatte, worin eine Reihe von Sätzen aus dem Rambler angeführt waren, und die Bischöfe ersucht wurden, binnen drei Monaten Hirtenbriefe dagegen zu erlassen. Der Sturm wurde nur dadurch noch etwas hingehalten, daß es vielen Bischöfen widerstrebte, die Verteidigung des Verfahrens und der Schriften des Kardinals zu übernehmen, brach aber anfangs August 1862 dennoch los: Wiseman erließ an seinen Klerus ein gedrucktes Schreiben, um ihn vor Home and Foreign Review zu warnen: „Die Sympathien der Herausgeber seien immer auf antikatholischer Seite gewesen; sie hätten heilige Dinge und Personen mißachtet u. s. w., sogar seine Adresse an den Papst [in der Kirchenstaatsfrage], woran selbst Protestanten und Ungläubige nichts auszusetzen fanden, kam ihnen ungenügend vor. Sie hätten überhaupt keinen Anspruch, für Katholiken zu gelten".

Er bitte darum den gesamten Klerus, die Gläubigen vor der Zeitschrift als voll Gift und Gefahr zu warnen. Ein anderer Bischof hatte bereits sämtliche englische Bischöfe bis auf drei für das gleiche Vorgehen gewonnen, und einzelne von ihnen erließen Sendschreiben an ihren Klerus, die vom Altar herab vorgelesen wurden. Die Zeitschrift Tablet erklärte die Herausgeber des Home ... Review für Häretiker und von Rom verurteilt; und das dem Erlöschen nahe und bereits zum Eingehen bestimmte Dublin Review wurde unter Thomsons Leitung und in Verbindung mit Manning, Ward, Allies, Lewis, Faber u. a. erneuert, um Home and Foreign Review und seine Herausgeber gründlich zu vernichten. Dies alles war aber zugleich gegen Döllinger gerichtet, dessen Schule sich im Rambler wie in Home ... Review vernehmen ließ und was noch schlimmer war, mit Frohschammer identifiziert wurde. Ihre Bedrängnis, in der einer der Beteiligten ausrief: „Sie sehen, man ist nicht impune Ihr Schüler", wurde daher von Tag zu Tag größer und schwerer, da auch der Versuch, durch inoffensivere Artikel eine Beruhigung herbeizuführen, mißlang. Im Oktober 1862 veröffentlichte Bischof Ullathorne von Birmingham A Letter on the Rambler and the Home and Foreign Review. Adressed to the clergy of the Diocese of Birmingham, worin die Herausgeber des Home ... Review für Häretiker erklärt waren, und am letzten Oktobersonntag mußte sein Klerus noch überdies gegen die Zeitschrift predigen. Wie das wirkte, zeigt das Benehmen Newmans, der behauptete, der Bischof sei die Stimme der Kirche, es gelte keine Verteidigung, sondern Unterwerfung. Und obgleich R. Simpson in einer Schrift: Bishop Ullathorne and the Rambler. Reply. I. und II. Ed. with Postscript (1862), die meisten Vorwürfe auf sich nahm und von Home ... Review zurücktrat, war doch am Anfang des Jahres 1863 „der Kampf gegen sie ebenso wütend, wie früher", ja ließ Bischof Ulla-

thorne noch ein ganzes Buch gegen Home . . . Review erscheinen. Und wenn es darauf auch etwas ruhiger wurde, die tief liegenden Gegensätze, welche sich der erstaunten englischen Welt gezeigt, waren nicht ausgetragen und versöhnt.[8])

Ein Schritt zur Versöhnung erschien also dringend notwendig. Trotzdem wäre aber Döllinger jetzt nicht mehr auf den Gedanken einer Gelehrtenversammlung zurückgekommen, wenn nicht Michelis mit einem sehr verführerischen Projekte in diesem Augenblicke in München erschienen wäre. Er hatte den Wiener Nuntius de Luca, mit dem er seit einigen Jahren in näherer Beziehung stand, durch Auseinandersetzung seiner Ansichten über die Hebung der katholischen Wissenschaft und Litteratur auf den Gedanken gebracht, einen „Verein zur Unterstützung und Beförderung der katholischen Wissenschaft, Litteratur und Tagespresse“ zu gründen. Im Jahre 1862 versandte de Luca ein von ihm verfaßtes Programm, zu dessen Durchführung eine Konferenz berufen werden sollte, „in welcher eine von den hochw. Herren Bischöfen bestimmte Anzahl Vertrauensmänner zusammenkommen würden, um über den Gegenstand zu beraten und die Statuten des Vereins zu formulieren. Zu besagtem Zwecke habe ich mich denn auch an die HH. Metropoliten Deutschlands mit dem Ersuchen gewendet, sich mit ihren HH. Suffraganbischöfen dahin ins Einvernehmen zu versetzen, damit je nach Umständen und dem Ermessen der Herren Prälaten mehrere Diözesen zur Wahl eines oder zweier gemeinsamer Abgeordneten zu dieser Konferenz sich vereinigten. Die Abhaltung der Konferenz selbst ward von mir für die letzten drei Tage des kommenden Monats September beantragt und als Ort der Versammlung Würzburg vorgeschlagen“ (1862, August 27.). Doch das Unternehmen scheiterte vollständig. Sei es, daß, wie Hettinger später an Reusch schrieb, „der Nuntius alles falsch eingeleitet hatte“ (1866, November 23.), sei es, daß die Bischöfe sich der Sache nicht annahmen, — im



September kamen nur je ein Herr aus Prag, Wien und St. Florian nach Würzburg, wo man von der Sache gar nicht unterrichtet war. Michelis, der weder ein Mandat zur Konferenz erhielt, noch sonst etwas über den Fortgang der Angelegenheit hörte, wandte sich neuerdings am 26. Februar 1863 an den Nuntius, der ihn darauf zu einer mündlichen Besprechung des Planes nach Wien einlud (März 5.). Mit dem im Juni zu Wien in einer Versammlung, an der auch der Jesuit Schrader teilnahm, beratenen und entworfenen Programm kam nun Michelis über Salzburg, wo er mit Phillips über die Sache verhandelte, nach München, und jetzt endlich wurde in einer Beratung mit Döllinger, Haneberg und Deutinger die Einladung zu einer Gelehrtenversammlung beschlossen. Am 2. August konnte Döllinger dem ungeduldig harrenden Michelis mitteilen: „Hier erhalten Sie ein Exemplar des Einladungs-Schreibens. Mehrere sollen folgen, sobald noch ein paar Unterschriften erlangt sind. Ich habe mich an Alzog in Freiburg deshalb gewendet, aber noch keine Antwort. Nach Tübingen kann ich mich nicht wenden, da ich dort schon einmal in ganz entschiedener Form zurückgewiesen worden bin. Ich wollte mich an Dieringer in Bonn wenden; man hat mir aber aufs bestimmteste abgeraten wegen der sehr mißliebigen Stellung, die er als caudatarius des Kardinals in der Kölner Diözese einnehme. In Breslau weiß ich auch Niemanden, dessen Unterzeichnung ohne alles Bedenken wäre. So müssen wir's bei vier Unterschriften des Südens bewenden lassen.[9]) Glauben Sie, daß es ratsam sei, etwa noch besonders an den Bischof von Münster oder den von Paderborn zu schreiben? — Ihr Plato mordens enthält, so viel habe ich bei vorerst nur flüchtiger Ansicht gesehen, eine Menge sehr guter, oft tiefer und scharfsinniger Gedanken. Aber der sorglose Vater setzt diese Kinder seines Geistes in die Welt, und läßt sie kriechen oder laufen und ihr Fortkommen suchen, ohne sich weiter um Pflege und

Erziehung derselben zu kümmern. — In Verwunderung gesetzt hat mich Ihre unbedingte Acceptation des päpstlichen Schreibens in der Frohschammerschen Sache. Sind Sie wirklich mit allem dem einverstanden? z. B. auch damit, daß die natura Dei (also auch die Trinität) zu den Dingen gehöre, welche der Menschengeist aus sich selbst ohne Offenbarung zu erkennen vermag? — Ich hoffe, Sie wirken gehörig für unsere Versammlung. Gott gebe, daß die Sache gelinge".

Am 4. August erschien die öffentliche, von Döllinger und Haneberg unterschriebene Einladung zu einer Versammlung katholischer Gelehrten in München am 28. September, die, nachdem sie auch von Alzog unterzeichnet war, am 12. August wiederholt wurde. Den Bischöfen wurde sie besonders mitgeteilt, und Döllinger selbst wandte sich in Briefen an ihm näherstehende, wie Greith von St. Gallen, Dinkel von Augsburg. Kein Bischof widersprach, und auch die katholischen Gelehrten begrüßten die Einladung freudig, da es den meisten von ihnen aus der eigenen Seele geschrieben war: „Die deutsche Wissenschaft, welche in der negativen Richtung am weitesten vorgegangen, hat dennoch den Ernst und die Würde eines aufrichtigen Strebens nach Wahrheit im großen und ganzen bewahrt. Sie hat darum nicht bloß die Pflicht, sondern auch den Beruf, auch in der Begründung eines positiven Wissens voranzugehen. Der hl. Vater hat bekanntlich diesen Beruf der deutschen Wissenschaft in seinem jüngsten Schreiben an einen deutschen Kirchenfürsten rühmend anerkannt. Auch fehlt es in Deutschland nicht an Kräften, um diesen Kampf ehrenvoll zu Ende zu führen, wenn dieselben nur in rechter Eintracht zusammenwirken. Allein in einer Zeit, welche sich in jeder Hinsicht als Übergangsperiode zu erkennen gibt, und überall neue Bahnen zu brechen genötigt ist, sind kleinere und größere Differenzen in den einzelnen Resultaten der verschiedenen wissenschaftlichen Forschungen und selbst Mißverständnisse in den



allgemeinsten Prinzipien auch bei gleicher Absicht des wissenschaftlichen Strebens nicht ganz zu vermeiden. Derlei Mißverständnisse geben bei dem Ernste, mit welchem Jeder nach der einzig richtigen Wahrheit zu streben sich bewußt, oder diese Wahrheit bereits zu besitzen überzeugt ist, nur allzuleicht zu Parteiungen Veranlassung, welche über den Differenzen im Einzelnen die allgemeine Grundlage zu vergessen geneigt sind. Nicht selten entsteht dann eine Polemik, welche mehr geeignet ist, von aller litterarischen Thätigkeit abzuschrecken, als dazu aufzumuntern, welche mehr dazu dient, die katholische Sache bei ihren Gegnern in Mißkredit zu bringen, als ihr allgemeine Achtung zu verschaffen. Geradezu verderblich müßte eine solche Polemik insbesondere dann wirken, wenn sie als ausschließliche Parteibestrebung aufträte, oder mit engherziger argwöhnischer Zensur die Freiheit der wissenschaftlichen Bewegung und damit die unerläßliche Vorbedingung eines gedeihlichen Fortschrittes der katholischen Wissenschaft aufhöbe. Indessen ist die Gefahr eines Irrtums in einzelnen Fragen, weil leichter in ihrer Rückwirkung auf die Allgemeinheit zu beseitigen, auch weniger zu fürchten, als die Stagnation in Hinsicht auf das wissenschaftliche Leben. Die Gegner, welche die katholische Wissenschaft zu bekämpfen hat, sind aber an Zahl und Kraft so bedeutend, daß es von höchster und entscheidender Wichtigkeit ist, die eigenen Kräfte nicht zu zersplittern, zu isolieren oder zu entmutigen, sondern alle zu vereinigen und durch die Gewähr gegenseitiger Unterstützung zu stärken und aufzumuntern".

In der Meinung, alles gut eingeleitet zu haben, und ohne etwas Schlimmes zu ahnen, ließen Haneberg und Döllinger, der sich nach Tölz begeben hatte, der Sache ihren Lauf, ja Döllinger schrieb noch am 8. September in der hoffnungsvollsten Weise an Herder: „Die Versammlung ... wird sich natürlich auch mit der litterarisch-theologischen Thätigkeit des

katholischen Deutschlands mehrfach zu beschäftigen haben, und da bietet sich erwünschte Gelegenheit, das wichtige Unternehmen einer neuen Bearbeitung der Kath. Theol. Encyklopädie zur Sprache zu bringen — und neue Mitarbeiter zu gewinnen — so auch für die bewußte ›Bibliothek‹. Gleichzeitig findet, wie Sie wissen, das große Musikfest in München statt. Sie werden also wohl zu dieser Zeit nach München kommen, wenn nicht ganz besondere Verhältnisse Sie gebieterisch abhalten". Jörg sollte in Döllingers Auftrag die Jesuiten in Innsbruck für die Sache gewinnen, und Michelis übernahm es, die PP. Roh und Schrader einzuladen.

Wie sehr hatte Döllinger sich getäuscht! de Luca hatte sogleich durchschaut, daß das Münchener Projekt nicht mehr das seinige sei, und war vielleicht auch darüber verstimmt, daß die Sache ihm, der auf Ende September 1863 eine neue „Preß-Vereins-Konferenz" in Würzburg angeregt hatte, aus der Hand genommen war; er schrieb daher an Michelis: „Nachdem ich aus dem mir mitgeteilten Programm zur Gründung einer katholischen Akademie [?] für Deutschland ersehen, daß selbiges in verschiedenen Punkten von dem abweicht, worüber man in der bei mir stattgefundenen Konferenz übereingekommen war, o sehe ich mich veranlaßt, E. H. zu bitten, bei der Ausführung des Programms von der genannten Konferenz fernerhin keine Erwähnung mehr zu thun noch Bezug darauf zu nehmen" (September 9.). Noch schlimmer war das Vorgehen des neuen Münchener Nuntius Gonella, der, von seinem Sekretär, dem Jesuiten Jeckel, geleitet, alsbald Verhaltungsmaßregeln in Rom erbat. Sie ließen nicht lange auf sich warten, schon am 11. September schrieb der Nuntius an die Erzbischöfe von München und Freiburg: Der hl. Vater sei nicht wenig erstaunt, daß einige Geistliche mit ihrem Namen und ohne ein Zeichen kirchlicher Autorisierung eine Einladung zu einer katholischen Gelehrtenversammlung ergehen ließen. Es werde

Sache des Erzbischofs sein, darüber zu urteilen, ob der Zweck dieser Versammlung zum Vorteil und Nutzen der katholischen Kirche gereichen könne, und nach seiner Ansicht davon zu handeln. Sicher erwarte aber der hl. Vater, der Erzbischof werde Sorge tragen, daß durch die Versammlung weder die Reinheit des katholischen Glaubens und der katholischen Doktrin noch jene Ehrerbietung und Unterwürfigkeit, welche von allen Gläubigen jeden Grades der Autorität und dem Lehramt der Kirche gebühren, Schaden nehmen.[10]) Am folgenden Tag ließ er auch den Abt Haneberg zu einer Unterredung rufen, worüber noch folgender Bericht an Döllinger vorliegt: „Es muß etwas Gutes an der beantragten Versammlung sein, da sie von vornherein schon auf die verschiedensten Hindernisse stößt ... Das Schwierigste ist die Stimmung des H. Nuntius. Er ließ mich heute rufen, um mir sein Mißfallen darüber auszudrücken, daß eine Beratung über theologische Gegenstände, ›eine Art Synode‹, ohne vorangehendes Benehmen mit der kirchlichen Autorität veranstaltet werde. Er teilte mir in aller Form mit, daß dieses Vorgehen dem hl. Vater sehr mißfalle und er beauftragt sei, mir solches Mißfallen auszudrücken. Ich machte ihm begreiflich, daß diese Zusammenkunft den Charakter einer Privatbesprechung habe, was schon aus der Wahl des Lokales — Kapitelsaal eines Klosters — hervorgehe. Weiter bemerkte ich, daß es im Interesse der nun so hoch angeschlagenen Berücksichtigung der kirchlichen Autorität liege, bei einer in mehr als einer Hinsicht kitzlichen Einladung nicht sogleich am Anfang diese Autorität verantwortlich zu machen. Es sei vor der Hand ein Versuch. — Übrigens mache ich mir's nun zum Vorwurf, daß ich der formellen Seite des Unternehmens nicht von vornherein mehr Aufmerksamkeit gewidmet habe. Leider kann ich erst am Ende der folgenden Woche, wenn ich von den Priesterexerzitien in Salzburg zurücksein werde, über das Weitere mit Ihnen sprechen.

Bis dahin werden Sie wohl den Herrn Erzbischof und den H. Nuntius begütigt haben und dieser wird den hl. Vater begütigen" (September 12.).

Selbstverständlich blieben diese Vorgänge nicht geheim, und die Döllinger Übelgesinnten trugen sie emsig weiter. Walter in Bonn erzählte schadenfroh, er habe unterwegs Phillips getroffen und von ihm gehört, die Sache sei wegen des Einschreitens des Nuntius oder des Erzbischofs aufgegeben,[11] was in der That die Erwartung der Nuntiatur und der jesuitisch-neuscholastischen Partei gewesen sein mag — ein Fiasko, das Döllinger natürlich auf alle Weise abzuwehren suchen mußte. Noch am 12. September schrieb er daher mehrere Briefe an verschiedene Bischöfe, Weis in Speier, Blum in Limburg, um sie zur Unterstützung der Sache aufzufordern, und er hatte in der That die Genugthuung, eine Reihe anerkennender und aufmunternder bischöflicher Schreiben zu erhalten. Außer Martin von Paderborn hat auch kein anderer Bischof seinen Theologen den Besuch der Versammlung verboten. Und endlich gelang es, auch den Nuntius umzustimmen und den Erzbischof von München zu gewinnen, die Versammlung mit der Abhaltung einer hl. Messe zu eröffnen. Die Kunde von dem Eingreifen des Nuntius hatte sich aber einmal verbreitet, und es war zu fürchten, daß nunmehr die Gelehrten Bedenken tragen könnten, in München zu erscheinen. Auch dieses Hindernis mußte noch beseitigt werden. An Floß in Bonn, der direkt bei ihm nach dem Sachverhalt gefragt hatte, schrieb Döllinger am 23. September: „Das Schreiben des Nuntius an die Erzbischöfe mit der Weisung, ein wachsames Auge auf etwaige Beschlüsse der Versammlung zu haben, ist allerdings erlassen. Es war nach Rom denunziert worden, wir wollten eine Art von Synode halten und Gott weiß, welche eigenmächtige Beschlüsse fassen. Die Person, die dies veranlaßt hat [der Jesuit Jeckel], wird hier sozusagen mit Fingern gezeigt. Der Nuntius

ist indes bereits so umgestimmt, daß er dieser Tage die Versammlung für eine cosa utilissima erklärte. Unser hiesiger Erzbischof hat ohngeachtet des an ihn gerichteten Schreibens des Nuntius das Ganze als unbedenklich bezeichnet und weiß nicht anders, als daß man sich versammeln und diskutieren werde. — Eine Verschiebung würde unter den jetzigen Umständen so gut wie ein Todesurteil für die Sache, wenigstens für mehrere Jahre hinaus, sein. Also kommen Sie ja — welch ein Triumph und Hohngelächter für die zahllosen Gegner extra muros et intra, wenn das Begonnene so endete als völlige Fehlgeburt. — Wir haben ermunternde, segnende Zuschriften von Bischöfen; der Bischof von St. Pölten hat einen seiner Theologen förmlich dazu abgeordnet". Die Hauptgefahr war aber, daß, wenn das Schreiben des Nuntius auf der Generalversammlung der katholischen Vereine zu Frankfurt bekannt werden sollte, viele kopfscheu werden möchten, wie denn wirklich Jos. Bachem aus Frankfurt an Reusch schrieb: „Es sollen deshalb Viele nicht hingehen wollen". Döllinger kam auch dieser Eventualität zuvor, indem er am 26. September, in ähnlichem Sinne wie an Floß, an J. Janssen schrieb, der sich zugleich mit Hülskamp alle Mühe gab, den Inhalt des Briefes zu verbreiten und so viele als möglich zum Besuch der Versammlung zu bestimmen: er sei um so unbedenklicher, weil „die Würzburger Herren sofort nach Eröffnung eine Adresse an den hl. Vater beantragen, was vielem die Spitze abbrechen wird" (Hülskamp, September 2.). Und ähnlich wirkte Alzog, der auf einen Tag nach Frankfurt geeilt war, um die Wirkung des Schreibens der Nuntiatur abzuschwächen (September 19.).

Damit war zwar der Versammlung freie Bahn geschaffen, aber das Mißtrauen, welches bei den Neuscholastikern und ihren Freunden gegen Döllinger herrschte, keineswegs zerstreut. Denn noch immer trugen sie ihm seine Odeonsvorträge nach, wobei er zwei Dinge übersehen habe: „die dem hl. Vater in jeder

Hinsicht schuldige Pietät und die Wirkung seiner Worte bei den Feinden des Papstes"; auch habe „sein in seinem ersten Teile herrliches Buch über die Kirche und die Kirchen und seine im Herbst 1861 veröffentlichte Erklärung den schlimmen Eindruck nicht vollständig gut gemacht". Dann hätten, „während die erzbischöfliche Behörde die ihr geeignet scheinenden Maßregeln (gegen Frohschammer) ergriff, die katholischen Lehrer an der Universität ein unerklärliches Stillschweigen beobachtet",[12]) — ein Vorwurf, bei dem nicht bedacht wurde, daß die Stellung einer Universität nicht die eines bischöflichen Seminars sei. Denn wie hätte die theologische Fakultät es anfangen sollen, über einen Lehrer einer anderen, der philosophischen, zu Gericht zu sitzen? Sie hatte dazu gar keine Befugnis und erzielte darum, als sie es endlich im Februar 1863 dennoch in der A. Ztg. that, nicht den geringsten Erfolg. Den einzelnen Lehrer mußte aber schon der Gedanke vor einem öffentlichen Eingreifen in den Streit zurückschrecken, daß er, wenn er nicht ausschließlich den neuscholastischen Standpunkt verträte, ebenso wie Frohschammer von der jesuitischen Partei zertreten werden würde. Wenn aber nach Moy „Jedermann" erwartete, „daß ein Wort von Döllinger den ganzen Spektakel niederschlagen würde" (1863, Juni 9.), so bewogen ihn auch die „Blößen, die sich Frohschammer gegenüber Rom gegeben", zum Schweigen (Moy, Juni 28.).

Noch mehr verstimmte seine kurz vor der Einladung zu der Gelehrtenversammlung erschienene Schrift: „Die Papst-Fabeln des Mittelalters". Scheinbar traten sie ja inoffensiv auf und behandelten: Die Päpstin Johanna — Der Papst Cyriacus (in der Ursula-Legende) — Der Papst Marcellinus — Constantin und Silvester — Die Schenkung Constantins — Liberius und Felix — Anastasius II. — Honorius I. — Gregorius II. und Kaiser Leo der Isaurier — Silvester II. Andere Fabeln sollten, Döllingers Aufzeichnungen zufolge,

offenbar nachfolgen. Glänzender Scharfsinn, souveräne Beherrschung der Quellen und Litteratur, Feinheit der Kritik und meisterhafte, allgemein verständliche Darstellung zeichnen sie aus. Die Leistung wurde allgemein von den Historikern, auch protestantischen, neidlos als eine klassische anerkannt und wird sich als solche in der deutschen historischen Litteratur behaupten. Aber die neuscholastische Partei hatte schon darum keine Freude daran, weil die Schrift den Fall der Päpste Liberius und Honorius in Glaubenssachen so unwiderleglich darthat, daß, wie man damals glaubte, die päpstliche Unfehlbarkeit unmöglich mehr verteidigt werden konnte. Es liefen denn auch bei Th. Wiedemann in Wien nicht weniger als 21 Rezensionen ein, die fast alle Anstoß an Honorius nahmen, und auf der Gelehrtenversammlung wurde, wie der Verfasser sich noch sehr gut erinnert, und auch Reusch in einem Briefe an Schulte (Oktober 25.) konstatierte, das Mißvergnügen über sie unverhohlen geäußert. Den Vogel hat aber Phillips abgeschossen, der bei Schulte „furchtbar über die Papstfabeln schimpfte, die Inopportunität derselben tadelte und Döllinger die Eigenschaft eines Historikers bestritt, weil er unhistorisch verfahre" (Dezember 4.). Endlich hatten auch seine Konversatorien Aufsehen erregt, die er in diesem Jahre wieder aufgenommen, die Besucher aber dazu benutzt hatten, ihm allerlei verfängliche Fragen vorzulegen, und ihn auszuhorchen. So stellte ein Teilnehmer eine Frage über den Index, und Döllinger, der das Kitzliche, über ihn wahrheitsgetreu zu sprechen, hätte kennen sollen, ging der Versuchung nicht aus dem Wege. „Die Sache", erwiderte er, „lasse sich nicht mit ein paar Sätzen erledigen, er wolle nächstens darüber sprechen", und hielt wirklich einen zusammenhängenden historischen Vortrag darüber. Da nun über den römischen Index nicht viel Erbauliches zu sagen ist, so gewannen die Schüler den Eindruck, als ob Döllinger für Frohschammer eingetreten sei, und

das Gerede davon wollte kein Ende nehmen. Frohschammer seinerseits wieder, in der Meinung, dadurch seine eigene Position zu verstärken, bestimmte einen seiner Anhänger zur Veröffentlichung seiner Nachschrift des Vortrags, gerade vor dem Zusammentritt der Gelehrtenversammlung,[13]) und verstärkte auf diese Weise die bereits vorhandene Spannung.

Am 28. September eröffnete der Erzbischof Scherr die Versammlung durch eine Pontifikalmesse in der Basilika. Abt Haneberg hielt hierauf an die Teilnehmer, nachdem sie sich in den Kapitelssaal des Klosters St. Bonifaz begeben hatten, eine Ansprache und verlas nach Kundgabe der eingelaufenen bischöflichen Schreiben die sogen. Professio fidei Tridentina. Es war das zur Beruhigung der kirchlichen Autoritäten für notwendig erachtet worden. Die Präsenzliste wies zur allgemeinen Überraschung 84 Teilnehmer aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, zum großen Teil ehemalige Schüler Döllingers, aus und ließ nur die Jesuiten vermissen, was indessen nicht wundernehmen konnte. Denn für sie, die Besitzer nicht bloß der allein berechtigten wissenschaftlichen Methode, sondern auch der allein wahren Philosophie und Theologie, bedurfte es nicht erst einer Auseinandersetzung darüber oder gar über die Berechtigung anderer Methoden oder philosophischer und theologischer Systeme. Sie hatten sich auch in andere, wichtigere Versammlungen, in die Provinzialkonzilien, Zutritt verschafft und konnten durch sie den Geist ihrer Gesellschaft zur maßgebenden Geltung bringen.[14]) Es war daher auch dem von Michelis eingeladenen Jesuiten Schrader wichtiger, an dem im September 1863 stattfindenden Provinzialkonzil zu Colocza in Ungarn teilzunehmen, als an der Münchener Gelehrtenversammlung (Schrader an Michelis, September 17.). Nicht erschienen war aber auch der Nuntius, welchen man ebenfalls zur Teilnahme eingeladen hatte.

Es galt als selbstverständlich, daß Döllinger durch



Akklamation zum Vorsitzenden der Versammlung berufen werden müsse. Nachdem er den Vorsitz übernommen, bemerkte er: Er habe, da er befürchtete, es möchten für die erste Sitzung noch keine Verhandlungsgegenstände vorhanden sein, zur Ausfüllung der Zeit einen Vortrag vorbereitet; er wolle ihn aber, nachdem bereits Anträge eingelaufen, nicht vortragen, sondern im Bureau hinterlegen, wo ihn diejenigen, welche sich darum interessieren, lesen könnten. Die Versammlung war indessen anderer Meinung und führte ihn so in neue Verlegenheiten. Der Vortrag, ohne Zweifel nach Inhalt und Form ausgezeichnet, ist ein in hohem Grade interessanter Überblick über die Entwicklung der Theologie von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart, wie nur er und kein anderer, auch kein Jesuit, ihn zu bieten vermochte.[15]) Daß er dabei, besonders bei der Berührung der romanischen Länder, bittere Wahrheiten aussprechen mußte, ist klar. So sagte er von Spanien: Nach Bannez, Suarez, Vasquez, dem letzten Aufflackern einer bereits erlöschenden Lampe, „folgte Nacht und Dunkel, denn nun ging in Spanien die Wissenschaft an der Inquisition zu Grunde, um dort (bis jetzt) nicht wieder aufzuleben“; und später, von der Gegenwart sprechend: „Zuvörderst von Spanien ist nichts weiter zu sagen. Es ist auf diesem Gebiete auch jetzt: *οὔτ' ἐν λόγῳ οὔτ' ἐν ἀριθμῷ*. Theologische, philosophische, historische Wissenschaft existiert dort seit Jahrhunderten nicht mehr.... Später erschien als ein einsames, bald wieder verschwindendes Meteor Balmès, dessen Schriften gerade deutlich zeigen, wie sehr es in seiner Heimat an historischer und theologischer Bildung mangelt ... Von der Italienischen Theologie in der jüngsten Zeit, seit Pius VII., zu reden, ist schwer, auch für einen Einheimischen schwer. Wenn Cantù in dem letzten ... Bande seiner Italienischen Geschichte (1856) auf die neuesten Leistungen im Gebiete der Theologie zu sprechen kommt, so berichtet er, daß man sich seit 50 Jahren über Probabilismus

und Tutiorismus streite, bemerkt dann, daß seine Landsleute mit biblischen Studien sich wenig befassen, und erwähnt in einer Note als eine Ausnahme von dieser Regel vier Turiner Professoren, deren Namen jedoch, da sie ›litterarischen Ruf nicht suchen‹, d. h. nichts schreiben, der Welt außerhalb Turin völlig unbekannt sind. Jüngst hat denn auch ein deutscher Gelehrter [Hergenröther] in einer Würzburger Zeitschrift eine Übersicht der Italienischen Leistungen in den historischen und theologischen Fächern gegeben, aber die klägliche Dürftigkeit der meisten dieser Produkte, so weit sie von Geistlichen herrühren, macht einen peinlichen Eindruck. Der Berichterstatter selbst zieht auch nur den Schluß, daß ›ernste wissenschaftliche Regsamkeit in Italien doch noch nicht ganz erstorben sei‹. Die drei begabtesten Männer des Italienischen Priestertums: Gioberti, Rosmini und Ventura, sind nun tot, die zwei letzteren mußten im fremden Lande sterben, und welche glänzende Hoffnungen hatte der Graf Balbo im Jahre 1844 an das Wirken dieser beiden Männer geknüpft! ... Jene drei Männer sind der Römischen Censur verfallen, und in welcher Weise Passaglia sich von der Theologie, als deren erste Italienische Zierde er früher galt [und von den Jesuitenschülern in Deutschland gepriesen wurde], losgesagt habe, ist ohnehin bekannt. Freilich gilt das: in otia nata Parthenope dort noch von anderen Städten als Neapel ... Besseres, viel Besseres läßt sich glücklicher Weise von Frankreich sagen ... Aber fragen wir nun: Ist kein Dalberg da? wo sind denn in Frankreich die echten Theologen, die ebenbürtigen Geistesverwandten Petau's und Bossuets und Arnaulds? die Männer der gründlichen und umfassenden Wissenschaft? so erfolgt keine Antwort. Frankreich hat eben schon darum keine Theologen, weil es keine theologische Hochschule und überhaupt nicht eine einzige kirchlich-wissenschaftliche Schule besitzt ... Wir Deutsche aber haben, im Hinblick auf solche Zustände, alle Ursache, Gott zu danken,

daß die Universitäten bei uns noch bestehen und die Theologie an ihnen vertreten ist.

„So ist denn in unseren Tagen der Leuchter der theologischen Wissenschaft von seinen früheren Stellen weggerückt, und die Reihe, die vornehmste Trägerin und Pflegerin der theologischen Disziplinen zu werden, ist endlich an die deutsche Nation gekommen“; aber „nicht die Mittagshöhe einer vollständig ausgebildeten und gereiften Theologie nehme ich für Deutschland in Anspruch, sondern, rückwärts in die Vergangenheit blickend, nur den lichten Abend, aber allerdings auch, vorwärts in die Zukunft schauend, die vielverheißende Morgenröte einer zu neuer, großartiger Entwicklung fortschreitenden Theologie ... Und wir können und sollen diese unsere Aufgabe anerkennen, ohne hiebei einem Gedanken selbstischer Überhebung über andere Nationen Raum zu geben; denn es handelt sich hier um einen hohen, heiligen Beruf und um die gewissenhafte Erfüllung schwerer Pflichten. Das Charisma der wissenschaftlichen Schärfe und Gründlichkeit, der rastlosen, in die Tiefe dringenden Forschung und der beharrlichen Geistesarbeit ist uns Deutschen einmal gegeben; mit diesem Pfunde nicht wuchern wollen, wäre sträfliche Versäumnis ... Uns allein unter allen Völkern ist das Geschick widerfahren, daß das scharfe Eisen der Kirchentrennung mitten durch uns hindurchgegangen ist, und in zwei fast gleiche Hälften uns zerschnitten hat ..., die sich in des Herzens Tiefe nach Wiedervereinigung sehnen, weil sie den Fluch dieser Spaltung bei jedem Schritt und Tritt, in jedem Pulsschlage des nationalen Lebens empfinden, die sich lieben und hassen, sich befehden und sich die Bruderhand reichen ... Als Nation siechen wir wie der vom vergifteten Pfeile getroffene Philoktet an dieser fort und fort eiternden Wunde ... So lange diese Heilung nicht erfolgt, mühen wir vergeblich uns ab mit Versuchen einer besseren politischen Gestaltung ... Erst vor vier Tagen hat das ge-

lesenste unserer Tagesblätter [die Allg. Ztg., 24. September] es ausgesprochen: »Die deutsche Einheit ist die Vereinigung der Konfessionen in Deutschland« ... Und wenn es so ist, sollte die Deutsche Theologie nicht als der Speer des Telephus sich erweisen können, welcher die Wunde erst schlägt und dann heilt?" Deutsche Theologen haben die Spaltung begonnen und genährt. „So hat denn auch die deutsche Theologie den Beruf, die getrennten Konfessionen einmal wieder in höherer Einheit zu versöhnen. Sie wird dies nur unter drei Bedingungen vermögen. Die erste Bedingung ist die, daß unsere Wissenschaft das wahrhaft Trennende und Unkatholische, d. h. das dem Gesamtbewußtsein der Kirche aller Zeiten Widersprechende und die Kontinuität der Überlieferung Zerstörende in der Lehre der Gegenseite mit allen ihr, jetzt mehr als je, zu Gebote stehenden Mitteln überwinde, wofür noch sehr viel zu leisten übrig bleibt. Die zweite Bedingung ist, daß sie die katholische Lehre in ihrer Totalität, ihrer Verbindung mit dem kirchlichen Leben, ihrem organischen Zusammenhang und inneren Konsequenz zur Darstellung bringe, daß sie aber dabei auch das Wesentliche, Bleibende scharf unterscheide von dem Zufälligen, dem Vorübergehenden und den der Idee fremdartigen Auswüchsen. Dies ist noch durchaus nicht geschehen ... Endlich die dritte Bedingung wäre, daß die Theologie ... alles Wahre und Gute, das die getrennten Genossenschaften in Lehre, Geschichte und Leben entdeckt oder erzeugt haben, sorgfältig von dem beigemischten Irrtume ausscheide, und dann frei und offen acceptiere, ja als das rechtmäßige Eigentum der Einen wahren Kirche, die dies Alles einmal, im Keime wenigstens und in der Anlage, besessen habe, in Anspruch nehme". Er habe vor zwei Jahren (in der Vorrede zu seinem Buche „Kirche und Kirchen") gesagt: „Die Vereinigung sei für jetzt und in der nächsten Zukunft nicht möglich, weil die Mehrzahl der Protestanten sie nicht wolle. Ich wollte, ich hätte hinzusetzen

dürfen, daß sie dafür auf unserer, der katholischen Seite um so ernstlicher gewollt und erstrebt werde. Aber Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit verboten mir damals, und verbieten mir heute, dies zu sagen. Denn nur derjenige will wirklich einen Zweck, der auch die Mittel will, ohne deren Anwendung der Zweck nicht erreichbar ist, und dieses sein Wollen durch die That kundgibt. Die Mittel aber heißen hier: Demut, Bruderliebe, Selbstverleugnung, aufrichtige Anerkennung des Wahren und Guten, wo es sich auch findet, gründliche Einsicht in die Gebrechen, Schäden und Ärgernisse unserer eigenen Zustände, und ernstlicher Wille, die Hand anzulegen zu ihrer Abstellung. Und hiemit ist auch schon der Teil des großen Versöhnungswerkes, welchen die deutsche katholische Theologie zu vollbringen hat, angedeutet. Die Theologie ist es, welche der rechten, gesunden, öffentlichen Meinung in religiösen und kirchlichen Dingen Dasein und Kraft verleiht, der Meinung, vor der zuletzt alle sich beugen, auch die Häupter der Kirche und die Träger der Gewalt" — ein Satz, der später Döllinger oft, namentlich von Scheeben, vorgeworfen wurde.[16]) „Ähnlich dem Prophetentum in der hebräischen Zeit, das neben dem geordneten Priestertum stand, gibt es auch in der Kirche eine außerordentliche Gewalt neben den ordentlichen Gewalten, und dies ist die öffentliche Meinung. Durch sie übt die theologische Wissenschaft die ihr gebührende Macht, welcher in der Länge nichts widersteht. Der Theologe nämlich beurteilt und richtet die Erscheinungen in der Kirche nach den Ideen, während der gedankenlose Haufe umgekehrt verfährt; alle echt reformatorische Thätigkeit aber besteht doch zuletzt darin, daß jede Einrichtung oder Übung in der Kirche ihrer Idee entsprechend gemacht werde.

„In Deutschland also haben wir künftighin das Heimatland der katholischen Theologie zu suchen. Hat doch kein anderes Volk, als das deutsche, die beiden Augen der Theologie,

Geschichte und Philosophie, mit solcher Sorgfalt, Liebe und Gründlichkeit gepflegt; sind doch in beiden Gebieten die Deutschen die Lehrer der Nationen geworden. Wie die Dinge jetzt stehen, muß die Theologie, schon um sich in dem Range einer Wissenschaft behaupten zu können, den anderen Disziplinen sich gleich stellen an Umfang der Forschung, an Methode und Kritik, sie kann nicht etwa mit einem geringeren Maße kritischer Akribie und gewissenhafter Untersuchung sich begnügen, sie darf auch keine Quelle der Erkenntnis, kein wissenschaftliches, von der Neuzeit dargebotenes Mittel vernachlässigen ... Wie arg auch der Mißbrauch sein möge, der mit den schärfer geschliffenen Waffen und Werkzeugen einer vorgeschrittenen Wissensperiode getrieben wird, wie sehr auch diese Werkzeuge teilweise zu Zerstörungsmitteln verkehrt werden mögen, dennoch kann dem Theologen die Zumutung nicht erlassen werden, sich in seinen Operationen dieser vervollkommneten Forschungsmittel zu bedienen. Leichter als früher ist die Theologie nicht geworden ... Gerade dies, daß es die Theologie der katholischen Kirche ist, ... steigert, vertieft, erschwert unsere Aufgabe ... Der katholische Theologe kann nicht anders, als den gesamten Verlauf der Kirche in dem Lichte eines großen Entwicklungsprozesses aufzufassen, eines steten Wachstumes von innen heraus, nicht wie der Wuchs eines Bandwurmes, sondern wie der eines Baumes ist, zu welchem das Senfkorn der apostolischen Zeit sich ausgestaltet hat. Er kann demnach hier nicht willkürlich ein Stück, einen Zeitabschnitt herausnehmen, und sich mit dem Studium desselben begnügen, sondern er muß, wozu nicht weniger als ein Menschenleben erforderlich wird, die Kirche in der Totalität ihrer Lebensäußerungen und in ihrer historischen Kontinuität vom Anbeginn bis zur Gegenwart erforschen, und sich und anderen zur möglichst adäquaten Anschauung bringen.

„Es ist das schöne Vorrecht der echten Theologie, daß sie alles, was sie berührt, in Gold verwandelt, oder gleich der



Biene auch aus Giftpflanzen reinen erquickenden Honig zu ziehen vermag. Jeder Irrtum, jede falsche Lehre nimmt für sie den Charakter einer Einwendung an, welche sie zu beantworten, einer Dissonanz, welche sie in Harmonie aufzulösen hat. Erst dann, wenn die Theologie die Lösung nicht gibt oder unrichtig gibt, wird der Irrtum theologisch gefährlich. An sich aber ist er ein wohlthätiges Element im kirchlichen Lebensprozesse, welches, indem es gebieterisch zu einer Lösung drängt, zugleich wesentlich zur Vervollkommnung und Erweiterung der Wissenschaft beiträgt. Muß ja auch jede Wahrheit, zu der die Kirche sich bekennt, irgendwo und irgendwann durch das prüfende und reinigende Feuer der Anfechtung hindurchgehen, um aus dem Kampfe mit der Irrlehre in größerer Klarheit und Bestimmtheit hervorzutreten. Also tiefer graben, emsiger, rastloser prüfen, und nicht etwa furchtsam zurückweichen, wo die Forschung zu unwillkommenen, mit vorgefaßten Urteilen und Lieblingsmeinungen nicht vereinbaren Ergebnissen führen möchte, das ist die Signatur des echten Theologen. Er wird nicht gleich scheu und ängstlich den Fuß zurückziehen, als ob er auf eine Natter getreten wäre, und die Flucht ergreifen, wenn ihm einmal ein bisher für unantastbar gehaltener Satz in dem dialektischen Prozesse seiner Untersuchung sich zu verflüchtigen scheint, oder eine vermeinte Wahrheit in Irrtum sich zu verkehren droht . . . Ein Mann, der gewiß den Wert der Wissenschaft nicht zu überschätzen geneigt war, der hl. Bernhard, hat die Furcht vor der Forschung, weil sie etwa auf Abwege führen möchte, nebst der Gleichgültigkeit gegen das Wissen und der Trägheit des Lernens zu den Dingen gerechnet, für die es keine Entschuldigung gebe. Da wir gläubige Theologen sind, so wissen wir, daß auch die schärfste Prüfung nur immer wieder zur Bestätigung der richtig verstandenen kirchlichen Lehre ausschlagen werde . . . Wir fügen bei dem theologischen Prozesse von dem Unsrigen hinzu die

wissenschaftliche, allerdings sehr fehlerhafte Methode, und was der Einzelne an persönlicher Begabung und geistiger Eigentümlichkeit besitzen mag. So entstehen theologische Vorstellungen und Systeme, welche die Vorgänge und Mängel ihres zweifachen Ursprungs an sich tragen. Es bilden sich verschiedene Schulen; die Geister reiben, entzünden sich aneinander, der in der Kirche waltende Geist der Wahrheit nährt dieses Feuer und reinigt es, und in seinen Flammen werden das Heu und die Stoppeln der menschlich irrenden Auffassung, wenn auch oft sehr langsam, doch irgend einmal verzehrt ... Die späten Epigonen haben mitunter zu verbessern, und, wenn möglich, zu sühnen und gut zu machen, was ihre theologischen Ahnen in allzu selbstvertrauender Kurzsichtigkeit verbrochen und geschädigt haben. So hat die abendländische Scholastik, in ihrem ungeschichtlichen Sinne und mit der ihr eigenen selbstgenügsamen Unkenntnis der ganzen anatolischen Tradition und Kirche, den verhängnisvollen Bruch mit dieser Kirche mächtig gefördert und die Heilung desselben erschwert. Einer der frömmsten und gelehrtesten Männer, deren die römische Kirche sich rühmen kann, der Kardinal Bona, trägt kein Bedenken, dieses scholastische, die Sakramentenlehre und die liturgische Doktrin verwirrende Satzungswesen zu den Satanskünsten zu rechnen, durch welche die morgenländische der Kirche des Occidents entfremdet, beide Hälften der Kirche von einander gerissen worden sind. Es war eine bittere Erfahrung, die hier gemacht worden ist, und sie enthält zugleich die ernste Mahnung, daß es wohlgethan sei, die Theologie Wissenschaft bleiben zu lassen, und ihren noch auf unsicherem Fundament ruhenden Conclusionen nicht vorschnell Charakter und Bedeutung kirchlicher Satzungen zuzuerkennen ...

„So steht denn der Theologe, der seines Namens und Berufes würdig ist, zwischen Freiheit und Gebundenheit, beider teilhaftig, frei, ohngeachtet er, ja gerade, weil er sich gebunden



weiß ... Der Gatte, der sich mit dem Weibe seiner Liebe und seiner Wahl in unauflöslicher Ehe verbunden hat, würde lächeln zu dem Vorwurfe, daß er nun seine Freiheit verloren und von einem anderen Wesen knechtisch abhängig geworden sei. Denn eben diese Gebundenheit empfindet er vielmehr als beseligende Freiheit, welche für ihn mit der Notwendigkeit zusammenfällt, der eigenen Neigung zu folgen, das zu wollen und zu thun, worin er sein Glück und seine Befriedigung findet ... Wenn wir nun auch den Rückhalt und sicheren Boden der Kirche und ihrer Lehre besitzen, so ist dagegen in Deutschland eine feste theologische Schule oder sind zwei oder mehrere Schulen nicht vorhanden. Und es ist wohl für die gegenwärtige Lage der Dinge gut, daß es so ist. Denn wir befinden uns eben im Stadium des Übergangs. Die Kette der wissenschaftlichen Tradition, an welcher Jahrhunderte theologischer Thätigkeit sich gehalten und orientiert haben, ist gebrochen. Oder, um ein deutlicheres Bild zu gebrauchen: das alte, von der Scholastik gezimmerte Wohnhaus ist baufällig geworden, und ihm kann nicht mehr durch Reparaturen, sondern nur durch einen Neubau geholfen werden, denn es will in keinem seiner Teile mehr den Anforderungen der Lebenden genügen. Dieses neue Gebäude ist aber noch nicht fertig, wenn auch Bausteine dazu in Fülle vorhanden sind, und viele Hände sich bereits emsig rühren ... Was uns, vor allem in der Glaubenslehre, not thut, das ist, daß wir den dogmatischen Stoff mit echter kritisch geläuterter Geschichte und philosophischer Spekulation verbinden und von beiden ihn durchdringen lassen, daß wir ferner einer synthetischen Konstruktionsweise uns bedienen, welche, besser als die ältere analytische, den ganzen Gehalt der geoffenbarten Lehre nach allen ihren Seiten zu ihrem Rechte kommen läßt, und jedes in den Schrift-Aussprüchen enthaltene Moment heranzieht und gewissenhaft benützt. Der Anerkennung und folgerechten Durchführung des

Gesetzes der historischen Entwicklung in der Lehre darf fortan kein wissenschaftlicher Theologe sich entschlagen ... Jetzt ist sie möglich und zugleich unabweisbar. Es ist demnach Sorge zu tragen, daß der Neubau weit und dehnbar genug werde, um die gesamte Vergangenheit in sich aufzunehmen, und auch Raum zu lassen für die Zukunft, die nicht minder ihre dogmatisch fortbildende Kraft und Thätigkeit erweisen wird, als die verflossenen Jahrhunderte dies gethan haben. Die rechte Theologie muß universal sein wie die Kirche, und gleich dieser die drei Zeiten, das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige umfassen. Sie sorgt für die Zukunft, indem sie die noch vorhandenen Lücken des Systems nicht etwa, wie es oft geschehen, verbirgt und künstlich zudeckt, sondern ihr Dasein konstatiert, und zugleich jeden voreiligen, eigenmächtigen Versuch, Meinungen einer Schule mit der Autorität kirchlicher Doktrin zu bekleiden, und als einen der allgemeinen Kirchenlehre gleichartigen und ebenbürtigen Stoff beim theologischen Bau zu verwenden, zurückweist. Damit schützt sie das Recht der Gegenwart, welcher Meinungen und Hypothesen nicht als Dogmen aufgedrungen werden sollen, und bewahrt das Recht der künftigen Kirche, wenn diese einmal bezüglich einzelner Fragen, die in ihrem bis jetzt erreichten Stadium noch eben Fragen bleiben müssen, jene Festigkeit und Sicherheit des Bewußtseins erlangt haben wird, welche eine Entscheidung als ebenso berechtigt wie zeitgemäß erscheinen läßt.

„Wenn gegenwärtig in Deutschland zwei theologische Richtungen bestehen, so ist das an sich kein Übel, vielmehr in mancher Beziehung als Gewinn zu achten, vorausgesetzt nur, daß beide wahrhaft wissenschaftlich sind, und daß sie sich wechselseitig Freiheit der Bewegung gestatten. Der Wissenschaft ist diese Freiheit so unentbehrlich als dem Körper die Luft zum Atmen, und wenn es Theologen gibt, welche ihren Fachgenossen diese Lebensluft unter dem Vorwande der Ge-

fahr für das Dogma entziehen wollen, so ist dies ein kurzsichtiges und selbstmörderisches Beginnen. Ist es ein dogmatischer Irrtum, ein Verstoß gegen die klare allgemeine Lehre der Kirche, welcher begangen wird, so darf er freilich nicht ungerügt bleiben, und muß zurückgenommen werden. Ist es aber ein bloß theologischer, also dem Gebiete der wissenschaftlichen Erörterung angehöriger Irrtum, dann soll er auch mit rein wissenschaftlichen Waffen und nur mit solchen bekämpft werden. Man sage nicht, daß jede theologische Verirrung in näherer oder entfernterer Beziehung zum Dogma stehe, also gefährlich sei oder werden könne. Das ist wahr und gilt ganz allgemein. Es wäre leicht, aus den berühmtesten, für klassisch erachteten dogmatischen Werken, z. B. aus der Summa des hl. Thomas, eine Reihe von Sätzen auszuheben, welche, mit strenger Logik bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgt und ausgebildet, zu verderblichen Irrtümern führen würden. So ist es auch wahr, daß jeder Diätfehler, den der Mensch begeht, in näherer oder entfernterer Beziehung zu seiner Gesundheit steht. Gleichwohl hält man den für einen Thoren, der nach jedem derartigen Fehler, statt ihn einfach durch bessere Diät zu beseitigen, sogleich die Hilfe des Arztes anrufen und Arznei nehmen wollte, weil er gerade dadurch seine Gesundheit am sichersten untergraben würde. Similia similibus curantur. Gegen wissenschaftliche Fehler und Verirrungen dürfen nur gleichartige Mittel angewendet werden. Wer anders verfährt, schädigt die Theologie und die Kirche, welche nun einmal eine lebenskräftige und sich fortbildende Theologie nicht entbehren kann. Daß aber in dieser nur durch Irrtümer hindurch der Weg zur Wahrheit führe, ist ein Gesetz, welches in der Zukunft ebenso gelten wird, wie es in der Vergangenheit sich bewährt hat. Und so möge denn jeder von uns, wenn die Versuchung ihn anwandelt, über wirkliche oder vermeintliche Irrtümer eines Fachgenossen scharfes Gericht zu

halten, oder gar die Orthodoxie eines Buches und seines Verfassers zu verdächtigen, eingedenk sein des größten christlichen Dichters: ›Doch wer bist Du, der zu Gericht will sitzen, Auf tausend Meilen weit Urteil zu fällen, Mit Deinem Blick, der eine Spanne reichet?‹“ (Dantes Paradies, 19, 79).

Mit steigender Bewunderung folgte die Versammlung den Ausführungen des Redners, und kein Widerspruch schien sich zu erheben. Man täuschte sich.

Die Rede, direkt gegen den oben mitgeteilten Brief Heinrichs gerichtet, mußte diesen und die Anhänger seiner Richtung aufs tiefste verletzen. In der That betrachteten sie dieselbe als eine „Herausforderung“, und nachdem auf Antrag Hergenröthers ohne Debatte einstimmig eine Ergebenheitsadresse an den Papst beschlossen und einige Anträge mitgeteilt waren, verlas Moufang in der 3. Sitzung eine umfangreiche Erklärung, welche vor allem dagegen Verwahrung einlegte, daß die Rede als Programm der Versammlung gelten solle, — eine Verwahrung, welche schon deshalb überflüssig war, weil Döllinger selbst die Rede nur als seine Privatarbeit bezeichnet hatte, welche er, nachdem Einläufe schon in der ersten Sitzung vorhanden waren, nicht einmal vorlesen wollte. Darauf geht die Erklärung auf einzelne Äußerungen der Rede selbst ein, zunächst auf den Satz: „Durch Irren gelange man zur Wahrheit“. Dieser Satz „kann nur den Sinn haben: Wenn ein Gelehrter theologische Irrtümer begeht, so muß man ihm die Freiheit lassen, zu irren, resp. seine Irrtümer selbst zu verbessern. Hierunter kann, scheint uns, nur verstanden sein, daß die kirchliche Autorität nicht gegen einen solchen irrenden Gelehrten einschreiten sollte und daß solches Einschreiten schädlich sei“. Denn es verstehe sich von selbst, daß andere Gelehrte die Irrtümer eines Gelehrten als solche zu bezeichnen und die Wahrheit gegen ihn zu verteidigen, das Recht und die Freiheit haben, und wenn sie aussprechen, „daß dieselben mit der Lehre



der katholischen Kirche und den deklarierten Glaubenswahrheiten entweder unmittelbar oder in ihren Konsequenzen im Widerspruch stehen", so „ist dieses keineswegs, wie man in jüngster Zeit mannigfach hören mußte, Verketzerung und censuristisches Unwesen, sondern ein wissenschaftliches Recht, in theologischen Dingen aber geradezu notwendig". Es sei aber auch ein Wort zu sagen über die in der Rede vorkommende Unterscheidung von dogmatischem und theologischem Irrtum. „Soll damit nur gesagt sein, daß die Rüge und Verbesserung rein formeller Irrtümer, z. B. in der Systematisierung, in der Methode u. dgl., der Wissenschaft zu überlassen sei", so habe die kirchliche Autorität noch nie etwas dagegen gethan, aber „allerdings kann sie mit vollem Rechte, auch was die Lehrmethode betrifft, eine Schule vor anderen bevorzugen, weil sie dieselbe für richtiger und sicherer hält; allein das hebt die Freiheit, sich anderer Methoden zu bedienen, nicht auf. Wenn aber von materiellen Irrtümern die Rede ist", d. h. von einem Satze, „welchen die kirchliche Autorität als der katholischen Lehre widersprechend erkennt, so wird gewiß Niemand ihr das Recht bestreiten, denselben zu verwerfen — mag er nun in philosophischer oder theologischer oder in welch anderer Form aufgestellt sein". Ob die Autorität in concreto vorgehen solle oder nicht, müsse man ihrem Ermessen überlassen. „Wir können auch nicht einverstanden sein mit der allzuscharfen Kritik der italienischen Wissenschaft, welche vor Allem auch die Wissenschaft in der Hauptstadt der Christenheit betrifft. Es wurden als die Hauptrepräsentanten der italienischen Wissenschaft vier Männer genannt, die aber alle mit der kirchlichen Autorität in Konflikt geraten und teilweise in Verbannung gestorben sind. Gioberti und Passaglia sind tief gefallen und weit abgeirrt — letzterer wahrlich aber nicht im entferntesten durch wissenschaftliche Strebungen — die beiden andern, namentlich Rosmini, haben zwar einige

Fehltritte in der Philosophie gethan, aber stets das Wohlwollen der Kirche erfahren. Allein es wäre — abgesehen von den Leistungen des vorigen Jahrhunderts, eines Benedikt XIV., Zaccaria, Gerdil, Bolgeni — ungerecht zu verkennen, daß im gegenwärtigen Augenblick Italien für die theologische und philosophische Wissenschaft und namentlich für letztere so Großes, wenn nicht Größeres als irgend ein Land leistet. [Die Jesuiten] Liberatore, San Severino, Taparelli, auch Ton Giorgio, verdienen wahrlich genannt zu werden". Aber auch mit der Äußerung hatte Döllinger angestoßen: nicht bloß die Protestanten, auch der katholische Klerus im allgemeinen wolle die Wiedervereinigung nicht, weil er die Mittel dazu nicht wolle. Sie, Moufang und die übrigen Protestierenden, verlangten nichts so sehr als die Wiedervereinigung der Getrennten; diese sei aber „am allermeisten dadurch bedingt, daß wir mit dem Geiste der Kirche, welcher der Geist Christi ist, uns immer mehr erfüllen und in ihrem Geiste wirken"; sie müßten aber noch hinzusetzen, daß „in diesem Werke die Wissenschaft zwar ein Faktor ist: Gebet und christliche Tugend aber wichtiger, die Gnade Gottes aber das Erste und Notwendigste ist."[17])

Die Unterzeichner der Erklärung waren außer Moufang die Mainzer Neuscholastiker Heinrich und Haffner, die Jesuitenschüler Hergenröther und Hettinger aus Würzburg, Scheeben aus Köln, welcher in der ersten Sitzung gar nicht anwesend war und also auch die Rede nicht gehört hatte. Ihnen schloß sich der Konvertit von Schäzler an, der noch am 1. Dezember 1862 an Dieringer geschrieben hatte: „Für eigentliches Studium haben die Herren Scheeben und Konsorten gar keinen Sinn. Jener hat mich hier besucht und gerierte sich so ziemlich als doctor ecclesiae. Auch die Produkte des P. Schrader müssen urteilsfähigen Leuten Zweifel erregen an dem Ernst des Strebens und der wissenschaftlichen Zucht bei den Jesuiten. Daß diese Leute wie Scheeben und Schrader vorschieben

und denselben mit Gewalt eine theologische Berühmtheit verschaffen wollen, beweist zur Genüge, daß die wissenschaftliche Strenge der alten Gesellschaft bei den heutigen Jesuiten längst in Vergessenheit geraten ist. Deshalb ist es so tief betrübend, wenn man sehen muß, wie die Jesuiten fast allgemein in dem Ruf stehen, den Geist des Katholizismus am tiefsten erfaßt zu haben und in ihren Schriften wie in ihrer Handlungsweise am getreusten auszuprägen. Hase hat diesen allgemein verbreiteten Irrtum mit seiner Taktik für seine Sache benützt. Der eigentliche Vertreter der römischen Kirche in unserer Zeit ist ihm Perrone; deshalb meint er den Katholizismus zu demütigen, wenn er in Perrone den einen oder andern Schnitzer nachweist, wozu es fürwahr keiner großen Gelehrsamkeit bedarf". Und endlich hatte auch Phillips, dem Zuge seines Herzens folgend, seine Unterschrift gegeben, was Döllinger, wie er Tags darauf Reusch bekannte, am wehesten gethan hatte: „Er sei", sagte er, „seit 30 Jahren dessen Dutzbruder; sie seien bis in die letzte Zeit immer Freunde und ganz offen gegen einander [auch Phillips gegen Döllinger?] gewesen; er hätte sicher erwarten dürfen, daß Phillips ihn freundschaftlich aufmerksam gemacht hätte, wenn er an seiner Rede Anstoß genommen, und daß er sich an der Demonstration beteiligt, hätte ihn am meisten geschmerzt. Er könne sich die Sache nicht anders erklären, als daß Phillips an den Papstfabeln (Honorius) Anstoß genommen", die „er nicht um der Päpstin und um der Schenkung Constantins willen, sondern darum geschrieben habe, daß man nicht die Thatsachen nach dem System, sondern das System nach den Thatsachen zurecht machen solle" (1863, Oktober 25.), oder um, wie er einmal dem Verfasser sagte, die Methode kirchengeschichtlicher Forschung zu zeigen.

Kaum hatte Moufang die Erklärung der acht Demonstranten verlesen, antwortete Döllinger, leicht an der Ecke der Epistelseite des Altars lehnend, wie es in Reusch' Aufzeich-

nungen richtig heißt, „ausführlich, sehr ruhig und in meisterhafter Ordnung und Stilisierung geradezu vernichtend. Mit eisiger Ruhe sagte er u. a.: Die Schriften von Ton Giorgi rc. sind mir nicht unbekannt. Es ist ja möglich, daß sie so bedeutend sind, daß ich sie in meiner Übersicht hätte erwähnen müssen. Wenn sie aber eine solche wissenschaftliche Bedeutung wirklich haben, so muß ich mich für unfähig halten, über den wissenschaftlichen Wert von Büchern ein Urteil abzugeben". Doch die Demonstranten, welche die Jesuiten und die Kurie hinter sich wußten, gaben sich damit nicht zufrieden, und unternahmen noch einen mehrstündigen Ansturm auf Döllinger, den er mit gleicher Ruhe und Überlegenheit zurückwies. Er hatte auch die Genugthuung, daß die ganze Versammlung auf seiner Seite stand; aber die Hetze der jesuitischen Meute auf ihn war eröffnet.

Die Versammlung, bis zum Schlusse unter dem Eindruck dieses Vorganges stehend, verhandelte und beschloß mancherlei, was, wenn es durchgeführt worden wäre, gewiß gute Früchte getragen hätte. Aber dazu kam es unter den Nachwirkungen, welche die Versammlung hatte, nicht. Es kann daher den sich darum interessierenden Lesern überlassen werden, die allerdings in sehr mangelhafter Weise gedruckt vorliegenden „Verhandlungen" selbst einzusehen; hier soll nur das herausgehoben werden, was Döllinger selbst anregte. Das war aber die neue Bearbeitung des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, das von der später erschienenen Realencyklopädie von Herzog überholt worden sei; dann in der 4. Sitzung ein, ihn in neuem Lichte zeigender Antrag: „Die Versammlung möge in Erwägung ziehen, welche Stellung die Theologie, die katholische Wissenschaft und Litteratur überhaupt zu den sozialen Fragen der Gegenwart und zu der Wissenschaft der Nationalökonomie einzunehmen habe", den er auch eingehend motivierte. In Frankreich sei der Klerus in der Behandlung dieser Fragen uns voraus. Es sei wün-

schenswert, daß auch in Deutschland eine Zeitschrift dafür entstehe und weit verbreitet werde. Ein dritter Antrag Döllingers betraf den katechetischen Unterricht: „Es möge für die demnächstige Zusammenkunft katholischer Gelehrten Deutschlands die Frage des katechetischen Unterrichts und der etwaigen Verbesserungen bei demselben schon jetzt ins Auge genommen und vorbereitet werden ... Er betrachte seit Jahren die katechetische Frage als die wichtigste und einflußreichste und zwar durch alle Instanzen des Volksunterrichtes hindurch. Männer des geistlichen Standes, die er befragt, hätten diese seine Meinung im vollsten Sinne des Wortes geteilt. Daß man in Bezug auf den katechetischen Unterricht in höchst unvollkommenen Zuständen sich befinde, diese Ansicht teilten Alle, welche hier selbst zu beobachten Gelegenheit hatten, auch viele Laien seien derselben Meinung. Es gebe wenig Dinge, worüber die allgemeine Meinung so übereinstimmend sei, als bezüglich dieses Gegenstandes".

Einen breiten Raum nimmt in den „Verhandlungen" die Auseinandersetzung über das Verhältnis der Freiheit der Wissenschaft zur kirchlichen Lehrautorität ein, worauf die von Michelis schon in der zweiten und dritten Sitzung eingebrachten Anträge reduziert worden waren; aber auffallenderweise nahm Döllinger daran nur als Vorsitzender Anteil, indem er ohne Zweifel befürchtete, daß durch die Behandlung dieser Frage die ohnehin schon vorhandene Kluft sich erweitern und infolge dessen die Versammlung in noch feindseligere Parteien gespalten auseinandergehen möchte. Er befand sich daher auch nicht unter den sich um die Frage interessierenden Teilnehmern, welche Vorschläge beraten und in der nächsten Sitzung der Versammlung vorlegen wollten. Wie erleichtert atmete er auf, als sogar Hettinger, Scheeben, Haffner, Heinrich, Schäzler mit Knoodt, Deutinger, Schneider, Bach, Strobl, Michelis, Reinkens zusammen folgende zwei Thesen

vorschlugen: „1. Der innige Anschluß an die geoffenbarte Wahrheit, welche in der katholischen Kirche gelehrt wird, ist eine wichtige und unerläßliche Bedingung für die fortschreitende Entwicklung einer wahren und umfassenden Spekulation und für die Überwindung der gegenwärtig herrschenden Irrtümer insbesondere. 2. Für Jeden, der auf dem Standpunkt des katholischen Glaubens steht, ist es Gewissenspflicht, in allen seinen wissenschaftlichen Untersuchungen sich den dogmatischen Aussprüchen der unfehlbaren Autorität der Kirche zu unterwerfen. Diese Unterwerfung unter die Autorität steht mit der der Wissenschaft naturgemäßen und notwendigen Freiheit in keinem Widerspruch". Denn sie, schien es, könnten alle Anwesenden, welche insgesamt Katholiken waren, annehmen. Allein schon in der Vorberatung hatte Mayr-Würzburg gegen sie Widerspruch erhoben, den er in der sechsten Sitzung wiederholte: die Thesen seien Katechismus-Wahrheiten, „sehr weite und unbestimmte Erklärungen, die eben so gut ungesagt bleiben können". Es sprach aber auch Deutinger, welcher die Thesen begründete, nur von seinem persönlichen philosophischen Standpunkte aus in schroffer Opposition gegen die Neuscholastik, welche darauf Haffner, dessen Vortrag in den „Verhandlungen" leider nur oberflächlich angedeutet ist, geltend machte, so daß man erkannte, die Frage, auf die es ankomme, sei umgangen, nicht gelöst. Da aber beide die Thesen empfahlen, und Haffner selbst gestand: „Beide Sätze können auf katholischem Standpunkte nicht bezweifelt werden; höchstens könne man gegen sie die Einwendung erheben, sie verständen sich so sehr von selbst, daß es überflüssig sei, dieselben auszusprechen, und sie hätten eine solche Weite, daß sie als wertlos erscheinen könnten", so konnte man annehmen, daß die Versammlung sie einstimmig beschließen würde. Es kam anders. Mayr blieb auf seinem Standpunkte stehen, Johannes Huber, der sich als „den Mann der Linken in der Versammlung"



bezeichnete, verlangte „einen positiven Ausspruch zu Gunsten der Freiheit der Wissenschaft gegenüber der Autorität", und der Verfasser dieser Biographie erklärte von ganz anderem Standpunkte aus ungefähr: Nachdem man Deutinger und Haffner gehört, bedeuten diese Thesen eine concordia discors; gerade wir jüngeren Dozenten, an die sich die Studierenden in dem tobenden Streite mit Vorliebe um Aufklärung wendeten, müßten von der Versammlung eine bestimmtere Erklärung verlangen, als in diesen für einen katholischen Theologen selbstverständlichen Thesen ausgesprochen sei; Katechismus-Fragen oder etwas Überflüssiges und Wertloses brauche man nicht zu beschließen.[18]) Die Abstimmung ergab in der That vier Dissentierende, nicht drei, wie die „Verhandlungen" irrig angeben: Mayr, J. Huber, Pichler und den Verfasser. Döllinger, glücklich, so glimpflich über das heikle Thema hinweggekommen zu sein, schloß die Verhandlung, indem er „seine Freude darüber erklärte, daß die Frage für diesmal und in so weit glücklich von der Versammlung gelöst worden sei. Eine eingehendere Erörterung über das Positive in der Frage über die Freiheit der Wissenschaft und ihre Grenzen, hoffe er, könne auf der nächstjährigen Versammlung in Würzburg stattfinden und werde dann wohl gleichfalls zu einem ersprießlichen Austrage gefördert werden". So harmlos nahmen aber andere den Verlauf der Verhandlung nicht. Es fiel ihnen auf, daß, abgesehen von Mayr, die Dissentierenden Münchener waren, und Michelis konstruierte daraus sofort in einem für die historisch-politischen Blätter bestimmten Artikel eine „jüngere Münchner Schule", welche Erfindung Jörg so wohl gefiel, daß er schon ihretwegen bedauerte, den Artikel nicht aufnehmen zu können; ja, sie kondensierte sich bei ihm zu einer Art fixen Idee von einem „Jung-München", die noch in seinen „Erinnerungen" spukt.[19]) „Jung-München" mußte nicht bloß Döllingers neueste Entwicklung zum reinsten Ausdruck bringen, man machte ihn

auch für alles, was der eine oder andere von ihnen that oder auch nicht that,[20]) verantwortlich. Und schließlich hieß es wieder, Döllinger stehe ganz unter dem Einflusse „Jung-Münchens", insbesondere aber unter dem Johannes Hubers. Es sind reine Phantasien, welche aber in der Beurteilung und Behandlung Döllingers durch seine Gegner und ehemaligen Freunde sehr wirksam waren.

In der siebenten Sitzung am 1. Oktober modifizierten die Demonstranten mit Ausnahme des abwesenden Schäzler infolge der Weigerung Döllingers, seine Rede wegen des dagegen erhobenen Protestes und der ihm nicht unbekannten Verdächtigung derselben bei gewissen Stellen drucken zu lassen, einen ihrer Sätze dahin: „Dieser Satz könnte möglicherweise unter den gegenwärtigen Verhältnissen dahin mißverstanden werden, daß, wenn ein Gelehrter" u. s. w. (oben S. 323); dann wurde als Ort der nächsten Versammlung Würzburg bestimmt und ein geschäftsführender Ausschuß gewählt. Darauf schloß Döllinger die Versammlung mit einer Ansprache, aus der hier folgende Sätze, nach einer von dem Verfasser zusammen mit Döllinger unmittelbar darauf gemachten Aufzeichnung, ausgehoben sein mögen: „Im Anfang dieses Jahrhunderts genoß die katholische Wissenschaft nur wenig Achtung auf Seite der Protestanten; allein es wurde bald anders, und vor einigen Dezennien hatte sich dieselbe zu hoher Blüte emporgeschwungen und bei den Protestanten Anerkennung errungen. Ich sage nicht zu viel, Sie Alle werden diese Thatsachen zugestehen müssen. Daß es aber jetzt nicht mehr so ist, kommt lediglich daher, daß damals ein einheitliches Streben vorhanden war, während jetzt zwei Schulen unter uns bestehen. Die eine können wir die deutsche heißen, die andere ist jene, welche man die römische zu nennen pflegt. Beide sind berechtigt und mögen neben einander bestehen, allein es läßt sich nicht verkennen, daß beide auf verschiedenen Standpunkten stehen, welche Verschiedenheit jedoch so bedeutend ist,



daß die eine Schule die andere kaum ganz in ihrer Eigentümlichkeit zu begreifen vermag. Es liegt dies aber nicht in den einzelnen Persönlichkeiten, welche die beiden Schulen bilden, sondern in dem verschiedenen Bildungsgang, welcher kein auf beiden Seiten gleich hoher ist. Die eine Schule ist viel weiter in der Wissenschaft fortgeschritten, als die andere. Das ist unumstößliche Thatsache. Wir dürfen dabei besonders nicht übersehen, daß wir mit ganz verschiedenen Waffen kämpfen. Die einen schießen, wenn ich ein Beispiel anwenden soll, mit Pfeil und Bogen, die andern mit Feuergewehren. Behalten wir aber diesen Unterschied in dem Standpunkt beider Schulen stets im Auge, so wird auch jene Verdächtigungs- oder, wenn ich es frei heraussagen darf, Verketzerungssucht schwinden, welche unter uns eingerissen ist. Oder ist es vielleicht nicht thatsächlich so? Ein Beispiel davon ist uns noch ganz neu im Gedächtnis, da wir es ja eben unter uns erlebt haben; es handelte sich hier um das Mißverständnis eines Ausdruckes: während ich von theologischen Irrtümern sprach, wurde mir zugemutet, ich hätte von dogmatischen gesprochen. Von dieser Verdächtigungs- und Verketzerungssucht kommt es, daß unser dogmatisches Gebiet fast ganz brach liegt, daß insbesondere die jüngeren Geister es nicht mehr wagen, dogmatische Arbeiten zu unternehmen, da sie nur gar zu sehr Gefahr laufen, ein Opfer jener Sucht zu werden; denn man kann nicht sagen, daß etwa nicht mehr die nämliche geistige Befähigung unter uns sei, wie früher, die Talente der jüngeren Generation schwächer seien, nein, diese geistige Abnahme rührt nur von jener Verdächtigungssucht her. Vor einigen Tagen erst las ich in einer protestantischen Kirchenzeitung über diese Erscheinung folgende Worte: Die dogmatische Litteratur sei bei den deutschen Katholiken schon seit mehreren Jahren von auffallender Dürftigkeit, wenig Bedeutendes erscheine mehr — —". Hier konnte Heinrich sich nicht mehr halten. Hitzig schnellte er

empor und unterbrach Döllinger mit „der Erklärung, daß, da einmal der ›Katholik‹ als das Organ jener bezeichneten Richtung anerkannt werde, er doch bitten müsse, ihnen und dem ›Katholik‹ die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß sie und ihr Organ nicht für gänzlich unwissenschaftlich erklärt werden: ›Ich erinnere nur an unseren guten Clemens und seinen Streit mit Kuhn. Wir haben lange geschwiegen, und man wird uns zugeben, daß wir von unseren Gegnern maßlos angegriffen worden sind‹".[21]) Doch Döllinger vermied, darauf einzugehen und vielleicht gar einen neuen Streit zu veranlassen. Er fuhr fort: „Noch muß ich auf einen Irrtum aufmerksam machen, den wenigstens eine Anzahl von katholischen Theologen hegt, daß nämlich die protestantische Litteratur gänzlich zu ignorieren sei. Man darf viele katholische Schriften ansehen, und man findet gar keine Berücksichtigung der protestantischen Litteratur. Das ist ein falsches Verfahren. — Der Hauptzweck nun, weshalb Herr Abt Haneberg und ich Sie hieher eingeladen haben, war unsere gegenseitige Verständigung, und ich meine, daß wir nicht auseinandergehen sollen, ohne uns allen gegenseitig das Versprechen gegeben zu haben, nur mehr mit ehrlichen Waffen kämpfen zu wollen. Ich meines Teils gebe Ihnen das bestimmteste Versprechen, daß ich jedem litterärischen Gegner aus Ihnen nur mit wissenschaftlichen Gründen und Thatsachen begegnen werde. Es wäre sehr viel erreicht, wenn wir bei der Kritik nur nach diesem Grundsatz verfahren würden".

Bei dem Gastmahle nachmittags im Refektorium der Abtei St. Bonifaz herrschte, wie es bei den Deutschen zu geschehen pflegt, nur Wonne und Herzlichkeit: kein Mißton schien vorhanden zu sein und Alle sich auf die Fortsetzung des begonnenen Werkes zu freuen. Döllinger feierte Pius IX. und König Maximilian II. von Bayern; Haneberg König Ludwig I. von Bayern, den Gründer der Abtei; Alzog den Erzbischof von

München und die beim Mahle anwesenden Bischöfe von Bamberg und Augsburg; Moufang den Stiftspropst Döllinger, der die Versammlung „veranlaßt, berufen und geleitet hat . . . ein wahrhaft gutes und höchst verdienstreiches Werk“; Phillips den Abt Haneberg, und endlich Erzbischof Deinlein von Bamberg und Bischof Dinkel von Augsburg die Gelehrtenversammlung selbst. Sogar Männer, wie Jörg, meinten: „Mit dem Resultat der Versammlung darf man vollkommen zufrieden und Döllinger jedenfalls stolz darauf sein“ (1863, Oktober 2.).

Neuntes Kapitel.

Folgen der Gelehrtenversammlung. König Maximilian II.; sein Tod. Historische Kommission; die Allgemeine Deutsche Biographie. Neue Angriffe und Denunziationen; Entmutigung. Fakultätsverhältnisse; Pichler. Speierer Seminarfrage; Syllabus. Haneberg. Pusey.

Die heitere Stimmung, in welche Döllinger der Ausgang der Gelehrtenversammlung versetzt hatte, währte nicht lange. Schon am nächsten Tage meldete ihm Haneberg, der Nuntius sei aufs neue verstimmt, angeblich weil man seinen Uditoren keine Einladungskarten zur Versammlung geschickt; er proponiere daher Döllinger, um einem übelwollenden Bericht durch den Nuntius zuvorzukommen, ein Telegramm an den Papst zu senden. Döllinger ging, wie er Reusch sagte, ungern auf den Vorschlag ein (1864, Januar 22.); aber nachdem auch Moufang, den man um seine Meinung fragte, dem Vorschlage zugestimmt hatte, lief am 2. Oktober folgendes Telegramm an den Erzbischof Fürst Hohenlohe nach Rom ab: „Propst von Döllinger und Abt Haneberg bitten, den hl. Vater zu benachrichtigen, daß die Verhandlungen katholischer Gelehrten durch eine hl. Messe und die Ablegung des Glaubens-

bekenntnisses eröffnet und im Geiste der Kirche beendigt worden sind. Die große Frage über das Verhältnis der Philosophie zur kirchlichen Autorität wurde gelöst in dem Sinne einer vollkommenen Unterwerfung unter die Autorität. Der Verlauf im einzelnen nebst einer Adresse an Se. Heiligkeit wird folgen". Hohenlohe eilte mit dem Telegramme zum Papst, der über dasselbe in hohem Grade erfreut war, und schon abends 10 Uhr des gleichen Tages traf folgende Drahtantwort ein: „Der hl. Vater erteilt Ihnen allen seinen Segen. Es ist ihm ein lebhafter Trost, die schönen Beschlüsse zu vernehmen, welche gefaßt worden sind, und er ermuntert die Versammlung, ihr wahrhaft katholisches Werk fortzusetzen. Erzbischof Hohenlohe". Der Plan des Abtes Haneberg schien geglückt, und da auch die Audienz, welche „der Allerweltsvermittler Floß" für Döllinger ohne sein Wissen bei dem Nuntius erwirkt hatte, befriedigend verlaufen war, so schien auch von dieser Seite nichts Schlimmes mehr zu erwarten. Arglos wurde daher auch das Hohenlohe'sche Telegramm in die Zeitungen gebracht. Das ertrug Nuntius Gonella nicht mehr: Sofort machte er in Rom Gegenvorstellungen und reichte sogar, wie Sentis aus Rom dem Prof. Reusch mitteilte (1864 o. D.) und Haneberg dort vernommen hat, seine Demission ein, wenn er nicht Satisfaktion erhalte. Darüber wieder im Vatikan die höchste Aufregung. Der Papst wollte Hohenlohe den Auftrag zu dem Telegramm nicht gegeben haben und forderte zugleich mit Kardinal Antonelli von dem aus Tivoli telegraphisch Berufenen, daß er es widerrufe. Da er sich nicht dazu verstand und darauf beharrte, der Papst habe ihm wörtlich gesagt, was er telegraphiert habe, kam es zwischen ihnen zu so peinlichen Scenen, daß Hohenlohe bis ins Innerste empört war und die Erzählung dieser Vorgänge im Jahre 1870 mit den Worten einleitete: „Herr Professor! Ich brauche kein anderes Argument für mich, daß der Papst nicht unfehlbar sein kann,

als das einzige, daß mir in meinem ganzen Leben kein Mensch vorgekommen ist, der es mit der Wahrheit weniger genau nahm, als gerade Pius IX."[1]) Da also auf diesem Wege nichts zu erreichen war, Hohenlohe sich zu solchen Ränken nicht gebrauchen ließ, wandte Antonelli den kurialistischen Grundsatz an, daß nichtamtliche Veröffentlichungen nicht authentisch seien, und wies den Nuntius an, demgemäß zu verfahren. Der aber schrieb, nachdem eine Unterredung des Uditore Aloisi mit Döllinger ergebnislos verlaufen war, an letzteren:

Monseigneur, Vous connaissez déjà, d'après ce que Mgr. l'Auditeur autorisé par moi, vous en a dit, le sens et la portée de la dépêche télégraphique qui vous a été envoyée de Rome relativement à la réunion des savants catholiques allemands; et je suis sûr que vous jugerez à propos de ne faire aucune mention de cette dépêche surtout dans le recueil des actes de la réunion qui sera bientôt publié. Mais comme peut-être d'autres personnes, — à ce qu'on me fait supposer, — pourraient inviter à l'insertion du dit télégramme dans les actes, je pense pouvoir m'adresser à vous, Monseigneur, et vous prier d'empêcher cette publication qui aurait pour conséquence nécessaire de me faire sortir, malgré moi, de la réserve que j'ai gardée jusqu'à présent, et déclarer publiquement, comme j'y suis autorisé, que les paroles de la dépêche ne doivent être attribuées au St. Père que pour la moindre partie. Cette considération qui sera sans doute appréciée par vous, et votre sage influence suffiront, je l'éspère, à faire garder un silence tout-à-fait indispensable sur cet incident. Veuillez agréer . . .

Munich, le 10 Novembre 1863.

Döllinger, über die nachträgliche Ableugnung des Telegramms nicht wenig erstaunt, antwortete:

Excellence! La lettre, que je viens de recevoir, m'a causé une grande surprise. La communication, que Mgr. Aloisi m'a fait, ne m'avait nullement préparé à la demande que V. E. m'adresse. J'avais bien compris que d'après des renseignements venus de Rome il s'agissait de quelque inexactitude légère dans les mots, mais je n'ai pas compris et je n'ai pas entendu à Mgr. Aloisi, que S. A. le prince de Hohenlohe, qui nous a transmis la dépêche, était allé jusqu'à défigurer le sens de la réponse du Saint Père. Car alors il s'agirait d'un délit formel et très-grave, prévu par le droit canonique, et puni par les peines les plus sévères, que l'Eglise puisse infliger.

La dépêche dont il s'agit, ne m'appartient pas. C'est une réponse adressée à l'assemblée qui s'était réunie ici. Elle est publiée il y a longtemps, les journaux l'ont insérée, et tous les membres de l'assemblée la connaissent. On serait sans doute très étonné, très mécontent de la voir supprimée dans le compte-rendu. On le serait d'autant plus, que l'assemblée a donné à ses sentiments de dévouement pour le Saint-Siége une expression si formelle et si complète. Des réclamations ne manqueraient pas de nous être adressées. Que devrions-nous répondre, quelle explication devrions-nous donner d'une procédure dont personne ne pourrait deviner la cause? Devrons-nous dire et écrire: Nous avons été informés de la part de la Nonciature, qu'un Prélat occupant depuis longtemps un poste de haute confiance auprès du Saint Père, sortant tout-frais d'une audience du Saint Père, a changé le sens et la portée des paroles qu'il venait d'entendre d'une bouche auguste, et a envoyé une dépêche falsifiée? — Je suis persuadé qu'en Allemagne on n'ajouterait pas foi à nos paroles;

qu'on nous regarderait comme des hommes qui voudraient noircir le caractère d'un prince généralement respecté.

Cependant, pénétré du devoir d'agir conformément à la volonté de Votre Excellence, autant que ma conscience me le permet, voici l'expédient dont je me suis avisé. J'ai envoyé une nouvelle rédaction du passage en question à l'imprimeur. Dans ce morceau je substitue à la dépêche, dont l'original français devait être inséré, une sorte de narration historique, dans laquelle je parle d'une manière vague de la dépêche, en disant, que par l'entremise du prince de Hohenlohe une réponse nous était parvenu, d'aprês laquelle le Saint Père donnait sa bénédiction à l'assemblée et en était content etc. De cette sorte l'inexactitude dans les paroles, s'il y en a, disparût, et il ne reste plus que le sens général de la dépêche, dont la vérité a été admise par Mgr. Aloisi lui-même.

Quant à la déclaration publique dont V. E. parle, je suppose qu'en conséquence de la tournure que j'ai donné à notre rapport, V. E. ne jugera plus nécessaire de la faire. Mais si je me trompe dans cette supposition, la déclaration serait sans doute regardée par tout le monde comme une accusation dirigée, non contre les humbles éditeurs du compte-rendu, mais contre le prince de Hohenlohe, qui sans doute sait parfaitement bien, qu'il aura à faire. Non nostrum est tantas componere lites. Le premier effet, que cette déclaration publique produira, sera que la légion des journaux allemands s'en emparera comme d'une pâture qu'on leur jétte, et l'exploitera à son aise. Ceux qui connaissent les journaux allemands pourront dire à V. E., dans quel sens cela se fera, et quelles conclusions on saura tirer d'une telle déclaration.

Die Abschrift, welche kein Datum und keine Schlußformel hat, trägt von Döllingers Hand die Bemerkung: „Auf diesen Brief erfolgte keine Antwort mehr, und die Drohung wurde nicht vollzogen". Dennoch muß man heute sagen, es wäre klüger gewesen, die Akten der Versammlung überhaupt nicht zu veröffentlichen. Denn schon am 31. Oktober schrieb Döllinger selbst an Jörg: „Bezüglich der Nachklänge der Versammlung wäre allerlei zu erzählen ... Daß der Artikel aus Bonn in der ›Allg. Zeitung‹, den ich Floß in die Feder diktierte, die mühsam hergestellte Eintracht vor neuem Bruch bewahren sollte, haben Sie wohl gleich gesehen. Der Verfasser des [vorausgegangenen] Artikels in der ›Allg. Zeitung‹ war offenbar Frohschammer, ein Mann, der Unheil aller Art zu stiften fortfährt. Erst in den letzten Wochen sind drei tüchtige junge Pfälzer (darunter ein hiesiger Preisträger [der Veröffentlicher der Index-Broschüre]) seinetwegen vom geistlichen Stande zurückgetreten ... Hätten wir doch nur einen anderen Oberhirten. Aber so hat nichts, was dieser Prälat sagen oder thun mag, auch nur das allergeringste Gewicht, und wird immer angenommen, daß er eigentlich eine eigene Meinung gar nicht habe". Und das erneuerte Eingreifen des Nuntius in die Angelegenheit war nur der Beginn Jahre lang sich hinziehender Maßregeln und Erbitterungen, deren Zweck kein anderer war, als Döllinger vollends zu vernichten.

Daß durch solche Vorkommnisse die schon länger vorhandene Verstimmung Döllingers sich steigern und auch den Mitgliedern der Münchener theologischen Fakultät öfter fühlbar machen mußte, ist psychologisch begreiflich. Ja, andere Männer in gleicher Lage würden vielleicht zu dem Entschlusse gekommen sein, sich in volle Unthätigkeit zurückzuziehen, dem aber die ganze Natur und Lebensgewohnheit Döllingers widerstrebte. Er gab nur den Plan auf, die dem Herderschen Verlag versprochene Darstellung der katholischen Reli-

gionslehre auszuführen (Moy 1864, März 4.), faßte, da er von der Historischen Kommission in ihrer Herbstversammlung zu ihrem ordentlichen Mitglied gewählt worden war, hinsichtlich des „Plutarchus“ einen neuen Entschluß, von dessen Ausführung später die Rede sein wird, und vertiefte sich in neue Studien.

Wie seine Notizbücher aus dieser Zeit zeigen, hatte er bereits die umfassendsten Studien über die Papstgeschichte gemacht, war er den Quellen und der Litteratur derselben und der einzelnen Pontifikate, auch den unzähligen Fälschungen nachgegangen, so daß die Papstgeschichte, welche er zu schreiben vorhatte, nicht nur ein ganz neues Bild, sondern eine förmliche Revolution bedeutet hätte. Nunmehr wandte er dem großen Papstfabelbuch Pseudo-Isidor, das eben Hinschius herausgegeben hatte, seine besondere Aufmerksamkeit zu. Einst, in seiner Kirchengeschichte, hatte er, wie die Kanonisten Walter, Phillips, Schulte, Pachmann, gelehrt, „daß der Verfasser nur die damals schon vorhandenen Verfassungszustände durch seine Dichtung gleichsam habe kodifizieren und ihnen eine geschriebene Unterlage geben wollen, und daß auch ohne seinen Betrug die Entwicklung der kirchlichen Verfassungszustände denselben Gang genommen haben würde“. Jetzt, wo er das zweite Mal und an der Hand der neuen Ausgabe eindringlicher sich mit dem Werke befaßte, erkannte er, daß ihn einst nur „eine ganz unzureichende Kenntnis der Dekretalen“ so habe sprechen lassen, und daß im Gegenteil durch Pseudo-Isidor, „wenn auch langsam, allmälig eine vollständige Umwandlung der kirchlichen Verfassung und Verwaltung herbeigeführt“ worden sei. Aber seine Art zu forschen ließ ihn nicht bei der einfachen Konstatierung dieser Thatsache stehen bleiben, er mußte den Gebrauch und Einfluß Pseudo-Isidors durch das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit verfolgen. Da stellte sich aber das noch unerfreulichere Resultat heraus, daß Pseudo-Isidor nicht bloß

eine Hauptquelle des Gratianischen Dekrets, der Gregorianer und des kanonischen Rechts überhaupt ist, sondern auch in die theologische Doktrin überging, auf dem Konzil von Florenz den Griechen entgegengehalten und schließlich von Bellarmin auch der Theologie der Neuzeit vermittelt wurde. Ja dieser und Baronius waren noch weiter gegangen und hatten ihn sogar in das römische Brevier eingeführt, obwohl zu ihrer Zeit die Unechtheit desselben bereits nachgewiesen war.[2])

Eine andere Folge dieser Studien war die Einsicht, daß Pseudo-Isidor konsequent zu der päpstlichen Unfehlbarkeit führe. Da diese aber als nächstens auszusprechender Glaubenssatz betrachtet wurde, so wollte er auch in dieser Richtung klarer als früher sehen und trug dem Verfasser auf, zusammenzustellen, was die mittelalterlichen Theologen über ein Lehramt des Papstes lehren. Das Ergebnis war ein negatives bis auf Thomas von Aquin, mit dem eine neue Wendung in der Doktrin beginnt.[3]) Es fragte sich aber dann, welche Veranlassung mußte Thomas haben, eine neue, von den früheren Scholastikern abweichende Lehrweise zu beginnen und die Lehre vom Papst und seiner Unfehlbarkeit in die Dogmatik einzuführen. Zwar, daß Thomas unechte Stellen benützt hatte, wußte man längst, und auch an Versuchen, ihn zu rechtfertigen, fehlte es nicht, aber in Dunkel gehüllt war, wie er dazu kam, sie in seine Schriften aufzunehmen. Das Rätsel schien Echard in den Scriptores Ordinis Praedicatorum durch die Beschreibung des nicht veröffentlichten Thesaurus veritatis fidei eines Dominikaners Bonacursius nach zwei Pariser Handschriften zu bieten. Den Traktat mußte Döllinger haben, und nachdem er sich Abschriften desselben nach beiden Handschriften verschafft hatte, ergab die Prüfung, daß sich dem Pseudo-Isidor zur Zeit des Thomas ein Pseudo-Cyrillus, „eine erdichtete Traditionskette von griechischen Konzilien und Kirchenvätern, des Chrysostomus, der beiden Cyrille, von Jerusalem und

Alexandrien, und eines angeblichen Maximus", anschloß, der, von einem Dominikaner erdichtet, dem P. Urban IV. (1261—1264) in die Hand gespielt und von ihm dem Thomas von Aquin übergeben worden war. „Auf Grundlage von Erdichtungen eines Ordensgenossen also, unter welchen sich auch noch ein Kanon der Chalcedonischen Synode befand, der allen Bischöfen ein unbeschränktes Recht der Appellation an den Papst gewährte und dann aus den Fälschungen bei Gratian hat Thomas sein Papalsystem, mit den beiden Hauptsätzen, daß der Papst erster unfehlbarer Lehrer der Welt und daß er absoluter Beherrscher der Kirche sei, auferbaut"![4]) Die Entdeckung wirkte auf Döllinger überwältigend. Immer wieder kam er in jenen Jahren auf Pseudo-Cyrillus zurück, der gedruckt werden sollte; es wird aber auch begreiflich, warum er, als Manz damals ihm von einer Neuauflage und Vollendung seiner Kirchengeschichte sprach, zu dem Verfasser äußerte: Das ist keine Aufgabe mehr für mich; von meiner früheren Kirchengeschichte könnte keine Zeile mehr stehen bleiben. Es war eben seine ganze kirchengeschichtliche Anschauung eine andere, neue geworden; es stand der „Janus" von 1869 bereits damals vor seinem Geiste fertig da.

Unterdessen hörte natürlich die Aufregung, welche die Gelehrtenversammlung verursacht hatte, nicht auf. Am 12. Oktober meldete die „Allg. Zeitung", daß Rom die höchste Mißbilligung dem mit der Einberufung der Versammlung sich befassenden Komitee habe ausdrücken lassen, was wahrscheinlich eine Erfindung oder Verwechslung mit dem Streite über das Hohenlohe'sche Telegramm war. Die Tübinger rieben sich schadenfroh die Hände und wiesen in der Doppelnummer 45 und 46 des „Katholischen Kirchenblatts für die Diözese Rottenburg" nach, wie klug sie daran gethan, sich nicht an der Versammlung beteiligt und „abgewartet zu haben, wie die Dinge in Wirklichkeit sich gestalten würden": Die Eintracht sei nicht

hergestellt und die katholische Wissenschaft habe durch die behandelten Thesen keine Bereicherung erfahren. Auch waren sie darüber verschnupft, daß man über eine Neuauflage des Kirchenlexikons, welche sie als ihre Sache betrachteten, verhandelt hatte, und schrieben „nicht sehr lange nach der Versammlung“ an den Verleger desselben: „Die Kirchenlexikon-Angelegenheit sei in München in einer Weise betrieben worden, daß von Tübingen keine Rede mehr sein könne; nachdem das Kind an der Münchener Versammlung eine so vornehme Mutter bekommen, möchte er jetzt in Tübingen eine Amme dafür suchen, zu Ammendiensten aber gebe man sich nicht her“ (1864, Mai 28.). Doch war, wie es in München hieß, der eigentliche Grund der, daß sie mit den Mainzern und Jesuitenschülern nicht zusammenarbeiten wollten.

Weit schmerzlicher berührte es Döllinger, daß, nachdem schon Phillips auf der Versammlung sich auf Seite der Demonstranten gegen seine Rede gestellt, auch Jörg sich zu ihnen schlug; denn nur das war der Grund von der in seinen „Erinnerungen“ konstatierten Erscheinung, daß „seit dem Ende des Jahres 1863 ein Stillstand in seiner Korrespondenz mit Döllinger eintrat“. Bereits in ihrem Artikel im „Rottenburger Kirchenblatt“ hatten die Tübinger zur Begründung ihrer Haltung gesagt: „Auf die Fortschritte, die das Streben nach Versöhnung und Vereinigung auf der Versammlung überhaupt gemacht hat, wirft ein sehr eigentümliches Licht die allerneueste Auslassung des Herrn Jörg und seines ›verehrten Freundes‹ [von Andlaw], des Verfassers der beklagenswerten Artikel in den historisch-politischen Blättern, eine Auslassung, die sich würdig an die frühere reiht, und die sich wie ein Protest gegen den ›unechten‹ Unionsversuch von München ausnimmt“. Unmittelbar darauf ließ Jörg den Konvertiten Schäzler wiederholt über Kuhn herfallen, wie Hagemann in Hildesheim „nicht zweifelte, mit bewußter Beziehung gerade

auf die Gelehrtenversammlung", und „damit eine Polemik verbinden gegen einen von Döllinger in seiner Rede ausgesprochenen und schon damals von den Mainzern perhorreszierten Gedanken" (1863, Dezember 23.). Kuhn selbst aber klagte Döllinger: „Ich habe von der Münchener Gelehrtenversammlung wenigstens das erwartet, daß man sich gegen die Angriffsweise und Kampfesart der oft gedachten Artikel ausgesprochen hätte. Ich bin überzeugt, daß sie den meisten der damals versammelten Männer anstößig und verwerflich erscheint, aber es gehört zu den Zeichen der Zeit, daß fast allen der Mut gebricht, es offen zu sagen. Ich will es ihnen nicht verargen. Aber was mich betrifft, so halte ich das Wort des hl. Ambrosius hoch: non est sacerdotale, quod sentias non dicere ... Jörg scheint mir in dieser Sache nur das gefügige Werkzeug einer hinter ihm stehenden kleinen? jedenfalls mächtigen Partei zu sein, die mich allererst in der öffentlichen Meinung der vorzugsweisen Katholiken Deutschlands möglichst zu diskreditieren sucht, um schließlich einen Schlag von Rom zu provozieren. Daß man in Rom den Kampf gegen mich, wenn auch nicht gerade die Kampfesweise billigt, glaube ich zu wissen. Gewiß ist es nicht meine Äußerung über das Universitätsprojekt[5]) allein, wodurch der Haß der Curialisten gegen mich heraufbeschworen worden, es ist vielmehr meine ganze Theologie der Stein des Anstoßes. Man findet es unerträglich, daß so ein Professor, der nicht in Rom gewesen und im Germanikum seine Dogmatik studiert hat, etwas anderes und besseres, als dort gelehrt wird, aufstellen und der Repristination der Theologie der Nachscholastik sich entgegenstemmen will. Sie haben die unvergleichlichen Theologen genannt, bei deren Weisheit wir acquiescieren sollen ... Als Verfasser der famosen Artikel in den Schwefelgelben wurde auch hier schon ziemlich frühe der Frhr. v. Schäzler, ... gegenwärtig Privatdozent in Freiburg, genannt; nur wollten wir

der Vermutung nicht glauben, indem Prof. Hefele erklärte, es sei moralisch unmöglich, daß dieser sie geschrieben habe. Hefele war nämlich über Pfingsten, zu derselben Zeit also, wo er die ersten Artikel ausgearbeitet haben muß, in Freiburg und vernahm von ihm solche Äußerungen der Verehrung gegen mich, daß er der größte Heuchler sein müßte, wenn er gleichzeitig mit jenen Artikeln gegen mich schwanger ging. Und doch ist es so; alles weist auf ihn als den Verfasser derselben, und wir alle sind jetzt davon überzeugt, wie man es, Ihren freundschaftlichen Mitteilungen zufolge, auch mehrseitig in München ist ... Der Herr von Andlaw hat sich ihm würdig beigesellt, und wir haben jetzt in Wahrheit ein nobile par fratrum. Ihr Eifer ist groß und glühend, aber die Flamme steigt mit viel Rauch und Qualm empor. Sie setzen ganz richtig voraus, daß ich dem Herrn von Andlaw durch Schweigen antworten werde. Der Mann will sich ja doch nur wichtig machen, und warum sollte ich dem aufgeblasenen Badenser noch Gelegenheit geben, sich mehr aufzublähen" (1864, Januar 3.). Immerhin wollte Döllinger noch nicht glauben, daß Jörg selbst sich direkt an der Polemik seiner Blätter gegen Kuhn beteilige, und nahm ihn dagegen in Schutz. Allein hierin fand er Kuhns Zustimmung nicht: „Die Kritik, die er wollte, ist eine viel tiefer greifende als die, welche ihm Herr von Andlaw bieten konnte, und muß doch zugleich auch als ab irato geschrieben angesehen werden. Herr Jörg wollte mich als Theologen an den Pranger stellen, was Herr von Andlaw nicht leisten konnte. Wäre er nicht dieses Willens gewesen, so hätte er nach meiner Gegenschrift abbrechen oder einlenken müssen. Seine ausführliche Erklärung im 1. Heft dieses Jahrgangs läßt keinen Zweifel darüber ... Noch muß ich bemerken, daß die Nachricht, der Kampf gegen mich werde von Rom aus aufgemuntert, eine unmittelbare und ganz zuverlässige ist" (1864, März 23.).

Da mittlerweile, Ende November und Anfang Dezember,

die gedruckten „Verhandlungen“ der Gelehrtenversammlung zugleich mit der Rede Döllingers versandt wurden, kam es auch zu einem recht peinlichen Briefwechsel zwischen Moy und Döllinger, wovon jedoch nur die Briefe des ersteren zur Verfügung stehen. Man kann aber auch aus ihnen die Verteidigung Döllingers erfahren. Moy, der auch „die Freudigkeit der Hoffnung“ nicht verstand, „mit der Döllinger die Zeit, überhaupt den ›siècle‹, anzusehen schien“ (April 4.), schrieb: „Aber darf ich mich erkühnen, Dir eine Bemerkung zu machen? Ich finde — aber werde ja nicht böse — ich finde, daß Du mehr und mehr in eine auffallende Einseitigkeit gerätst; in eine Einseitigkeit, die Deinen Ruf als Historiker gefährdet. Du gehst darauf aus, den Deutschen auf Kosten der romanischen Völker, namentlich und insbesondere aber der Italiener, das Scepter der Theologie in der Neuzeit zu vindizieren. Wenn man Dich hört — und Du berufest Dich auf Cantù — so haben die Italiener mit Ausnahme Giobertis, Rosminis, Venturas und Passaglias, seit hundert Jahren nicht einen namhaften Theologen aufzuweisen. Aber Perrone, Liguori, Scavini, sind das keine Theologen von erster Bedeutung?“ (1863, Dezember 8.). Gewohnt, mit Moy entschiedener zu reden, entgegnete Döllinger: „Perrone und Liguori dürfe man vor Theologen nicht nennen, ohne ausgelacht zu werden; über Rosmini, Gioberti, Ventura finde er es nicht der Mühe wert zu streiten, jedenfalls hätte Gioberti ein ausgezeichneter Theologe werden können“; er „habe sich in Italien gelangweilt, vereinsamt gefühlt und keinen Theologen gefunden, der eine Erörterung mit ihm hätte bestehen können“ (Dezember 15.), obwohl er „gleichsam mit der Laterne des Diogenes einen wirklichen Theologen in Italien gesucht habe, ohne einen zu finden“; Moy „würde jetzt wohl auch in seiner vor 25 Jahren geschriebenenen Kirchengeschichte Spuren des Unmuts finden, weil er darin auch oft eine Katze eine Katze genannt habe“ (Dezember 20.).

Es fiel nur „das hartnäckige Schweigen des ›Katholik‹, des ›Mainzer Journals‹ und aller offiziösen Kirchenblätter“ auf (Reusch 1864, Januar 22.). Auch von Rom, wo schon die Versammlung an sich sehr böses Blut gemacht hatte, über die Rede Döllingers aber (nach Sentis) alle „Einfluß habenden Potenzen, die italienischen Gelehrten, die Dominikaner, Jesuiten rc.“ empört waren, verlautete nichts, obwohl man wußte, daß vom Nuntius und vom Münchener Erzbischof Berichte über die Versammlung dahin abgegangen waren. Es war die Stille vor dem Sturme. Das erste Zeichen, daß er losbreche, war ein Artikel des später selbst mit seiner Gesellschaft zerfallenen Hauptredakteurs der Civiltà cattolica, P. Curci: „Die Versammlung katholischer Gelehrten in München und die katholische Wissenschaft“ im Februarheft seiner Zeitschrift, nach Alzogs Kirchengeschichte „eine gehässige Darstellung“, in welcher sogar Hülskamps „Handweiser“ „ätzende Stellen“ und „verleumderische Angaben“ fand, wie z. B., daß die erwähnte Index-Broschüre unter die Mitglieder der Versammlung verteilt worden sei.[6]) Curci macht nun allerdings vor den „ausgezeichneten Verdiensten“ und der „Makellosigkeit der Orthodoxie“ Döllingers eine tiefe Verbeugung, aber von der Geschichte der theologischen Wissenschaft, sagt er, verstehe Döllinger nichts; er bringe kaum ein Urteil über Personen und Sachen vor, das nicht von inkorrekten Ansichten beeinflußt wäre“. Es gelinge ihm nicht einmal, „genau zu bestimmen, was Theologie, und infolgedessen, was die Theologen in der Kirche sind“, „weshalb man sich darnach nicht mehr wundern dürfe, wenn er die Theologie als eine der drei Säulen betrachte, auf denen die Kirche ruht“. Die Theologie der Kirche sei nur die scholastische. „Indem wir es für jetzt Döllingers Klugheit überlassen, den wissenschaftlichen Primat der Deutschen mehr oder weniger der Welt bekannt zu machen, bemerken wir nur, daß uns deren Anlage, die Sprachen

fremder Nationen sich anzueignen, diesen Beruf nicht genug zu dokumentieren scheint; es hätte gewiß weit mehr zu bedeuten, wenn man umgekehrt bei den anderen Völkern eine besondere Anlage und Neigung, die deutsche Sprache zu erlernen, voraussetzen dürfte. Dann stünde es aber außer allem Zweifel, daß dieser Primat von Rechtswegen nicht den Deutschen, sondern den Franzosen zukäme. Übrigens könnten wir noch verlangen, daß unsere künftigen Lehrmeister, um sich den anderen Völkern, ihren Schülern, verständlicher zu machen, sich ein wenig dazu bequemten, auch in ihrer Sprache nach unserer Art zu denken und zu reden. Wenn sie aber fortfahren, in einer Art zu denken, die wie ihr Himmel nicht immer ganz klar ist, und mit der innern Schwierigkeit ihrer Sprache, die in mancher Hinsicht sehr schätzenswert ist, noch einen Wust leerer Worte und willkürlicher Zusammenstellungen zu verbinden, gleichsam um dadurch absichtlich die Gedanken, die an und für sich sehr einfach sind, in geheimnisvolles Dunkel einzuhüllen — eine Liebhaberei neueren Ursprungs und von ihren klassischen Meistern nicht erreicht; wenn sie, sage ich, so fortfahren, so können sie ganz versichert sein, daß jenes allgemeine deutsche Lehrmeistertum niemals zu Stande kommt, und kaum etwas anderes davon übrig bleiben wird, als das Verdienst besonderer Bescheidenheit dessen, der einen solchen Anspruch zuerst erhoben und ein solches Prognostikon gestellt hat". Doch zur vollen Kennzeichnung des Artikels genügt die Anführung der weiteren Stelle: „Wir wollen [den Deutschen] jene hohe Auszeichnung in der Geschichte zugeben, und weil man es einmal so will, auch in der Linguistik, Patristik, biblischen Exegese u. s. w., und fragen, ob man dann schon die Elemente hat, welche zu einer spekulativen Theologie notwendig sind, die würdig an die Stelle der Scholastik gesetzt werden könnte? Wir glauben nicht. Alle diese Kenntnisse, welche man mit Recht Hilfswissenschaften der Theologie nennt, sind wohl

eine sehr edle Zier und oft auch ein notwendiges Hilfsmittel der Theologie, aber mit der Theologie in ihrer eigentümlichen Bedeutung einer spekulativen Wissenschaft, von der wir handeln, haben sie nichts zu thun. Ja, während man, wie wir oben schon angedeutet haben, letztere ohne Gefahr, auch wenn man in jenen wenig oder gar nicht beschlagen ist, in den Schulen studieren und privatim für sich pflegen kann, sind hingegen jene Kenntnisse, wenn sie nicht von dieser spekulativen Wissenschaft geleitet und beleuchtet werden, abgesehen von der großen Gefahr des Irrtums, der sie die Studierenden aussetzen, nicht hinreichend, Jemand zu einem eigentlichen Theologen zu machen. Man mag durch sie ein Gelehrter, ein Gebildeter, ein Philolog, selbst ein ausgezeichneter Historiker werden, aber ein Theolog im eigentlichen Sinne des Wortes werden sie nicht". Dazu gehöre „eine solide und vollständige Philosophie". Wenn die Deutschen sie hätten, so könnten sie die von Döllinger beanspruchte Stellung einnehmen; sie hätten sie aber nicht, obwohl es Döllinger behaupte.

Doch, wie gesagt, Curcis Schrift war nur das Präambulum. Wenige Tage nachher traf in München ein vom 21. Dezember 1863 datiertes päpstliches Schreiben in mehreren gedruckten Exemplaren ein, welches sich ausführlich über die Gelehrtenversammlung aussprach. Der Papst findet es sehr anstößig, daß einige deutsche Professoren es sich herausgenommen, „bloß mit ihrem Privatnamen" ihre Kollegen in Deutschland zu einer Besprechung einzuladen, ohne dazu „einen Impuls, eine Autorität und Mission der kirchlichen Gewalt" erhalten zu haben. Das habe ihn, wie er nicht verbergen wolle, in nicht geringe Angst versetzt, da er befürchtete, es könnte sich eine solche Gelehrtenversammlung allmälig Eingriffe in die kirchliche Regierung und das oberste, dem Papst und den Bischöfen zustehende Lehramt erlauben; er habe ferner befürchtet, daß auf der Versammlung Meinungen gegen die Reinheit des

katholischen Glaubens (also Ketzereien) vorgebracht und angenommen werden würden, da erst kürzlich die Schriften einiger deutschen Schriftsteller hätten verboten werden müssen. In Deutschland habe eine falsche Meinung überhand genommen gegen die alte Schule und die Lehre einiger von der Kirche als weise und heilig verehrten Doktoren. „Durch diese falsche Meinung werde aber die Autorität der Kirche beeinträchtigt, insoferne die Kirche selbst nicht nur gestattete, daß die theologische Wissenschaft nach der Methode und den durch den Konsens aller katholischen Schulen sanzierten Prinzipien dieser Doktoren ausgebildet werde, sondern sogar deren theologische Doktrin sehr oft mit den höchsten Lobeserhebungen pries und gleichsam als die stärkste Feste des Glaubens und als schreckbare Waffen gegen ihre Feinde nachdrücklich empfahl". Er habe indessen auf die Nachricht, daß der Erzbischof von München die Bitten der Veranstalter der Versammlung gewährt, die Erlaubnis zu ihrer Abhaltung gegeben und sie feierlich eröffnet habe, daß ferner die Verhandlungen gemäß der Doktrin der katholischen Kirche gepflogen worden seien, ohne Zögern den Mitgliedern der Versammlung auf ihre demütige Bitte seinen Segen erteilt. Trotzdem habe er „mit der größten Besorgnis" ein eingehenderes Referat von dem hochw. Herrn Erzbischof erwartet. Nachdem es eingetroffen, gebe er sich der Hoffnung hin, daß die Versammlung zum Nutzen der katholischen Kirche in Deutschland ausschlagen werde, da ihre Mitglieder die Wahrheit kennen und bekennen, welche die wahrhaft katholischen Männer stets zur Ausbildung und Entfaltung der Wissenschaft festgehalten haben. Somit hoffe er auch, daß sie jene falsche Philosophie verwerfen, welche die göttliche Offenbarung als ein historisches Faktum hinnimmt und ihre Wahrheiten der Erforschung der menschlichen Vernunft unterstellt (Frohschammer). Er lobe daher diese Männer, weil sie, wie er glaube, jene falsche Unterscheidung zwischen Philosophen und



Philosophie verworfen haben und wissen und bekennen, daß sie in ihren gelehrten Arbeiten den dogmatischen Dekreten der unfehlbaren katholischen Kirche gehorchen. Er wolle darum auch überzeugt sein, sie wollten jene Verbindlichkeit nicht bloß auf die ausdrücklichen Dogmen beschränkt haben, da eine solche Unterwerfung nicht nur gegenüber den Dekreten der allgemeinen Konzilien oder der römischen Päpste und des apostolischen Stuhles bestehe, sondern auch gegenüber allem dem, was von dem über den ganzen Erdkreis verbreiteten Magisterium der ganzen Kirche als göttlich geoffenbarte Wahrheit überliefert werde. Jene Männer müssen daher auch anerkennen, daß sie sich sowohl den Dezisionen unterwerfen müssen, welche in Bezug auf Doktrin die päpstlichen Kongregationen geben, als auch jenen Lehrkapiteln, welche durch den gemeinsamen und konstanten Konsens der Katholiken festgehalten werden, als so festen theologischen Wahrheiten und Konklusionen, daß ihnen entgegengesetzte Lehren, wenn zwar nicht häretisch genannt werden können, doch eine andere theologische Zensur verdienen. Er glaube darum nicht, daß die Versammlung seiner neulich (gegen Frohschammer) auseinandergesetzten Doktrin entgegentreten wolle. In diesem Vertrauen werde er durch das vom Erzbischof von München übersandte Schreiben bestärkt, aus dem hervorgehe, daß die Veranstalter der Versammlung nie im Sinne gehabt hätten, sich auch nur die geringste kirchliche Autorität anzumaßen, sondern daß sie die Versammlung vor ihrem Auseinandergehen die tiefste Unterwerfung gegen ihn, den Papst, und den apostolischen Stuhl aussprechen ließen. Er gebe sich daher auch der weiteren Hoffnung hin, daß sie zugleich anerkennen, sie müßten nicht nur die stets von der Kirche bewahrten Regeln befolgen, sondern auch allen Dekreten, welche unter seiner Autorität über Lehrpunkte ausgehen, gehorchen. Über die Opportunität weiterer derartiger Versammlungen werde er sich auf Grund der Gutachten der deut-

schen Bischöfe die Entscheidung vorbehalten. Er trage ihnen aber sofort die größte Wachsamkeit auf die Reinheit der Lehre auf, damit nicht die Lehre jener Männer sich verbreite, welche „unverschämter Weise eine falsche Freiheit der Wissenschaft und nicht nur einen wahren Fortschritt, sondern auch die Irrtümer als Fortschritt ausgeben". Auch möge der Erzbischof mit gleichem Eifer darüber wachen, daß die Männer der Wissenschaft die wahren und soliden Fortschritte der Wissenschaft, wie sie in den katholischen Schulen gemacht wurden, in höchsten Ehren halten und die theologischen Disziplinen nach den Prinzipien und konstanten Doktrinen ausbilden, auf welche sich die weisesten Doktoren stützten und wodurch sie sich Unsterblichkeit des Namens, der Kirche und Wissenschaft den größten Nutzen und Glanz verschafften.

Das päpstliche Schreiben, welches sichtlich aus zwei Quellen, aus den Berichten des Nuntius und des Erzbischofs von München, zusammengesetzt ist und großes Mißtrauen gegen die deutschen Theologen unverhohlen ausspricht, schmerzte Döllinger, wie er an Moy schrieb, tief. Dennoch war er weit entfernt, zunächst irgend etwas gegen dasselbe zu thun. Ja, in der Hoffnung, es sogar zu Gunsten der deutschen katholischen Schule wenden zu können, fügte er zu einem Artikel des Verfassers, welcher das Schreiben ohne Kritik für die Öffentlichkeit analysieren sollte, die Worte: „Übrigens scheint das Mißtrauen gegen die deutsche Theologie, an deren Verdächtigung in Rom offenbar stark gearbeitet wird, sich doch gegen den Schluß des päpstlichen Schreibens zu mildern und sogar in in das Gegenteil umzuschlagen. Der Papst ermahnt, die deutschen Gelehrten möchten die wahren und gründlichen Fortschritte, welche in den katholischen Schulen gemacht worden seien, in höchsten Ehren halten. Da zu den katholischen Schulen ohne allen Zweifel auch die in Deutschland bestehenden gehören, da ferner jeder Kundige weiß, wo Leben und Fort-

schritt, und wo Stillstand und Erstarrung sich findet, so liegt in diesen Worten doch ein versöhnender Schluß. Zum Überfluß sind auch eben jetzt die merkwürdigen Briefe des Professors Flir erschienen. In diesen Briefen, welche die strengste katholische Gesinnung und unbedingte Verehrung und Ergebenheit gegen den Papst atmen, berichtet der treffliche Kenner römischer Zustände S. 15: Von dem, was man in Deutschland Wissenschaft nenne, habe man in Rom keinen Begriff — Rom müsse sich an Deutschland erfrischen u. s. w." Döllinger hatte übrigens auch nicht die Zeit, sich eingehender mit der Angelegenheit zu beschäftigen, da der Tod König Maximilians II. ihn zu anderen Arbeiten berief.

König Maximilian II. hatte, wie es sich von selbst versteht, sein königliches Wort gehalten, die Herausgabe von Beiträgen zur politischen, kirchlichen und Kultur-Geschichte durch Döllinger zu unterstützen, und war erfreut, daß bereits 1862, von dem Verfasser bearbeitet, „Dokumente zur Geschichte Karls V., Philipps II. und ihrer Zeit, aus spanischen Archiven", und 1863 „Materialien zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts", bearbeitet von Silbernagl, erschienen. Er blieb Döllinger auch ferner gewogen und suchte durch ihn sogar einen Herzenswunsch zu erfüllen. Denn schon unterm 31. März 1862 schrieb der Kabinetssekretär Pfistermeister aus Nizza an Döllinger, um im Auftrage des Königs ihm „die Grundlinien einer von Allerhöchstdenselben ins Auge gefaßten Stiftung von kirchlichem Charakter mitzuteilen", mit dem Ersuchen, sie seiner „reiflichen Prüfung unterziehen und deren Ergebnis seinerzeit gefälligst mitteilen zu wollen". In einem zweiten Schreiben aus Nizza vom 19. April heißt es: Unlängst habe er „um seinerzeitigen geneigten Rat bezüglich einer von Sr. M. dem Könige auf dem kirchlichen oder rein wissenschaftlichen Gebiete zu gründenden neuen Schöpfung" gebeten. „Heute wurde Sr. Majestät in einem

Gespräche über derartige Dinge der Gedanke angeregt, für katholische Theologen und junge Priester eine ähnliche Anstalt zu begründen, wie das Maximilianeum für Juristen und künftige Staatsbeamte, kurz, die eben genannte Anstalt von der juristischen und staatswirtschaftlichen in die theologische Fakultät zu übersetzen, um auf diesem Gebiete dem Talente, auf welcher Stufe äußeren Besitzes es sich auch fände, die reichsten Mittel zu vielseitiger Ausbildung zur Verfügung zu stellen ... Se. Majestät meinten, man könnte eine solche Anstalt in die Leitung und Hände einer bereits bestehenden oder neu zu gründenden katholischen Kongregation legen oder mit dem St. Johannis-Verein in Verbindung bringen". Döllinger möge „nachträglich auch diese Idee mit in gütige Erwägung nehmen". Das Projekt war, wie man aus einem letzten darauf Bezug nehmenden Schreiben aus Rom vom 31. Oktober 1863 erfährt, in der That der Verwirklichung nahe, „eine katholische Priesteranstalt provisorisch zu Ostern (1864) in der Art ins Leben treten zu lassen, wie dies bisher mit dem Maximilianeum der Fall war, nämlich 1. wird bei der k. Kabinetskassa der Betrag von jährlichen dreitausend Gulden angewiesen werden, wogegen 2. vier Priester zu dem Ihnen bekannten Zwecke im Georgianum freie Unterkunft und vollständige Verpflegung finden sollen, auch hie und da die Kosten einer wissenschaftlichen Reise des einen oder andern hiezu befähigten Angehörigen dieses Separat-Konviktes bestritten würden. Es handelt sich nun darum, ein Programm zu entwerfen, auf dessen Grundlage diese provisorische Anstalt zu Ostern 1864 sofort eröffnet werden könnte. Se. M. der König lassen Sie ... ersuchen, dieses Programm gefälligst ausarbeiten und durch Vermittlung der k. Kabinetskanzlei baldmöglichst hieher senden zu wollen. Insbesondere dürfte darin die Stellung zu bezeichnen sein, welche dieses provisorische Institut innerhalb des kirchlichen und wissenschaftlichen Organismus (der theologischen

Fakultät ꝛc. gegenüber) einzunehmen hätte. Auch lassen Se. Majestät Ew. ꝛc. ersuchen, seinerzeit Allerhöchstdenselben vier Kandidaten für das neue Institut geneigtest in Vorschlag zu bringen". Döllinger faßte auch wirklich schon die Wahl der Kandidaten ins Auge und erkundigte sich am 1. März 1864 bei dem Freisinger Seminarvorstand Rampf über einen jungen Priester (Stigloher, den jetzigen Münchener Generalvikar), welcher aber die überaus bezeichnende Antwort gab: „Es ist natürlich eine Ehrensache, daß des Königs Gnade freudig ergriffen, tüchtig ausgebeutet und durch entsprechende Früchte belohnt wird. Da tritt aber leider die Thatsache hindernd ein, daß, wenigstens in dieser Erzdiözese, nicht nur die Zahl der nachwachsenden Priester immer geringer wird, sondern auch, was die Hauptsache ist, an maßgebender Stelle so wenig Geneigtheit überhaupt besteht, talentvolle Priester nur auf einige Zeit zum Zwecke der Fortbildung dem Seelsorgsdienste zu entnehmen. In der nun bald zehnjährigen Führung meines gegenwärtigen Amtes habe ich dies sattsam erfahren". Was aber Stigloher betreffe, so könne er ihn aus verschiedenen Gründen nicht vorschlagen (März 4.). Doch der unerwartete Tod des längst leidenden Königs (März 10.) ließ das ganze Projekt scheitern.

Döllinger oblag es als Stiftspropst, die Rede bei dem ersten Trauergottesdienste zu halten, und auch die k. Akademie der Wissenschaften beauftragte ihn mit der Denkrede auf den König in der öffentlichen Märzsitzung. Beide Aufgaben waren ebenso ehrenvoll als schwierig. Denn wenn es auch Döllingers Aufgabe nicht sein konnte, bei diesen Gelegenheiten über die bayerische Politik, welche in der Schleswig-Holsteinischen Frage eben wieder ein Fiasko erfuhr, ein Urteil abzugeben, es war ihm auch die Persönlichkeit des Hingeschiedenen, sein Denken und seine Absichten zu wenig bekannt, und andererseits erinnerte er sich noch lebhaft des Anstoßes, welchen seine letzte

Trauerrede auf die Königin Therese hervorgerufen hatte. Die noch vorhandenen Briefe und Aufzeichnungen thun auch dar, daß er der Schwierigkeiten sich wohl bewußt war. Er legte Löher seine Rede auf Königin Therese zur Beurteilung vor und fragte ihn nach der Religiosität des Königs, von der dieser ihn „aus innigster Überzeugung versicherte, daß sie eine echte und herzliche war. Inneres Gebet war ihm Bedürfnis, und niemals duldete er ein irreligiöses Wort in seiner Umgebung. Ich erinnere mich noch wie heute, daß wir einst im Gebirge schreckliche Regentage hatten, da wurde der Sonntag Nachmittag klar, aber mit all unserm Bitten konnten wir seine Erlaubnis zur Jagd nicht anders bekommen, als daß wir ganz still, ohne Lärm durch den Wald durften: er selbst nahm an dieser stillen Jagd in wildreichster Gegend nicht Teil. War es Sonntag und der König oben auf den Bergen, mußte jedesmal ein Geistlicher, — ich sehe noch einen alten Kapuziner vor mir, — kommen, die hl. Messe zu lesen. Wohl aber hatte der König ein wahrlich gerechtes Mißtrauen gegen die Ultramontanen, die seine Erziehung meinten so klug zu machen, daß sie ihm, ich glaube bis in sein fünfzehntes Jahr oder noch länger, glücklich verborgen hatten, daß die Kirche und Deutschland eine Reformation gehabt" (März 14.).[7]) Andere befragte er über die Schenkungen und Gründungen zu wissenschaftlichen Zwecken, und die k. Kanzlei öffnete ihm die vom König selbst darüber gemachten Aufzeichnungen. Doch war die Aufgabe durch die Änderungen in der Umgebung des Königs auch wesentlich leichter geworden. Dönniges war entfernt, Sybel nach Bonn und Bluntschli nach Heidelberg abgegangen. Dafür war der friedfertige Giesebrecht gekommen, welcher sich von Anfang an in ein freundschaftliches Verhältnis zu Döllinger setzte, und seitdem Döllinger Sekretär der historischen Klasse der Akademie geworden war, nahm auch Liebig eine andere Stellung zu ihm ein.[8])

Die am 15. März in der St. Cajetans-Hofkirche gehaltene Rede „Zum Gedächtnis Sr. Majestät des Königs Maximilian II." gab, wie Mayr in Würzburg meinte, „in herodotischer Einfachheit und Objektivität ein gelungenes und wohlthuendes Lebensbild, von dem man bekennen muß, daß es Wahrheit ist ... Scilla und Charybdis mit Meisterschaft vermeidend, war sie das Beste, das bei dieser Veranlassung geleistet werden konnte, und das war so menschlich wohlthuend, versöhnend und befriedigend, daß Alle Döllinger zum größten Danke verpflichtet sein" müßten. Und wenn man sich auch sagte, daß „tief einschneidende Kritik, die jedoch hier nicht an ihrer Stelle gewesen wäre, ein anderes wohlgelungenes und wahres Lebensbild hätte liefern können", so „freute man sich innig" über das von Döllinger entworfene, das denn auch einen reißenden Absatz fand. Nur einige Wochen später, am 30. März, hielt er seine akademische Gedächtnisrede „König Maximilian II. und die Wissenschaft". Er vermeidet es auch hier, das politische Gebiet nur zu streifen, als ob er hätte andeuten wollen, davon sei nichts zu sagen; dagegen versteht er es, auf Grund eines Überblicks über das, was Könige und Regierungen vor Maximilian für die Wissenschaft gethan, ihn als einzigartig unter den Fürsten, als den größten fürstlichen Mäcen zu feiern; denn „unter den Fürsten ist Maximilian II. der einzige gewesen, der mit persönlicher Liebe und persönlichen Opfern seinem Volke, ja der Mitwelt, und in noch höherem Maße der Nachwelt, eine reiche, geistige Ernte bereitet hat". Dabei wollte der König aber „nicht sich, nicht seiner persönlichen Verherrlichung, sondern seinem Volke dienen; ganz Bayern zunächst sollte die Früchte seiner Liberalität ernten und genießen". „Denn sein erster Gedanke galt immer Bayern. Was frommt meinem Volke? — so lautete die erste Frage, die er an sich stellte. Die zweite war: was ist geeignet, das deutsche Wissensgebiet zu erweitern, die deutsche

Litteratur zu bereichern und zugleich, als von Bayern ausgegangen, Bayern in den Augen des übrigen Deutschlands zu heben und ihm Ehre zu bringen?" Dazu war aber, das hatte Maximilian klar erkannt, vor allem notwendig, „daß in seinem Volke der wissenschaftliche Geist geweckt, erhalten, verbreitet und ausgebildet würde", und gerade zu diesem Zweck sollten seine zahlreichen Unterstützungen wissenschaftlicher Forschungen und Unternehmungen, seine Stipendien für junge bayerische Talente dienen. Und „im ganzen und großen sind die Gaben wohl verwendet, ist bleibender, geistiger Gewinn damit erreicht worden. Nirgends zeigt sich dabei eine Nebenabsicht, eine Bevorzugung dieser oder jener Richtung oder Partei, vielmehr ist durchweg nur der reine, objektive Sinn für das, was der Wissenschaft wahrhaft frommt, für Bayerns und Deutschlands Bereicherung, zu erkennen. Und wenn die Gaben, welche der speziellen Geschichte Bayerns und der Erforschung der bayerischen Zustände gewidmet wurden, besonders reichlich ausgefallen sind, so werden wir das nur natürlich finden. War es doch sein Wille, daß jedes Talent, welches in Bayern für irgend ein Gebiet der Wissenschaft oder Kunst sich hervorthue, gepflegt, unterstützt und mit fortwährendem Wohlwollen im Auge behalten werden solle".

Döllinger selbst nennt in einem Briefe an Heinr. Thiersch seine Rede „ein Zeugnis, wie er über Manches denke" (Juli 14.). Dahin darf man sicher rechnen, wenn er den König erwägen läßt, „daß auf dem theologischen wie dem juristischen Gebiete der historischen Schule die Zukunft gehöre, daß im Grunde die in ihrer umfassendsten Bedeutung aufgefaßte Geschichte beide Wissenszweige in ihrem Schoße trage, die Theologie als das Produkt des religiösen, die Jurisprudenz als das des sozial-rechtlichen Volkslebens". Ganz bestimmt sind es aber seine eigenen Gedanken, wenn er die Wiedervereinigung der Konfessionen dem König hauptsächlich am Herzen liegen läßt,

weil er als Patriot in ihr das Heil Deutschlands und als „aufrichtiger gläubiger Christ“ ein Bollwerk zum Schutze des schwer bedrohten christlichen Glaubens erblickte; und wenn er ihm die Meinung zuschreibt, daß „ihm, wozu er freilich ohnehin schon verpflichtet sei, die vollständigste Gleichheit der Rechte und der staatlichen Stellung für beide Bekenntnisse durchzuführen, obliege“, und daß „der Wissenschaft, besonders der geschichtlichen, hier um so mehr ein vorbereitender Beruf zukomme, als ja die Religion selbst Geschichte sei und nur als historische Thatsache und gemäß den Gesetzen historischer Erkenntnis verstanden und gewürdigt werden könne“. Aber auch was er aus seiner Unterredung mit dem Könige über die Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen des Occidents, zunächst Deutschlands, hervorhebt, sind von ihm König Max suggerierte Gedanken, so sehr stimmen sie mit seiner Rede „Über Vergangenheit und Gegenwart der Theologie“, manchmal sogar wörtlich, überein.

Zweifellos sind aber gegen den puerilen Angriff Curcis die Worte gerichtet: „Wir Bayern sind ein Teil, ein beträchtlicher Teil der deutschen Nation. Deutschland aber ist das Herz Europas, und mehr als dies. Man darf wohl sagen: die ganze Welt bedarf Deutschlands, gleichwie Deutschland der ganzen übrigen Welt bedürftig ist, denn es ist das geistige Zentrum, welches alle weltbewegenden Ideen entweder erzeugt oder doch an sich zieht, verarbeitet und wieder ausströmt; es ist das Schlachtfeld, auf welchem alle großen Geistesschlachten geschlagen werden. Es gibt kein Volk auf Erden, welches dem deutschen gleich käme an Allseitigkeit, an der Gabe, das Fremde zu seinem Eigentum umzubilden, und dieser Leichtigkeit des Aneignens geht doch wieder die zähe Beharrlichkeit des stillen, jahrelangen Forschens und die schöpferische Kraft des ureignen Hervorbringens zur Seite. Freilich wir Deutschen haben auch, wie jeder Einzelmensch, die Fehler unserer Tugenden,

und sie sind oft leichter wahrzunehmen als die letzteren; aber es ist doch nicht zu verkennen: in höherem Grade als jedes andere Volk sind die Deutschen in der modernen Welt, gleich den Griechen in der alten, zum Priestertum der Wissenschaft berufen, und sie haben diesem Berufe bisher keine Unehre gemacht". Er benützt diesen Gedanken aber zugleich auch zu einem Bekenntnisse seiner eigenen politischen Anschauung und zu einer Mahnung an den Nachfolger Maximilians, den achtzehnjährigen König Ludwig II. „Nun ist Bayern ein Glied an dem deutschen Volkskörper, und die Aufgabe, diese seine Gliedschaft zu bethätigen durch williges Empfangen und reichliches Geben, kann ihm nicht erlassen werden. Nur um diesen Preis kann es im Staatenbunde Europas mit dem gebührenden Ansehen sich behaupten, kann es dem Vorwurf entgehen, ein bloß zufälliges Konglomerat zu sein, das man je nach der Konvenienz anderer, mächtigerer, auch wieder auflösen und stückweise zu einem Neubau verwenden dürfe. Bayern ist nicht berufen, eine Weltmacht zu werden, wie Frankreich oder England. Es ist nicht berufen, mit aller Anstrengung seiner Kräfte eine Großmachtstellung anzustreben, wie Preußen; nicht berufen, Deutsche und Slaven, Occident und Orient zu verbinden, wie Österreich. Die sozialen und staatlichen Aufgaben, an deren Lösung Rußland seine ganze Kraft setzen muß, sind für Bayern entweder längst schon gelöst oder haben nie für Bayern bestanden. Auch das Ziel, für welches die italienische Nation sich erhoben hat, die Herstellung einer Reichseinheit, hat für uns keine Bedeutung, denn wir besitzen so viel Einheit, als wir bedürfen, oder als unsere Lage und Landesgestalt uns möglich machen. Ebensowenig könnte Spaniens Aufgabe je die unsrige werden; dieses Land hat so viel versäumtes nachzuholen, hat so schwere und tiefe Wunden, die ihm fremde und eigene Waffen geschlagen, zu heilen, und ist dabei in geistiger Beziehung so abhängig von Frankreich, daß seine Wege

und die unsrigen sich kaum begegnen dürften. Bayern trägt in seinem Schoße keine schroff sich entgegenstehenden Parteien, die im Kampfe um die Herrschaft die besten geistigen Kräfte der Nation verbrauchen, wie das in Belgien geschieht. Bayern kann und mag auch nicht als bloßer Beamtenstaat vegetieren, als ein Staat, in welchem der eine Teil der Bewohner da ist, um zu administrieren, der andere, um sich administrieren zu lassen, obgleich es vor dem Jahre 1818 allerdings manchem Beobachter als ein solcher Staat erscheinen mochte. Innere Verfassung und Gesetzgebung können gleichfalls nicht die Thätigkeit eines Volkes wie das bayerische absorbieren, besonders nachdem das Größte und Schwerste hierin bereits erreicht ist. Das hastige, atemlose Jagen nach Erwerb und Gewinn, die Leidenschaft des Reichwerdens, pflegt wohl in anderen Staaten, wo sie die Massen ergriffen hat, Sinn und Auge für die höheren, geistigen Interessen zu trüben und jene Üppigkeit und Korruption zu erzeugen, welche der Tod aller ernsten Forschung ist. Aber diese Gier liegt überhaupt nicht im Charakter des deutschen Volkes, und in dem Agrikulturstaate Bayern fehlen vollends die Bedingungen dazu". Von diesem gleichsam noch jungfräulichen Volke habe der König erwarten können, daß es dem Antriebe zur wissenschaftlichen Thätigkeit bereitwilligst folgen werde, den er ihm zu geben gedachte, — um so mehr, „als dieses Volk, zusammengesetzt aus den drei rein deutschen, aber sehr verschiedenartig begabten und sich nach ihrer Geisteseigentümlichkeit wechselseitig ergänzenden Stämmen der Franken, Bayern und Schwaben, noch eine Fülle schlummernder Kräfte in sich trägt."

Am bedeutsamsten ist aber das Selbstbekenntnis bei Beantwortung der Frage: „Was ist denn der wissenschaftliche Geist", den Max II. in seinem Volke wecken wollte? „Der wissenschaftliche Geist ist der fein ausgebildete, zugleich auf Reinheit des Willens und auf Schärfe der Intelligenz beruhende Wahrheitssinn;

er ist die technische, durch lange und sorgfältige Übung erworbene Fertigkeit, die rechten Werkzeuge, die rechten Forschungsmittel und Methoden anzuwenden, um in der Natur oder in der Geschichte die verborgene Wahrheit zu entdecken, sie ans Licht zu ziehen, sie mit anderen schon bekannten Wahrheiten in Zusammenhang zu bringen, sie von jedem anklebenden Irrtum abzulösen; er ist die schwere Kunst, mit völliger Unbefangenheit, ja mit Selbstverleugnung, mit Fernhaltung vorgefaßter Meinungen, Systeme oder Wünsche, die Phänomene oder Thatsachen möglichst adäquat zu erklären und darzustellen. Er ist also etwas Göttliches, das wir nie ganz erreichen; worin wir uns und anderen nie volles Genüge thun, dem wir uns nur allmählich, aus weiter Ferne, anzunähern vermögen." Derjenige, den der echte Geist der Wissenschaft sich zum Organ erkoren, in dem er sich verkörpert hat, wird „endlich da, wo seine Überzeugung vollständig und durch keinen Schatten eines Zweifels mehr getrübt ist, offen und furchtlos die erkannte Wahrheit, auch die mißliebige Wahrheit, aussprechen, wird auf jede Abschwächung, jede Verhüllung derselben verzichten, — das ist leicht für den Mathematiker, den Physiker, schwer aber, oft sehr schwer auf allen ethischen Gebieten".

Doch auch diese Reden, welche allgemeinen Beifall, ja Bewunderung fanden, beunruhigten nach einem Briefe Döllingers die Nunciatur: „Welcher Geist in unserer Nunciatur herrscht, können Sie daraus entnehmen, daß, was ich in der Trauerrede auf den König über die Parität und in der zweiten über die Hoffnungen und Wünsche des Königs bezüglich einer künftigen kirchlichen Wiedervereinigung Deutschlands gesagt habe, großen Unwillen daselbst erregt hat" (an Schulte Mai 1.).

Endlich, nach Abwicklung dieser Angelegenheiten, konnte Döllinger seine Aufmerksamkeit wieder der Gelehrtenversammlung zuwenden. Da war aber unterdessen mancherlei vor-

gegangen. Schon unterm 7. März hatte der Redakteur der Augsb. Postzeitung, Huttler, Döllinger und auch dem Verfasser gemeldet, der Nuntius habe in einem Schreiben an den Augsburger Bischof gefordert, daß die Postzeitung ihre den deutschen Gelehrten günstige Haltung ändere, wenn nicht öffentlich die Gläubigen vor ihr gewarnt werden sollen. Was das hieß, war klar: die deutschen Gelehrten sollten auch in die Unmöglichkeit versetzt werden, ihre Sache öffentlich vertreten zu können. Und daran konnten auch wohlgesinnte Bischöfe nichts ändern, z. B. Greith, der am 22. März schrieb: „Wie sehr bedauere ich die Manifestation des hl. Stuhles über den Theologenkonvent; Kardinal Antonelli ließ mir das Schreiben mit der Einladung zustellen, meine Meinung über die Sache dem hl. Stuhle mitzuteilen. Ich werde es in der unumwundensten Weise thun. Unsere Radikalen und Protestanten reiben sich über diesen Erlaß freudig die Hände. Die alten Anschuldigungen werden darin nun Beweise finden, die eigenen Kräfte (so fürchte ich) werden lahm gelegt und unter sich geteilt und das alles in einer Zeit, wo die Einigung der Kräfte so nötig wäre. Hat die Sorbonne nicht Jahrhunderte lang die inneren und äußeren Fragen im Interesse der katholischen Kirche gegenüber ihren Gegnern behandelt, weil schon damals die Provinzialsynoden für diesen Zweck nicht mehr das ausreichende und geeignete Mittel waren, warum könnte der Verein katholischer Theologen in Deutschland nicht eine derartige Stellung einnehmen, wenn die Formen der Präkaution in den Beratungen und der endgültige Entscheid der Kirchenautorität für alle Aufstellungen vorbehalten werden? Diese Form hätte (was ich Ihnen früher betonte) in einer Art Reglement vor allem aus festgesetzt werden sollen, um der Denunziation den Stachel zu entziehen und den hl. Stuhl zu beruhigen;" — oder Bischof Dinkel von Augsburg, der meinte: es „sei Ehrensache der deutschen Bischöfe, in ihren Berichten an den Papst den Wert dieser Versammlungen

für die deutsche Kirche zur Anerkennung zu bringen“ u. s. w. (März 7.).

Döllinger verkannte auch nicht einen Augenblick den Ernst der Lage und warnte andere, z. B. Michelis, vor Illusionen über sie. „Daß wir unsere Sache, von deren Güte und Rechtmäßigkeit wir überzeugt sind, nicht fallen lassen sollen, das ist meine Meinung so gut wie die Ihrige. Aber es liegt alles daran, daß wir uns keine Illusionen machen und die Lage der Dinge fest ins Auge fassen. Vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen – ohne Umschweife — sage, daß Sie, jedenfalls bezüglich Roms, noch in optimistischen Täuschungen befangen zu sein scheinen. Das beweist Ihr Gedanke einer Reise nach Rom. Was könnten Sie dort erreichen? Im günstigsten Falle nur so viel, daß man von Ihnen persönlich dort eine gute Meinung faßte, Ihre Versicherungen von Ergebenheit, implicitem Gehorsam u. s. w. gelten ließe. Dagegen würde alles das, was Sie für uns andere etwa sagen, wie in den Wind gesprochen sein. Dort pflegt man keine Bürgschaften in dergleichen Fragen gelten zu lassen, und ich halte selber dies für ganz vernünftig. Sie können also, wenn Sie nach Rom kommen, allenfalls in dem Examen über die drei neu promulgierten Glaubensartikel, das man etwa mit Ihnen anstellen wird, leidlich gut bestehen, das heißt: man wird, wenn man gnädig aufgelegt ist, Ihren Versicherungen glauben, daß Sie sich unbedingt unterwerfen: 1. jeder Äußerung oder Entscheidung einer römischen Kongregation (Index, Inquisition), 2. dem consensus theologorum (NB. wie er dort verstanden wird, natürlich der Scholastiker), 3. der Scholastik als allein berechtigten wissenschaftlichen Form. Haben Sie das alles zugesagt, dann haben Sie — Ihre Schuldigkeit gethan und können uneingesperrt wieder nach Hause gehen. — Wollen Sie etwa auch für uns andre diese drei Artikel bekennen, so müßten Sie vor allem eine von uns allen unterzeichnete Pro-

kuration oder eine formulierte, die drei Artikel umfassende Gehorsamserklärung mitbringen. Lesen Sie doch die Briefe von Flir, die kürzlich in Innsbruck erschienen sind, da werden Sie erkennen, was etwa mit einer römischen Reise bezüglich deutscher Wissenschaft ausgerichtet werden könne. — Wenn die deutschen Bischöfe nachdrücklich für unser gutes Recht einstehen und darauf dringen, daß unseren Versammlungen nichts in den Weg gelegt werde, so kann das etwas helfen, aber das tiefe Mißtrauen gegen uns und unser wissenschaftliches Thun wird damit nicht gehoben. Bedenken Sie, daß deutsches Denken, Forschen u. s. w. für die Leute dort eine incommensurable Größe, also etwas an sich schon sehr Bedenkliches ist. (Es ist ein ähnlicher Zustand, wie vor 350 Jahren, wo man in manchen Gegenden schon der Häresie verdächtig war, wenn man griechisch oder hebräisch verstand). Bedenken Sie ferner: daß die jesuitische Schule in Deutschland dieses Mißtrauen fortwährend nährt u. s. w. Kurz: mir scheint, es bleibt uns, wenn die öffentliche Versammlung in Würzburg verweigert wird, nur übrig, mit Beseitigung der Mainzer, Würzburger und der Jesuitenzöglinge einen Zusammentritt Gleichgesinnter zu veranstalten. Ich habe den Bischof von Würzburg bei seiner Anwesenheit vor ein paar Wochen gefragt, ob er unsere Versammlung in Würzburg gestatten werde. Er sagte zu, aber es versteht sich, daß er im Falle eines negativen Winkes von Rom sogleich zurücktreten würde. Und wenn nun auch uns in Gnaden erlaubt wird, uns zu versammeln, was dann weiter? Sollen wir wirklich über die Frage von der wissenschaftlichen Freiheit und deren Grenzen in eine Beratung eintreten, jetzt, nachdem uns der funiculus triplex des Theologen-Konsensus und der Scholastik als das fortan von uns zu tragende Joch angekündigt ist? Eine Beratung, an der die Mainzer u. s. w. thätigen Anteil nähmen? Sie sehen, ich frage nur, aber ich denke, das sind Fragen, auf die wir uns

eine klare, bestimmte Antwort geben müssen, und ich bin zunächst begierig, die Ihrige zu vernehmen“ (April 10.). Er befürchtete indessen noch Schlimmeres, daß nämlich „das erste oder eines der ersten Dinge der Antrag auf eine Adresse an den Papst sein wird. Und diese Adresse wird dann natürlich eine formelle, ausdrückliche Unterwerfung unter die in dem päpstlichen Schreiben aufgestellten Forderungen, unbedingte Annahme jeder Dezision einer römischen Kongregation u. s. w. aussprechen. Damit wird dann gleich im Beginne eine itio in partes sich ergeben, und der Bruch, die Auflösung dürfte kaum zu vermeiden sein“ (an Schulte Mai 1.).

Um die Mitte Mai steht denn sein Entschluß schon ziemlich fest, daß es mit einer weiteren Gelehrtenversammlung nichts werden könne; denn „die Hoffnung, eine große Einigung deutscher katholischer Gelehrten zu stande zu bringen“, heißt es in einem Briefe an Herder — „ist zu Wasser geworden, und nicht einmal ein äußerer Friede scheint möglich zu sein. Da ist es freilich das ratsamste, auch schon den Wunsch eines nochmaligen Zusammenkommens lieber zu unterlassen“ (Mai 16.); oder höchstens könnten die deutschen Theologen, wie Schulte vorschlug, unter dem Titel einer neuen Ausgabe des Kirchenlexikons zusammenkommen, nicht aber in München; denn „das gäbe ein Spionieren, Klatschen, Denunzieren und Verdächtigen!“ (an Schulte Mai 16.). Aber die Lust dazu mußte ihm vollends vergehen, als Haneberg Ende Mai von seiner Palästinareise über Rom zurückkehrte und ihm erzählte, was er in seinen Audienzen beim Papste und bei einer Reihe von Kardinälen über ihn gehört hatte. Es waren so starke Dinge, daß Döllinger sich selbst einen Augenblick mit dem Gedanken trug, im Herbste nach Rom zu gehen und eine Audienz beim Papste zu nehmen. Allem Schwanken machte aber ein Schreiben des Münchener (und Wiener) Nuntius vom 5. Juli an die deutschen und österreichischen Bischöfe ein Ende, nach

welchem Gelehrtenversammlungen nur unter den Bedingungen gehalten werden dürfen: daß alle Teilnehmer als Regel ihrer Verhandlungen die im päpstlichen Schreiben vom 21. Dezember 1863 enthaltenen Grundsätze annehmen und bekennen; daß die Eigenschaften der Einzuladenden bestimmt, die Zustimmung des Bischofs, in dessen Diözese die Versammlung gehalten wird, eingeholt und ihm die Namen aller Eingeladenen und die zu verhandelnden Gegenstände, aus welchen er minder zeitgemäße zu streichen berechtigt ist, bekannt gegeben werden, und daß endlich die Verhandlungen nicht vor der Approbation des Bischofs veröffentlicht werden. Zum Schlusse sollte alles nach Rom gesandt werden, um zu beurteilen, ob seine Befehle von den Vertretern der Wissenschaften mit gebührender Ehrfurcht aufgenommen und erfüllt seien. Sonst aber sollte sich der Bischof passiv zur Versammlung verhalten und nur Priester und Laien, welche „durch Frömmigkeit und gesunde Lehre hervorragen“, zu ihr senden.

Als Döllinger davon hörte, und der Bischof Dinkel ihm etwas Näheres darüber mitteilte, stand es sogleich bei ihm fest, daß diese „Klauseln und Bedingungen den Charakter solcher Versammlungen völlig alterieren und ihnen das Gepräge einer bischöflich zensurierten und eng eingeschnürten Anstalt aufdrücken“, und daß in diesem Herbste auch eine besondere Zusammenkunft ohne die Würzburger und Mainzer „nicht thunlich sei. Sie würde sicher in der böswilligsten Weise als eine antipäpstliche Demonstration verrufen und denunziert werden“ (an Schulte Juli 25.). Nachdem er aber in den „Kölner Blättern“ den wirklichen Inhalt des Schreibens erfahren, schrieb er an Reusch: „Damit ist denn allerdings die Sache totgeschlagen, denn ich kann mir kaum vorstellen, daß ein namhafter deutscher Gelehrter noch zu einer *unter solchen Bedingungen* zu haltenden Versammlung eine Einladung erlassen möchte, oder daß eine erlassene Einladung einen gedeihlichen

Erfolg haben könne. Es bleibt also wohl nichts übrig, als die Sache in der bisher gewählten Form aufzugeben. Das ist denn allerdings schlimm; denn nun ist die Sache in eine Niederlage und eine Demütigung umgeschlagen, und wenn man uns von außerkirchlicher Seite her eine servitus deformis vorwirft, so weiß ich für meinen Teil nichts darauf zu erwidern ... Von Seite der Nunciatur wird sehr gewünscht und daran gearbeitet, daß doch ein simulacrum einer Gelehrtenversammlung in Würzburg diesen Herbst zu stande kommen möge — natürlich unter den jetzt gestellten Bedingungen und mit den für deutsche Gelehrte erforderlich erachteten Fuß- und Handschellen. Die Mainzer und Würzburger werden wohl willig dazu sein. Und so ist es sehr wahrscheinlich, daß man dort mit Hilfe der Jesuitenzöglinge das Schauspiel einer solchen Versammlung, wenn auch mit vermindertem Personale, in Scene setzen wird" (August 7.).

Es kam wirklich so. Die Münchener Mitglieder des im vorigen Jahre eingesetzten Komitees, Döllinger und Haneberg, erklärten, ohne das Würzburger Mitglied, Hettinger, davon zu verständigen, daß eine Gelehrtenversammlung nicht stattfinden werde, was die Mainzer sofort als „einen geradezu trotzigen Widerstand gegen den hl. Stuhl" bezeichneten. Sie und die Würzburger wurden daher nur um so eifriger, zugleich mit der in Würzburg stattfindenden Generalversammlung der katholischen Vereine ein simulacrum einer Gelehrtenversammlung zu inscenieren; sie brachten es jedoch nur zu einer Adresse an den Papst, in welcher, wie Döllinger vorausgesehen hatte, Pius IX. nicht nur für seine Sorge um die Theologie im allgemeinen und um die Gelehrtenversammlung im besonderen gedankt, sondern auch versprochen wird, seine Bestimmungen über die Wissenschaften und Gelehrtenversammlungen anzunehmen und zu befolgen (September 13.). Ihr Erfolg war ein ganzer, als bei Denzinger in Würzburg ein

vom 20. Oktober datiertes Dank- und Belobigungsschreiben des Papstes eintraf. —

Gegen Mitte August ging Döllinger mit Acton, der unterdessen auch seine Zeitschrift Home and foreign Review wegen ihrer Befeindung durch die englischen Bischöfe, die Manning, Ward u. s. w. hatte aufgeben müssen, zu Zwecken historischer Forschung nach Wien. Er sah und besuchte dort viele ihm bekannte Personen, keiner schlug aber seinen Besuch höher an, als der beinahe erblindete, berühmte Prediger Veith. „Kanonikus Veith," heißt es in einem Briefe, „ist seit Ihrem Besuche viel frischer. Er versicherte mir erst heute, ›daß der erste Theologe Deutschlands sich zu mir bemühte, ist mir eine Verlängerung meines Lebens‹," während er selbst der Empfehlung eines jungen Mannes an Döllinger hinzufügte: „Ich benütze diesen Anlaß, um für die mir erwiesene gütige Aufmerksamkeit, deren ich mich kaum für würdig geachtet hätte, meinen ergebensten Dank abzustatten, sowie auch für die festen Haltepunkte, die ich bei meinen Vorträgen über ›die Anfänge der Menschenwelt‹ in Ihrem klassischen Werke [Heidentum und Judentum] gefunden und die mir in dubiis die vollste Sicherheit gewährten." Ganz ungetrübt blieb indessen diese Reise doch auch nicht. Die älteren Freunde Phillips und Moy hatten sich in Würzburg den Jesuitenschülern angeschlossen, und am 9. September wurde sein jüngerer Freund, der geniale, feinsinnige und mit sprudelndem Witze ausgestattete Deutinger, in Bad Pfäfers, erst 49 Jahre alt, vom Tode dahingerafft — ein um so schmerzlicherer Verlust, als Döllinger gerade jetzt den Mangel der Freundschaft mehr als sonst empfinden mußte. Doch zum Glück lassen dringende Aufgaben den Schmerz nicht zum vollen Bewußtsein kommen oder drängen ihn zurück, und eine solche Aufgabe harrte seiner.

Der Fortbestand der Historischen Kommission, dieser Lieblingsschöpfung Maximilians II., war ernstlich bedroht, und

Döllinger sollte sie „durchfechten. Ihr Wort“ — schreibt Löher aus Hohenschwangau — „dringt eher durch, als das sämtlicher vereinigter Mitglieder. Die Sache steht folgender Gestalt. Der König in seiner hochherzigen Gesinnung würde sich wahrlich um die 15,000 fl. jährlich nicht kümmern, aber sein Kabinetssekretär, wiederholt persönlich und als Bayer von Ranke und Genossen beleidigt, ist gegen die Kommission. Ein Entschluß ist noch nicht gefaßt, es kann noch im Laufe des nächsten Jahres ein im ganzen günstiger Entscheid erreicht werden. Meines Erachtens sollte die Kommission Alles aufbieten, um zu bleiben, was und wie sie ist, wenn auch mit kürzeren Geldmitteln ausgestattet. Es wird nun vom Kultusminister an sie die Frage kommen: wie hoch sich die bisherigen Arbeiten bis zu deren Vollendung an Kosten belaufen würden u. s. w. Ich meine, das Beste wäre, vorzustellen, daß die Kommission ihrem innern besten Wesen nach vernichtet werde, wenn sie bloß auf die angefangenen Werke beschränkt werde, — daß auch diese dann um so schlechter gefördert würden, — daß aber die Kommission mit den ihr vom seligen König bewilligten Geldern um so mehr haushalten wolle und ihr jährliches Budget niedriger setzen“ (September 26.). In dieser Beziehung konnte man aber auf Döllinger zuverlässig rechnen, denn er hielt die Arbeiten der Kommission nicht nur für nützlich, sondern dachte, wie aus Briefen hervorgeht, in der eben bevorstehenden Herbstsitzung eine neue anzuregen, auf die er bereits in seiner Gedächtnisrede auf Maximilian hingewiesen hatte: „Auch ein umfassendes biographisches Sammelwerk, ein bayerischer Plutarch, sollte nach dem Wunsche des Königs geschaffen werden. Und wer wird nicht sehnlich wünschen, daß ein solches Werk, ungeachtet der großen dabei zu überwindenden Hindernisse, zu stande kommen, daß die rechten Kräfte dafür aufgefunden und in einträchtigem Zusammenwirken verknüpft werden möchten“. Er dachte aber an einen deutschen, nicht bloß

bayerischen Plutarch, und sprach auch in der Kommission davon, die aber, wie es scheint wegen ihrer prekären Lage, die Sache in diesem Jahre noch aussetzte; auch hatte Ranke ein gewisses Prioritätsrecht. Da aber dieser auch in der nächsten Sitzung (1867) nicht darauf zurückkam, so regte ihn Döllinger „im Jahre 1868 an, seinen bereits 1858 gestellten, damals aber als unausführbar zurückgelegten Antrag wieder aufzunehmen, die Herausgabe der Allgemeinen Biographie der Deutschen". Es war der einzige Antrag, den Döllinger, wenn auch durch Rankes Vermittlung, in der Kommission stellte; er war aber von solcher Bedeutung, daß das deutsche Volk ihm zu unauslöschlichem Danke für das durch seine Initiative hervorgerufene große Nationalwerk verpflichtet bleiben wird. Doch wenn sich Döllinger auch sonst an keiner Unternehmung der Kommission als Mitarbeiter oder Leiter beteiligt hat, so war für sie dennoch „seine Gegenwart unschätzbar. Es war, sobald er sprach, als wenn ein Strahl vornehmen Geisteslebens den Raum durchleuchtete; der ideale Sinn, in dem einst die Kommission gegründet war, zeigte sich in ihm verkörpert und wird fortdauern, so lange neben König Max und Ranke auch Döllingers Bild in den Herzen der Mitglieder der Kommission bewahrt bleibt".[9])

Kaum war indessen die Tagung der Kommission, „in deren Schoße", wie er ihr später bezeugte, „stets die vollkommenste Eintracht geherrscht hat", vorüber, so brauste wieder von allen Seiten der Sturm gegen ihn heran. Die Angriffe wurden so heftig und die Verdächtigungen so zahlreich, daß er, wie er in einem Briefe aus diesen Tagen an Frl. von Münich, eine Anhängerin Deutingers, bekennt, ganz entmutigt wurde. „Sie haben mir direkt und mittelbar den Wunsch ausgedrückt, daß ich einen Nekrolog auf unseren allzufrüh dahingeschiedenen Freund für die Allg. Zeitung verfassen solle. Obgleich nun schon drei oder vier Nekrologe auf Deutinger erschienen sind (eben wird wieder einer in der Wiener [theo-

logischen] Zeitschrift gedruckt), so würde ich doch gerne Ihrem Wunsche entsprochen und noch einen fünften geschrieben haben, um ein Zeugnis der Freundschaft und innigen Hochachtung, ja selbst Bewunderung, mit der ich ihm zugethan war, abzulegen. Ich habe die Sache Wochen lang überlegt, und wenn ich jetzt zu der klaren Einsicht gelangt bin, daß es besser ist, dies zu unterlassen, so werden Sie, glaube ich, die Gründe, die mich zu dem Entschlusse des Schweigens gebracht haben, nicht ganz verwerflich finden. Sie wissen es ohne Zweifel selbst aus Äußerungen unseres gemeinschaftlichen Freundes, oder sonst woher, daß ich seit ein paar Jahren, besonders seit der hiesigen Gelehrtenversammlung, Ziel und Gegenstand heftiger Angriffe, fortwährender Verdächtigungen bin. Ich kann, scheint es, nichts mehr drucken lassen, was mir nicht sogleich übel gedeutet und auf das Schlimmste ausgelegt würde. Man hat mich selbst in Rom angeklagt; Haneberg und Andere, die kürzlich von Rom zurückkamen, wissen viel davon zu erzählen, was man mir dort Alles nachsage, und in welch üblem Rufe ich daselbst stehe. Mehrere wohlmeinende Freunde haben mir geraten, ich solle mich eine Zeitlang still und ruhig verhalten und nicht vor das Publikum treten, bis sich die aufgeregte und bittere Stimmung wieder etwas abgekühlt habe. Ich finde, daß sie Recht haben, und daß man sicher wieder über mich herfallen, mich denunzieren und anschwärzen würde, wenn ich jetzt einen solchen Nekrolog schriebe, den man, wenn auch anonym erschienen, doch sogleich als mein Werk erkennen würde. Zumal eine Besprechung der Verdienste und Leistungen Deutingers, qui serait toute palpitante de l'interêt du moment, in der ich notwendig Dinge erwähnen müßte, die mir eben so wie ihm zum Vorwurfe gemacht werden — sie würde sicher wieder helle Flammen des Zornes und Ingrimms gegen mich anfachen, und es könnte gar nicht fehlen, daß eine ganze zahlreiche Klasse von Personen, dieselben, die auch unseren seligen

Freund, wie Sie wissen, augefeindet und verdächtigt haben, und die seit einigen Jahren noch stärker geworden sind, sich dadurch betroffen wähnten. Diese Leute sind im stande gewesen, unseren Freund von seiner Lieblingsthätigkeit auszuschließen, und alle meine Bemühungen für dessen Wiedereinsetzung in das Lehramt zu vereiteln; sie werden auch stark genug sein, mir wenigstens die letzten Jahre meines Lebens zu verbittern und mir Kränkungen und Mißhandlungen zu bereiten. Sie begreifen, daß ich es vorziehe, mich einige Zeit still zu verhalten, und nicht immer wieder Öl in dieses Feuer des Hasses zu gießen. Wollen Sie mir deshalb den Vorwurf machen, daß es mir an männlichem Mute fehle, so kann ich mich dagegen nicht verteidigen, ich kann nur sagen: Bedenken Sie, daß der Abend meines Lebens und mit ihm die Abendstimmung bereits gekommen ist. Daß mir das Andenken unseres Freundes teuer und heilig bleibt, daß diejenigen, die er im Leben seiner Freundschaft und Neigung gewürdigt hat, schon darum in meinen Augen doppelten Wert haben, das werden Sie mir glauben" (Oktober 19.).

Das war nicht die Stimmung, wie der Augenblick sie heischte. Wer nicht Hammer ist, der wird Amboß. Zwar schrieb ihm Janssen nach seiner Rückkehr aus Rom: „Man hat Sie in Rom, was auch vorgekommen, doch sehr lieb, und Sie bleiben doch der primus doctor Germaniae" (November 27.); auch erzählte Mermillod, der sich in Rom hatte konsekrieren lassen, der Papst habe ihm gesagt: „er habe Döllinger in größter Achtung, und die Mißhelligkeiten, die entstanden, würden verschwinden, wenn er ihn in Rom besuchte, was er damals mit Freude erwartete. Im Hinblicke auf die Unwissenheit der Franzosen halte er Großes auf ihn als ersten Kenner der Kirchengeschichte, wenn er auch nicht die guten Traditionen der italienischen Schulen der Theologie habe. Er hätte selbst gern ihm eine Arbeit vorgeschlagen, die zum Nutzen

der Kirche ausgefallen wäre" (Acton, Dezember 4.). Aber was konnte das nützen gegenüber dem in Rom so einflußreichen Kardinal Reisach, „dem Choragen der Jesuitenpartei, dem größten Gegner der deutschen Theologie, der Universitäten und theologischen Fakultäten", als welchen ihn Haneberg 1869 nach seiner Rückkehr aus Rom Döllinger bezeichnet hat, und von dem der Kardinal d'Andrea Acton erzählte: „Döllinger habe in Rom Einen bösen Feind, und der sei eben Reisach. Als er, d'Andrea, in einer Kongregation Döllinger als den größten der katholischen Theologen zitierte, ward Reisach wütend und erklärte, ein Kardinal dürfe Döllingers Namen nicht nennen" (1865, Februar 5.). Mit Reisach Hand in Hand gingen aber die Jesuiten, denen es unerträglich war, daß man Döllinger eine so hohe wissenschaftliche Stellung zuschrieb. Diese Meinung mußte vernichtet werden, und in der That beginnen nun die Jesuiten und ihre Schüler einen leidenschaftlichen Kampf gegen seine „Papstfabeln", welcher neben der Verdächtigung seiner Katholizität den Zweck verfolgte, ihn als einen unwissenschaftlichen Mann an den Pranger zu stellen. Kurz nach Curcis Auslassung über die Gelehrtenversammlung erschien in der Civiltà cattolica ein auch ins Deutsche übersetzter und in Mainz veröffentlichter Artikel gegen seine Ausführungen über die „Konstantinische Schenkung", welche „eine so schwere und schimpfliche Anklage gegen die römische Kirche" enthalten sollten, daß dazu nicht geschwiegen werden könne. Die Widerlegung wird den Jesuiten um so leichter, als sie bei Döllinger „hie und da nicht wenig jenes sichere Urteil und jenen kritischen Takt vermissen, ohne welche die Gelehrsamkeit zur Aufklärung historischer Fragen, besonders auf so dunklem Gebiete, wie es die Natur der Erdichtung mit sich bringt, wenig nützt". Es sei daher auch, „was hier vorausgesetzt wird, in der That ganz und gar unrichtig, und in Widerspruch mit der historischen Wahrheit". Döllingers Beweisführung gehe darauf

hinaus, „daß der Papst, auf welchen der meiste Verdacht [der Fälschung] fallen müßte, gerade der von der Kirche als Heiliger verehrte Paul I. ist", und daß Hadrian I. „sich hier als Papst öffentlich der Teilnahme an dem Betruge schuldig machte und indem er seine Autorität mißbrauchte, um zuerst außer Rom das falsche Diplom zu verbreiten, die Hauptschuld dieser Infamie auf sich nahm. Wir überlassen es Döllinger, eine solche Makel, die er gewiß ohne es zu wollen oder auch nur zu bemerken, der Stirne eines der berühmtesten und reinsten Päpste, so je die Kirche gehabt, aufdrückt, wieder zu tilgen". Es sei aber auch ganz falsch, daß die Fälschung in Rom entstanden sei; sie könne nur im Frankenreiche kurz vor Pseudo-Isidor erdichtet worden sein. Im September folgte ein weiterer Artikel gegen die „Papstfabeln": Onorio I., fast gleichzeitig von dem deutschen Jesuiten Schneemann „Studien zur Honoriusfrage" bei Döllingers Freund Herder und etwas später von dem Jesuitenschüler Reinerding „Beiträge zur Honorius- und Liberiusfrage" (1865) u. s. w. Ebenso gingen gegen die, Ende des Jahres 1864 im Münchener „Historischen Jahrbuch" (1865) erschienene, glänzende Untersuchung Döllingers „Das Kaisertum Karls des Großen" dem Redakteur der Theol. Litteraturzeitung und der Österr. theol. Quartalschrift, Wiedemann in Wien, noch ehe er das Jahrbuch selbst in Händen hatte, bereits „drei Besprechungen derselben zu, sämtlich gegen Döllinger, eine mit einem Zehner [Zehngulden-Schein] belastet, um die Aufnahme zu erleichtern" (1865, Januar 2.). Endlich brach noch eine leidenschaftliche Kontroverse über die Gelehrtenversammlung aus zwischen Michelis, der eine Schrift „Kirche oder Partei?" veröffentlichte, und den Neuscholastikern, welche im „Katholik" rc. und in Broschüren, wie „Die Kirche und die Versammlung katholischer Gelehrten" von Moufang 1864, und „Kirche nicht Partei" von Hergenröther 1865, antworteten.

Da wandelte Döllinger doch manchmal die Lust an,

in diese Polemik mit einer Schrift „Katholische Kontroversen“ einzugreifen und sich, wie er einmal dem Verfasser sagte, „mit einem solchen Gesindel herumzuschlagen“, aber er unterließ es dann doch immer wieder, zumal er auch mit dem Plane umging, in einer Kirchengeschichte der neueren Zeit (etwa vom 13. Jahrhundert oder von 1500 an) die Entwicklung der Dinge bis zur Gegenwart zu zeigen und damit implizite seine eigene Stellung zu rechtfertigen. Dieses Schweigen war ein schwerer taktischer Fehler. Nicht insofern als ob durch diese Angriffe seine historischen Arbeiten wissenschaftlich erschüttert worden wären, denn sie behaupten, während von den jesuitischen Gegenschriften kein wissenschaftlich gebildeter Mann eine Notiz mehr nimmt, noch immer ihren Wert in der geschichtlichen Litteratur; sondern insofern als er in den kirchlichen Kreisen den Schein auf sich lud, der Geschlagene zu sein. Denn diese haben einen ganz anderen Maßstab, als die wissenschaftliche Welt. Wer schweigt, der gesteht zu, daß er nicht antworten kann und „wissenschaftlich vernichtet ist“. Im höchsten Falle gab Döllinger gelegentlich private Aufschlüsse mit dem Auftrage, ihnen gemäß aufklärend zu wirken. Was das aber half, das geht aus einem Briefe aus der nächsten Umgebung des Speierer Bischofs hervor: „Von dem Vertrauen, womit Ew. ꝛc. bei meinem letzten Besuche mich beehrten, machte ich nach Kräften Gebrauch. Allein der Erfolg meiner Bemühungen bleibt hinter dem Wunsche meiner Dankbarkeit zurück. Die Leute beharren darauf, in den Odeonsvorträgen und in den Papstfabeln eine Unehrerbietigkeit gegen den hl. Stuhl zu sehen. Man ficht die Lauterkeit der benützten Quellen und die Vorurteilslosigkeit des Verfassers an. Hic haeret aqua. Ich kann den Herren nicht stehenden Fußes die Codices aufschlagen, und Verdächtigungen haben ihr letztes Bollwerk nicht im Kopfe. Wenn Herr Stiftspropst gegen solche Angriffe doch etwas thäten, damit man nicht immer stumm solcherlei Vorwürfe

anhören müßte“ (1865, Juli 15.). Und welche Vorwürfe wurden ihm nicht gemacht! Es war noch wohlmeinend, wenn der Bischof Dinkel von Augsburg, bewußt oder unbewußt den Jesuiten und ihren Schülern nachsprechend, zu dem Verfasser äußerte: „Döllinger ist nur Historiker, aber kein Theologe“ — eine Phrase, welche man auch von anderen häufig hören konnte. Es kam bald noch schlimmer, und eines Tages fragte der zu den Sitzungen der Reichsratskammer in München angekommene Erzbischof Deinlein von Bamberg den Verfasser: „Haben Sie an Döllinger nichts Protestantisierendes gemerkt? Allgemein werden ihm protestantische Anschauungen zugeschrieben. Glaubt er an die Transsubstantiation?“[10]) Aber wenn es dem Verfasser auch unter Berufung auf seinen häufigen Umgang mit Döllinger und auf dessen Vorlesung über Symbolik, in der er ausführlich von der Transsubstantiation handelte, gelang, den Erzbischof zu beruhigen; in den Kreisen, aus denen der Erzbischof seine Bedenken hatte, wird die Verdächtigung dennoch fortbestanden haben.

Eine der schlimmsten Verdächtigungen, welche auch Bischöfe, z. B. der von Passau, weiter trugen, war aber die, daß Döllinger Freimaurer sei, da in den Augen der Römisch-Katholischen keine Anschuldigung vernichtender ist, als sie. Nun hatten überdies die Jesuiten seit Jahren fast in jedem Hefte ihrer Civiltà cattolica einen längeren Artikel über die Freimaurer gebracht, in denen sie alles Unheil, das die römische Kirche wegen der Ungeschicklichkeiten und Thorheiten ihrer Vertreter getroffen hatte, den bösen Freimaurern zuschrieben; und da die „gute“ Presse nicht ermüdete, es zu wiederholen, so glaubte man es nach und nach in den weitesten Kreisen. Döllinger freilich lächelte dazu und erzählte seinen Gästen: „Sehen Sie dieses Tischtuch an. Es lag einmal auf dem Tische, als ich einige höhere Geistliche bei mir hatte. Einer von ihnen erkannte, daß Freimaurerzeichen eingewebt seien,

und verbreitete, ich müßte Freimaurer sein. Es ist nun allerdings aus einer Loge; aber mein Vater hat es noch in Bamberg, als die Loge dort einging und ihr Inventar versteigert wurde, erstanden".[11]) Die Sache war indessen ernster, als Döllinger meinte, und es wird sich zeigen, wie die elende Verleumdung von den Jesuiten und ihren Anhängern zur Konzilszeit gegen ihn als Waffe benützt wurde.

Daneben liefen auch mannigfache Irrungen her, zunächst mit den übrigen Mitgliedern der Fakultät, deren Bestand sich seit der Reaktivierung Döllingers nur insofern geändert hatte, als 1863 Thalhofer an die Stelle des Pastoraltheologen Thumann getreten war. Sie mußten schon die Verstimmung Döllingers über die augenblickliche Lage öfters fühlen. Einzelne Bischöfe klagten über die Erziehung der Theologen in München, andere, wie der Jesuitenschüler Senestrey in Regensburg, bald auch der Erzbischof Melchers in Köln, ließen ihre jungen Theologen die Fakultät nicht mehr besuchen, und die Frequenz derselben fing an zu sinken. Aber auch untereinander selbst kam es zu Verstimmungen. So als Permaneder im Oktober 1862 starb, und damals gerade eine große Unzufriedenheit über die Leistungen der Prediger in München herrschte. Döllinger, der meinte, er sei auch als Lehrer des Kirchenrechts reaktiviert worden, wollte statt der Wiederbesetzung der Professur des Kirchenrechts eine solche für Homiletik errichtet wissen und schlug dafür seinen Freund Deutinger, der Universitätsprediger war, vor. Er fand aber teils wegen seiner falschen Voraussetzung teils wegen Bedenken einzelner Mitglieder in Bezug auf die Person Deutingers die Unterstützung der Fakultät nicht und war darüber so verstimmt, daß er es ihr lange nachtrug und immer wieder vorhielt. Es sollte ihm aber noch ein anderer Plan mißlingen.

Schon unmittelbar nach der Gelehrtenversammlung hatte Mayr in Würzburg Döllinger geschrieben: „Sie werden wohl

eine schwere Stellung haben, wenn Sie nicht ebenfalls [wie die Mainzer und andere] ein Journal, sei es auch nur in kleinen Monatsheften zur Verfügung haben, oder vielleicht selbst herausgeben, was ich schon seit Dezennien gewünscht habe. Schon das bloße Faktum, daß Ihnen eine solche Waffe zu Gebot steht, würde Ihre Gegner abschrecken" (1863, Okt. 18.). Diesen Gedanken wollte Döllinger im Herbst 1864 zur Ausführung bringen, aber in Verbindung mit der Fakultät. Die oben gekennzeichnete Verstimmung innerhalb derselben machte die Verhandlungen darüber bereits langwierig und peinlich, und die älteren Mitglieder, wie Stadlbaur, welche sich noch der geringen Unterstützung des früheren Fakultäts-Organs durch Döllinger erinnerten, wollten schon aus dieser Erwägung nicht recht hören. Dennoch wurde man endlich einig: Thalhofer sollte die Redaktion führen, und Döllinger machte bereits Einladungen zur Mitarbeit. Da schob plötzlich Reithmayr als Dekan die Sache hinaus, wie er sagt, wegen „der eingetretenen Mißstimmung", ohne jedoch „diese Intention Döllinger mündlich oder schriftlich zu notifizieren". Die Folge davon war, daß Döllinger sich bitter über Reithmayr beschwerte: „daß derselbe ihn mit ausgesuchter Unfreundlichkeit in kollegialen Beziehungen behandle, so daß er schon auf den Gedanken geraten sei, als wünsche Reithmayr seine Zurückziehung in die Quiescenz!" Selbstverständlich verteidigte sich Reithmayr dagegen aufs eifrigste: nicht ihn, sondern Döllinger treffe der Vorwurf der Inkollegialität; ihm, der die Reaktivierung Döllingers am eifrigsten betrieben habe, könne es nicht entfernt einfallen, auf seine Zurückziehung in die Quiescenz hinzuwirken; es sei auch das Projekt einer Zeitschrift nur auf einige Wochen vertagt, bis die Mißstimmung vorüber sei.[12]) Es kam aber weder zu der Herausgabe einer Zeitschrift noch gar wieder zu einer vollen Harmonie in der Fakultät; und wenn Döllinger in der That sich manchmal äußerte, er ge-

denke, sich von seiner Professur zurückzuziehen und nur noch litterarischen Arbeiten zu widmen, so meinte Reithmayr, z. B. dem Verfasser gegenüber: „Wenn er es nur thäte; es gereichte zum Segen der Fakultät“.

Zur Erklärung dieser Erscheinung muß man noch andere Vorgänge hinzunehmen, welche die Fakultät nicht zur Ruhe kommen ließen — die Händel des Privatdozenten Pichler, eines mit großen Geistesgaben ausgestatteten und unermüdlich fleißigen Mannes, der aber, in hohem Grade taktlos in seinem Benehmen und rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel zur Erreichung seines Zweckes, überall den Namen Döllingers, der ihn zu spät durchschaute, mißbrauchte. Wenn er zu seinen kirchlichen Funktionen nicht oder zu spät kam, war Döllinger, der ihn verhindert oder aufgehalten haben sollte, daran schuld. Was er drucken ließ, sollte Döllinger vorher gelesen und approbiert haben. Kam Döllinger doch etwas zu Ohren, so wußte Pichler die Sache ihm in der Regel zu seinen Gunsten darzustellen, oder bat ihn „mit aufgehobenen Händen aus dem Grunde seines Herzens, sich seiner anzunehmen“, und „küßte mit hoffnungsvoller Zuversicht und kindlichem Vertrauen auf seinen Schutz seine Hand“. In der That sah Döllinger ihm viel nach und nahm ihn wegen seines Talentes und Fleißes in Schutz. Als z. B. Wiedemann in Wien ihm 1864 erzählte, Pichler habe „unter dem Namen eines Hofrates und Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften von Hiller eine Recension seiner eigenen ›Geschichte des Protestantismus in der orientalischen Kirche‹ ins theologische Litteraturblatt eingeschmuggelt“ und das gleiche Manöver bei dem I. Bande seiner „Geschichte der kirchlichen Trennung“ versucht, sagte Döllinger: „es sei bei Herrn Pichler Manches als jugendliche Petulanz zu entschuldigen“, und forderte Wiedemann auf, Hülskamp, dem er es 1863 ebenfalls erzählt hatte, an sein gegebenes Ehrenwort zu erinnern, daß er das Vorkommnis nicht weiter

verbreite.[13]) Bei Beginn des Wintersemesters 1864/5 sah sich die Fakultät oder eigentlich Reithmayr als Dekan, nicht ohne Einverständnis mit dem Ordinariat, veranlaßt, Pichler die Abhaltung seiner Vorlesung zu verbieten, wie dieser selbst gesteht, wegen „vor Schülern ungehöriger Polemik" und wegen des I. Bandes seiner „Geschichte der kirchlichen Trennung". Und als letzterer auf den Index gesetzt wurde, trug Pichler kein Bedenken, in seinen sich daran knüpfenden Streit mit dem Münchener Ordinariat auch Döllinger zu verflechten.

Die Beziehungen Döllingers zum Erzbischof und Ordinariat waren schon damals nicht mehr ganz ungetrübt. Denn bereits einige Jahre vorher hatte er sich durch den Versuch ungelegen gemacht, eine Abrogierung der Leichenreden, über welche viel geklagt, auch gescherzt und gelacht wurde, herbeizuführen. Er scheiterte, wie es unter den wenigen autobiographischen Aufzeichnungen heißt, an dem „Geldpunkte". Dann führte er nach einem Briefe des erzbischöflichen Sekretärs Klage darüber, „daß man noch niemals in so ausgedehnter Weise auch in minder wichtigen Angelegenheiten sich nach Rom gewendet, wie unter der gegenwärtigen Diözesanverwaltung es geschieht, und daß dadurch unsere Diözese zu einem Schnürkinde wird"; auch behauptete er: „es sei gegen das Konkordat, wenn Ehestreitigkeiten aus bayerischen Diözesen nach Rom gebracht werden", was die Kurie damals einführen wollte und wofür der erzbischöfliche Sekretär sich aussprach.[14]) Ferner glaubte man dort dem Klatsch von einer Jung-Münchener Schule und war voll Mißtrauen gegen die vermeintlichen Mitglieder derselben, ohne sich nur zu vergewissern, ob die gegen sie erhobenen Klagen wahr seien oder nicht.[15]) Klatsch über Döllinger und Mißtrauen gegen ihn liegt auch der ganzen Behandlung der Pichlerschen Angelegenheit durch das Ordinariat zu Grunde, während bei einer vertrauensvollen und freundlicheren aktenmäßigen Verhandlung der Sache mit Döl-

linger das ganze Mißverständnis so leicht hätte gehoben werden können. Denn Döllinger, der selbst manches in Pichlers Buch beanstandete, wollte deswegen durchaus keinen Streit provozieren und diktierte selbst, nachdem durch die Allg. Ztg. das Urteil der Index-Kongregation bekannt geworden war, sofort Pichler — er war eben auf Döllingers Vorschlag zum Chorvikar bei St. Cajetan ernannt, aber noch nicht kirchlich investiert — eine Unterwerfungsformel, welche schon anderen Tages beim Erzbischof einlief: „Aus den öffentlichen Blättern erfahre ich soeben, daß der 1. Band meiner ›Geschichte ꝛc.‹ auf den römischen Index gesetzt worden ist. Da, so viel mir bekannt ist, nach dem herrschenden Gebrauch von dem Verfasser eines auf solche Weise censurierten Buches eine Unterwerfung gefordert zu werden pflegt, so beeile ich mich, auf daß über die Bereitwilligkeit meines Gehorsams kein Zweifel bestehe, gegen Ew. ꝛc. die Erklärung abzugeben, daß ich mich der hinsichtlich meines Buches getroffenen Verfügung und dem in dieser Maßregel enthaltenen Urteil aufrichtig und rückhaltlos unterwerfe. Hiermit verbinde ich die weitere Erklärung, daß ich mich der nächsten sich darbietenden Gelegenheit bedienen werde, um solche Fehler meines Buches, welche ich selbst bereits öffentlich bekannt habe, oder welche mir in Zukunft sollten gezeigt werden, zu verbessern“ (März 22.). Ja, um die Sache so rasch wie möglich zu bereinigen, veranlaßte Döllinger Pichler auch, am 7. April einen italienischen Brief, der im wesentlichen eine Übersetzung obiger Erklärung war, unmittelbar an den Papst selbst zu schicken. Statt nun diese entgegenkommende Gesinnung zu benützen, um eine friedliche Beilegung herbeizuführen, glaubte man den Pichlerschen Ausstreuungen, er habe Döllinger das Manuskript seines Buches vorgelegt und von ihm die Approbation desselben erhalten, so daß das Urteil der Index-Kongregation auch ihn getroffen hätte, und nahm alles, was Pichler an den Erzbischof schrieb,

als bare Münze, ohne Döllinger darüber zu fragen oder zu verständigen. So erwartete Döllinger nach einem Briefe des erzbischöflichen Sekretärs, das Ordinariat würde die von ihm „nicht als ungenügend erklärte und zurückgewiesene“ Erklärung Pichlers veröffentlichen, erfuhr aber nicht, daß Pichler sich in einem Schreiben an den Erzbischof eine amtliche Veröffentlichung derselben verbeten hatte, worauf ihm die kirchliche Investitur verweigert worden war (April 15.). Ja, da Pichler am 21. April in einem neuen Schreiben sagte: „daß ich in dieser Sache gar nichts gethan, sondern lediglich das abgeschrieben habe, was von meinem kindlich geliebten Lehrer und Gönner Döllinger mir nicht bloß geraten, sondern direkt befohlen worden ist,“ so folgerte man daraus, daß Döllinger ihm auch gesagt habe, er solle eine amtliche Veröffentlichung seiner Erklärung sich verbitten. Eine mündliche Besprechung Döllingers mit dem Erzbischof führte zu keinem Ziele. Erst Mitte Dezember 1865 sah sich der erzbischöfliche Sekretär veranlaßt, Döllinger nicht mittels der Akten, sondern aus seinem Gedächtnisse aufzuklären, dem aber, wie er selbst schreibt, „ein besonders wichtiges Moment nicht mehr gegenwärtig war“. Er scheint ihm auch nicht, ehe er seinen Brief vom 19. Dezember schrieb, durch die Akten nachgeholfen zu haben, weshalb seine Darstellung des Verlaufs der Sache eine ganz andere ist, als er nach einem Erlaß des Ordinariats vom 21. April 1865 an Pichler wirklich war.

Doch wurde Döllinger durch diesen Brief veranlaßt, sich selbst in einem Schreiben vom 22. Dezember 1865 an den Erzbischof zu wenden, von dem noch das folgende Fragment vorhanden ist: „Man hat ferner Ew. rc. gesagt, und Hochdieselben haben es mir wiederholt: Pichler habe, ohngeachtet er durch die römische Censur seines ersten Bandes gewarnt gewesen sei, doch in seinem zweiten Bande wieder ähnliche anstößige Stellen angebracht, zeige also eine störrische,

unverbesserliche Gesinnung. Daß auch dies völlig grundlos sei, ergibt sich sofort aus einer einfachen Vergleichung der Data. Am 21. März 1865 kam die erste Nachricht von dem Verbot des ersten Bandes durch die Allg. Ztg. nach München; dritthalb Monate vorher, im Januar, war der zweite Band des Werkes bereits erschienen. Welche Absichten kann man haben, indem man Ew. ꝛc. durch ein solches Gewebe von Entstellungen und Unwahrheiten in fortwährender Täuschung zu erhalten sucht? Leider ist es nur allzu klar, daß es hiebei nicht bloß auf den Dr. Pichler, sondern auch auf mich abgesehen ist. In der That hat es auch der Herr Domprobst Prand dem Prof. Schulte von Prag, der mir dies einige Tage nachher wieder erzählte, ganz offen gesagt: man habe durch die Verweigerung der Investierung eigentlich mich dafür bestrafen wollen, daß ich den Dr. Pichler dem Könige vorgeschlagen habe. Und zum Überfluß versichert mich nun auch noch der Sekretär Ew. ꝛc., daß die mich betreffenden Unwahrheiten auch noch in der ganzen Stadt ausgebreitet, in einer für meinen sittlichen und amtlichen Charakter äußerst nachteiligen und ehrenrührigen Weise dargestellt worden seien. Ich habe mich dagegen schon mündlich zu verteidigen gesucht, da aber bei so schweren Beschuldigungen das mündliche Wort nicht genügt und leicht wieder verhallt, so werden Ew. ꝛc. gestatten, es hier schriftlich zu thun und zugleich mein Verhältnis zu Pichler und dessen litterarischen Arbeiten überhaupt kurz und klar darzustellen.

„Ew. ꝛc. ist gesagt worden: Pichler habe in seinen Eingaben sich darauf berufen, daß er sein Manuskript mir vorgelegt und nichts ohne meine Genehmigung gedruckt habe. Hienach hätte ich denn allerdings in dieser Angelegenheit zweizüngig und unredlich gehandelt; denn ich habe Ew. ꝛc. gesagt, daß ich manches in Pichlers Schriften mißbillige, und statt ihn rechtzeitig zu warnen, hätte ich ihn vielmehr in seinen Ver-

irrungen durch meine Billigung gestärkt, wäre also eigentlich viel schuldiger als Pichler selbst es sein kann. Daß Ew. ꝛc. so etwas von mir glauben konnten, zeigt mir leider, bis zu welchem Grade es einigen Personen bereits gelungen ist, das frühere Vertrauen, welches Ew. ꝛc. mir zu zeigen geruhten, in das Gegenteil umzuwandeln. Ich erkläre hiemit auf das bestimmteste, daß ich von Pichlers Buch nichts eher gesehen habe, als bis es gedruckt war und andere es auch erhielten. Da ich aber kaum hoffen darf, daß Ew. ꝛc. noch meinen Worten Glauben beimessen werden, so lege ich hiermit das Zeugnis bei, welches ich mir von Pichler habe ausstellen lassen.

„Man hat ferner Ew. ꝛc. gesagt, die erste der beiden Unterwerfungserklärungen habe nicht unbedingt gelautet, sondern sei verklausuliert gewesen und darum habe sie das Ordinariat zurückgewiesen. Daß es sich ganz anders verhalte, daß die Erklärung ganz unbedingt lautet, davon werden sich Ew. ꝛc. überzeugen, wenn Sie sich dieselbe vorlegen lassen wollen. Das Ordinariat fand es anstößig, daß ich im Eingang eine einfache, jedem Theologen bekannte Thatsache erwähnt hatte. Der Sinn dieser Rüge ist mir heute noch ebenso unbegreiflich, als am ersten Tage. Jedenfalls konnte in dieser unschuldigen Erwähnung kein Grund liegen, die Erklärung zurückzuweisen.

„Man hat drittens Ew. ꝛc. gesagt: Pichler habe hierauf eine neue Erklärung vorgelegt, welche eine Appellation an den Papst gewesen sei. Dies habe ich aus Ew. ꝛc. Mund vernommen. Hievon ist das Gegenteil wahr; er schickte allerdings auf meinen Rat die Erklärung an den Papst, da das Ordinariat eine solche Einsendung nach Rom für notwendig erklärt hatte; daß man aus einer einfachen Absendung einer ganz rückhaltslosen Unterwerfungserklärung eine Appellation machen und davon nun einen neuen Grund hernehmen werde, dem vom König ernannten Vikar die Investierung zu verweigern, konnte ich unmöglich vorhersehen. Mein einziger

Gedanke dabei war der gewesen, daß es bei der notorischen Langsamkeit römischer Behörden besser sei, die Erklärung unmittelbar an den Papst selbst statt an die Index-Kongregation gelangen zu lassen.

„Nun gestatten mir Ew. ꝛc. gnädigst, noch ein Wort über meine Stellung zu Pichler zu sagen. Schon vor zwei Jahren hatte er mir vorgestellt, daß er als Privatdozent sich an der Universität kaum mehr würde halten können, da er ganz mittellos sei. Damals kannte ich von ihm nur seine Schrift über Cyrillus Lucaris, die m. W. von Niemanden angefochten wurde und die mir eine ganz gute litterarische Leistung zu sein schien; ich übertrug ihm die Verwesung eines Manualbenefiziums und versprach ihm, bei einer eintretenden Erledigung einer Vikarstelle ihn zu derselben dem Könige vorzuschlagen. Als die Erledigung später eintrat, erinnerte er mich an mein ihm gegebenes Versprechen. Damals war der erste Band seines Werkes erschienen, ich hatte dasselbe aber noch nicht gelesen, teils weil ich damit auf das Erscheinen des zweiten warten wollte, teils auch weil ich gerade wegen Arbeiten völlig in Anspruch genommen war. Ich brachte ihn also in Vorschlag. Daß ihm das Ordinariat die Investitur verweigern würde, ahnte ich damals nicht und konnte ich nicht ahnen; dies werden mir Ew. ꝛc. wohl glauben, denn die neuen Grundsätze, welche das Ordinariat angenommen zu haben scheint, waren mir völlig unbekannt, wie denn auch dieser Fall der erste und bis jetzt noch einzige in Deutschland ist. Als die Schrift des Domkapitulars und nachmaligen Domdechants in Bamberg Brenner auf den Index gesetzt wurde, gab er weder selber eine Unterwerfungserklärung, noch dachte irgend jemand daran, diesen Mann deshalb zu maßregeln; im Gegenteil, er ward nachher Domdechant ohne ein Wort des Widerspruchs von Seite des Erzbischofs oder der römischen Kurie.

„Mein Verhalten gegen den Dr. Pichler war bisher

durch die Ansicht bestimmt, daß es besser sei, einen jungen und jedenfalls sehr begabten und kenntnisreichen Mann und Priester, der noch viel leisten und noch ein tüchtiger Arbeiter im theologischen Gebiete werden könne, mit Glimpf und Schonung zu behandeln und ihm Zeit zu lassen, das Unreife, Fehlerhafte und Einseitige in seinen Ansichten und seiner Schriftstellerei selber allmählich zu verbessern. Ich bin nun seit 42 Jahren öffentlicher Lehrer der Theologie und meine Schüler in Deutschland zählen nach Tausenden; Ew. ꝛc. werden mir daher vielleicht doch einigen Glauben beimessen, wenn ich aus einer so langen Erfahrung behaupte, daß in der Regel jeder junge Mann, wenn er auch anfänglich ..."

Schon am 30. Dezember antwortet der Erzbischof in einem langen Schreiben, in dem er von dem, „was ihm etwa gesagt worden ist", absehen und nur den aktenmäßigen Thatbestand darlegen will. Der Hauptpunkt darin ist aber, daß Pichler seine Unterwerfung, deren „Inhalt diesseits nicht beanstandet wurde", nicht veröffentlichen lassen, und der Erzbischof ihn ohne Veröffentlichung derselben nicht investieren wollte. Dann schließt es: „Glauben Sie ja nicht, verehrtester Herr Stiftsprobst, daß ich Ihnen die Schuld an Pichlers Verirrungen aufbürde. Glauben Sie aber nur fest daran, daß Pichler alles gethan hat, um seine Schuld auf Sie zu wälzen und sich mit seinem Lehrer zu decken. Pichler hat es wiederholt und vor vielen Zeugen behauptet, daß Ihnen schon vor der Drucklegung sein Manuskript mitgeteilt worden sei, ja daß der erste Band schon bei Gelegenheit seiner Habilitation Ihre Censur passiert habe. Pichler hat in seiner Eingabe vom 26. April d. J. erklärt, ›daß er in dieser Sache gar nichts gethan‹, sondern lediglich Ihren Rat und Befehl befolgt habe, was in seiner von Ihnen vorgelegten Erklärung freilich wieder anders lautet. Pichler wird vielleicht auch seine neueste Eingabe vom 10. Dezember d. J., in welcher er berichtet, daß

er wegen der im Pastoralblatte erschienenen Rezension seines Buches meinem Ordinariate einen Preßprozeß angehängt habe, auf Ihren Rat und Befehl zurückführen. Pichler hat Sie in der That so arg kompromittiert, daß Sie vollkommen recht haben, sich, wie Sie am Schlusse Ihres Schreibens sagen, jeder ferneren Einmischung in diese Angelegenheit zu enthalten. — Es macht Ihrem Herzen nur Ehre, daß Sie sich, wie gewohnt, um einen begabten und zweifelsohne auch strebsamen Schüler annehmen. Aber Sie haben sich an ihm getäuscht, oder vielmehr Pichler hat Sie getäuscht. Weil Sie ihn zu wenig gekannt haben, beurteilen Sie auch sein Buch viel zu gelinde. Sie setzen noch Hoffnungen auf ihn, die fast niemand zu teilen vermag, und deren Erfüllung Sie darum lediglich ihm selbst überlassen sollten."

Diese und andere Mitteilungen blieben nicht ohne Wirkung auf Döllinger; denn Pichler klagt in einem undatierten Briefe über ihm „zugegangene Versicherungen über mißgünstige Äußerungen von Seite Ew. Gnaden bezüglich meiner Person", und am 7. Februar 1868 schrieb Döllinger selbst an den Stadtpfarrer von S. Peter Westermeyer: „Noch ein Wort zum Schlusse über Dr. Pichler. Es genügt, Ihnen zu bemerken, daß ich ihn in drei Monaten ein einziges Mal gesehen habe, und da nur auf fünf Minuten, wo er mir den Besuch eines fremden hohen Herrn [des russischen Kultusministers Graf Sievers] ankündigte, der durch ihn bei mir angemeldet sein wollte. Das ist die Summe meiner Berührungen mit diesem Manne" (Briefe S. 162). Aber Döllinger blieb bei der Überzeugung und sprach sie auch 1867 bei einem Zusammentreffen im Englischen Garten gegen den Erzbischof aus, daß nach einer Äußerung des Generalvikars Prand gegen Prof. Schulte „das Verfahren des Ordinariats gegen Dr. Pichler eigentlich und vorzugsweise gegen ihn gerichtet gewesen sei". Die Äußerung konnte dem Erzbischof

nicht neu sein, da Döllinger sie schon in seinem Schreiben vom 22. Dezember 1865 angeführt hatte; aber während sie ihm damals so unwichtig erschien, daß er sie in seinem Antwortschreiben vom 29. Dezember gar nicht erwähnte, konnte sie ihm jetzt „nicht gleichgültig sein“. Am 24. Dezember 1867 antwortete er darauf: er habe Prand davon Mitteilung gemacht, worauf sich dieser an Schulte gewandt habe; das Ergebnis sei gewesen, daß „sich die von Ihnen dem Herrn Prof. Schulte in den Mund gelegte Äußerung als vollkommen unrichtig und gar nicht gemacht herausgestellt“ habe; zum Beweise überschicke er ihm gegen Rückgabe den Briefwechsel, von dem leider bloß noch der Brief Prands an Schulte erhalten ist.

Damit kam die Sache aber nicht vom Flecke, und befand sich Döllinger fortwährend in der mißlichen Lage, daß der König einen von ihm vorgeschlagenen Geistlichen zum Chorvikar ernannt hatte, dem der Erzbischof die Investitur Jahre lang verweigerte, — ein Zustand, der für ihn immer unerträglicher wurde. Da nun das Ordinariat schon am 21. April 1865 an Pichler geschrieben hatte, es werde die Veröffentlichung der von diesem unmittelbar an den hl. Vater gerichteten Erklärung durch den hl. Stuhl selbst abwarten, eine solche aber, obwohl die Erklärung nach einer Mitteilung des bayerischen Gesandten beim Vatikan in die Hände des Papstes gekommen war, bis daher nicht erfolgt war, so setzte Döllinger unterm 12. Februar 1868 dem Erzbischof neuerdings auseinander: „Rom habe sich längst durch die eingelaufene Erklärung des Pichler für befriedigt erklärt“, und er könne nicht länger daran zweifeln, „daß es sich nicht blos um den armen Dr. Pichler handle, sondern daß die Urheber und Antragsteller in dieser Sache noch ganz andere Dinge und Personen im Auge hatten und haben“. Das änderte plötzlich die Lage. Nachdem man es drei Jahre lang unterlassen hatte, sich in Rom um die Sache zu erkundigen, zog jetzt der Erzbischof „genaue Erkun-

digungen“ ein und erfuhr zu seinem Bedauern, „daß diese Behauptung gänzlich unbegründet ist. Nachdem nämlich, so wurde Sr. Erzb. Excellenz erklärt, kurz nach der Vernehmlassung Dr. Pichlers der zweite Band seines bekannten Werkes erschien [!] und gleichfalls in den Index gesetzt werden mußte, konnte jene Erklärung, ganz abgesehen von ihrem Inhalt, nicht weiter berücksichtigt werden. Das ist“ — setzt das Ordinariat hinzu — „die Anschauung Roms von der vorliegenden Frage“, und „damit ist auch das Verfahren des Oberhirtenamtes gegen den Dr. Pichler ... von den Vorwürfen von selbst entlastet, die Ew. Hochwürden vorzubringen für gut befunden haben“. In Bezug auf die zweite Bemerkung Döllingers glaubte das Ordinariat sich durch eine Verweisung auf seinen Erlaß vom 21. April 1865 an Pichler rechtfertigen zu können, weil es ihm darin bedeutet hatte, daß er „lediglich selbst sich zu verantworten hat, und daß darum die Berufung auf angebliche Ratgeber, welche Auktorität dieselben auch sonst besitzen mögen, gänzlich irrelevant bleiben muß“ (1868, April 14.).

Es ist nicht der Mühe wert, über diese Geschäftsführung ein weiteres Wort zu sagen. Es sei nur bemerkt, daß Pichler, wie der Verfasser erfuhr, nunmehr ein Formular unterschrieb und investiert wurde. Seine späteren Schicksale in Rußland gehören nicht hieher, wohl aber Döllingers Endurteil über ihn in einem Briefe an H. Thiersch: „Ob Ihre Hoffnung, daß der unglückliche Pichler in das Stadium der μετάνοια eingetreten, zutreffe, ist mir nach meiner Kenntnis dieses Mannes noch sehr zweifelhaft. Ich wünsche es von ganzem Herzen. Die Erfahrungen, die ich an ihm machen mußte, sind die peinlichsten, die mir in meinem ganzen Leben durch den Verkehr mit jüngeren Männern zu teil geworden. Nie hat jemand mein Vertrauen und meine Hoffnungen so vollständig getäuscht“ (1873, März 25.).

Nun stemmte sich Döllinger aber auch gegen die Ausführung eines Hauptpunktes des Mainzer Parteiprogramms: daß die bischöflichen Seminarien den modernen Universitäten vorzuziehen, die Theologie aus den Staatsuniversitäten in die Seminarien zu verpflanzen und zur Wiedererstehung der katholischen Wissenschaft katholische Universitäten notwendig seien (oben S. 86). Er hatte schon, als Windischmann auf der Freisinger Bischofsversammlung (1850) die Errichtung der theologischen Lehranstalten entschieden befürwortete, sich gegen sie ausgesprochen, da sie „nicht nur den Untergang der theologischen Fakultäten an den Hochschulen, sondern die Vernichtung der katholischen Wissenschaft und nahezu den Untergang des Katholizismus in Bayern" herbeiführen würden (oben S. 92). Und auf der Generalversammlung zu Regensburg (1849) hatte er einen Antrag auf die Gründung einer katholischen Universität als zur Zeit undurchführbar und deshalb unzeitgemäß bekämpft (oben S. 16). Unterdessen war aber mit dem Erstarken der neuscholastisch-jesuitischen Partei, welche sogar den Studienplan der theologischen Fakultäten für unkatholisch und protestantisch erklärt hatte, das von Rom unterstützte Drängen nach der ausschließlich seminaristischen Erziehung des Klerus immer mächtiger geworden, und im Jahre 1862 ging der Bischof Weis von Speier, der nicht wie die übrigen bayerischen Bischöfe ein volles kgl. Lyzeum in seiner Diözese hatte, daran, selbst ein theologisches Seminar, dessen Lehrer er ernennen wollte, zu gründen, um darin seinen Diözesanklerus zu erziehen. Die Generalversammlung der katholischen Vereine aber beschloß im September 1862 zu Aachen unter dem Rufe: „Gott will es", die Gründung einer „freien" katholischen Universität.

Der Bischof Weis, der auf zwei Schreiben an König Maximilian II. keine Antwort erhalten hatte, glaubte, gerade an Döllinger eine Unterstützung seines Planes zu finden, und

sandte seinen nach München reisenden geistlichen Rat Molitor zu ihm, um mit ihm „namentlich auch über die theologischen Studien und anderes, besonders an der Universität zu München zu sprechen“ (1863, Dezember 29.). Die Gesichtspunkte Döllingers waren aber andere als die des Bischofs. Er sah, wie er einmal dem Verfasser auseinandersetzte, ohnehin einen Grund der geringeren Blüte der katholischen Theologie, als der protestantischen, darin, daß die Professoren ihr Lehramt in der Regel nur als Übergangsposten zu höheren Stellen betrachteten; nun wollte Bischof Weis gar Männer mit theologischen Professuren betrauen, welche die Theologie neben ihren anderen Ämtern lehren, oder wenigstens keine feste Stellung haben sollten, so daß der Bischof jeden Augenblick sie auch wieder hätte entfernen können. Dazu konnte und wollte Döllinger die Hand nicht bieten. Doch in Speier, wo man schon früher gewohnt war, „via facti vorzugehen“ und es sogar auf eine Verfolgung durch den Staat ankommen zu lassen, schlug man auch jetzt wieder diesen Weg ein. Bischof Weis ernannte Kirchenbeamte zu Professoren im Nebenamte, wies das Anerbieten des Ministers Koch, ihm, wie in anderen Diözesen, eine theologische Sektion zu errichten, ab und kündigte unter Berufung auf ein päpstliches, tridentinische Seminarerziehung des Klerus forderndes Schreiben vom 18. August 1864 an die bayerischen Bischöfe die Eröffnung seines Seminars im Herbst 1864 an. Da der Bischof auch gegenüber der Androhung polizeilicher Gewalt Stand hielt, stieg die Spannung zwischen ihm, der von Rom und dem Nuntius Gonella angefeuert wurde, und der Regierung immer höher. Der Nuntius und die Gesandten von Österreich und Frankreich verfügten sich zu dem Minister Neumayr, welcher den abwesenden Minister Koch vertrat, „um gegen das gewaltsame Vorgehen in Speier zu warnen“, „sollen“ aber zu ihrem und des Bischofs Erstaunen von ihm gehört haben: „Dr. Döllinger sei zu Rate

gezogen worden und habe erklärt, wenn man diesmal nachgebe, so sei es um die Theologie in Bayern geschehen!" Natürlich wurde ihm das als ein neues Verbrechen angerechnet, und blieb man dabei, daß nur sein Einfluß auf die Regierung den Plan des Bischofs vereitelt habe, obwohl er schon damals einen solchen Einfluß in Abrede stellte und noch im Jahre 1872 zu einem Artikel Frohschammers in der Zeitschrift „Unsere Zeit" in einem seiner Notizbücher bemerkte: „Falsche Behauptung S. 185 über meinen Einfluß auf das Ministerium Koch".[16])

Im Ganzen war indessen die Ansicht Döllingers von den bischöflichen Seminarien durch den Minister Neumayr richtig angegeben. Seine Abneigung gegen dieselben wurde noch größer, als am 8. Dezember 1864 die päpstliche Enzyklika Quanta cura und der Syllabus erschien, in dem nach der Civiltà Cattolica nicht nur die Rede Döllingers „Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie" verdammt, sondern auch die römischen Tendenzen offen dargelegt waren.[17]) Es konnte kein Zweifel mehr bestehen: es sollte die theologische Jugend nur noch neuscholastisch gelehrt und mit den Ideen des Syllabus, der sofort von der jesuitischen Partei für unfehlbar erklärt wurde, erfüllt werden, überhaupt eine neue Ära des Katholizismus beginnen. Eine Flut von Übersetzungen mit und ohne Erläuterungen, Hirtenbriefen und Broschüren brach über das katholische Volk in Deutschland herein, um diesem „Aktenstück von so unermeßlicher Bedeutung für die ganze Christenheit" überall Eingang zu verschaffen. Die deutschen Jesuiten erörterten den Syllabus in einer Reihe von Heften ihrer „Stimmen aus Maria-Laach", der Jesuit Schrader gab ihn zum besseren Gebrauch in „kontradiktorischen Gegensätzen als Normen der Gedanken, Worte und Handlungen des Katholiken", und Heinrich feierte ihn auf der Generalversammlung zu Trier (1865) unter stürmischem Bravo

und einem ebenso stürmisch erwiderten Hoch auf Pius IX. als „die größte That des Jahrhunderts und vielleicht vieler Jahrhunderte".

Auch Döllinger erkannte augenblicklich die Bedeutung des Syllabus, aber ihm waren auch sofort die Konsequenzen klar, welche sich aus der Durchführung desselben ergeben würden. Eben deswegen glaubte er, dazu nicht stillschweigen zu dürfen, und griff wieder zur Feder, um unter Anknüpfung an den noch nicht beendigten Speierer Seminarstreit seine Auffassung in einem Artikel: Die Speyerische Seminarfrage und der Syllabus (Januar 1865) darzulegen. In ihm wird zunächst der Streit des Bischofs mit der Regierung und ihr gegenseitiger Standpunkt auseinandergesetzt und als die Absicht des Bischofs bezeichnet, „theologische Dilettanten im besten Falle" in „einer aus dem Stegreif notdürftig zusammengestoppelten Winkelschule" zu sammeln, in welchen, da sie nur auf Ruf und Widerruf angestellt würden, ein Gefühl ruhiger Sicherheit, der Mut und die Zuversicht zu tieferen Studien, oder gar zu litterarischer Thätigkeit nicht aufkommen könnte. Es würde, wenn die Absicht des Speierer Bischofs in Deutschland Nachahmung fände, auch hier werden wie in Italien, in dessen Seminarien man sich auf scholastische Dogmatik, Kasuistik für den Beichtstuhl und etwas Dekretalenrecht beschränkt und von dem, was wir Deutsche Wissenschaft oder wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes nennen, keine Ahnung hat. Wie die 500 – 800 Professoren, die gegenwärtig in den italienischen und französischen Seminarien dozieren, außer einigen obskuren Kompendien, die nicht über die Schulwände hinausgedrungen sind, litterarisch nichts leisten, so würde und müßte es auch in Deutschland werden. „Man hat es in den weiteren Kreisen wohl nicht bemerkt, daß seit einigen Jahren in den Beziehungen Roms zur deutschen Kirche und infolge davon in der Lage der letzteren vieles sich geändert hat. Mehrere Ur-

sachen haben hier zusammengewirkt: die italienische, in jüngster Zeit noch sehr gesteigerte Abneigung gegen deutsche Nationalität und deutsche Wissenschaft, die nun einmal den südlichen Romanen unverständlich und ungeheuerlich ist, der wachsende französische Einfluß in Rom, die Verbreitung eines zahlreichen nach jesuitischen Grundsätzen erzogenen jüngeren Klerus in Deutschland und endlich die Ansiedelung und das rasche Umsichgreifen der Jesuiten selbst in unserem Lande. Diese vier Ursachen verdienen, etwas näher erwogen zu werden". Und nachdem dies geschehen, fährt er fort: „So ist denn — es läßt sich nicht länger leugnen — die Lage des katholischen Deutschlands wesentlich geändert. Eine Spaltung besteht unter denen, die sonst auf dem gemeinsamen Boden des katholischen Bekenntnisses stehen ... Man konnte früher sagen, die Bezeichnung ›ultramontan‹ sei nur ein gehässiges Manöver derer, denen das Bekenntnis der katholischen Kirche selber verhaßt ist, und werde gelegentlich jedem überzeugungstreuen Gliede dieser Kirche angeheftet. Das ist nun anders geworden. Der Ultramontanismus ist keine Fiktion mehr, kein Gespenst, sondern eine reelle und aggressiv vorschreitende Macht, die ihren Krieg mit allen im kirchlichen Parteihader anwendbaren Waffen führt ... Die jüngste Enzyklika (und der ihr beigefügte Syllabus) hat ihre Gedanken und Ziele formuliert, bietet sich ihnen als Parteisymbolum und Glaubensbekenntnis dar ... Unumschränkte Herrschaft Roms in der Kirche und auf allen mit der Kirche zusammenhängenden Lebensgebieten, dies ist das Ideal, das ersehnte Ziel der echten Ultramontanen. Fassen wir indes das Dokument, welches fortan die Richtschnur unserer Ultramontanen bilden wird, näher ins Auge. Es enthält eine große Zahl von Sätzen, bei denen nicht zu begreifen ist, warum man sie denn einer besonderen Verdammung wert erachtet hat, Sätze, welche alle positive Religion leugnen oder nur infolge einer solchen Leugnung geäußert werden konnten, deren feier-

liche Verwerfung durch eine besondere Urkunde fast ans Komische grenzt, da man mit derselben Solemnität auch von Rom aus verordnen müßte, es sei irrig und ketzerisch, an die Gottheit der Juno oder des Apollo zu glauben oder Muhammed für einen Propheten zu halten. Und daneben wieder Sätze, wie sie in das Bewußtsein aller gebildeten Klassen in Europa ohne Unterschied der Konfession übergegangen sind, oder Sätze, die längst und allgemein anerkannte geschichtliche Thatsachen aussprechen, oder Sätze, welche, wie die Theologen versichern, bisher von namhaften Gottesgelehrten unbedenklich gelehrt wurden. Und alle diese Doktrinen und Behauptungen in bunter Mannigfaltigkeit werden nun unter dem gemeinschaftlichen Prädikat »äußerster Schamlosigkeit« zusammengefaßt. So müssen alle Theologen erstaunen, wenn sie die Behauptung als Irrtum verdammt finden, daß auch im Protestantismus die Möglichkeit, Gott zu gefallen, bestehe. Wenn irgend ein Satz bisher auch von den am meisten zu dogmatischem Rigorismus neigenden Theologen, in Deutschland jedenfalls ohne irgend eine nennenswerte Ausnahme, anerkannt war, so ist es dieser. Nous avons changé tout cela, sagt man in Rom. Doch nicht nur den Theologen hält die Enzyklika den Spiegel vor, der ihnen zeigt, daß sie samt und sonders bisher in argen Irrtümern und Ketzereien befangen gewesen. Auch den Juristen und Staatsmännern, den Fürsten, den Beamten, den Schulmännern, den Mitgliedern ständischer Körperschaften, den Regierenden wie den Untergebenen, allen wird angekündigt, daß sie bisher auf falschen, unchristlichen Bahnen gewandelt sind, daß sie fremden Besitz sich angemaßt, in die Rechte der Kirche usurpierend eingegriffen haben, überhaupt von der Kirche und dem Umfang des kirchlichen Gebietes ganz verkehrte Begriffe hegen ... Dies sind einige der Lehren und Prinzipien, welche die Enzyklika der erstaunten Welt offenbart. Zugleich werden die Anatheme Gregors XVI. gegen Gewissensfreiheit und Preß-

freiheit von neuem eingeschärft, damit, soweit Roms Macht und Autorität reicht, auch kein Stein von dem Verfassungsgebäude sämtlicher heutiger Staaten auf dem anderen bleibe. Es sind doch Dinge, welche die ›Sache Gottes‹ angehen, und, sagt die Enzyklika, ›wenn es sich um Gottes Sache handelt, so müssen die Könige ihren Willen den Priestern unterordnen‹. Auch hängt, wie gleichfalls angedeutet wird, das Wohl der menschlichen Gesellschaft von der Einführung und Verwirklichung dieser Grundsätze ab. — Das ist also der Mühlstein, den man in Rom den Katholiken aller Länder an den Hals binden möchte ... Diese Dinge sollen künftig gelehrt, sollen vor allem dem Geiste der heranwachsenden Generation vom Klerus eingeprägt werden, auch in jenen Ländern, in denen die ganze Existenz der katholischen Kirche, ihre Freiheit und Sicherheit einzig auf den Prinzipien beruht, welche hier als schamlose, verderbliche Irrlehren gebrandmarkt werden, auf Prinzipien, mit denen die religiöse Freiheit der Katholiken dort stehen und fallen muß. Was man also in Rom will, ist dieses: der gesamte Klerus soll von früher Jugend auf in gründlicher prinzipieller Feindschaft gegen die ganze soziale Ordnung der Gegenwart, gegen alle in Europa und Amerika bestehenden Staatsverfassungen erzogen, mit der Milch dieser frommen Denkungsart genährt werden ..." Kurz, nach diesem „wunderbaren Dokument" haben Monarchen, Regierungen, Nationen „nichts Besseres, Dringenderes zu thun, als ihre Verfassungen zu stürzen, ihre Gesetzbücher zu vernichten, den Entwicklungsgang von vier Jahrhunderten plötzlich abzubrechen und die Zustände und Ordnungen des vierzehnten wieder aufzurichten ...

„Der Ultramontanismus ist wesentlich Papismus, und daran hängt bei ihm alles Übrige. Er geht davon aus, daß der Papst in allen lehrhaften Entscheidungen nicht bloß über Glaubensfragen, sondern auch im ethischen Gebiete, über die

Beziehungen der Religion zur Gesellschaft, der Kirche zum Staate schlechthin unfehlbar sei, daß also jede derartige Entscheidung unbedingte, rückhaltlose Unterwerfung und Annahme in Wort und That von seiten aller, der Kleriker wie der Laien, erheische. Eben darum ist ihm auch die Kirche eine rein monarchische, die keine Schranke kennt und duldet. Absoluter Alleinherrscher soll er sein und alle außer ihm sind nur seine bevollmächtigten Diener, im Grunde, mittelbar oder unmittelbar, nur die Vollstrecker seiner Aufträge, deren Gewalten er nach Belieben beschränken oder zurücknehmen kann ... Römischer Brauch, römische Satzung, Höheres kennt der Ultramontane nicht. Er bedarf ein kirchliches Anfragen- und Adreßbureau oder vielmehr ein ständiges Orakel, welches für jeden Zweifel, jedes wissenschaftliche oder praktische Bedenken eine unfehlbare Lösung zur Hand hat. Das sucht und findet er in Rom ... An die römische Unfehlbarkeit ist der Anspruch der Päpste, Königreiche zu verschenken, Monarchen abzusetzen und ihre Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden, unzertrennlich geknüpft; denn die Päpste selber haben es wiederholt für ein Dogma des Glaubens erklärt, daß diese Befugnis kraft göttlicher Verleihung ihnen zustehe“. Unsere deutschen Ultramontanen sekretieren, so viel sie können, die einschlägigen Texte und Dokumente (die Bulle Unam sanctam des Bonifatius VIII., ihre Erneuerung durch Leos X. Bulle Pastor aeternus), oder sie schreiben ihnen nur eine transitorische, nur für das Mittelalter und die damaligen Verfassungsverhältnisse geltende Natur zu. Auch „Döllinger“, setzt er hinzu, „hat früher über die Ansprüche der Päpste und die Grundsätze der Kurie zu sehr als Sachwalter und zu wenig als Historiker geredet. Die Nachtmahlsbulle, die zwar seit Klemens XIV. nicht mehr alljährlich verkündet, die aber, wie Crétineau-Joly kürzlich mitgeteilt, in den römischen Kongregationen noch immer als zu Recht bestehend angesehen und Entscheidungen zu Grunde

gelegt wird, läßt keinen Zweifel darüber, daß die Ansprüche selbst auf die höchste weltliche Macht nicht aufgegeben sind, daß man sie für jetzt nur schlummern läßt, um sie bei der ersten günstigen Gelegenheit hervorzuziehen ... Die Unfehlbarkeit selbst, welche zur Annahme der päpstlichen Allmacht auch in weltlichen Dingen nötigt, haben die »historisch-politischen Blätter« jüngst als nunmehr entschiedenes Dogma proklamiert.

„Zunächst indes liegt den Ultramontanen mehr als alles andere die Frage des Index am Herzen. Diesen in Deutschland zu vollster Geltung zu bringen und damit der ihnen verhaßten, von deutschem wissenschaftlichen Geiste getragenen katholischen Litteratur den Todesstoß zu versetzen, daran arbeiten sie mit vereinten Kräften. Daher der Haß gegen die Münchener Gelehrtenversammlung; daher die schimpflichen von Rom diktierten Bedingungen, mit denen man die Erneuerung jenes Versuchs unmöglich machen wollte, daher der 22., den Nichteingeweihten so rätselhafte Artikel des Syllabus, der die Behauptung als Irrtum verwirft, daß Lehrer und Schriftsteller nur an die kirchlich entschiedene Glaubenslehre gebunden, in allem übrigen aber, was nicht zum katholischen Glauben gehöre, frei seien. Noch bessere Dienste wird der Index leisten, wenn nur erst seine Herrschaft in Deutschland auf feste Füße gestellt ist ... Bereits hat denn auch der Bischof [Martin] von Paderborn am 12. Juli v. Js. seinem Klerus die verpflichtende Kraft der Indexdekrete und selbstredend auch der Regeln [des Index] feierlich angekündigt. Findet dieses Beispiel allgemeine Nachahmung, so wird die deutsche katholische Litteratur in nicht ferner Zeit einem Leichenfelde gleichen, auf welchem es sehr stille hergeht. Doch wird man wohl auch dann noch Predigten, Gebetbücher und scholastische, von Jesuiten approbierte Traktate drucken. Dieser Orden ist es denn auch, welcher in engster Verbrüderung mit seinen Jüngern

und Gesinnungsgenossen in Würzburg und Mainz und mit den beiden Nuntiaturen im Dienste des Index in Deutschland thätig ist, wobei die Jesuiten allerdings für ihre eigene Domäne kämpfen; denn sie sind es, in deren Händen bei dem gegenwärtigen tiefen Verfall der übrigen in Rom befindlichen mönchischen Körperschaften der Index thatsächlich liegt, obgleich die Geschäftsordnung noch von den Dominikanern geführt wird. Gelingt ihr Streben, so hat man an dem Index eine wirksame Waffe gegen die deutschen Universitäten, deren katholische Bestandteile sich selbstredend ohne die Freiheit der litterarischen Bewegung auf die Dauer nicht zu halten vermöchten. Würde aber eine solche Ausscheidung an den Universitäten, und vorzüglich der Untergang der theologischen Fakultäten erreicht, an deren Stelle dann bischöfliche Spezialschulen treten würden, so würde die jesuitisch-ultramontane Partei dies als einen großen Sieg feiern".[18])

Wie klar sah Döllinger die kommenden Dinge voraus! Nun sollte er aber, nachdem er den Artikel geschrieben, eine neue, nicht erwartete Enttäuschung erleben. Die katholischen Organe waren ihm infolge der Drohung der Nuntiatur längst versperrt, jetzt verschloß sich ihm, ebenfalls aus Furcht vor Rom, auch die liberale Presse. Denn als ein Vermittler, ohne Zweifel J. Huber, den anonymen Artikel an die Redaktion der Augsb. Allg. Ztg. schickte, schrieb ihm der Redakteur Kolb, der Frohschammer als den Verfasser desselben vermutete, zurück: wir können ihn nicht aufnehmen. „Wir müssen vorsichtig sein, wenn wir nicht in Rom verboten sein wollen" (1865, Januar 13.). So legte ihn denn Döllinger zu seinen vielen anderen Papieren, aus denen er erst nach seinem Tode in seinen „Kleinen Schriften" von Reusch ans Licht gezogen wurde. Die Entwicklung der Dinge in der römischen Kirche ging dafür um so rascher vorwärts.

Nach diesem Erlebnisse zog sich Döllinger wieder auf

sich selbst zurück, arbeitete, wie er am 13. März an Oxenham, einen früheren anglikanischen Geistlichen, welcher mehrere Jahre in München gelebt und viel mit Döllinger verkehrt hatte, schrieb, eifrig an seiner Kirchengeschichte von 1260—1314 und bereitete eine zweite Auflage seines Buches „Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung" vor, das Oxenham zu gleicher Zeit ins Englische übersetzte. Aber sein Schweigen half nichts: die geheimen Denunziationen hörten trotzdem nicht auf. So schrieb wahrscheinlich Senestrey, einer der 36 abendländischen Bischöfe, welche auf Vorschlag der dirigierenden Konzilskommission im April 1865 zu einem Gutachten über das von Pius IX. am 6. Dezember 1864 in der Kongregation der Riten angekündigte Konzilsprojekt aufgefordert wurden: „Sehr wenige gibt es, welche gegenwärtig diese Prärogative des Papstes [seine Infallibilität] bestreiten, und sie thun dies nicht sowohl aus theologischen Gründen, als in der Absicht, mit größerem Erfolge die Freiheit der Wissenschaft zu behaupten und zu verteidigen. Es hat den Anschein, daß zu solchem Zwecke in den jüngsten Zeiten zu München, der Hauptstadt Bayerns, eine Schule von Theologen entstanden sei, welche in allen ihren Schriften hauptsächlich darauf ausgehen, das historische Gebiet auszubeuten, um den apostolischen Stuhl, seine Autorität, seine Regierungsweise zu erniedrigen, ihn der Verachtung preis zu geben, vor allem aber die Unfehlbarkeit des Petrus, wenn er ex cathedra lehrt, zu bekämpfen". Und als der Verfasser 1866 seine „Kirchengeschichte Deutschlands" in Wien verlegen wollte, „warnte" der Jesuit Schrader dort „vor der Döllingerschen Schule" und wurde darin von München aus unterstützt.

Zu gleicher Zeit war auch in England die Denunziation geschäftig. Am 26. Februar 1866 schrieb Manning an den päpstlichen Geheimkämmerer Talbot: „Auch Patterson sagt mir, daß Döllinger gegen die Prärogative des hl. Stuhles

schreibt". In einer Korrespondenz des „Tablet" aus Rom aber heißt es: die in England gewählten Parlamentsmitglieder Sir John Acton und Sir John Simeon seien ebensowenig Repräsentanten des englischen Katholizismus wie Döllinger des deutschen und Lamennais des französischen. Und als in demselben Jahre Oxenhams englische Übersetzung von Döllingers „Christentum und Kirche" erschien und Newman gewidmet war, veranlaßte dies das damals von dem Konvertiten Ward herausgegebene „Dublin Review" zu der Äußerung: „Wir leugnen nicht, daß wir jedes Buch von Döllinger mit einem Vorurteil aufschlagen, behaupten vielmehr, daß das die rechte Stimmung eines guten Katholiken ist". Newman selbst geriet darüber in Schrecken und hatte „keine größere Furcht, als daß man glaube, er und Döllinger schaffen eine Partei in der Kirche", wie dies im „Weekly Register" (April 1867) ein römischer Korrespondent angedeutet hatte: „Es ist für diejenigen, welche den zu Rom herrschenden Geist kennen, kaum nötig zu sagen, daß dieser ausgezeichnete Mann in der römischen Meinung nicht mehr den hohen Platz einnimmt, den er bisher inne hatte. Es konnte nicht wohl anders sein ..., nachdem er gestattet hat, daß sein großer Name mit dem eines der bittersten Feinde Roms in der Widmung von Oxenhams Übersetzung von Döllingers ›Christentum und Kirche‹ in Verbindung gebracht wurde. Jetzt, wo die Kirche von allen Seiten umstürmt wird, und wo die Germanisierung ihre tödlichste Gefahr ist, mußte der bloße Schatten des Verdachts des Germanisierens, mag er auch in Wirklichkeit, was Gott geben wolle, unbegründet sein, das Vertrauen zu einem Manne, so groß und berühmt er auch als Katholik dastehen mag, merklich erschüttern". Eine so heikle Mission, die Newman durch seine Niederlassung in Oxford zu erfüllen glaubte, „konnte doch nicht einem Manne anvertraut werden, der sich in der Meinung Roms durch gewisse Kundgebungen bloß ge-

stellt hat, und an den sich, wiewohl ohne Zweifel mit Unrecht, die germanisierende Schule unter den jüngeren Katholiken in England als an ihre Hauptstütze anlehnt. Nur ein Ultramontaner von reinstem Wasser kann in einer Arena, wie Oxford ist, mit gutem Erfolge für den Glauben in England eintreten".[19]) Da wollte Döllinger, wenn er auch keinen Anstand nahm, sich die Schrift Oxenhams Catholic doctrine of the atonement, eine geschichtliche Untersuchung über die Entwicklung der Versöhnungslehre in der Kirche mit einer Einleitung über das Prinzip theologischer Entwicklungen, widmen zu lassen, doch nicht selbst noch Öl ins Feuer gießen und ersuchte Oxenham, Blennerhassett zu sagen oder zu schreiben: „er möge eine Übersetzung meiner Rede [Über Vergangenheit und Gegenwart der Theologie] nicht herausgeben — wenigstens nicht jetzt und nicht in dieser Gestalt; das dortige Publikum muß Manches darin, was eben nur für deutsche Theologen gesagt war, und nur von ihnen richtig gefaßt werden konnte, mißverstehen. Auch Acton meint, das Erscheinen der Broschüre werde einen Sturm hervorrufen — einen Sturm, der gegen mich gerichtet wäre, ohne daß ich mich verteidigen könnte. In eine Kontroverse solcher Art mich einzulassen, habe ich ohnehin keine Zeit. Mr. Ward würde nicht ermangeln, nun erst recht seinen Grimm an mir auszulassen" (1865, Dez. 13.). Und als auch der Spectator über ihn herfiel, meinte er: „Mit großem Interesse habe ich die mich betreffende Verhandlung im Spectator, der mir regelmäßig zukommt, verfolgt ... Der Verfasser hat die eigentlichen Gründe und prima principia seiner Anfeindung nicht gesagt, und so ist freilich eine Verständigung nicht möglich" (1867, August 2.); dem „Klerus in Frankreich, Italien, England kann man bei seinem Mangel an aller historischen Bildung und folglich an allem historischen Urteil überhaupt so etwas nicht begreiflich machen" (o. D.).

In dieser drückenden Lage mag es Döllinger als eine

um so größere Wohlthat empfunden haben, von dem einen oder anderen Freunde, dem er sein Leid geklagt, ein teilnehmendes Wort zu vernehmen, wie von Theiner, der ihm am 19. März 1865 schrieb: „Ich freue mich, daß Sie auch erkennen, daß mein Urteil über die Jesuiten und ihr Wirken gerecht war. Und bei alledem sind Sie lange noch nicht von diesen per ignem et aquam so gehetzt worden, als ich, und so hartnäckig durch so viele Jahre. Der Schutz Gottes und meine eiserne Festigkeit haben mich allein aufrecht erhalten. Ich beuge mich nicht vor ihnen. In mir haben sich die Jesuiten getäuscht: sie glaubten, ich würde den mit so großem Eklat [?] und Pomp hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen, aber ich verabscheue Heuchelei, Bosheit und Treulosigkeit, und unterhandle nicht mit diesen abscheulichen Faktoren. Die Nachwelt wird einstens hierüber urteilen. Bei einer künftigen Unterredung, nicht in diesem, sondern im kommenden Jahre, so Gott will, werden wir uns hoffentlich besser verstehen, als im Jahre 1857. Seien Sie und bleiben Sie davon überzeugt, daß ich überall, besonders höchsten Ortes, sobald es sich um Sie handelt, stets das Schwert unerschrocken aus der Scheide ziehe“.

Doch die Verleumdungssucht der Partei griff immer weiter und riß sogar die aristokratischen katholischen Damen mit sich fort, als es die Agitation für die Gründung einer katholischen Universität galt. Der Papst hatte unterdessen das Unternehmen gesegnet, die Mehrzahl der deutschen Bischöfe es unbedingt gebilligt, und ein Komitee machte unter der Oberleitung des Kardinals Geissel und der Bischöfe Ketteler und Martin alle Anstrengung, es durchzuführen. Döllinger selbst war dem Unternehmen an sich nicht abgeneigt, wie es aus einem Briefe an Jörg hervorgeht: „Schreiben Sie doch bald einen Artikel über die projektierte Universität; zeigen Sie, was erreichbar und zweckmäßig sei. Die medizinische und

und juridische Fakultät sollte man von vorneherein aus dem Spiele lassen" (1862, September 25.). Aber bald erkannte er die wahre Tendenz des Planes, und ein von der bekannten Konvertitin Gräfin Hahn-Hahn in Mainz abgefaßter Aufruf ausschließlich adeliger Damen zur Gründung eines Katharinen-Vereins im Mai 1865 öffnete ihm vollends die Augen. Ja, nach Jörg hätte der Aufruf ihn in eine solche Aufregung versetzt, daß er einer ruhigen Diskussion der Angelegenheit schon nicht mehr fähig gewesen wäre; denn „als eine Dame, mit der ich bei ihm zu Tische geladen war, den bekannten Aufruf der Gräfin Hahn-Hahn zur Sprache brachte, geriet er in solche Aufregung, daß er mit geballten Fäusten gegen das entsetzte Fräulein über den Tisch hinüber agierte: ›Was haben Sie gegen unsere Universitäten?‹ Vor solchen Scenen waren auch Phillips aus Wien und Moy aus Innsbruck flüchtig gegangen; keiner betrat mehr sein Haus." Das wird wohl richtig sein; aber die „historisch-politische" Schilderung gibt eine falsche Vorstellung von der Sache, läßt Döllinger allein als den Schuldigen, die anderen als die Unschuldigen erscheinen. In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß man sich wundern müßte, wenn es anders gekommen, Döllinger nicht in die höchste Aufregung geraten wäre. Oder sollte er es gleichgültig hinnehmen, wenn es in dem von 3 Prinzessinnen, 4 Fürstinnen, 31 Gräfinnen und 8 Baroninnen unterzeichneten Aufrufe heißt: „Die christliche Familie muß rat- und hilflos zusehen, wie ihre Söhne eine Theologie studieren, die das christliche Dogma in Zweifel stellt oder verachtet", und wenn sich mit ihm die Bischöfe Ketteler und Martin durch Unterschrift der dem Aufruf angehängten Statuten des Katharinen-Vereins und das Central-Komitee, an dessen Spitze als Präsident Phillips stand, durch Veröffentlichung desselben in seiner „Sammlung von Aktenstücken bezüglich einer freien katholischen Universität" (1865) identifizierten?

Döllinger trug übrigens die tiefe Verstimmung über diesen Aufruf länger in sich und ersuchte noch im Jahre 1866 den Generalvikar Klein von Limburg, sich darüber mit dem Bischof Ketteler zu benehmen. Der Bischof versicherte aber: „daß er (wie er denn überhaupt keineswegs die Schriften der Frau Gräfin Hahn censiere!) den fraglichen Aufruf vor seiner Veröffentlichung überhaupt nicht und nach derselben nur unvollständig gelesen habe; daß er sich demgemäß nicht zu erinnern vermöge, was der Aufruf im Einzelnen besage, und namentlich nicht, ob derselbe ungerechtfertigte, bezw. feindselige Äußerungen über die deutschen Universitäten, insbesondere deren katholisch-theologische Fakultäten enthalte“ (1866, Juli 22.). Man mag das glauben; aber das merkwürdige Bekenntnis des streitbaren Bischofs beweist, was sich die jesuitische Partei unter den Augen der sorglosen Bischöfe erlauben durfte, und wie schutzlos die deutschen katholischen Gelehrten ihr gegenüber waren.

Unter dem Haß der jesuitischen Partei hatte aber nicht bloß Döllinger und seine angebliche Schule zu leiden, er traf auch Haneberg. Am 8. September 1864 war der Kardinal und Erzbischof Geissel von Köln gestorben, und die Wahl eines Nachfolgers hatte sich lange hingezogen, da die Partei und namentlich Kardinal Reisach durchaus Ketteler oder wenigstens den Jesuitenschüler Hettinger in Würzburg auf den Kölner Erzstuhl gesetzt wissen wollten. Endlich hatte „die Minorität der Wahlberechtigten die drei von der Regierung dem Kapitel als personae gratae bezeichneten Kandidaten Hohenlohe, Haneberg und Peldram acceptiert, die Majorität aber auf den Grund hin refusiert, daß, da Haneberg in Trier abgelehnt habe, und Peldram, kaum [zum Bischof von Trier] konsekriert, ablehnen werde, die Sache praktisch auf eine Ernennung Hohenlohes durch den König hinauslaufen würde“ (Reusch, Juli 11.). Das Vorgeben der Majorität war indessen

eine bloße Finte; denn Haneberg selbst „erklärte Döllinger sehr bestimmt: daß, seitdem er Trier abgelehnt, die Gründe, die ihn dazu bestimmt hätten, weggefallen seien, und daß, wenn jetzt eine Aufforderung bezüglich Kölns an ihn erginge, er unbedenklich annehmen würde. Er hat mir die Umstände, die die Lage des hiesigen Klosters betreffen, näher erörtert, und ich begreife sehr wohl, daß er damals nicht wohl das Haus verlassen und damit dem Verfalle preisgeben konnte. Das hat sich nun aber geändert; der Bestand des Klosters ist jetzt besser gesichert, und jetzt könnte und würde er dem Rufe nach Köln, wenn er an ihn erginge, folgen. Zugleich äußerte er sich über seine Absicht, wenn er sich in einer so hohen kirchlichen Stellung befände, sie zu benutzen, um die deutsche Wissenschaft und Kirche gegen die feindseligen Tendenzen der Italienisch-Jesuitischen Richtung und Partei zu stützen. Sie begreifen ohne Zweifel die ganze Wichtigkeit dieser sponte gegebenen (nicht von mir provozierten) Erklärung" (Juli 15.). Das war es aber gerade, was die Partei von ihm befürchtete, und sofort eilte ihr der von Haß gegen die deutschen Gelehrten geschwollene Nuntius Gonella zu Hilfe und eröffnete Haneberg am 7. September: „Der hl. Vater würde es wohlgefällig aufnehmen, und es wäre ein Opfer, das er dem Besten der Kirche brächte, wenn er vor der Wahl dem Kapitel in Köln erklärte, daß er nicht in der Lage sein würde, eine Wahl anzunehmen. Haneberg fragte, ob es der hl. Vater befehle; Antwort: nein. Auf seine zweite Frage, ob er dem Kapitel (vertraulich) den Grund seiner vorgreifenden Ablehnung angeben dürfe, erhielt er indirekt dieselbe Antwort". Schegg, der dies aus Hanebergs Tagebuch aushebt, fügt bei: „Weiter enthält das Tagebuch nichts". Eine Ergänzung bietet indessen die von Döllinger sogleich aufgezeichnete, mit dem eben Erzählten übereinstimmende Mitteilung Hanebergs: „... Als Haneberg es ablehnte, neues Andringen des Nuntius

(Haneberg sagt, er sei bisher, seit Anfang September, wie im Belagerungszustand gewesen). Endlich fragt Haneberg, ob er dem Konvent seines Klosters mitteilen dürfe, daß der Papst es wolle? Antwort: Nein! Haneberg hat nun eine schriftliche Erklärung abgegeben, daß er, wenn der Papst es wolle, in eine außereuropäische Mission (nach Afrika) und so der Wahl ganz aus dem Wege zu gehen bereit sei. Der Nuntius Gonella habe ihn wegen der Gelehrtenversammlung wie einen Schulknaben ausgezankt; es sei ein »Exzeß« gewesen u. s. w.", während „der Nuntius Falcinelli in Wien ihm sagen ließ: er solle sich passiv verhalten, das Ganze sei eine Intrigue". Und das Gleiche erzählt Döllinger in einem Briefe an Reusch, hinzufügend: „... Haneberg ist noch immer geneigt anzunehmen, falls er gewählt wird. Es steht nun fest, daß der von Köln aus angetriebene Nuntius auf eigene Hand den Namen des Papstes gebrauchte, um Haneberg zur Veröffentlichung einer Absagungserklärung zu bestimmen. Haneberg sagte ihm endlich, er wünsche doch etwas Authentisches aus Rom solchen Inhalts zu sehen. Das nahm er als Äußerung des Mißtrauens gegen seine Wahrhaftigkeit übel und äußerte, er werde also berichten, daß es unmöglich sei, von Haneberg eine derartige Ablehnungserklärung zu erlangen. Die fortgesetzte ungestüme Zudringlichkeit hatte Haneberg so angegriffen, daß er sich einige Tage körperlich unwohl fühlte. Ich weiß aus sicherster Quelle, daß am 24. August der preußische Gesandte namens seiner Regierung ein Übereinkommen mit Kardinal Antonelli, d. h. dem Papste schloß, wonach Haneberg (nebst Hohenlohe) als beiden Teilen (dem König und dem Papste) genehm dem Kapitel in Köln designiert werden sollte — und am 7. September begann der Nuntius ihn zu der Ablehnung zu drängen! Den Kommentar zu solchem unerhörten Treiben werden Sie sich selber machen ... Daß die Regierung fest entschlossen ist, Ketteler nicht zuzulassen, weiß

ich mit Sicherheit, bleibt also noch Melchers, den man in Berlin nur stehen ließ, um doch noch die Form der Wahl zuzulassen" (Oktober 17.). Und ähnlich ging es, als König Ludwig II. im Juni 1866 Haneberg, der inzwischen auch durch seine Trauerrede am Grabe des Kultusministers Koch (Januar 24.) die Partei tief verletzt hatte, zum Bischof von Eichstätt ernannte. Noch ehe die amtliche Anzeige in Rom einlief, äußerte der Papst im Refektorium von St. Paolo zu einem nach München reisenden Benediktiner laut, daß es auch die anderen Anwesenden hörten: „Sagen Sie diesem Abt: Ich werde ihn nie zum Bischofe machen".[30])

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß Döllinger mit Freuden den ihm von Reusch am 21. Mai 1865 unterbreiteten Plan zur Gründung eines „Theologischen Litteraturblattes" begrüßte. Denn auch seine Meinung war es, daß „durch eine strenge, rein sachliche Kritik manchem Unfug, der jetzt emporwächst, am besten gesteuert werden kann; wenn das Litteraturblatt seine Schuldigkeit thut, wird es auf die öffentliche Meinung in der theologischen Welt Einfluß gewinnen; jedenfalls ist ein solches Blatt das einzige Mittel, diejenigen, welche sich für ernste theologische Wissenschaft interessieren, zu einer gemeinsamen Thätigkeit und einer auch äußerlich erkennbaren Gesamtheit zu vereinigen". Und da Reusch weiter vorschlug, es solle zu dem Zwecke im Herbst eine Anzahl Gelehrter in Bonn zu einer Besprechung der Angelegenheit zusammentreten, erklärte Döllinger sich auch damit einverstanden, bemerkte aber, daß Haneberg, der ebenfalls bereit sei, an der Konferenz Teil zu nehmen, „dringend wünscht und zur Bedingung macht, daß die Anzeige von der zu haltenden Konferenz vorher beim Ordinarius loci, also dem Kapitelsverweser in Köln, gemacht werde. Ich glaube, er hat Recht, denn wenn es nicht geschieht, werden von Seite der Gegner die Vorwürfe, daß wir die Forderungen des päpst-

lichen Schreibens umgangen haben, sicher nicht ausbleiben" (Juli 17.). Da man in Bonn auch auf diese Bedingung einging und bereits zahlreiche Zusagen der Teilnahme an der Konferenz einliefen, so sah Döllinger ihr hoffnungsvoll entgegen und klagte nur: „Die Haltung der Tübinger, dieses beharrliche Verweigern der Teilnahme an Besprechungen ist schmerzlich. Aber es wäre noch beklagenswerter, wenn wir andern uns dadurch abhalten und entmutigen lassen wollten" (Juli 27.). Statt also nach Österreich zu reisen, wo man ihn in der Abtei St. Martinsberg und im Archiv des Staatsministeriums erwartete, um über die Unionsversuche der Katholiken und Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen Studien zu machen, ging er im September nach Bonn, um an den geplanten Verhandlungen teilzunehmen. Sie führten in der That zur Herausgabe eines theologischen Litteraturblattes, an dem auch Döllinger mitzuarbeiten versprach. Den „recht angenehmen Tagen", welche er in Bonn verlebte, folgten aber schon Mitte Oktober wieder „düstere", da sein Freund Aulicke schwer krank in sein Haus kam, um wenige Tage später in Döllingers Armen zu sterben. Aber bald mußte er noch weiter klagen: „Wenn ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, so geschah es, weil ich mit Arbeiten überhäuft war, und dann auch, weil ich nicht gerne mit leeren Händen vor Ihnen [Reusch] erscheinen wollte, und doch auch nicht Zeit und Geistesfreiheit besaß, um Ihnen einen Artikel schicken zu können. Damit ist es nun nicht besser geworden; es ist mir schlechterdings keine Wahl gelassen; ich muß notwendig andere Dinge machen und habe für jetzt Ihnen nichts für das Litteraturblatt zu bieten. Wenn Sie für das Buch Maurenbrechers [Karl V. und die deutschen Protestanten] einen Beurteiler haben, so ist es mir lieb. Wenn ich eingehend über das Buch sprechen sollte, hätte ich manches zu sagen, was vielleicht besser jetzt und an diesem Orte noch nicht gesagt wird, und möglicher-

weise das Gedeihen des noch so zarten Pflänzchens, des Litteraturblattes, schädigen könnte. Finde ich Zeit, so möchte ich lieber ein paar französische Werke, welche Bereicherungen der Kirchengeschichte sind, namentlich die Mémoires du Père Rapin in 3 Bänden, die neuerlichst erschienen sind, zum Gegenstand eines Artikels machen — etwa in Verbindung mit ein paar anderen über dieselbe Zeit in Paris erschienenen Novitäten. Aber jetzt gerade ist es unmöglich. — Nun ich freue mich über den guten Fortgang und reichen Inhalt des Blattes ... Dieringer ist sehr säuberlich und panegyrisch mit dem Produkt des Reinerding verfahren, das mir doch alles wissenschaftlichen Gehalts nnd Werts bar zu sein scheint. Vielleicht ist es aber klug und geraten, dieser Partei gegenüber möglichst milde aufzutreten; auch schon darum, damit nicht der neue Erzbischof [Melchers, seit 8. Januar 1866], dessen Ohr wahrscheinlich den Leuten der Reinerdingschen Gesinnung vorzugsweise geöffnet sein wird, Anstoß nehme und argwöhnisch werde" (1866 o. D.).

Man wird nicht irren, wenn man das, was er bei Besprechung des Maurenbrecherschen Buches hätte sagen mögen, was aber vielleicht besser jetzt und an diesem Orte noch nicht gesagt werde, auf Puseys Buch bezieht: The Church of England a portion of Christ's one holy catholic church, and a means of restoring visible unity. An Eirenicon; denn er „verfolgte mit größtem Interesse dessen Kundgebungen und die dadurch angeregte Erörterung" und meinte: „Wahrscheinlich wird dies zu einer Verständigung zwischen Pusey, Keble und Newman führen, wenn nur nicht die Romanistische Zelotenpartei Alles wieder durch ihr blindes und rohes Dreinfahren verdirbt. Mr. Ward und seinesgleichen haben gewiß die größte Lust dazu" (an Oxenh. 1865, Dezember 13.). Pusey hatte aber in seinem Buche auseinandergesetzt: die Wiedervereinigung der katholischen Kirche, der römischen, der griechischen

und der englischen Kirche, sei möglich und letztere, weil sie in Übereinstimmung mit der römischen und griechischen Kirche „alles glaubt, was die ungeteilte Kirche glaubte", scheine nach Gottes Vorsehung bestimmt zu sein, diese Wiedervereinigung herbeizuführen. Die 39 Artikel hindern das Festhalten katholischer Lehren nicht. Wenn die englische Kirche lehre, es gebe zwei Sakramente, so leugne sie nicht, daß auch andere göttliche Anordnungen in einem gewissen Sinne Sakramente, Kanäle der Gnade, sichtbare Zeichen einer unsichtbaren Gnade seien; dieselben seien nur nicht in demselben Sinne Sakramente, wie Taufe und Eucharistie... Die Lehre von der Autorität des Papstes und von der Mutter Gottes freilich müßten limitiert werden, denn insbesondere sei die Dogmatisation der unbefleckten Empfängnis zu bedauern, welche „ein neues Hindernis der Wiedervereinigung der Christenheit, ein neuer Grund der Trennung zwischen der römischen und der griechischen Kirche und eine unlösbare Differenz zwischen der modernen römischen und der alten Kirche" sei. Ganz und gar zu verabscheuen sei es, mit P. Faber zu sagen, es stehe „die große Periode der Kirche bevor, welche die Periode Mariä sein werde". Nicht minder verwerflich seien aber die Theorien, welche neuere Theologen über die Unfehlbarkeit des Papstes und bei Gelegenheit der Veröffentlichung des Syllabus entwickelten.

Sofort schrieb denn auch Döllinger an Pusey, der nach einer Mitteilung Oxenhams im Sommer 1866 Deutschland besuchen wollte: „Thun Sie dies ja, besuchen Sie recht bald München und steigen Sie bei mir ab, wo zwei Zimmer zu Ihrer Verfügung stehen. Wir können da in aller Ruhe Dinge, die Ihnen und mir am Herzen liegen, besprechen. I am convinced by reading your Eirenicon that inwardly we are united in our religious convictions, although externally we belong to two separated Churches. There can be no fundamental difference of opinion betwen us.

Uber die religiöse Lage Deutschlands überhaupt kann vielleicht Niemand Ihnen besseren Aufschluß geben als ich. Wenn Sie meine Einladung annehmen, machen Sie mir eine große Freude. — Über Ihr treffliches Irenicon würde ich Ihnen schon lange geschrieben haben, wenn das, was ich darüber zu sagen hätte, nicht zu viel für einen Brief wäre" (1866, Mai 30.). Ergänzend aber schrieb er am gleichen Tage an Oxenham: „... Ihre ›Letter‹ [Dr. Pusey's Eirenicon considered in relation to catholic unity] habe ich mit großem Vergnügen durchgelesen, in Einem Zuge; sie ist so lebendig, so beredt und stellenweise ergreifend geschrieben, und gewiß in England seasonable. Aber nun wäre noch das Wichtigere und Schwierigere zu thun, und der dogmatische Nachweis zu führen, daß die Vereinigung möglich, notwendig sei, durch Erörterung der einzelnen Lehren. Das wäre ein dignus vindice nodus für Sie. Es gibt dazu treffliche Vorarbeiten, z. B. in England die Considerationes von Forbes, das Buch von Davenport (St. Clara), in Deutschland die Considerationes controversiarum von Fabricius u. a. Aber was vor Allem Not thäte, das wäre ein gutgeschriebenes auf der Basis des jetzigen Standes der Theologie aufgebautes Werk. Newman vor Allem könnte und sollte es schreiben, aber er wird es kaum thun, er scheut sich zu sehr vor den Romanistischen Zeloten (Ward, et hoc genus omne). Wie wär' es, wenn Sie einige Jahre Ihres Lebens und Ihrer besten Kraft daran setzten? Sie sind so viel jünger als N. und hoffentlich nicht so gar sensitiv wie er. It would be a service rendered to the whole of Christendom. — Unter den deutschen Bischöfen, welche Pusey mit Nutzen besuchen könnte, ist vor Allen der Bischof von Münster [Müller], vielleicht der einsichtigste von Allen, zu nennen, dann der gleichfalls billige und verständige Fürstbischof von Breslau, Förster Auch Pelbram, Bischof von Trier, wenn er sich wieder von

seiner Krankheit erholt haben wird. Im Süden ist bei den Bischöfen für einen Mann wie Pusey nicht viel zu gewinnen, doch verdient der Erzbischof von Bamberg [Deinlein] besucht zu werden. Ich setze voraus, daß Pusey im Vorbeigehen auch dem neuen Erzbischof von Köln [Melchers] einen Besuch mache; er ist ein sehr frommer Mann und war einmal mein Schüler. Pusey möge nur ja nach München kommen und bei mir wohnen ... Wenn ein Bericht über die Verhandlungen der 500 (bezüglich der Union) gedruckt ist, könnten Sie mir denselben vielleicht zukommen lassen. Ich interessiere mich sehr dafür. Unter den Autoritäten, die Sie in Ihrer ›Letter‹ angeführt haben, würde sich die des Kardinals Diepenbrock, Fürstbischofs von Breslau, vorzüglich gut ausgenommen haben. Dieser treffliche Mann, der einsichtigste, billigst denkende und den Protestantismus auch in seiner relativen Berechtigung würdigende Prälat, den die deutsche Kirche in neuerer Zeit gehabt hat, hat in seinen Hirtenbriefen, die gesammelt in einem Bändchen erschienen sind, und in seinem Briefwechsel mit einem Protestanten (Passavant) sehr merkwürdige Äußerungen gethan, die Sie trefflich verwerten könnten. Wenn Sie glauben, noch Gelegenheit zu finden, um davon Gebrauch zu machen, so schreiben Sie mir's und ich werde die beiden Schriften Ihnen schicken. Diepenbrock war auch ein entschiedener Gegner des Ultramontanismus, wie seine Briefe zeigen, obgleich Kardinal".

Zehntes Kapitel.

„Zur Belehrung für Könige"; Döllingers Antwort darauf. Rector Magnificus. „Rom und die Inquisition". Bischofsversammlung in Fulda. Hefele; Schäzler; Kuhn. Ankündigung des Konzils; parteiische Wahl der Konzilstheologen.

Die Zurückhaltung Döllingers wirkte keineswegs beruhigend; vielmehr waren seine Gegner daran, einen neuen, noch kräftigeren Vorstoß gegen ihn vorzubereiten.

An der theologischen Fakultät in Würzburg, welche seit ungefähr 1852 bis auf Reißmann nur mit Jesuitenschülern besetzt war, wurde 1865 wegen nicht sehr lobenswerter Vorkommnisse der Professor der Moral „mit Demission entlassen". Natürlich war ihr Streben darauf gerichtet, sich durch einen anderen Jesuitenschüler oder mindestens durch einen deutschen Gelehrten, der ihrer Richtung nahestand, zu ergänzen, und sie hoffte, umsoweniger auf einen Widerstand bei der Regierung zu stoßen, als diese den dortigen Bestrebungen stets zu Willen war, auch als es galt, die Professoren Schwab und Depisch zu Gunsten Hergenröthers und Denzingers zu verdrängen.[1]) Der neue Kultusminister Koch, ohnehin kein Freund der Jesuiten und als Unterfranke mit den dortigen Verhältnissen

nicht unbekannt, war aber, da zudem Professor Reißmann einen Separatbericht eingesandt hatte, anderer Meinung. Jedenfalls sollte nicht wieder ein Jesuitenschüler an die Fakultät kommen.

War man nun schon darüber aufs höchste entrüstet, daß der Staat es wagte, sich dem Plane der Fakultät zu widersetzen, so noch mehr über das Aktenstück, durch das Koch seine Weigerung beim König begründete, und das den Jesuitenschülern, wie man sagte, durch die göttliche Vorsehung und Gerechtigkeit, in Wirklichkeit auf die gleiche Weise, wie es heutzutage bei den Sozialdemokraten so häufig zu geschehen pflegt, durch Verrat in die Hände gespielt wurde. Es war Feuer auf dem Dache. Es „scheinen“, hieß es, „die ›Feuerwaffen‹ allein gegenüber den mit ›Bogen und Pfeilen kämpfenden‹ Romanisten und Scholastikern nicht mehr auszureichen; der ›Staat‹ muß im Kampfe zu Hilfe kommen“. Nur Döllinger kann dahinter stecken; denn „man merkt, daß ein Theologe den Schreiber inspiriert, oder ihm bisweilen gar die Hand geführt habe, und zwar ein Theologe der ›neuen Münchener Schule‹, ... wenn wir auch nicht ganz genau den Mann kennen würden, der es gethan hat, und der es mit seinem Charakter verträglich fand, aus einer öffentlichen Bibliothek das Buch zu entnehmen und auf das Ministerium zu bringen, aus welchem, wie wir sehen werden, ganze Sätze entnommen sind“.[2]) Man hatte demnach die Spionage bis auf die Bibliotheken ausgedehnt und erfahren, daß Döllinger das anonyme Buch von Köhler „Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenschülers“ entliehen habe. Es war aber eine unrichtige Schlußfolgerung daraus, daß er das Buch auch in das Ministerium gebracht habe; denn er hatte es, nachdem es vom Ministerium abgefordert war, einfach herausgegeben. Und obwohl auch ein paar Phrasen aus seinem, einige Zeit aus der Hand gegebenen Artikel „Die Speierer Seminarfrage

und der Syllabus" in dem Aktenstücke vorkommen, so bleibt es doch bei dem, was er in seinem Notizbuch schrieb: „Falsche Behauptung S. 185 [in „Unsere Zeit"] über meinen Einfluß auf das Ministerium Koch", weil diese Dinge auf die Rechnung eines ganz anderen leicht erkennbaren Mannes gehören. Ebenso war es eine durchaus falsche Vermutung, daß nur von der „neuen Münchener Schule" die Opposition ausging: Sie machte sich ebensosehr in Würzburg geltend, und in einem Briefe Mayrs an Döllinger heißt es über Kochs Aktenstück unverhohlen: „ich weiß, daß Reißmanns Bericht, den ich animiert habe, einmal das Wespennest zu zerstören, dem Herrn Minister viel Material geliefert hat" (1866, Dezember 20.).

Demungeachtet blieb neben dem Minister Döllinger der Sündenbock, gegen den jetzt nicht bloß die Jesuitenschüler, sondern die Jesuiten selbst sich in Bewegung setzten. Der Jesuit Hausherr, dem Döllinger bei der kurz vorher stattgefundenen Mission in München „wirklich wie der alte Döllinger vorkam", nahm Veranlassung, seinen Briefwechsel mit ihm wieder aufzugreifen und ihm ohne irgend eine Veranlassung von Köhler, dem anonymen Verfasser der „Erinnerungen eines Jesuitenschülers", zu schreiben, also darzuthun, auf welche schlechte Autorität er sich gestützt habe. Weit gröberes Geschütz fuhren aber die Jesuitenschüler gegen ihn auf, weil sie sich sagten, wenn die Angaben des Kochschen Aktenstücks über sie richtig wären, so müßten sie „ein für allemal unfähig sein, irgend eine Professur an einer höheren deutschen Lehranstalt oder irgend ein kirchliches Amt von Bedeutung zu bekleiden". Es erschien die Broschüre: „Zur Belehrung für Könige. Ein Vorwort und Nachwort zu einem Vortrage des weil. kgl. bayer. Kultusministers Nikolaus von Koch vor Sr. Majestät dem Könige von Bayern über Ultramontanismus, Romanismus, Scholastik, deutsche Wissenschaft, das

deutsche Kollegium in Rom und die theologische Fakultät in Würzburg. Zugleich ein Beitrag zur Charakteristik des verstorbenen und zur Ehrenschuld des künftigen Kultusministers von Bayern, Leipzig 1866" — eine echte Jesuitenarbeit! Denn der anonyme Verfasser behauptet von sich: „Schreiber dieses ist weder — was das Schlimmste wäre! — Jesuit noch Jesuitenschüler; er hat nicht in Rom oder in Italien seine Studien gemacht, ist nicht im deutschen Kollegium gewesen, er kennt aber genau Mehrere, welche dortselbst gebildet worden sind" — und entpuppte sich dennoch als Willibald Apollinaris Maier, Sekretär des Jesuitenschülers Bischof Senestrey, welcher acht Jahre Zögling des Collegium germanicum gewesen war! Die Schrift selbst behandelt: I. Romanismus, Scholasticismus und die deutsche Wissenschaft. — II. Die „neue Münchener Schule" und die Staatsgewalt in Bayern. — III. Die theologische Fakultät an der Hochschule zu Würzburg und ein Vortrag des Herrn von Koch. — IV. Beleuchtung des Vortrags des Herrn von Koch und seiner Meinung vom Ultramontanismus. Die Tendenz der Schrift aber ist, den Nachweis zu liefern, daß die Jesuitenschüler, welche alle ein deutsches Gymnasium absolviert und meistens auch vor oder nach ihrem römischen Aufenthalt deutsche Hochschulen besucht hätten, nicht undeutsch und den deutschen Gelehrten nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen seien. Sie seien auch nach dem allein richtigen Lehrplan, in dem die Dogmatik die Hauptsache, die übrigen Disziplinen Nebensache sind, gebildet, somit auch allein befähigt, die Exegese und Kirchengeschichte nicht einseitig, sondern mit richtigem Verständnisse zu lehren. Dagegen sollten die deutschen Gelehrten, denen vom Staate ein vom Protestantismus herübergenommener Lehrplan aufgezwungen sei, Exegese, Kirchengeschichte ꝛc. ohne Rücksicht auf die Dogmatik und somit einseitig lehren und sich, ohne „die positive Wissenschaft vollkommen inne zu haben", in falschen

spekulativen dogmatischen Systemen gefallen. Die allein richtige positive Dogmatik bestehe darin, daß man „die Dogmen kennen, ihre biblischen Beweise, die einschlägige Lehre der Väter wie des Mittelalters, ihre Geschichte und Entwicklung genau verfolgt haben, über ihr kirchliches Verständnis klar sein muß“. Als ob die deutschen Gelehrten oder Döllinger, den Maier als das Haupt der „neuen Münchener Schule“ darstellt, die Aufgabe der positiven Dogmatik anders aufgefaßt hätten! Der Unterschied war vielmehr der, daß die deutschen Gelehrten das in den Dogmatiken der Jesuiten ꝛc. schablonenmäßig angeführte Beweismaterial auf seine Beweiskräftigkeit untersuchten oder daß sie, wie Döllinger, fragten, ob es nicht gar unecht und deshalb zu beseitigen sei. Daß dann eine Reihe Autoritäten und Lieblingsmeinungen der Jesuiten u. a., insbesondere die päpstliche Unfehlbarkeit, deren Nichtanerkennung nach Maier ein Hauptverbrechen der deutschen Gelehrten bildete, fallen würden, war klar. Man wollte aber lieber die deutschen Gelehrten vernichten, als sich durch sie die liebgewonnenen unechten Autoritäten nehmen und die darauf gebauten Lieblingsmeinungen zerstören lassen, da es sonst noch gar manchem hätte ergehen können, wie dem Philosophen Franz **Brentano**, einem Liebling der Würzburger Jesuitenschüler, von dem Döllinger erzählte: „Er hielt viel auf Thomas von Aquin. Als ich ihm sagte, daß Thomas seine Lehre von der Unfehlbarkeit durchweg auf erdichtete Akten gebaut, war er wie vom Blitz gerührt“.[3])

Die Schrift mit ihren offenen und versteckten Bosheiten gegen Döllinger, ihren Klätschereien und Verdrehungen machte, soweit die zum Kriege sich zuspitzenden politischen Verhältnisse es zuließen, großes Aufsehen und weckte bei der Partei und anderen Döllinger mißgünstig Gesinnten eine zügellose Schadenfreude. In anderen Kreisen war man wenigstens über die Schrift verdutzt, so daß, als Döllinger anfangs Juni eine Lungenentzündung befiel, einzelne Mitglieder der theologischen

Fakultät ganz zufrieden gewesen wären, wenn er gestorben wäre.[4]) War das nur Hoffnung oder vielleicht auch Wunsch, so griff der Haß gerade in den Tagen der Rekonvaleszenz Döllingers zu einem der ruchlosesten Mittel, das auch den vollen Bruch zwischen Döllinger und Jörg herbeiführte und nach letzterem darin bestanden haben soll, daß Döllinger am 30. Juni beim Besteigen des Katheders „einen Zettel — es soll nicht der erste gewesen sein — vorgefunden hatte, worin ihm vorgeworfen wurde, daß er häretische Ansichten vortrage“. Da Jörg gerade an diesem Tage zu Döllinger gekommen, um ihm für die Zusendung der Nekrologe auf de Ram, Lappenberg und Hurter zu danken, sei der Sturm losgebrochen: „Als Mitglied des katholischen Kasino müsse ich davon wissen; ich habe den großen Görres verleugnet; ich sei ein anderer geworden, nicht er“, (wie Jörg ihm vorgeworfen hatte). Auf seine kurze Absage habe Döllinger am 7. Juli in einem längeren Briefe ihm vorgeworfen: daß er „an der monströsen Verleumdung der theologischen Fakultäten Deutschlands [in dem Hahn-Hahnschen Aufrufe], die, wie er wohl gewußt habe, vor Allem gegen München gerichtet sei, ohne ein berichtigendes Wort vorübergegangen“ und zur „neu-ultramontanen“ Partei übergetreten sei, die Regierung König Max' II. in ein gehässiges Licht zu stellen gesucht habe. Jörgs Gedächtnis täuschte sich aber darin, daß es sich um die Universität, nicht um das katholische Kasino, das Döllinger doch ausdrücklich erwähnte, gehandelt habe. Der letzte Brief Jörgs an Döllinger, der zur Berichtigung angeführt werden muß, gibt darüber eine Aufklärung. Er schreibt: „Unter fortwährendem Erstaunen über den unerwarteten Auftritt vom 30. Juni und Ihre verehrliche Zuschrift von heute morgens habe ich eine ausführliche Verantwortung aufgesetzt, die ich nun aber nicht ausfertigen, sondern zu den Akten legen werde. Denn soeben — nachmittags vier Uhr — höre ich auf der Straße von

dem anonymen Brief und damit ist mir obengedachtes Rätsel gelöst. Ich frage: wer kann in solchen Zeiten, wie diese letzten Tage waren, auf den Einfall gekommen sein, einen solchen Brief zu schreiben? Vom katholischen Kasino gewiß Keiner. Es liegt offenbar eine verbrecherische Fälschung vor. Wenn es aber mit den teuflischen Hetzereien so weit gekommen ist, daß man nicht davor zurückschreckt, Ihre Rekonvaleszenz durch einen schändlichen Betrug aufs Spiel zu setzen — nun dann habe ich die Pflicht, mich jeder Verantwortung zu enthalten. Man will Sie vor die Öffentlichkeit hetzen, man will Sie soweit kompromittieren, daß Sie nicht mehr zurück können und die Brücke hinter Ihnen abgebrochen sei. Das ist der diabolische Plan! Ich bitte Gott, daß derselbe möge zu Schanden werden, und ich nehme inzwischen auch alle die Unbilden ruhig hin, die Ihr verehrliches Schreiben auf mich häuft" (Juli 7.). In der That, schärfer, als Jörg es thut, hätte die Ruchlosigkeit des hinter die Anonymität sich verkriechenden Feiglings nicht charakterisiert werden können; aber wenn er glaubte, sie vom katholischen Kasino abwälzen und auf andere schieben zu können, so hatte er damit bei Döllinger keinen Erfolg. Mit Recht; denn „der diabolische Plan", den Jörg als den Zweck des Briefes erkennt, war ja eben von dem Jesuitenschüler Maier, ebenfalls anonym, ins Werk gesetzt worden. Und als Döllinger wieder genas, verbreiteten Ringseis und die Würzburger Jesuitenschüler, er leide an Gehirnerweichung, andere schrieben ihm fixe Ideen zu.[5])

Mit großer Spannung wartete die Partei, wie Maier im Anhang zur zweiten Auflage selbst gesteht, auf die Wirkung, welche ihr Angriff in der Presse ausüben würde, mußte aber zu ihrem Leidwesen erfahren, daß sie gleich Null war. Noch schlimmere Erfahrungen machte die Partei mit denjenigen, zu deren Belehrung die Schrift erschienen war. Minister Koch war tot; König Ludwig II. aber zeichnete Döllinger, ob mit

Rücksicht auf diese Vorgänge oder nicht, am 9. Juni gar mit dem Komthurkreuz des Verdienstordens vom hl. Michael aus, und die Universität wählte ihn im Juli zum Rector magnificus für das Studienjahr 1866/7, zum Zeugnisse dafür, daß die Parteiangriffe ihre Achtung vor ihm nicht gemindert hatten.

Freilich erwog Döllinger auch die Frage: ob auf Maiers Pamphlet eine Antwort gegeben werden solle oder nicht? Er selbst fühlte indessen nach einigem Schwanken keine Neigung dazu, meinte aber infolge einer Unterredung mit dem Würzburger Oberbibliothekar Ruland, daß J. B. Schwab, der Verfasser des vortrefflichen Werkes „J. Gerson", der sich eben in seiner Monographie über „Franz Berg" mit einem wichtigen Abschnitte der Geschichte der Theologie in Deutschland beschäftigte, der geeignetste Mann zu einer Antwort wäre. Es gelang auch Ruland, Schwab für die Abfassung einer Schrift „Die deutschen Theologen und ihre Gegner" zu gewinnen. Die Schrift in dem von ihm geplanten Umfange setzte aber umfassende Studien voraus und nahm so lange Zeit in Anspruch, daß Döllinger, wie es scheint, doch selbst manchmal daran dachte, auf die erfahrenen Angriffe, wenn auch nur nebenbei, zu reagieren. In einem Briefe an Reusch vom 23. Juli 1866 kommt wenigstens dieser Gedanke zum Ausdruck: „Ich weiß nicht, ob Sie es beachtet haben, daß immer neue Angriffe, teils in Brochüren, teils in Journalen (bes. dem Mainzer Katholiken) gegen mich erscheinen. Haben Sie von der Brochüre »Belehrung für Könige« Notiz genommen? Sie ist in Würzburg und Regensburg gebraut und höchst wahrscheinlich von Niedermayer in Frankfurt redigiert worden. Es wird doch nicht wohl angehen, daß das Litt.-Blatt ganz darüber schweigt. So viel indes ist mir klar, daß ich in solcher Lage entweder ganz und gar mich schweigend verhalten, oder über die auf mich gezielten Schläge etwas sagen, mich

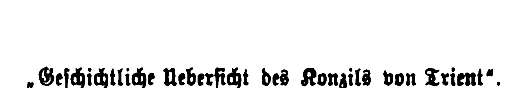
verteidigen muß. Ich dachte nun anfänglich, ich wollte in dem Litt.=Bl. ein paar Schriften besprechen, welche mir Anlaß böten, mich zugleich gegen einzelne Angriffe, sachlicher Natur, also eingehend auf die zu Grunde liegenden Fragen zu rechtfertigen. Allein bald fiel mir ein, daß ich dem Litt.=Bl. dadurch positiv schaden, ihm Verlust an Abonnenten zuziehen und einzelnen Würdenträgern, die vielleicht dem Blatte a priori schon abgeneigt sind, Anlaß geben würde zu thätlicher Feindseligkeit gegen dasselbe. Ich erinnere mich, daß vor einiger Zeit wegen einer einzigen sehr unschuldigen Äußerung in den »Kölner Blättern« gegen 30 westfälische Geistliche diesem Tageblatte ihr Abonnement aufkündigten. Ist doch schon jetzt, wie Sie mir melden, eine Verminderung der Abonnenten erfolgt — ich begreife eigentlich nicht, warum. Der neu=ultramontanen Partei sind Konzessionen gemacht worden, wie sie sie nur wünschen kann ... Prof. Reithmayr ist eben beschäftigt, die theologische Fakultät in München gegen die Verleumdungen der von den Würzburgern und Regensburgern zusammengeschweißten oben genannten Schrift zu verteidigen“, wobei aber nichts herauskam, obgleich er sein Vorhaben auch Reusch angekündigt hatte.

Es waren die Tage, in denen auf den Schlachtfeldern über Groß= oder Kleindeutschtum entschieden wurde, und Jörg unterläßt es nicht, zu erinnern: „Auch Döllinger hatte einst für das Großdeutschtum gestritten, jetzt kümmerte es ihn nicht mehr“. Die Thatsache ist zuzugeben, aber der aus den Worten Jörgs klingende Tadel ist in hohem Grade unangebracht. Die Haltung Döllingers in dieser Frage liegt bereits klar vor. Seine Stellung zur Kaiserfrage in Frankfurt und seine Äußerung über Preußen in der II. bayerischen Kammer lassen darüber keinen Zweifel zu. Die Sache stand so, wie der gemeinsame Freund Jörgs und Döllingers, der Major Seyfried schon am 15. März 1849 an letzteren nach Frankfurt

geschrieben hatte: „Der dualistische Gegensatz Österreichs und Preußens ist eine prägnante Thatsache, ... diese Thatsache kann weder ignoriert, noch mit tönenden Phrasen, sondern nur durch die Unterjochung des einen oder andern nach manchen heißen Schlachtenjahren beseitigt werden.“ Die Zeit war gekommen, und die Schlachten hatten zu Ungunsten Österreichs entschieden. Daß es aber so kommen würde unter der Regierung des Kaisers Franz Josefs II., und bei den Zuständen in den übrigen Bundesstaaten, das hatte Döllinger vorausgesehen. Denn noch am Tage der Schlacht von Königgrätz (Sadowa, Juli 3.) äußerte er auf einem Spaziergange zu dem Verfasser: „Haben Sie schon gehört, daß die Preußen über die Österreicher gesiegt haben? Das kann nur zum Heile Österreichs gereichen, wenn der Kaiser Franz Josef endlich vielleicht einsieht, daß es mit seiner Regierungsweise nicht so fortgehen könne, daß er nicht, wie mir ein ihm persönlich nahestehender Österreicher sagte, plötzlich, wenn die Maschine einmal im besten Gange ist, in sie greifen und sie zum Stillstande bringen dürfe. In Bayern aber war die Armee nur eine Versorgungsanstalt für die Adeligen“. Und in seiner Rektoratsrede am 22. Dezember 1866 sagte er: „Der Gründlichkeit, mit welcher [1848] die ›Grundrechte‹ erörtert und festgestellt wurden, hat man die kostbare Spanne Zeit zum Opfer gebracht, in welcher es möglich gewesen wäre, Deutschland befriedigend zu gestalten, den jüngsten Krieg abzuwenden“. Nachdem aber die kriegführenden Bundesstaaten selbst die Logik der vollendeten Thatsachen anerkannt hatten, hätte er sich da etwa an der aussichtslosen Opposition Jörgs und seiner Patriotenpartei gegen sie beteiligen sollen? Davon war Döllinger allerdings weit entfernt, aber er hatte ohne Zweifel eine richtige politische Einsicht, wenn er schon am 23. Juli 1866 an Reusch schrieb: „Von Politik und Krieg mag ich nichts schreiben. Ich glaube, wir denken darüber so ziemlich überein. In Deutschland beginnt

jetzt eine neue Ordnung der Dinge, die ihre gewaltige Wirkung auch auf die kirchlichen Zustände sicher ausüben wird". Und dieses, daß „in Deutschland jetzt eine neue Ordnung der Dinge beginnt", der sich Bayern nicht widersetzen dürfe, sondern in kluger Weise einordnen müsse, wird er auch König Ludwig II., der sich nur schwer in sie finden konnte, geschrieben haben, ihn zugleich an die Worte seiner Gedenkrede auf Max II. erinnernd: „Bayern ist nicht berufen, eine Weltmacht zu werden", u. s. w. (oben S. 361). Denn darauf deuten wohl die Worte des jungen Königs: „Mein lieber Herr Stiftsprobst Dr. von Döllinger! Ihr Schreiben vom 1. Oktober habe Ich erhalten. Ich war in hohem Grade befriedigt durch seinen Inhalt, da er Mir einen neuen Beleg dafür bot, daß Ich fest auf Ihre Treue und Ergebenheit zählen kann. Empfangen Sie auch meinen freundlichen Dank für Ihre Notizen über die kirchliche Liturgie. Mögen Sie mir noch recht lange erhalten bleiben" (1866, Oktober 11.). Ganz unumwunden sprach Döllinger aber seine Ansicht in einem Briefe an Arneth aus, den er einlud, wie gewöhnlich bei ihm während der Sitzungen der Historischen Kommission zu wohnen: „Die Unterbrechung [durch den Krieg 1866] war eine lange und traurige, und die Nachwehen werden sich vielleicht, wenn auch nur leise, selbst in unseren Kommissionsberatungen etwas fühlbar machen. Inzwischen ist es unsere Aufgabe, alle Fäden, welche Deutsch-Österreich mit dem übrigen Deutschland verknüpfen, sorgfältig zu erhalten und zu stärken. Dazu soll uns auch die Historische Kommission dienen. Ich erwarte Sie also diesmal mit doppeltem Verlangen ...." (1867, September 12.).

Die Herbstferien brachte Döllinger auf der Actonschen Besitzung Herrnsheim bei Worms zu, wo er mit der dort vorhandenen Litteratur die von Reusch in den „Kleinen Schriften" veröffentlichte „Geschichtliche Übersicht des Konzils von



Trient" abfaßte — „keine eigentlich wissenschaftliche Arbeit, sondern nur eine für einen weiteren Leserkreis bestimmte, populäre Orientierung" über das Konzil. An der Hand der Quellen betrachtete er aber auch dieses anders, als es gewöhnlich zu geschehen pflegte, war es ihm zu einem Konziliabulum italienischer, von Rom und den päpstlichen Legaten beherrschter Bischöfe herabgesunken, das mit Unrecht den Namen eines allgemeinen oder ökumenischen führe, — eine Ansicht, welche weder der Verfasser noch von Druffel ihm inspiriert hatte, wie man vermutete, sondern er selbst zuerst dem Verfasser zu seiner Überraschung ausgesprochen hat. Er wollte aber ganz klar in der Sache sehen und begann nun in München und auswärts, wo ihm namentlich die Hilfe Actons zu statten kam, ungedrucktes Material zu sammeln. Auch der Verfasser war damit beschäftigt und schrieb aus Münchener und noch im Jahre 1869 aus Trienter Handschriften ab, welche Arbeit Ratzinger 1868/9 und in den ersten siebenziger Jahren Woker als seine Sekretäre fortsetzten. Und daneben wurde mit gleichem Eifer, besonders seit der Ernennung Löhers zum Direktor des Reichsarchivs, an der Vervollständigung einer Quellensammlung zur Geschichte der Gesellschaft Jesu und zur Papstgeschichte in und außer München gearbeitet.

Kaum war der Kriegslärm verstummt, wiederholte Maier in einer zweiten Auflage seiner Brochüre „Zur Belehrung für Könige" seine, durch einen Anhang vermehrte, stürmische öffentliche Anklage. Eine Antwort darauf schien nun geboten; aber da Schwab sein Versprechen nicht zurückgezogen hatte, ging Döllinger nach seiner Rückkehr vom Rhein zunächst an die weit dringendere Aufgabe der Abfassung einer Rektorrede. Das Thema derselben ergab sich von selbst. Bei der allgemeinen Anfeindung der deutschen Universitäten und ihrer theologischen Fakultäten insbesondere mußte er, an die Spitze einer der größten gestellt, notwendig über diese Zeiterscheinung,

welche er schon in seinem Nekrolog auf den Rektor der katholischen Universität Löwen de Ram zum Mißfallen der Partei berührt hatte, ein Wort sagen. Es geschah am 22. Dezember in seiner Antrittsrede: „Die Universitäten sonst und jetzt",[6]) welche sich zu einem begeisterten Panegyrikus auf die deutschen Universitäten und das deutsche Volk gestaltete. „Vergegenwärtigen wir uns nun" — nach einem Überblick über die Geschichte der Universitäten — „die jetzige ehrenvolle Stellung der deutschen Universitäten, erwägen wir, daß sie die Stätten sind, an welchen alle besseren und höheren Richtungen des deutschen Geisteslebens oft erzeugt, immer genährt und geleitet werden, und bedenken wir hiezu die Kürze des Zeitraumes — etwa fünfzig Jahre — in welchem dieser Umschwung sich vollzogen, diese bewunderungswürdige Produktivität in allen Wissensgebieten sich entfaltet hat, dann müssen wir gestehen, daß sich kaum in dem Laufe der Weltgeschichte eine Parallele dafür entdecken läßt. — Alle großen und bleibenden Errungenschaften im wissenschaftlichen Gebiete sind durch die Verbindung verschiedener Fächer und Studien in einzelnen Männern zu stande gekommen .... In unseren Tagen haben sich Theologie sowohl als Jurisprudenz in der Verbindung mit Philologie und Geschichte gereinigt, vertieft und erweitert, und hat sich die Medizin durch Herbeiziehung aller Zweige der physischen Erkenntnis zu einer den ganzen Menschen und die ihn umgebende organische und unorganische Natur umfassenden Kunde ausgedehnt. So haben diese Wissenschaften zugleich an Stoffreichtum wie an Sicherheit des Verfahrens, also an Wahrheit gewonnen; sie sind Fackeln geworden, welche mit gesteigerter sowohl als geläuterter Flamme leuchten. Es ist nun viel leichter geworden, krankhaften Stoff auszuscheiden, Irrtümer zu entdecken und zu entfernen .... Hier offenbart sich uns der rechte Wert der deutschen Universitäten und ihre, schlechthin durch nichts anderes zu ersetzende

Eigentümlichkeit. An ihnen soll jede Kenntnis oder Lehre in die Sphäre der Wissenschaft erhoben und nur so mitgeteilt werden; dies geschieht aber eben dadurch, daß alles prinziplose, zersplitterte Wissen, das ideenlose Notizenwesen, ferne gehalten, daß die innere Notwendigkeit, der Kausalzusammenhang der einzelnen Thatsache oder Lehre, ihre gliedliche Stellung im Organismus des Ganzen, zur Anschauung gebracht wird. Sodann sollen an der Universität die Fakultäten und die Wissenschaften einander überwachen und ergänzen. Es geschieht dies von selbst, sobald nur die Lehrer der Solidarität aller Erkenntnis sich stets bewußt bleiben ... Das hat der Lehrer auch den Jüngern klar zu machen, und „er wird dies erreichen, wenn er nicht bloß systematisch, sondern zugleich auch historisch zu Werke geht, wenn er den ganzen genetischen Prozeß, den sein Fach durchlebt hat, um zu seinem gegenwärtigen Stadium zu gelangen, also die Entwicklungsepochen dieser Wissenschaft, seinen Zuhörern anschaulich vor Augen stellt ...“ Die Universitäten „setzen oder drängen jeden an seine Stelle und mahnen ihn immer wieder, daß er doch nur ein Glied eines großen Organismus sei und im besten Falle doch nur ein Bruchstück der Wahrheit ergriffen habe, nur einen geringen Beitrag zur Lösung der großen wissenschaftlichen Aufgabe beizusteuern im stande sei. Hier dürfte vielleicht die Ursache zu entdecken sein, warum Deutschland, welches sich am spätesten unter den großen Kulturvölkern, und lange ohne sonderliche Erfolge, das Institut der Universitäten aneignete, in der Gegenwart gerade das klassische Land der Universitäten ist, und sie zu einem Umfang, zu einer wissenschaftlichen Vollständigkeit und Tüchtigkeit ausgebildet hat, daß es unstreitig nicht nur alle anderen Völker hierin übertrifft, sondern man darf sagen im Alleinbesitze der rechten Universitäten ist“. Eine Darlegung der Zustände der Universitäten in den einzelnen Ländern macht dies klar, wobei jedoch nicht vergessen wird, jeden an ihnen

bemerkten Vorzug hervorzuheben, z. B. an dem Collège de France, daß es auch einen Lehrstuhl für slavische Sprachen und Litteratur besitzt, „der in Deutschland gewöhnlich vermißt wird, aber doch an einer Hochschule ersten Ranges nicht fehlen sollte“; an den englischen Universitäten die Kollegien oder Bursen; sie oder etwas Ähnliches sollte auch für die deutsche studierende Jugend geschaffen werden. Nur die 21 Universitäten Italiens „gleichen, äußerlich angesehen, den deutschen, nur daß sie meistens keine theologischen Fakultäten haben, denn in Italien wird der Klerus ausschließlich in den bischöflichen Seminarien gebildet, und ist eben deshalb durch eine breite Kluft von den gebildeten Klassen getrennt und ihrer Sinnesweise entfremdet ... In der alten Heimat der Zivilisation und der hohen Schulen, in dem Lande, welches einst die Lehrerin der Kulturvölker gewesen, ist die wissenschaftliche Theologie so mißachtet, daß sie an den meisten Universitäten nicht einmal eine nominelle Vertretung hat, und daß der Klerus, der zahlreichste, den, im Verhältnis zu seiner Bevölkerung, irgend ein europäisches Volk besitzt, völlig zufrieden mit dem in 217 Seminarien empfangenen Elementarunterricht, mit wenigen Ausnahmen, kein höheres wissenschaftliches Bedürfnis kennt. So aber steht es dort nicht erst seit ein paar Dezennien, sondern schon längst ... Wer dieses Verhältnis nicht kennt oder nicht in Anschlag bringt, der muß denn freilich die jüngsten Vorgänge in Italien und ihre Hauptursache, nämlich die allgemeine, mit Geringschätzung gepaarte Abneigung der Laien in den mittleren und höheren Ständen gegen den Klerus, unbegreiflich finden“. „So werden wir“ — auf Grund der Betrachtung der nichtdeutschen Universitäten — „zu der Annahme hingeführt, daß die Universitäten, mit allen ihren Vorzügen und teils heilbaren, teils unheilbaren Gebrechen, die adäquateste Form sind, in welcher die deutsche Individualität zum Ausdruck, ihr geistiges Bedürfnis zur Befriedigung ge-

langt. Diese Mischung von Freiheit und Gebundenheit, von korporativer Beschränkung und Selbstbestimmung bei Meistern und Jüngern, vorzüglich aber der Wechselverkehr, in welchem der Lehrer auch das beste, was er weiß ... unbefangen hingibt, und der Schüler es mit Dank und Anerkennung hinnimmt, sowie die von dem Lehrer ausgehende Sollizitation zum eigenen Denken und Prüfen, und die von der Zuhörerschaft ausströmende, dem Lehrer so wohlthuende und unentbehrliche Anregung, durch welche seine Produktivität in stetem Flusse erhalten wird — das sind Dinge, in welchen der Reiz und Vorzug des Universitätslebens liegt, und in ihnen liegt auch der Grund, daß die Universitäten ein spezifisch deutsches Institut geworden sind. Der deutsche, auf Lehre und Wissenschaft gerichtete Geist hat in dieser Form sich verkörpert, und wo immer deutsches Leben zur Gestaltung kommt, da wird es auch sicher etwas unseren Hochschulen gleichendes hervorbringen.

„Unstreitig sind die Deutschen die universellste unter den Nationen; in ihrem Schoße findet sich das echt Menschliche, Weltbürgerliche in größerer Fülle, in reicherer Mannigfaltigkeit, als bei irgend einem anderen Kulturvolke. Darum fühlt sich der Deutsche auch jeder der großen Nationen nach ihren besseren Eigenschaften innerlich verwandt und empfindet weniger die repulsive Kraft des fremden Volkswesens ... Der Deutsche zeigt sich weicher, nachgiebiger, und selbst seine Sprache pflegt vor dem Andringen einer fremden zurückzuweichen. Unterliegt der Deutsche dadurch dem Vorwurf einer gewissen kosmopolitischen Zerfahrenheit, läßt er sich, wie die Erfahrung in unsern Grenzländern und an unsern Auswanderern zeigt, leicht von einer fremden, strafferen Nationalität absorbieren, so ist es doch eben der Reichtum, die vielseitige Beweglichkeit des deutschen Wesens, seine Fähigkeit, auf jeden fremden Vorzug anerkennend und selbst liebend einzugehen, sich alles anzu-

eignen und es sofort zu vervollkommnen, was unser Volk so recht zum Zentralvolk der Menschheit macht ... Dem Deutschen ist die Gabe verliehen, das Sinnen und Streben anderer Völker ... zu verstehen und bis in seine Wurzeln zu verfolgen". Man könnte dies „als einen höheren Gerechtigkeitssinn bezeichnen. Doch insofern sich derselbe in Wissenschaft und Litteratur kundgibt, darf ich ihn wohl den historischen Sinn der Deutschen nennen und darf auch behaupten, daß sie diesen Sinn in eminentem Grade, mehr als jedes andere Volk besitzen ... Ich möchte, ein Goethe'sches Wort anwendend, sagen, das deutsche Geistesauge sei vor andern sonnenhaft". Eine Reihe deutscher Gelehrten, die genannt und deren Werke besprochen werden, haben das bewiesen. „Doch besser noch als in einzelnen Persönlichkeiten offenbart sich uns die schöpferische Kraft des deutschen historischen Sinnes, der mächtige Trieb, sich alles anzueignen und es gemäß den in seinem Wesen liegenden Gesetzen zu gestalten, in dem gegenwärtigen Stande der einzelnen Wissenschaften, wie sie nun auf unseren Hochschulen gelehrt, in der Litteratur angebaut werden. Zuvörderst findet der deutsche historische Sinn reichliche Nahrung in der Theologie, welche, eben weil das Christentum Thatsache, Geschichte ist, überwiegend den historischen Charakter trägt, und dem gemäß erforscht und konstruiert sein will. Deutschland ist daher auch das klassische Land der Theologie geworden, aus dessen Vorräten die theologischen Versuche und Bestrebungen anderer Nationen — England, Amerika — Kraft und Nahrung ziehen". Und in ähnlicher Weise werden die anderen Fakultätswissenschaften besprochen. Er vermißt nur eines — „eine echte Philosophie der Geschichte". „Doch auf solchen Grundlagen", wie sie von ihm vorher besprochen wurden, „wird in Zukunft auch sie als eine der edelsten Früchte an dem Wissensbaume unserer Hochschulen erreicht werden. Überwunden und abgethan ist wohl gegenwärtig jene

von Fichte begonnene, von Hegel fortgesponnene Verirrung, welche den ganzen reichen Inhalt der Geschichte in ein enges und steifes Schema einzwängt, durch ihren Mechanismus der logischen Konstruktion an die Stelle der in der Geschichte sich überall bezeugenden persönlichen Freiheit eine starre Notwendigkeit setzt, und den lebensvollen Inhalt der Geschichte zu bloßen Denkbestimmungen verflüchtigt. Künftig wird die Philosophie der Geschichte als das schwierigste, aber auch vielleicht kostbarste Ergebnis akademischer Lehrthätigkeit den Nachweis zu liefern bedacht sein, daß es geistige Mächte, Ideen sind, welche die Weltgeschichte beherrschen und gestalten; sie wird diesen Ideen nachgehen, ihre Verkörperungen und Wirkungen verfolgen durch alle Perioden und Wandlungen, und den sie durchziehenden Plan göttlicher Weltregierung, der allein die Geschichte verständlich macht, zur Anerkennung bringen . . .

„Noch genießen die Universitäten im Ganzen das Vertrauen der Nation", und ein lautes und nachdrückliches Zeugnis dieses Vertrauens war es, daß 118 Professoren in das Frankfurter Parlament entsendet wurden. „Es ist wahr: das Vertrauen ist nicht belohnt worden"; aber „weder die Korporationen noch ihre Glieder sind eben berufen und geeignet, sich in das Gewühl und die Ränke der politischen Parteiungen zu stürzen, und wo dies doch geschieht, oder wo sie wider ihren Willen sich hineingezogen finden, da werden sie stets unterliegen. Da nun aber zuletzt doch die großen Gedanken und nicht die materiellen Interessen und Leidenschaften es sind, welche die Welt bewegen und in der Geschichte der Menschheit die Entscheidung herbeiführen, so werden nach wie vor die Hochschulen ihre Aufgabe erfüllen und auch das Vertrauen sich bewahren, daß sie dieser Aufgabe gewachsen seien. Nach wie vor werden sie, da das deutsche Volk ein stets werdendes, stets in lebendiger Entwicklung begriffenes ist, diesem Volke

seine Vergangenheit mit der Gegenwart vermitteln; sie werden es über seine Gegenwart orientieren und ihm die rechte Versöhnung der notwendigen, in jeder Zeit neu hervortretenden Gegensätze zeigen; sie werden endlich auch ihm seine Zukunft vorbereiten helfen.“

Am Schlusse, nach einer Ansprache an die gesamte Studentenschaft, fühlte er das Bedürfnis, noch ein besonderes Wort an die Theologie-Studierenden zu richten: „Sie haben sich eine Wissenschaft erkoren, welche den Anspruch macht und machen muß, daß alle übrigen zu ihr hinführen, daß diese ihrer, als Grundlage wie als Schlußstein, bedürfen. Die Theologie selber aber kann nur dann beweisen, daß solch eine fürstliche Würde unter den Disziplinen ihr wirklich zukomme, wenn sie es versteht, sich der Hilfe dieser Schwestern zu bedienen, wenn sie Raum hat und weitherzig genug ist, auch hinreichendes Selbstvertrauen besitzt, um das echte, edle, aus allen den Werkstätten unserer Fakultäten zu Tage geförderte Metall, die besten Früchte aller Zweige des großen Wissensbaumes, als ihr Eigentum hinzunehmen und mit diesem Pfunde nach Kräften zu wuchern. Wehe der Theologie und wehe ihren Jüngern, wenn sie, wie ein nervenschwaches Weib, sich absperren wollte gegen jeden frischen Luftzug der Forschung, wenn sie jedes ihr — oder nicht einmal ihr, sondern nur den Theologen — unbequeme Ergebnis der Geschichte zurückwiese, als eine allzu derbe, ihrer schwächlichen Konstitution nicht zusagende Speise. Gerade daran hängt für sie Leben oder Tod, daß ihre Pfleger und Jünger jenen historischen Sinn in höchster Reinheit bewahren, der sich in der Anerkennung aller fremden Vorzüge und Güter, in der Verwertung aller auf anderem Gebiete gefundenen Wahrheiten bewährt. *Γίνεσθε τραπεζῖται δόκιμοι*, ›werdet gute Wechsler‹, hat Christus nach einer alten Überlieferung zu den Seinigen gesagt. Üben wir also die Kunst, echte Münze und unechte im Reiche der Geister, ganze und

halbe Wahrheit, ganzen und halben Irrtum gehörig zu unterscheiden, in jedem Wahn, jeder schiefen oder falschen Behauptung das beigemischte Körnchen von Wahrheit mit geübtem Auge aufzufinden und auszuscheiden, nicht aber unbesehen oder nach dem bloßen oberflächlichen Schein und Wortklang zu verdammen, nicht ganze Gebiete des fremden Wissens, als ob sie von dämonischen Mächten besessen seien, fremd und vornehm von uns wegzuweisen. Ich besorge von einer solchen Erweiterung Ihres Gesichtskreises keine Gefahren für Sie". Die Abstraktionen des Pantheismus, der den lebendigen und persönlichen Gott des Gewissens und der Religion entthronen möchte, werden Sie, schon um ihrer inneren Widersprüche willen, abweisen. Ebenso ein System, welches offen die Freiheit des menschlichen Willens leugnet oder dessen Konsequenz dazu führt, „weil diese Freiheit allzu tief und fest in Ihrem innersten Selbstbewußtsein wurzelt, weil, wenn diese uns angeborene Gewißheit unserer Wahlfreiheit momentan erschüttert würde, sie doch alsbald wieder siegreich in unserm Innern, und zwar schon an dem Selbstgefühl des Widerstreites zwischen Verstand und Willen, sich erheben würde". Am wenigsten aber werden Sie dem Materialismus bei sich Eingang gestatten und sich etwa überreden lassen, „daß der Mensch nur ein feiner organisierter Affe, die Gedanken nur Sekretionen des Gehirns seien". „Theologus sum, nihil divini a me alienum puto — nichts Göttliches, also nichts Wahres, denn alle Wahrheit stammt ursprünglich von Gott, soll uns fremd sein; es gilt nur, in dem Besitz des rechten Magnets zu sein, der überall das Wahre aus der es umgebenden und oft verbergenden Umhüllung heraus und an sich zieht. So haben ehedem die großen Männer der alexandrinischen Schule ihre Aufgabe, der griechischen Philosophie und Naturwissenschaft gegenüber, verstanden ... Es ist wie in Muhammeds Paradies, wo gleich der erste Baum dem Seligen zuruft: Brich dir

meine Frucht, sie ist süß, und sofort ein anderer Baum ihm ruft: hieher zu mir, meine Früchte sind noch besser. Der Einzelne müßte bei allem Wissensdurste der Last der Riesenaufgabe erliegen. Aber was ihm nicht möglich ist, das kann doch, mindestens annähernd, den vereinigten Bestrebungen und Arbeiten Gleichgesinnter gelingen . . ."

Die ganze Versammlung hing mit gespanntester Aufmerksamkeit und voll Bewunderung an den Lippen des Redners. Freunde, wie Schwab, nannten die Rede einen „herrlichen Waffengang" und prophezeiten, „solcher Haltung fehle der Erfolg nie", Höfler in Prag aber wünschte, daß „man die höchst zeitgemäße Rede hier von Amts wegen alle diejenigen auswendig lernen lassen sollte, die sich mit Universitätssachen direkt oder indirekt abgeben". Aber sofort fielen ihn wieder die Kläffer der Partei an, welche alles Heil in der Durchdringung mit römischem Geiste und in der Absperrung gegen jeden frischen Luftzug der Forschung sahen und gerade das, was Döllinger an der deutschen Nation pries, als ihre schwerste Verirrung betrachteten. Gewissermaßen eine Ergänzung dieser Rede bildet der Artikel: „Die Broschüre ›Zur Belehrung für Könige‹", welcher nachträglich noch in der Augsburger Allg. Zeitung[7]) erschien. Er wäre an sich nicht notwendig gewesen, denn ohne Zweifel hatte Reusch Recht, daß „Pamphlete, wie das vorliegende, zu den schlechtesten Waffen gehören, mit denen man überhaupt kämpfen kann";[8]) und daß er mit einem solchen Artikel nachhaltig auf die Bureaukratie einwirken oder andere Einflüsse unterbinden könnte, durfte Döllinger auch nicht erwarten, da gerade wieder ein Jesuitenschüler zum Bischof von Eichstätt ernannt worden war.[9]) Aber die Sache war wichtig, und der begonnene Kampf mußte bis zum Siegen oder Unterliegen durchgestritten werden. Doch ging Döllinger nur deswegen an die Abfassung des Artikels, weil Schwab die Veröffentlichung und Aufnahme seines „Franz Berg" abwarten wollte.

Der Artikel, für die Geschichte der Theologie in Deutschland von außerordentlicher Wichtigkeit, bedauert, daß der Minister Koch nicht besser beraten war und sich auf Köhlers „Erlebnisse“ stützte. Dessen Angaben über das Studium im Germanikum seien indessen wahr, von seinen Gegnern nicht widersprochen und sogar von dem Jesuiten Curci jüngst in einer Sprache bestätigt worden (oben S. 348), die „nur jemand führen kann, der von den wissenschaftlichen Aufgaben der Theologie nicht einmal eine Ahnung hat, und der vielleicht noch nebenbei vor historischen Untersuchungen um deswillen ein unheimliches Grauen empfindet, weil er fürchtet, sie möchten ihm gewisse Lieblingsmeinungen, wie etwa die über die Echtheit der Konstantinischen Schenkung oder über die Unfehlbarkeit des Papstes, zerstören. Das Christentum aber ist seinem ganzen Wesen nach geschichtlich, und es wird darum, abgelöst von der Geschichte, mit seinem ganzen Lehrgebäude bodenlos“. Für den übrigen Teil seines Berichtes habe der Minister keines fremden Gewährsmannes bedurft, da die Bestrebungen der in Rom gebildeten Theologenpartei für jeden, der nur Augen dafür hat, offen vorliegen. Es sei nur zu verwundern, daß der oder die Verfasser der Broschüre die Entwendung des Berichtes, „welche vor der gewöhnlichen Moral nicht besteht“, die Wege einer höheren Vorsehung und Gerechtigkeit nennen. Aber sie huldigen in dieser Hinsicht ganz eigentümlichen Anschauungen und finden auch die Verdächtigungen der wissenschaftlichen Arbeiten und der ganzen Richtung der Theologen von deutscher Bildung als antikirchlich, sowie die Verleumdungen, die sie auf das Privatleben der ihnen widerwärtigen Persönlichkeiten häufen, nicht im mindesten bedenklich. „Der Zweck heiligt ihnen eben die Mittel, und so verraten sie uns schon dadurch, zu welcher Observanz sie gehören, wenn wir auch gar nicht näher über all die frommen Hände unterrichtet wären, die hier ihre Karten ausspielen“.

„Doch dieses Pamphlet ist kein isoliertes Erzeugnis sondern hängt mit einer ganzen Reihe von Vorgängen zusammen, die alle nach dem gleichen Ziele steuern, nämlich nach der Unterdrückung des wissenschaftlichen Geistes innerhalb des Katholizismus, nach der Aufrichtung einer toten Autorität, welche die Ideen des Jahrhunderts durch disziplinären Zwang und Gewaltmaßregeln bekämpfen will“. Daran reiht sich eine kurze Geschichte der katholischen Theologie in Deutschland seit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu, welche fast ausschließlich das theologische Monopol in Besitz hatte, aber „bei ihrem Widerwillen gegen alle historischen und exegetischen Studien in Deutschland der Theologie das Gepräge des vollständigsten Scholastizismus aufgedrückt und infolge dessen daselbst eine gänzliche Sterilität der katholisch-theologischen Litteratur veranlaßt hatte“. „Besser konnte es erst werden, wenn man die alte scholastische Methode verließ und eine neue, auf gründliche biblische, historische und patristische Studien basierende einschlug“, und das geschah, seit 1817 die katholisch-theologische Fakultät in Tübingen eröffnet und nach ihrem Vorbilde in Freiburg, Gießen, Münster, Bonn, Breslau, Würzburg und München gearbeitet wurde. In Rom, das mit anderen Dingen beschäftigt war, sah man dieser Bewegung ruhig zu. Offensiv trat es erst auf, als die Jesuiten seit 1849 Einfluß auf Pius IX. gewannen, die strengere Ausführung des Trienter Beschlusses über die Knabenseminarien betrieben, auf die Wiederaufnahme der thomistischen Scholastik als des maßgebenden philosophischen und theologischen Systems drangen, die Fixierung der Unfehlbarkeit des Papstes als Dogma anstrebten und zur Niederwerfung alles Widerstandes gegen ihre Absichten auf Wiederbelebung des veralteten Instituts der Indexkongregation, wo sie die entscheidenden Stimmen besitzen, bestanden. In ihrer 1849 gegründeten Civiltà cattolica, deren Redaktion durch päpstliches Breve vom 12. Februar 1866 sogar zu

einer Art Kongregation erhoben worden war, begannen sie mit der ganzen Zivilisation der Gegenwart auf allen ihren Gebieten einen erbitterten Krieg, den sie „gewöhnlich in roher und unwissenschaftlicher Weise führen“. „Sie verteidigen z. B. die Sklaverei und das Lottospiel; sie beschuldigen diejenigen, welche für die Aufhebung der Todesstrafe stimmen, der schlechtesten Absichten und des verworfensten Charakters; sie preisen die Inquisition als »un sublime spectacolo della perfezione sociale«; sie behaupten, daß die Gewissensfreiheit direkt dem Christentum widerspreche und zum Atheismus führe; sie verwerfen die Freiheit der Forschung und verkündigen die scholastische Philosophie als die der Kirche; ja sie entblöden sich nicht, es offen herauszusagen, daß schon die Sprache in den nichtitalienischen Religionen und Philosophien für das italienische Ohr barbarisch und für den italienischen Geist irrtümlich sei“. Die päpstliche Unfehlbarkeit soll sich auf die politischen und sozialen Probleme ausdehnen, und die seit 1859 über die Notwendigkeit des Kirchenstaats erfolgten päpstlichen Kundgebungen „unfehlbarer Natur“ sein. Das römische Volk aber ist wie das jüdische das Volk Gottes, weil es unter dem Papst steht. Ein getreues Echo hat die Civiltà in Deutschland seit 1850 im Mainzer „Katholik“, dessen programmatische Machtsprüche aber bereits im Laufe der Erzählung erwähnt wurden und hier nicht wiederholt zu werden brauchen.[10])

Aber „bei dem bloßen Aussprechen ihres Programms, ließ es die rührige Partei nicht bewenden, sie ging auch mit vieler Kühnheit an die Ausführung desselben“. Dahin gehört die mit schlimmen Mitteln erwirkte Verdrängung des zum Bischof von Mainz gewählten Leopold Schmid und die Ersetzung desselben durch Ketteler (1851); die Lahmlegung der Gießener theologischen Fakultät durch Verlegung des theologischen Studiums an das Mainzer Seminar, das es zu einer

Ebenbürtigkeit mit der Gießener Fakultät noch nicht brachte; auch ist noch kein Werk von einiger Bedeutung aus dieser neuscholastischen Schule hervorgegangen; „denn die vielen verketzernden Streitschriften und Streitartikel der Herren Heinrich und Moufang, sowie die seichten, oft mit den ergötzlichsten Schnitzern gespickten Kompilationen Haffners ›über deutsche Aufklärung und Materialismus‹ wird doch niemand sonderlich hoch anschlagen können“. Dagegen diskreditierte Heinrich den Senior der theologischen Fakultät in Freiburg, Hirscher, und mit ihm diese selbst. Sogar Hug, vielleicht dem größten katholischen Theologen der Neuzeit auf dem Gebiete der neutestamentlichen Wissenschaft, wurde im „Katholik“ nach seinem Tode der Vorwurf des Hermesianismus nachgeschleudert. Staudenmaier entging nur durch den Tod der persönlichen Verfolgung. In Würzburg wurden zu Gunsten der Jesuitenschüler Hergenröther und Denzinger die Professoren Schwab und Deppisch verdrängt. Im Jahre 1857 wurde Günthers Philosophie von der Inderkongregation zensuriert, dafür aber ein Jesuit und ein Dominikaner an die Wiener theologische Fakultät berufen, um das thomistische System zu lehren, im gleichen Jahre die theologische Fakultät in Innsbruck den Jesuiten übergeben. Nach dem „Katholik“ sollten nun in Österreich die theologischen Studien großartige Dimensionen annehmen, aber man wartet bis jetzt umsonst auf diesen Aufschwung: im österreichischen Klerus ist es mit der wissenschaftlichen Kultur nur schlechter geworden, und noch ist kein irgendwie gewichtiges Buch aus diesem großartigen Aufschwung hervorgegangen. In Breslau ist der ersten wissenschaftlichen Kraft, Baltzer, obwohl er sich dem Urteil der Inderkongregation über Günther fügte, vom Fürstbischof die Wiederaufnahme seiner Lehrthätigkeit verweigert, und zu seinem Ersatze Lämmer berufen worden, der gleichfalls bei den Jesuiten in Rom seine letzte Ausbildung erhalten

hat. Die hervorragendsten Lehrer in Tübingen, Kuhn und Hefele, sind beständigen Angriffen ausgesetzt, und namentlich ist ersterer eine Ursache des frommen Ärgernisses der Romanisten. In München aber spukt das Gespenst einer neuen Münchener Schule, obgleich die älteren Lehrer seit Dezennien dieselben sind, und die Ergebenheit gegen die Kirche und der Eifer für die Sache derselben auch bei den zuletzt in die Fakultät eingetretenen Professoren (Thalhofer, Al. Schmid und Reischl) außer allem Zweifel steht. Auch gegen Döllinger kann man mit ehrlichen Waffen nicht aufkommen, aber wie die Jesuiten Theiner, als andere Mittel, ihn wegen seines Klemens XIV. zu diskreditieren, nicht verfangen wollten, zuletzt für geistesgestört erklärten, so verdächtigt man Döllingers katholische Gesinnung, „weil er die extravaganten Meinungen über die Notwendigkeit einer weltlichen Herrschaft des Papstes, die geeignet sind, das ganze Ansehen der Kirche in Frage zu stellen, nicht teilt, und weil ihm seine historischen Forschungen eine Bestätigung der jesuitischen Lehren vom Papsttum nicht erlauben“. Wie man den Lebensabend des hochbetagten Günther noch verdüsterte, in gleicher Weise gestaltet sich der Dank für Döllinger. „Den Intriguen gegen die Münchener theologische Fakultät, sowie der immer mehr um sich greifenden Internierung der Theologie-Studierenden an bischöflichen Anstalten ist es bereits gelungen, daß die Frequenz derselben seit Jahren in der Abnahme begriffen ist, und sie ihre Vorlesungen schließen müßte, wenn nicht das Kollegium Georgianum sich hier befände. Ja, dahin ist es gekommen, daß man [der Jesuitenschüler Bischof Senestrey] den Besuch der Hochschule an den Kandidaten sogar mit Strafen ahndet ... Der selige König Max, der die Sache erfuhr, ließ die theologische Fakultät in München zum Bericht darüber auffordern; der Bericht wurde erstattet, kam aber nicht in des Königs Hände. Nach allem dem ist es auch klar, wo hinaus die Errichtung einer theolo-

gischen Fakultät in Speier zielte ... Die Knabenseminarien, vom Konzil von Trient in einer Zeit vorgeschlagen, wo unsere Gymnasien erst im Entstehen waren, unterliegen nicht nur den gerechtesten Bedenken in Hinsicht auf die wissenschaftliche, nur auf Einen Stand berechnete Bildung, sondern es fragt sich auch nachgerade, ob sie sich mit den sittlichen Anforderungen unserer Zeit und unseres Landes in Einklang bringen lassen". Wenn arme Eltern durch das Versprechen kostenfreier Erziehung ihre Kinder in einen Stand, welcher Pflichten mit sich bringt, die zu erfüllen nicht jedermanns Sache ist, hineinreden oder durch die ganz künstlich gemachte Gestaltung ihrer Lebenslage geradezu hineinzwingen lassen: „was kann daraus Ersprießliches für den klerikalen Stand erwachsen, und wie verträgt sich diese geistige Sklaverei mit dem Christentum und den Humanitätsbegriffen unserer Zeit? Hat der Staat nicht ein Interesse daran, daß seinen Mitgliedern nicht auf solche Weise Gewalt angethan werde, oder haben diese kein Recht auf die Hilfe des Staats zur Sicherung ihrer persönlichen Freiheit? .... Ein nach den Lehren der Civiltà gebildeter Klerus muß unserem ganzen Zeitbewußtsein verständnislos und feindlich gegenüberstehen und ist nur geeignet, zwischen Kirche und Staat unheilvolle Konflikte heraufzubeschwören.

„Und was soll es weiter heißen, daß nun das thomistische System geradezu mit der Kirchenlehre idenfiziert werden will?" Die mittelalterliche Kirche stellte sich über die Parteien und ließ die dem Thomismus entgegengesetzten Richtungen gewähren. Ja, Bischof Tempier von Paris zensurierte bereits 1270 und 1276 Sätze desselben. Jüngst hat auch Oischinger auf diese mit dem Dogma unvereinbaren Elemente des Thomismus hingewiesen, aber man versuchte keine wissenschaftliche Abwehr, sondern setzte sein Buch auf den Index. Ist es nicht ein Zeichen grasser Ignoranz, wenn man fordert, Platon und Aristoteles müßten aus Thomas verstanden werden? Und

wie kommen denn die Jesuiten heute dazu, den Thomas als ein kanonisches Buch aufzulegen, nachdem sie früher selbst in Grundlehren seine eifrigsten Gegner gewesen sind, und der ganze Dominikanerorden sie einstimmig für die ärgsten Entsteller desselben erklärt hatte?

„Was die neuscholastische Schule bedeutet, bedarf nach allem diesem wohl keiner weiteren Erörterung mehr“. In dieses ganze Getriebe paßt die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit, namentlich dann, wenn die Jesuiten die Berater des Papstes sind, und wenn die päpstliche Enzyklika von 1864 mit dem angehängten Syllabus, einem Auszuge der Lehren der Civiltà, als ex cathedra und demnach unfehlbar hingestellt werden. Es gibt dann in der katholischen Kirche auch politische und soziale Dogmen. Aber „es gehört die ganze Blindheit eines überhitzten Fanatismus dazu, um die ungeheuere Gefahr zu übersehen, die damit für die Autorität der katholischen Kirche entstehen muß. Ist es aber nun noch zweifelhaft, daß Herr von Koch seinem König eine richtige Schilderung von der romanistischen Partei entworfen habe? Ihm als Kultusminister durfte die Bildung des Klerus, der eine so tief eingreifende Wirksamkeit auf das Volk auszuüben hat, nicht gleichgültig sein. Und wie sehr es gerade in Bayern gefordert ist, auf die jesuitischen Umtriebe ein wachsames Auge zu haben, dies zeigt uns der noch ganz frische Versuch der Jesuiten-Einschmuggelung in Regensburg“. Da sollte — so wollte es der Jesuitenschüler Senestrey — das Schottenstift unterdrückt werden. Aber obwohl König Max nur unter der Bedingung darauf einging, daß das Vermögen des Stifts teils zu Stipendien für die wissenschaftliche Ausbildung von Theologen, teils für die Erweiterung der theologischen Lehranstalt in Regensburg verwendet werde, sehen wir plötzlich die Jesuiten in dem aufgehobenen Stift auftauchen, mit der Absicht, (philosophische und) theologische Vorlesungen zu halten.[11])

Aber trotz dieser Schärfe der Polemik gegen die neuscholastische Schule anerkannte es Döllinger, wenn sie wirklich eine Leistung aufzuweisen hatte. So schrieb er an den Kultusminister Gresser, welcher ihn zu einem Gutachten über Hergenröthers „Photius" Bd. 1 aufforderte: „Das Werk ... ist, so weit es bis jetzt vorliegt, eine solide, auf gründlicher Erforschung der Quellen beruhende, Arbeit, und hat es der Verfasser an Fleiß, Ausdauer und umsichtiger Erwägung dabei nicht fehlen lassen. Dadurch, daß er alle Belegstellen in den Noten hat abdrucken lassen, ist das Buch zu einem ganz ungewöhnlichen Umfang angeschwollen; dieses Verfahren gewährt aber den Vorteil, daß man die Angaben und Urteile des Verfassers immer gleich prüfen und an der Quelle kontrollieren kann. Ton und Haltung des Verfassers sind im Ganzen ruhig, gemäßigt, etwas Parteilichkeit ist zwar bemerkbar, tritt aber doch, so viel ich habe wahrnehmen können, nicht allzu störend hervor. Der Verfasser sagt nicht die ganze Wahrheit, aber er vermeidet doch auch jede positive Entstellung. Im Ganzen ist nicht zu verkennen, daß das Werk zu den besseren, in der jüngsten Zeit auf katholischer Seite erschienenen geschichtlichen Leistungen gehöre" (1866, Dezember 12.).

Der Ausspruch der Civiltà: Die Inquisition ist „ein erhabenes Schauspiel der sozialen Vollkommenheit", welcher Döllinger viel beschäftigte, war nicht bloß die Geschichtsauffassung der Jesuiten, sondern der ganzen römischen Kurie, und sollte durch die mit der achtzehnten Säkularfeier des Martyriums der Apostel Petrus und Paulus zu vollziehende Heiligsprechung des spanischen Inquisitors Pedro Arbues der römisch-katholischen Christenheit als die allein wahre so feierlich als möglich verkündigt werden. Dazu konnte und wollte Döllinger nicht schweigen. Am 6. Mai erschien in der Augsburger Allg. Ztg. ein Artikel „Aus Franken", worin kurz über Arbues, „einen der erbarmungslosesten Inquisitoren", einen

„fanatischen Wüterich", Aufklärung gegeben und nach einer Bemerkung, daß unter Paul III. die Kanonisation desselben fallen gelassen worden, gefragt wurde: „Wie geschieht es nun, daß man jetzt darauf zurückkommt und auf den Altären der katholischen Christen einen Mann zur Verehrung ausstellen will, der zu den blutdürstigsten Inquisitoren gehörte? Bisher galt in der Kirche der Grundsatz: Martyrem non facit poena, sed causa. Aber für den Tod des Arbues liegt keine edle Ursache vor. Diese Kanonisation scheint eine weiter greifende Bedeutung zu haben und könnte leicht auf eine Verherrlichung der Inquisition selbst gedeutet werden. Wird unter den vielen Bischöfen, die zur Feier der neuen Kanonisationen im nächsten Monat nach Rom wallfahrten, keiner sein, der gegen die Verherrlichung des Arbues und damit der Inquisition Verwahrung einlegt?"

Der Artikel machte ungemeines Aufsehen, und alle Welt fragte sich, wer der ungebetene advocatus diaboli sein möge, der noch im letzten Augenblicke die Zirkel Roms zu stören versucht. Aber niemand riet auf Döllinger. Als dann aber in katholischen Blättern, namentlich in der „Augsburger Postzeitung" und dem Stuttgarter „Deutschen Volksblatt", scharfe Angriffe auf den Artikel erschienen, boten sie Döllinger nur einen willkommenen Anlaß, die ganze Institution der Inquisition und die Persönlichkeit des Arbues nach den Quellen ausführlich in einer Artikelserie: „Rom und die Inquisition"[12]) (seit Anfangs Juni) in der Allg. Zeitung zu beleuchten. Der erste wendet sich gegen die „nicht geringe Aufregung in ultramontanen Blättern"; aber „statt uns und unseren Gewährsmann Paramo zu widerlegen, haben die Gelehrten derselben sich einfach bei Hefeles Buch über Ximenes Rat erholt, wobei sie so glücklich waren, eine sehr günstig lautende Bemerkung des spanischen Historikers Hieronymus Blancas über den Charakter des Kanonikus Arbues zu ent-

decken. Was sonst noch an ihrem Gegenbeweis mangelt, haben sie durch ein dreistes Absprechen und derbe Kraftausdrücke allerdings sehr reichlich ersetzt“. Der zweite Artikel beginnt in großen Zügen die Geschichte der Inquisition selbst. Aber je weiter sie fortschritten, desto peinlicher berührten sie, desto größer wurde die unheimliche Spannung. Zwar erschienen verschiedene Artikel, auch von Hefele, dagegen,[13]) und schob sogar die Allg. Ztg. (Nr. 173) zwischen die Erörterungen einen scharfen Angriff, aber sie galten selbst bei weniger Unterrichteten als ungenügend. Die Not stieg daher immer höher und ließ den Erzbischof Scherr, der wohl gleich anderen Frohschammer für den Verfasser hielt, sogar sich an Döllinger selbst wenden, daß er die Artikel der Allg. Ztg. widerlegen möge.[14]) Das ging nun nicht; denn nicht nur war für Döllinger die Zeit vorbei, wo er „über die Ansprüche der Päpste und die Grundsätze der Kurie zu sehr als Sachwalter und zu wenig als Historiker geredet“ hatte, er hätte sich selbst und die Quellen, „aus denen er alles geschöpft“ hatte, widerlegen müssen. Man fand ein anderes Mittel, um den ungelegenen Autor wenigstens zum Schweigen zu bringen. Als noch der Artikel „Arbues“ veröffentlicht war, „vermochten die Eigentümer des Blattes in Stuttgart, ultramontanen Einflüssen folgend, die Redaktion, die Fortsetzung abzulehnen“.[15]) Sie erschien erst im Jahre 1868 in der Wiener „Neuen Freien Presse“ unter dem Titel: „Die spanische und die römische Inquisition“, während zu gleicher Zeit Wilhelm von Kaulbach, von Döllingers Artikeln angeregt, sein Bild „Der Inquisitor Don Pedro Arbues de Epila“, „geistreich, aber Entsetzen erregend“, schuf und damit den Ärger und die peinliche Verlegenheit der Partei vermehrte.[16]).

Die Artikel fanden in Rom allerdings Beachtung, aber aufhalten in seinem Vorhaben ließ es sich begreiflicherweise nicht. Auch war unter den 500 in Rom eingetroffenen

Bischöfen keiner, „der gegen die Verherrlichung des Arbues und damit der Inquisition Verwahrung eingelegt“ hätte. Die „unheimliche Gestalt“ des Inquisitors wurde „als leuchtendes Vorbild christlicher Gesinnung und That auf den Altar gestellt“, um „neben Stephanus, Petrus, Paulus u. a. als ein Blutzeuge des Evangeliums gefeiert zu werden“. Die Jesuiten aber spotteten in der Civiltà: „Der Triumph des Arbues ist eine Niederlage für die Juden und Judengenossen ... Der Artikel der ›Allg. Zeitung‹ ist ihre Protestation, das letzte Echo des wütenden Geschreis, das 1485 die Maranen gegen Arbues erhoben“. Doch auch ihnen gilt, was Döllinger seinem Widerpart in Nr. 173 der Beilage der „Allg. Zeitung“ erwidert hat: „Wenn jener Anwalt des Arbues sich nun denken kann, daß ein Inquisitor der oben beschriebenen Qualität von einer lauteren evangelischen Frömmigkeit erfüllt und in seinem Thun von dem Motive der Liebe Gottes und des Nächsten geleitet worden sei, so mag er seine religiösen und sittlichen Begriffe allenfalls aus dem Koran, aber sicherlich nicht aus der Lehre Christi und der Apostel geschöpft haben“.

Rom und die Jesuiten drängten von jetzt an nur um so stürmischer vorwärts. Am 26. Juni hielt der Papst vor den 500 Bischöfen eine Allokution und kündigte ein allgemeines Konzil an. Einige Macher stellten, wie Thiel in seiner liebevollen „Auseinandersetzung mit den Janus-Christen“ (1872) berichtet, schon damals „den Antrag, die päpstliche Unfehlbarkeit per acclamationem zu verkünden“, begnügten sich aber, als sie Widerspruch fanden, mit einer Adresse an den Papst, in der es heißt: „Vor fünf Jahren ... haben wir in Wort und Schrift das Bekenntnis abgelegt, daß uns nichts wahrer erscheine und nichts angenehmer sei, als dasjenige zu glauben und zu lehren, was Du glaubst und lehrst, als diejenigen Irrtümer zu verwerfen, welche Du verwirfst. Alles, was wir damals erklärten, wiederholen und bekräftigen wir jetzt aufs

neue ... Weil wir glauben, daß Petrus durch Pius' Mund gesprochen hat, darum erklären wir, daß wir alles dasjenige, was Du immer zum Zwecke der sicheren Bewahrung des depositum fidei gesprochen, bestätigt und erklärt hast, auf gleiche Weise sprechen, bestätigen und erklären ... Denn es liegt tief in unserem Bewußtsein, was die Väter auf dem Konzil von Florenz in dem Unionsdekret erklärt haben, daß der »Römische Bischof« der Stellvertreter Jesu Christi, das Haupt der ganzen Kirche, der Vater und Lehrer aller Christen ist, und daß ihm in der Person des hl. Petrus von unserm Herrn Jesus Christus die volle Gewalt übergeben worden ist, die gesamte Kirche zu weiden, zu regieren und zu leiten". In seiner Antwort auf die Adresse am 1. Juli setzte Pius IX. die Eröffnung des Konzils auf einen 8. Dezember als den von ihm durch die Definition der unbefleckten Empfängnis und die Verkündigung des Syllabus ausgezeichneten Tag fest, und der Kardinal Caterini ließ 17 Thesen unter die anwesenden Bischöfe verteilen, welche sie in drei, spätestens vier Monaten beantworten sollten. Die Jesuiten ihrerseits zeichneten aber bereits in der Civiltà catt. vom 15. Juni dem zu berufenden Konzil seine Aufgabe vor, indem sie in einem Artikel: „Ein neuer Tribut für den hl. Petrus" eine Andacht vorschlugen, mit dem Gelöbnisse, „unter allen Umständen, selbst wenn man sein Blut vergießen müßte, an der bereits allgemein unter den Katholiken verbreiteten Doktrin festzuhalten, der gemäß der Papst, wenn er durch seine Autorität, als allgemeiner Lehrer und wie man zu sagen pflegt, ex cathedra, erklärt, was man in Sachen des Glaubens und der Sitten festhalten muß, unfehlbar ist, ... selbst ehe die Zustimmung der Kirche erfolgt ist". Und außerdem sollte man sich verpflichten, alles für die Verbreitung dieser Lehre zu thun, was „Autorität und Neigung" eingeben und möglich machen, wie Verbreitung der Bücher, welche sie enthalten, Unterstützung ihrer

Verteidiger durch alle Mittel und Bekämpfung ihrer Gegner. Um die neue Andacht aber in die weitesten Kreise zu verbreiten, wurde „der bezügliche Artikel auch auf ein eigenes Blatt gedruckt, welches die päpstliche Druckgenehmigung aufzeigte“.

Damit hatte die Partei vollends das Oberwasser und begann sie, wie sie selbst 1868 konstatierte, „allenthalben größere Rührigkeit und mehr Energie“ zu entfalten und nach der Weisung der Jesuiten die Theologen deutscher Bildung nunmehr auch als Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit zu bekämpfen. Nur um so sorgenvoller schaute Döllinger in die Zukunft. „Die Verwicklungen im Innern der Kirche werden, scheint es, immer größer, das odium theologicum immer intensiver — Arbues und Kanonisierung der Inquisition — päpstliche Infallibilität nebst Konzilium — Früchte des Syllabus rc. und dazu die offenbar steigende politische Macht des Protestantismus — welchen Zuständen und Ereignissen gehen wir entgegen? Ich habe keinen Ariadnefaden in diesem Labyrinth“, schrieb er am 29. Juli an Reusch, der eben damit umging, eine bereits 1865 beschlossene, aber wegen des Krieges 1866 unterbliebene Versammlung der Mitarbeiter des Theol. Litteraturblattes nach Freiburg i. B. zu berufen. Aber noch vor der Berufung wurde die Partei unruhig und verbreitete, wie Alzog an Reusch meldet, „allerlei nichtswürdige Gerüchte“ über sie. Ja, Leute, wie von Schäzler, „sahen sie für nichts weniger an als eine Agitation gegen den hl. Vater“; auch „zeigte er sich im Gespräche schier verwundert, daß man ihn und die Mainzer Herrn noch nicht eingeladen habe“ (Juli 23.). Es fehlte nur die Handhabe, um gegen die bloß als Privatversammlung gedachte Zusammenkunft einzuschreiten, bis eine ganz ungenaue Korrespondenz J. Hubers in der Allg. Ztg. (Nr. 218) berichtete, daß „am 21. August eine Versammlung katholischer Gelehrten in Freiburg stattfinde ...“ Die gleich-

zeitig im Theol. Litteraturblatt vom 5. August erschienene Einladung der Mitarbeiter, „um auf Grund der bis dahin gemachten Erfahrungen über etwaige Veränderungen oder Vervollkommnungen des Blattes zu beraten“, wurde da nicht mehr beachtet. „Ich höre“ — schrieb sofort der Nuntius Meglia an den Erzbischof von Freiburg — „daß in jener Stadt eine sogenannte Versammlung katholischer Gelehrten am 21. August gehalten werden solle“; der Erzbischof wisse, daß der hl. Vater solche Versammlungen nur unter gewissen Bedingungen gestattet habe; er möge ihm daher berichten, ob dieselben erfüllt worden seien. Schon am 9. August ging eine Abschrift des Schreibens[17]) an Dieringer nach Bonn ab zugleich mit der Bemerkung des erzbischöflichen Sekretärs Strehle: „Exzellenz wäre es am liebsten, wenn die Versammlung ganz unterbliebe“. Natürlich bestimmten diese neuen Beweise der Mißgunst Reusch und Dieringer, so rasch wie möglich (Allg. Ztg. Nr. 225) die Zusammenkunft abzusagen — zum Verdrusse der meisten bereits reisefertigen Gelehrten und zur Freude der Partei.

Indessen war doch mancher Bischof über dieses Treiben bestürzt, und sogar von dem Münchener Erzbischof Scherr konnte Thalhofer dem Professor Reusch mitteilen: „Über das Scheitern der Freiburger Zusammenkunft war der Herr Erzbischof von München sehr verdrießlich; er sagte mir, er wolle die Sache in Fulda zur Sprache bringen und habe auch dem Nuntius in München in dieser Angelegenheit Vorstellungen gemacht“ (September 25.). Der Mann bewies damit nur, daß er die Lage noch gar nicht durchschaute. Denn als die deutschen Bischöfe am 16. Oktober in Fulda zusammenkamen, standen sie alle auf Seiten der Partei und bekannten sich zu den Grundsätzen der Schrift „Zur Belehrung für Könige“. Nicht nur wurde „der herrliche Plan“ der Errichtung einer katholischen Universität „als eines Bollwerkes der wahren Wissenschaft“ gebilligt und zu unterstützen versprochen, in der VII. Sitzung

„sprach die hohe Versammlung auch einstimmig ihre Billigung und Anerkennung der in Mainz erscheinenden Zeitschrift ›Der Katholik‹ im allgemeinen aus". Dann eignete sie sich Sätze an, wie die folgenden: „Die Bischöfe müssen namentlich bedacht sein, daß die Hauptfächer der Dogmatik, Moral und des kanonischen Rechts gut besetzt seien, und daß denselben die gebührende hervorragende Stellung gegenüber den anderen Disziplinen eingeräumt werde"; „es kann nimmer gestattet werden, daß die Staatshochschulen das Monopol der theologischen und philosophischen Wissenschaft und der wissenschaftlichen Ausbildung des Klerus für sich beanspruchen, vielmehr müssen sie rein kirchliche Anstalten neben sich anerkennen und mit denselben in jener Eintracht wirken, welche der Geist Christi und der Kirche fordert". Ja in einem anderen, wahrscheinlich von der nämlichen Feder stammenden Gutachten, das direkt darauf hinweist, in Rom werde unter Theologie nur Dogmatik und Moral verstanden, wurden die theologischen Fakultäten „in ihrer gegenwärtigen Richtung und Stellung" sogar als „untauglich für die Fortbildung wie für die Grundlegung der theologischen Wissenschaft" erklärt. Der Erzbischof Melchers von Köln und der Bischof von Münster aber sprachen sich dabei auch gegen die Tübinger Fakultät aus, was zur Folge hatte, daß schon 1867/8 nur ein einziger preußischer Theologe nach Tübingen kam, und „alles zu den Jesuiten nach Innsbruck instradiert wurde". Endlich nahmen die Bischöfe auch ein Statut für Organisation der katholischen Presse an, um sie noch kräftiger im Sinne der Partei wirken lassen zu können, und wollten zu gleicher Zeit, um mit Hefele zu reden, „die zwei einflußreichsten katholischen Organe in Deutschland", die Kölnischen Blätter und das Theol. Litteraturblatt, „totschlagen".

Die Verhandlungen sollten zwar geheim gehalten werden, doch rasch sickerte dies und jenes durch, und bald war auch eine Abschrift des geheimen Protokolls in Umlauf Da war

namentlich Hefele empört: „Gustav Adolf soll oft gesagt haben: Heu, parva sapientia mundus regitur; können wir nicht beifügen: nec majori ecclesia, und hat Boccaccio nicht Recht, wenn er meint, es sei ein Beweis für die göttliche Stiftung der Kirche, daß der Klerus sie noch nicht habe umbringen können“. „Es ist himmelschreiend, daß die Herren Bischöfe aus Reinerding, Domherrn Dr. Rampf, Dr. Comp und einem Herrn Siegel eine Kommission niedersetzten“ (um Gutachten über katholische Wissenschaft 2c. zu verfassen). „Die Bischöfe wollen die Sache geheim halten, sie werden wissen, warum? Die Finsternis scheut das Licht. Aber schrecklich ist, Deutschlands Bischöfe solche Beschlüsse fassen zu sehen. Der ›Katholik‹ wird von ihnen einzig und allein gebilligt und empfohlen, und alsbald publizieren dies mehrere Bischöfe ihrem Klerus unter Beifügung der Mißbilligung gegen die Kölnischen Blätter und das Litteraturblatt. Wohin soll das führen?“ Die Tübinger, bisher so zurückhaltend, wollten sogar das Litteraturblatt, wenn es unter dem Übelwollen des Erzbischofs Melchers sich in Bonn nicht mehr sollte halten können, selbst übernehmen und bis auf eine günstigere Zeit unter der Leitung Himpels fortführen.

Und ähnlich wie Hefele, doch ruhiger, sprach sich Döllinger, der die Beschlüsse noch nicht gekannt zu haben scheint, über das von ihm über die Fuldaer Gehörte aus. „Eben bringt mir Dr. Stenglein den Brief, mit welchem Sie [Reusch] ihm seinen Artikel über das Buch von Stigloher [der Emser Kongreß] zurückgesandt haben. Sie bemerken darin, daß das Litteraturblatt sich in ungünstiger Lage befinde, indem die Mißstimmung vieler Bichöfe gegen dasselbe einen hohen Grad erreicht habe. Steht es wirklich so? Dann werden freilich die Aussichten für katholische Theologie in Deutschland immer trüber. Und ich selber bin nun wenigstens froh, nicht durch Beiträge zu dem Vorwurfe Anlaß gegeben zu haben, daß ich

Miturfache dieser Verstimmung sei. Daß ganz abgesehen von dem etwaigen Inhalte das bloße Erscheinen meines Namens in dem Blatte schon geschadet haben würde, kann ich um so weniger bezweifeln, als bei der Versammlung in Fulda der Bischof von Paderborn sofort die Gelegenheit ergriff, eine Schale des Unwillens über mich auszugießen. Vielleicht ist es auch von anderen geschehen. — Der Bischof von St. Gallen hatte mir sein [von Döllinger selbst veranlaßtes] Buch über die Altirische Kirche zugesandt, mit dem Wunsche, daß ich es in einer Zeitschrift besprechen solle;[18]) aber es ist wohl ratsamer, daß mein Name nicht in dem Litteraturblatt, für jetzt wenigstens, erscheine. Schade, daß die Zusammenkunft in Freiburg vereitelt wurde. Ich meinte damals, das Beste wäre gewesen, von dem Briefe des erzbischöflichen Sekretärs gar keine Notiz zu nehmen, da der grobe, auf Unkenntnis deutscher Sprache beruhende Irrtum des Nuntius uns im Grunde gar nicht anging; doch — da wir der Feinde und Mißgönner so viele haben, war es vielleicht gut, gleich nachzugeben. — Seit diese Zeilen geschrieben, habe ich gehört, daß Ihnen von Köln aus über die höheren Orts mißfällige Richtung des Theol. Litteraturblattes förmlich Vorhaltungen gemacht worden sind, und zwar im Namen der in Fulda versammelt gewesenen Bischöfe. Cornelius teilte mir dies mit und fügte bei: auch meiner sei dabei, als eines ganz besonders anstößigen und übelgesinnten Mannes, gedacht worden. Nun Sie haben erklärt, daß Sie an der Haltung des Blattes nichts zu ändern gedächten — die einzige Ihrer und der Sache würdige Antwort, die zu geben war. Wie ich hier höre, waren es in Fulda doch nur ein paar Bischöfe, welche ihr Mißfallen über das Litteraturblatt äußerten, darunter besonders der Paderborner. Das Blatt hat alle Erwartungen, die man billiger Weise im Anfang hegen konnte, übertroffen und die Fuldaer Prälaten hätten vielmehr, sua si bona norint,

dem Redakteur ein Dankes-Votum zusenden sollen" (Dezember 3.).

Dann zürnte wieder Hefele: „Schäzlers neues Schandbuch [Neue Untersuchungen] [19]) ist dieser Tage hier angekommen. Was ich darin gelesen habe, zeigt wieder die niederträchtige Manier dieses hochwürdigen und frommen Mannes. So leicht er die Augen verdreht, ebenso leicht und so oft verdreht er die Worte seiner Gegner. Seine Polemik ist unehrlich erster Klasse. Wie er aber vor Kurzem vom Erzbischof von Freiburg (oder seinem Sekretär) zum geistlichen Rate ernannt wurde (statt geistlichem Unrate), so wird er demnächst zum Großinquisitor Germaniae avancieren und einen nach dem anderen abthun" (an Reusch, November 11.). Wenigstens letzteres wurde wahr. Denn kaum war sein Buch erschienen, ging Schäzler im Winter 1867/8 nach Rom, um dort, wie seine Schwester an Döllinger schrieb, von „Liebe zur Wahrheit und Eifer für die Sache der Kirche bewogen", persönlich gegen eine Anzahl deutscher Theologen Schritte zu thun, so daß noch im Winter 1868 der Bischof Greith „vom hl. Stuhl beauftragt wurde, ein theologisches Gutachten über Kuhns Gnadenlehre einzusenden", der aber versagte, da er „unter persönlicher Rücksprache mit Kuhn" seine einläßliche Abhandlung schrieb „und dadurch diesem verdienstlichen Lehrer gegen die Anfälle der Hitzköpfe einen wesentlichen Dienst erwies" (an Döllinger 1869, August 30.).

Doch die Verteidigung Kuhns durch Greith und seine Mißbilligung des früheren Verfahrens gegen Döllinger änderten die allgemeine Lage so wenig, daß sie gerade in diesem Augenblicke eine noch grellere Beleuchtung erfahren sollte. Das Konzil war noch nicht einberufen, aber man war in Rom bereits eifrig mit seiner Vorbereitung beschäftigt, und ging eben daran, zu den römischen Konsultoren auch ausländische Theologen hinzuzuziehen. Es war nur eine Gelegenheit, den tiefen Haß zu offenbaren, den auch die Kurie gegen die deut-

schen Theologen hegte. Denn sie berief am 28. November 1867 in erster Linie den Domkapitular Maier in Regensburg, den Verfasser der Broschüre „Zur Belehrung für Könige", und die Professoren Hergenröther und Hettinger in Würzburg, drei Jesuitenschüler, und am 20. Dezember 1867 den Domkapitular Molitor in Speier, der mit den Würzburgern und Mainzern aufs innigste verbündet war. Natürlich erregte dieses Vorgehen mit seiner ostentativen Feindseligkeit gegen die Theologen deutscher Bildung das größte Aufsehen, und beschäftigte auch die öffentliche Meinung, z. B. im Schwäbischen Merkur. Nur die deutschen Bischöfe sahen darin nichts Befremdendes und überließen es einem Österreicher, dem Kardinal Fürst Schwarzenberg in Prag, dem Kardinal Antonelli den Eindruck, welchen die Handlungsweise der Kurie machte, zu schildern: Die aus Deutschland berufenen Theologen gehören einer und derselben Schule an. Wer werde aber nicht wünschen, ja für notwendig halten, daß auch andere berufen werden, die unverfälschten Glaubens sind, den katholischen Doktrinen anhängen, einer reicheren und universaleren Bildung sich erfreuen und durch das tiefere Studium, womit sie den Glauben, die Geschichte, das Leben der Kirche und auch die Irrtümer durchforscht haben, sehr berühmt sind. Um so mehr müsse man sich wundern, daß man von der einen Universität Würzburg zwei Schüler des Kollegium Germanikum, von den Universitäten München, Bonn, Tübingen, Freiburg, Breslau, an denen nach allgemeinem Urteil Theologen ersten Ranges wirken, nicht einen berufen habe. Da müsse der Verdacht der Parteilichkeit aufsteigen und könne man kein Vertrauen auf die Vorbereitung des Konzils haben. Er wolle Niemanden vorschlagen, weise aber auf den so berühmten Historiker Hefele in Tübingen und seinen Kollegen, den Dogmatiker Kuhn, hin, und stehe auch nicht an, Döllinger in München zu nennen, von dessen Rechtgläubigkeit und ausge-

zeichneter, wenn gleich vielleicht in Rom weniger gelegenen Doktrin man in Deutschland aufs tiefste überzeugt sei (1868, Mai 25.). Über diese offene Sprache geriet man in Rom doch in einige Verlegenheit, und schon am 15. Juli versicherte Antonelli dem Kardinal, er habe Recht; indessen habe der apostolische Stuhl früher, als Schwarzenberg, die Sache, auch die Berufung Döllingers, ins Auge gefaßt; aber gerade in Bezug auf letzteren habe man dem Papste mitgeteilt, daß er einer Einladung, zugleich mit anderen Dienste zu leisten, nicht nachkommen würde. Das Geständnis war nicht sehr vorsichtig. Denn da man Döllinger, wie er ausdrücklich versicherte, keine Gelegenheit gegeben hatte, sich über Annahme oder Nichtannahme einer Einladung zu äußern, so liegt die Intrigue offen zu Tage, mittels der man ihn auf Reisachs Drängen von den Vorarbeiten ausschloß. Es haben denn auch Manning in der „Wahren" und Cecconi in der offiziellen Geschichte des Konzils Bedenken getragen, von diesen Schriftstücken Notiz zu nehmen. Schließlich wurde aber, wie der Jesuit Pfülf mitteilt, die Partei an ihrem Hauptsitze selbst über die Parteilichkeit, welche sich in den Berufungen der Konsultoren zeigte, beunruhigt, und gab auch Ketteler in Übereinstimmung mit seiner Umgebung am 3. September 1868 dem Nuntius zu erwägen: „ob es nicht ganz zweckmäßig wäre, einige Professoren der deutschen Universitäten nach Rom zu berufen, wenn auch ihre Persönlichkeit nicht in jeder Hinsicht sich empfehlen sollte. Ich erlaube mir z. B. Hefele in Tübingen, Alzog in Freiburg und Dieringer in Bonn zu nennen. Alle drei werden für die Verhandlungen keinen großen materiellen Gewinn bringen, sie würden aber trotz ihrer Schwächen nicht schaden und zugleich allen Anhängern der sogenannten deutschen Wissenschaft den Mund verstopfen, während im anderen Falle man ohne Zweifel die Anklage einer gewissen Einseitigkeit bei Auswahl der betreffenden Priester erheben wird".[20])

Dieses von der Partei vorgeschlagene taktische Manöver gefiel in Rom. Am 2. Oktober wurden die genannten drei Männer und Haneberg berufen, aber zugleich aus der Partei Moufang, Giese in Münster und Heuser in Köln zu Konsultoren ernannt.

Es scheint übrigens, wie auch mancher seiner Freunde, z. B. Höfler, vermutete, Döllinger selbst an einer Berufung nach Rom nie viel gelegen gewesen zu sein, da sie nach seiner Kenntnis der römischen Verhältnisse doch keine Bedeutung hätte erlangen können. Schrieb er doch schon am 2. August 1867 an Oxenham: „Sie lesen wohl das Chronicle? und werden wohl auch den Artikel über das künftige Konzilium in der Nummer vom 13. Juli beachtet haben. Wenn es wirklich Roms Absicht ist, die päpstliche Infallibilität auf diesem Konzil proklamieren zu lassen, so wird man es gewiß nicht vorher ankündigen, sondern man wird die Bischöfe (das heißt: die nicht eingeweihte Mehrzahl) überraschen und gleichsam im Sturm, durch eine Quasi-Inspiration das Dekret hineinwerfen und votieren lassen. Daß die Jesuiten schon in der Civiltà vorarbeiten, werden Sie gesehen haben, und Manning würde sicher eifrig dazu helfen. Bei uns in Deutschland ist die Besorgnis groß, daß die Gesamtheit der italienischen und spanischen, die große Majorität der französischen Bischöfe dafür stimmen, der offen widersprechenden Bischöfe nur wenige sein werden“. Diesen, in Rom wirklich geplanten Gang der Dinge hätte er durch sein dort abgegebenes Votum nicht aufhalten können; dagegen konnte er, wenn es ihm darauf ankam, vielleicht wirksamer in München seine Stimme erheben. So hatte es ja auch Maret vor, der sich eben bei ihm für Ende Juli 1868 zum Besuche anmeldete, ihm den gedruckten I. Band seines Buches „Das allgemeine Konzilium und der religiöse Friede“ bringen und seinen Rat für die beiden nachfolgenden Bände einholen wollte. Um aber die Wirkung zu verstärken,

sollte das Buch mit Hilfe Döllingers auch ins Deutsche, mit der Newmans ins Englische übersetzt werden (Juli 11; November 14.).[21]) Konnte er selbst das nicht auch versuchen? Und in der That beabsichtigte er schon damals, ein Votum abzugeben, von dem ein darum Wissender bemerkte: „Eine so tiefe, totale Revolution in den kirchlichen Ansichten ist noch nie von einem Mann von Ihrer Autorität und mit solchen Hilfsmitteln versucht worden. Der Eingeweihte wird entweder davon mächtig ergriffen und überwältigt, oder entschieden abgestoßen" (1868, Juli 15.). Das schreckte ihn aber nicht zurück; denn noch am 21. Januar 1869 heißt es darüber in einem Briefe an Oxenham: „Nun von dem bewußten Werke. Seit Sie mich verlassen haben, ist mir immer klarer geworden, daß die Anonymität schlechterdings nicht durchzuführen sei, daß man in Deutschland meine Feder ganz sicher erkennen werde. Ich habe also, aus diesem und anderen Gründen, beschlossen, mich zu nennen, und damit die ganze Verantwortung zu übernehmen. Damit fällt aber auch die beschränkende und transitorische Beziehung des Werkes auf das Konzil weg; es wird ein ernstes, ruhig und würdig gehaltenes historisches Werk, eine Geschichte des Pontifikats als kirchlicher Institution, wie noch kein ähnliches geschrieben worden ist — daran schließt sich dann als 2. und 3. Teil die Geschichte der Vereinigungsversuche und die Geschichte der kirchlichen Bücherzensur; auf diese Weise wird das beste, was ich von Kirchengeschichte weiß, darin Platz finden. Das kann dann freilich nicht bis zum 8. Dezember 1869 fertig werden. Aber die Beziehung auf das Konzil, von welchem ich nichts hoffe (für die Kirche im Großen), scheint mir auch jetzt ganz vergeblich und überflüssig. Mit den Lehren der Geschichte, wie schlagend und überzeugend sie auch sein mögen, darf man eine unmittelbare, momentane Wirkung hervorzubringen nicht hoffen. Die Wirkung auf das Konzil würde nur, wenn man

in Rom die Sache für wichtig genug hielte, die sein, daß die Kurie die Gelegenheit zu einem recht feierlichen Verdammungsurteil des abscheulichen Buches benützte. Überlegen Sie nun, ob Sie, bei diesem etwas veränderten Plan und Charakter des Werkes, zur Übersetzung desselben geneigt sind. Verschweigen werde ich darin nichts Wichtiges; es soll Alles, was historisch gewichtig ist, gesagt werden, aber ich werde häufig Andere, Zeitgenossen, reden lassen". Es wurde aber auch dieser Plan wieder geändert, bis endlich der „Janus" entstand. Wie dies geschah, wird später erzählt werden.

Nichts gibt indessen einen besseren Aufschluß über Döllingers damalige Stellung und Auffassung der Lage, als sein Brief vom 7. Februar 1868 an den Münchener Stadtpfarrer Westermayer, von dem er selbst sagt: „Ich habe Sie tiefere Blicke in mein Inneres, meine Ansichten und Motive thun lassen, als ich es bei anderen zu gestatten pflege". Er schreibt aber: „Ihre Zeilen verpflichten mich zum wärmsten Danke, denn sie verraten mir noch immer — trotz alledem und alledem — so freundschaftliche Gesinnung, daß es Sünde wäre, in deren Reinheit und Aufrichtigkeit den geringsten Zweifel zu setzen. Wie gerne würde ich daher Ihre Bitte erfüllen, Ihrem Rate folgen, wenn ich es nur ohne Verletzung meiner Überzeugung thun könnte! Ich soll, verlangen Sie, gegen den Mißbrauch, den der [freireligiöse Prediger] Herr Scholl mit meinem Namen getrieben, eine öffentliche Erklärung abgeben. Er hat mich zusammen mit Galilei, Fenelon, Hirscher u. s. w. u. s. w., kurz mit denen genannt, die von der römischen Kurie mißhandelt oder zensuriert worden sind. Mir ist nun weder das eine noch das andere widerfahren; man hat meine Schriften bisher noch nicht auf den Index gesetzt; ich gehöre also nicht in diese Gesellschaft. Das könnte ich allenfalls mit zwei Worten drucken lassen. Eine solche Erklärung würde aber wahrscheinlich Sie selber nicht befriedigen,

noch viel weniger andere. Diese, z. B. die Schreiber und Leser des »Volksboten«, der »Donauzeitung« und der anderen »wohlgesinnten Blätter«, würden sagen: Wenn Döllinger noch nicht verdammt ist, so ist das nur ein Übersehen Roms, verdient hat er es längst. Sie kennen ja unsere »Ultramontanen vom reinsten Wasser«, wie sie sich jetzt selber im »Pastoralblatt« nennen, und was diese von meinen Schriften und deren Verfasser halten. Überhaupt aber würde man sagen: Warum das Publikum mit einer Erklärung behelligen über etwas, das Jedermann ohnehin weiß? nämlich Jedermann, der sich eben um diese Dinge interessiert. Und dazu kommt noch, daß ich seit vielen Jahren schon einen stets wachsenden Widerwillen gegen jede meine Person betreffende Kundgebung in Tagesblättern empfinde. Ich habe es nur selten gethan, aber jedesmal nachher bereut, es gethan zu haben. Ich weiß ganz gewiß, daß, wenn ich jetzt Ihrem Wunsche entspräche, die Reue schon nach wenigen Tagen sich bei mir einstellen würde.

„Ich soll, verlangen Sie, aus dem Schmollwinkel, in den ich mich gesetzt, heraustreten. Sie bezeichnen mich damit als einen Mann, der in dumpfem, unthätigem Brüten über wirklich oder vermeintlich erlittene Kränkungen dahin lebt. Das ist durchaus nicht mein Seelenzustand. Ich thue, was ich stets gethan: ich verfolge ruhig und aufmerksam den Gang der Dinge, ich trachte täglich mein Wissen zu ergänzen, zu berichtigen. Daß vieles von dem, was jetzt im Namen der katholischen Religion geschieht, mich mit Schmerz, zuweilen mit Indignation erfüllt, daß es mir häufig scheint, als ob die Kirche von ihren vermeintlichen Freunden und Protektoren schlimmer mißhandelt werde, als von ihren erklärten Feinden, das ist wahr. Aber wollen Sie das »Schmollen« nennen? Dann sind freilich der heilige Bernhard, Fenelon — und wie viele noch! — zu ihrer Zeit auch im Schmollwinkel gesessen.

„Ich soll ferner, Ihrer Ansicht und Ihrem Verlangen nach, öffentlich meine Unterwürfigkeit unter den päpstlichen Stuhl versichern. Nun ich denke, Sie kennen das Sprichwort und haben dessen Wahrheit schon oft erprobt: Qui s'excuse, s'accuse. Habemus confitentem reum, ex ore tuo te judico, serve nequam, würde die ganze Gesellschaft rufen, deren Exponenten und Lehrmeister der »Volksbote« und die »Donauzeitung« sind, die »Ultramontanen vom reinsten Wasser«, wie sie sich nun im gerechten Selbstgefühl nennen. Glauben Sie denn, daß diese Leute mir jemals verzeihen werden, daß ich so dreist gewesen bin, hie und da meine eigene, mit der gerade jetzt geltenden römischen Tagesmeinung nicht ganz identische Überzeugung gehabt und ausgesprochen zu haben? Nie! Ich kenne meine Pappenheimer. Für mich heißt es in diesen Kreisen unwiderruflich: Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto! Sie selber, glaube ich, würden erstaunen, wenn Sie erführen, von wem ich schon und um welcher Ursachen willen ich in Rom denunziert worden bin. Da könnte ich Ihnen Geschichten erzählen! Von dem Schicksale der katholischen Gelehrtenversammlung, die nun freilich ein Unikum bleiben muß, wissen Sie doch wohl selbst etwas. Was wir damals unternahmen, geschah unter vollständigster Billigung und selbst Teilnahme dreier Bischöfe, darunter unseres Herrn Erzbischofs. Wir meinten wahrlich alle im besten Interesse der Kirche gehandelt zu haben, und wie ist uns dann, besonders mir, von Rom dafür vergolten worden! Was habe ich hören müssen über meine Frechheit und Anmaßung, deutsche Gelehrte zu einer Besprechung einzuladen! Und das alles ergoß sich über mich NB. infolge deutscher Denunziationen und Aufhetzungen!

„Was wohl meine alten Freunde und Mitstreiter, Möhler, Görres, gesagt haben würden, wenn sie solche Dinge mit erlebt hättten? Nun, ich weiß, was sie gesagt

haben würden; ich weiß, daß sie beide, der eine schärfer, der andere milder, zu denen, die sich heute die echten Ultramontanen nennen, gesagt haben würden: Fort mit euch! Quid nobis et vobis? Ihr seid ein Geschlecht, mit dem wir nichts zu schaffen haben.

„Wenn man sich, wie ich, über fünfzig Jahre mit dem Studium der Geschichte beschäftigt und sich so in die Vergangenheit hineingelebt hat, dann muß man am Ende doch ein wenig von geschichtlicher Nemesis, von dem Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung gelernt haben. Ich habe die Geschichte Spaniens studiert, wie wohl wenige meiner Zeitgenossen, und daher haben mich auch die dortigen Ereignisse jüngster Zeit durchaus nicht überrascht. Ich könnte leicht ein lehrreiches und vieles aufklärendes Buch darüber schreiben, werde es aber nicht thun. Nun, Rom hat sich in der letzten Zeit viel und angelegentlich mit Spanien beschäftigt, und wie? Erstens hat der Papst ... (der Königin Isabella) ... zum Zeichen seiner ganz besonderen Gunst und Anerkennung ihrer Verdienste die goldene Rose übersendet. Zweitens hat er jüngst in öffentlichem Konsistorium eine Lobrede auf die Inquisition gehalten und sie für ein vortreffliches, wohlthätiges, echt kirchliches Institut erklärt. Sie werden das im »Pastoralblatt« gelesen haben. Drittens hat er einen Inquisitor heilig gesprochen und allen Spaniern befohlen, diesen Mann künftig als ein nachahmungswürdiges Muster christlicher Tugenden zu verehren. Spanien hat soeben seine Antwort auf diese dreifache Allokution gegeben. Ja, es gibt eine Nemesis!

„Was meinen Sie, geehrtester Herr und Gönner? Wenn ich nun doch einmal meine, versteht sich ganz unbedingte und schrankenlose Ergebenheit und Unterwerfung unter den römischen Stuhl öffentlich versichern soll, müßte ich nicht auch, um ja keinem Zweifel mehr Raum zu lassen, meine allerunterthänigste Adhäsion zu der Lobrede auf die Inquisition und die Kanoni-

sation des Don Pedro de Arbues aussprechen? Sollte ich nicht sagen: ich war zwar bisher, mit allen Kennern der spanischen Geschichte, der Ansicht, daß die Inquisition unsäglich viel Unheil über Spanien gebracht habe, aber seit jener Allokution habe ich meine Ansicht sofort aufgegeben und werde von nun an gegen jedermänniglich behaupten: Roma locuta est, die Inquisition ist vortrefflich, und Spanien könnte nichts besseres thun, als sie wieder einführen? Sie wissen: wer einmal A sagt, muß auch B sagen. Ich wäre begierig, Ihr Votum, Ihren Rat zu vernehmen ... Widerlegen Sie mich, wo Sie mich im Irrtum erblicken. Sie wissen, daß ich mich gegen Tadel und Korrektion meiner Meinungen nicht verschließe" (Briefe ꝛc. S. 158).

Elftes Kapitel.

Tod Ludwigs I.; Trauerrede auf ihn. Bayerns Stellung in Deutschland. Lebenslänglicher Reichsrat. Teilnahme an der Debatte über Armen- und Schulgesetz. Eintreten für das Ministerium Hohenlohe.

Eine ungemein heikle Aufgabe fiel Döllinger im Jahre 1868 als Stiftspropst zu. Am 29. Februar war nämlich König Ludwig I. in Nizza gestorben, und am 10. März fanden in der St. Bonifatiuskirche die Exequien für ihn statt, bei welchen Döllinger die Trauerrede auf ihn zu halten hatte. Aber gerade hier zeigte er sich als einen wahrhaft großdenkenden Menschen, der es über sich brachte, das Schmerzliche, das er selbst von dem verstorbenen Könige erfahren hatte, zurückzudrängen, ihn nur als Regenten aufzufassen und so ein Bild von ihm, dem „echtdeutschen Mann“, König und Kunstmäcen, zu zeichnen, wie es in der Geschichte fortleben wird. Seine Rede sollte aber nicht bloß auf den Augenblick berechnet, sondern zugleich eine Art politischen Programms sein in der deutschen Frage. Er wußte, daß der König von Preußen bei seinem letzten Hiersein 1865 gesagt hatte: „Das weiß ich, daß meine Nichte [die Königin Marie] die letzte Königin von Bayern ist“;[1])

und daß dieser trüben Aussicht nur durch eine Verständigung mit Preußen bei der Neuordnung Deutschlands vorgebeugt werden könne. Gab es aber eine bessere Gelegenheit, seine Auffassung von der Lage Bayerns auszusprechen, als den feierlichen Augenblick, in dem er von Amts wegen sich an König und Volk zu wenden hatte? So schloß er denn seine Rede mit den Worten: „Die Tage, in denen der König den irdischen Dingen entrückt und von seinem Land und Volk hinweggenommen worden, sind für Bayern trübe und verworren; bange und ungewiß schweift unser Blick in die Zukunft. Wer hat nicht in dieser Zeit die Frage vernommen, wer hat sie nicht selber gethan: Was sagt wohl König Ludwig I. dazu? Nach seinen uns bekannten Schriften und seinen immer von der gleichen Grundanschauung getragenen Äußerungen würde aber das Vermächtnis seiner Meinung und seines Rates etwa so lauten: ›Ich habe in meiner Jugend weit schlimmere Zeiten durchlebt, und Alles, was ihr jüngst erduldet, reicht noch lange nicht hin an das vollgerüttelte Maß der Leiden, welche damals über die Deutschen verhängt waren. Damit jene Zeit ... nicht wiederkehre, so lasset euch die Opfer nicht verdrießen, die nun einmal zur Herstellung eines großen, einigen und mächtigen Deutschlands notwendig sind. Sie werden euch, euren Söhnen und Enkeln später hundertfältige Früchte tragen. Fasset Mut und Zuversicht, schaart euch einträchtig um euren König ... und sorget, daß Deutschland nicht wieder wie früher jedem Europäischen Kriege als Schlachtfeld sich hergeben, und bei jedem Friedensschlusse als passive Teilungs- und Entschädigungsmasse sich zerreißen und zerschneiden lassen müsse. Vergesset es nie, daß ihr ein Glied seid an dem Leibe des deutschen Volkes, und daß Gott diesem Volke einen großen, universalen, der ganzen Menschheit geltenden Beruf angewiesen hat — einen Beruf, zu dessen Erfüllung Deutschland auch einer achtunggebietenden staatlichen Stellung zwischen den um-

gebenden Weltmächten bedarf, auf daß es im Rate der Völker moralisch und politisch den Platz einnehme, den ihm die physische Lage schon angewiesen hat. Haltet aber auch das Gute fest, das ihr habt, bewahret die Institutionen, wie sie unter vier Königen ... in harmonischem Zusammenwirken der Krone mit den Ständen des Landes zu stande gekommen und sich erprobt haben. Lasset euch nicht rauben eure Ehrenkrone, daß ihr nächst England der einzige Staat seid, in welchem kein Umsturz, kein Gesetzesbruch von unten oder von oben vorgekommen, der einzige, welcher in stets gesetzlicher Kontinuität, ohne Gewalt, ohne Bürgerkrieg und Umwälzung, ein halbes Jahrhundert politischen Lebens, hie und da auf dem noch ungebahnten Wege strauchelnd, nie fallend, zurückgelegt hat".

Diese Worte waren nicht umsonst gesprochen. Der junge König ließ ihm dafür seinen „freundlichen Dank" aussprechen, mit der Versicherung, daß er sie „mit vielem Interesse gelesen und mit lebhafter Befriedigung ersehen, wie Ew. Hochwürden des höchstseligen Königs reiche Regententugenden, höchstdessen echt-deutsches Wesen und großartige Kunstschöpfungen mit bewährter Beredsamkeit vorzuführen wußten" (März 17.). Und nicht lange nachher, am 19. November, ernannte er ihn zum lebenslänglichen Reichsrat der Krone Bayern und Mitglied der I. Kammer — eine Auszeichnung, welche freilich sofort wieder den Verdacht der Partei erregte, als ob sie in der Absicht erfolgt sei, an ihm für die Pläne der Regierung, welche ein neues Armen- und Schulgesetz beim Landtag eingebracht hatte, eine Stütze zu erhalten. Mit Spannung wartete sie daher auf seine Entscheidung; und als „man sicher vernahm, er werde in der Schulgesetzfrage entschieden zu den Bischöfen [im Reichsrat] halten", meinte auch Thalhofer in einem Briefe an Reusch, Döllinger werde „dadurch hoffentlich auch manche Vorurteile beseitigen, welche sich da und dort gegen

ihn und gegen unsere Fakultät festgesetzt haben" (1868, Dezember 6.). Doch wenn Döllinger auch mit den Bischöfen zusammentraf, seine Gesichtspunkte waren in der Regel ganz andere, als die ihrigen. Es zeigte sich dies bereits bei der Beratung des Armengesetzes am 20. März 1869, in der Erzbischof Scherr prinzipiell jede gesetzliche Armenpflege ablehnte und das gesamte Armenwesen der christlichen Charitas überlassen wissen wollte, Döllinger aber nicht nur nichts gegen jene einzuwenden hatte, sondern zu ihren Gunsten sprach. Er bestritt nur in einer, auf umfassendes statistisches Material gestützten Rede, welche noch lange in den Äußerungen anderer Reichsräte nachklang, die Behauptung des Referenten, „es sei bisher in Bayern nicht gelungen, der Verarmung entgegen zu wirken", und verbreitete sich, da das Gesetz auch die Quellen der Armut verstopfen sollte, ebenfalls auf Grund statistischer Angaben und der darüber vorhandenen Litteratur, über die große Kindersterblichkeit in Südbayern und ihre wahrscheinlichen Ursachen, eine Rede, über die ja, weil gerade er in seiner Jungfernrede diese Frage berührte, viel, auch in Mart. Schleichs „Punsch", gespottet wurde; aber die Sache war eine tiefernste, bei der Spott wenig angebracht war. Auf dem Standpunkte, daß eine gesetzliche Armenpflege notwendig sei, blieb aber Döllinger, obwohl Erzbischof Scherr nach ihm dagegen gesprochen hatte, auch in der Spezialdebatte stehen. Er erklärte sich nur dagegen, daß auf dem Lande der Pfarrer nicht mehr der geborene Vorsitzende des Armenpflegschaftsrates sein sollte. Es sei nichts eingetreten, was diese Maßregel notwendig mache; dagegen sei es gerade bei der Armenpflege ein Nutzen für Staat und Kirche, wenn beide einträchtig zusammenwirken; er müsse es daher beklagen, wenn Wohlthätigkeitsvereine und gesetzliche Armenpflege ohne ein gegenseitiges Zusammenwirken nebeneinander hergehen, sich wechselseitig ignorieren, statt daß die Regierung, ohne die Freiheit und Selbständigkeit der Vereine

zu beschränken, eine gewisse Direktive über dieselben ausübe. Warm unterstützte er auch die von Harleß sich angeeignete Eingabe der Gräfin Butler-Haimhausen, welche staatliche Unterstützung der zu begründenden Armenkolonien forderte: was in Württemberg geschehe, wo der Versuch Gustav Werners sich reichlicher Unterstützung der Regierung erfreute, das sollte doch auch in dem dreimal so großen Bayern versucht werden.

Noch viel schärfer war der Gegensatz zwischen der Regierung und der II. Kammer einerseits und der I. Kammer andererseits in Bezug auf das Schulgesetz. Den Verhandlungen waren bereits Vorstellungen der Bischöfe bei der Regierung vorausgegangen, die Geistlichkeit hatte Versammlung auf Versammlung gehalten und ein Dekanat nach dem anderen Eingaben gegen das Gesetz an die Reichsratskammer gesandt. Als Referent fungierte der Bischof Dinkel von Augsburg, als Korreferent der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums Harleß, die beide in dieser Frage den gleichen ablehnenden Standpunkt einnahmen. Dem Erzbischof Scherr, der in der Generaldebatte (April 19.) ausführte: „Man hat im Gesetzentwurfe der Kirche ihre Stellung in der Schule nicht gewahrt, man hat sie daraus verdrängt, man hat das bisherige Band zwischen Kirche und Schule getrennt, der Staat regiert und die Kirche hat nichts weiter zu sagen“, hatte der Ministerpräsident, Fürst Hohenlohe, ebenso entschieden und scharf geantwortet: Die Beschlüsse des Ausschusses der I. Kammer und die Äußerungen des Erzbischofs „gehen zum Teil wohl aus dem grundsätzlichen Bestreben hervor, der Kirche den vorwiegenden, wenn auch nicht ausschließlichen Einfluß auf die Volksschule zu vindizieren, ein Bestreben, das auch in dem Breve Sr. Heiligkeit des Papstes Pius IX. an den Erzbischof von Freiburg vom 14. Juli 1864 seinen sehr bestimmten Ausdruck gefunden hat ... Die Schwierigkeit für ein harmonisches Zusammenwirken beider Gewalten, der Kirche und des

Staates, liegt aber meines Erachtens darin, daß in neuerer Zeit Äußerungen kund gegeben worden sind, die eine Abneigung der in der Kirche zur Zeit herrschenden Partei gegen den Staat erkennen lassen“. Er erinnere an die Encyklika Gregors XVI. „Mirari vos“, „welche die gesetzliche Sicherstellung der Gewissensfreiheit eine »sententia erronea et absurda«, ein »deliramentum«, eine irrige absurde Meinung, einen Wahnsinn nennt“; „an die Encyklika vom 8. Dezember 1864, welche die Freiheit des Kultus zu den verdammenswerten Irrtümern rechnet“, und „welche aufs bestimmteste in Abrede stellt, daß der Papst sich je mit dem Fortschritt, je mit dem Liberalismus und je mit der modernen Civilisation versöhnen und vergleichen könne“. Die bayerische „Verfassung ist aber eine liberale, sie ist das Produkt des modernen Liberalismus, sie erkennt ausdrücklich an, daß »das Fortschreiten zum Besseren nach geprüften Erfahrungen nicht ausgeschlossen sei«. Dieser Widerspruch, diese prinzipielle Verschiedenheit der Auffassung stört jenes harmonische Zusammenwirken von Staat und Kirche“, und die Staatsregierung konnte nichts anderes thun, als einen modus vivendi vorzuschlagen. „Ob die Menschheit auch einer streitenden und verdammenden Kirche bedarf, das mögen die Theologen entscheiden“.

Schärfer konnten die Gegensätze nicht hervortreten, und auf die eine oder die andere Seite schien sich auch Döllinger stellen zu müssen. Es gab indessen noch einen dritten Standpunkt, daß nämlich „das Gesetz in dem Zustande in dem es sich jetzt befindet, den Eindruck der Unreife macht ... Denn im Grunde genommen haben wir es jetzt mit drei verschiedenen Gestaltungen oder gleichsam Systemen zu thun: Dem System des Regierungsentwurfes, dem System, das die Majorität der II. Kammer beschlossen hat, und drittens dem System, welches unser Ausschuß jetzt beantragt“. Die übergroße Mehrheit des bayerischen Volkes hatte gar keine Ahnung,

daß es sich um eine solche Lebensfrage bei den Wahlen des gegenwärtigen Landtages handle. In England würde man ganz anders verfahren sein. „Jahrelang würde man das vorher der ganzen Nation angekündigt haben, öffentliche Versammlungen auf Versammlungen würden gehalten worden sein, in langen Verhandlungen durch alle Organe der Tagespresse, durch die verschiedenen Vereine und Körperschaften ... hindurch würde die große Frage einer Schulgesetzgebung beraten und diskutiert worden sein. Dann erst wären die Wahlen gekommen für ein Parlament. Von all' diesem hat bei uns nichts stattgefunden. Man kann sagen, die große, weit überwiegende Mehrheit des bayerischen Volkes ist durch den Entwurf, wie er aus der Hand der Regierung hervorgegangen ist, vollständig überrascht worden". Es wäre daher nur ein Gewinn, wenn das Gesetz nicht zu stande käme, und wenn „der Gesetzentwurf einer neu gewählten, einer teilweise wenigstens ad hoc gewählten Abgeordnetenkammer neuerdings vorgelegt würde und eine neue Revision des ganzen, reichen zur Benützung nunmehr schon vorliegenden Materials stattfände".

Hier sei zwar versichert worden, daß an eine Einführung von Kommunal- oder konfessionslosen Schulen von seiten der Staatsregierung durchaus nicht gedacht werde, aber an einem anderen Orte äußerte man, das gegenwärtige Schulgesetz solle eigentlich nur als eine Übergangsstufe zur Kommunalschule dienen. Er gebe zu, in jedem Lande, in welchem eine große Mannigfaltigkeit der Konfessionen und Kirchen besteht, werde es, wie in den Vereinigten Staaten und in Holland, dahin kommen, daß man bei der Volksschule von der Konfession ganz und gar absehe. In England habe man deswegen das Schulwesen als Privatsache behandelt und den Korporationen überlassen. In Frankreich und Belgien gebe es Staatsschulen, aber neben ihnen können Privatschulen errichtet werden, deren es auch in großer Anzahl gebe. Keines

dieser Länder könne aber als ein Muster für Bayern dienen — aus dem Grunde nicht, weil „wir in Bayern einen doppelten Zwang in Bezug auf das Schulwesen haben, nämlich erstens den Zwang des Monopols, denn es gibt nur Staatsschulen und die Errichtung von Privatschulen ist auch nach dem Gesetzentwurf durch das der Regierung vorbehaltene Prüfungs- und Genehmigungsrecht ihrem Ermessen anheimgestellt, und zweitens den Zwang des Schulbesuchs", durch den die Eltern, wenigstens in den Landgemeinden, genötigt sind, ihre Kinder in die Staatsschulen zu schicken. „Wenn der Staat so umfassende Rechte in Anspruch nimmt, wenn er so gebieterisch die Alleinherrschaft über das Volksschulwesen behauptet, dann müssen diesen Rechten doch auch Pflichten entsprechen, vor Allem die Pflicht, daß das Volksschulwesen nach den Gesinnungen und dem Willen der großen Mehrheit der Nation, welche genötigt ist, ihre Kinder in diese Schule zu schicken, eingerichtet werde. Diese Pflicht scheint mir doch ganz klar zu sein".

Se. Durchlaucht der Herr Staatsminister von Hohenlohe habe mit den Worten geschlossen: „Ob der Menschheit mit einer verfolgenden Kirche gedient sei, mögen die Theologen entscheiden". Er dürfe sich vielleicht einen Theologen nennen und wolle daher eine Beantwortung der Frage und zugleich eine berichtigende Aufklärung über das vom Herrn Präsidenten von Harleß genannte Wort „Ultramontanismus" geben, das sich wie ein roter Faden durch die Verhandlungen der II. Kammer gezogen habe. Ja, man habe dort sogar den Ultramontanismus als Hauptgrund angegeben, warum der Klerus seine bisherige Stellung in der Volksschule nicht beibehalten könne. In Bezug auf den Ultramontanismus sei aber gerade er einigermaßen kompetent zu sprechen, habe man ihn in Frankfurt doch geradezu als das Haupt des deutschen Ultramontanismus bezeichnet. Aber der Ultramontanismus sei damals

„in Deutschland wirklich ein bloßes Phantasiegebilde gewesen. Das ist er freilich jetzt nicht mehr. Die Dinge haben sich geändert und das ehemalige Gespenst hat Fleisch und Blut angenommen“. Er wolle aber hier nicht von der theologischen Bedeutung desselben sprechen, denn auch auf dem Gebiete der Theologie gebe es einen Gegensatz zwischen ultramontaner und einfacher katholischer Doktrin, sondern von dem sozialen oder kirchlich politischen Gegensatz. „Das was wirklich Ultramontanismus genannt werden kann, reduziert sich einfach auf die Worte: »Kirchlicher Zwang und kirchliche Herrschaft«“. Der Ultramontane betrachtet die Kirche vorzugsweise als große Zwangsanstalt, meint, „daß man auch in Sachen der Religion und des Gewissens da, wo die gelinderen Mittel nicht ausreichen, allerdings auch physischen Zwang und Gewalt anwenden soll“, und hält die Gleichberechtigung der Konfessionen, die Freiheit des Gewissens und des Bekenntnisses für etwas an sich Unerlaubtes, für einen Mißstand, welchen man wohl zeitweilig und notgedrungen dulden, mit dem man sich aber nie versöhnen könne. Er fordert ferner eine Herrschaft des Kirchlichen über das Staatliche und stellt an den Staat die Anforderung, seinen, den weltlichen Arm in den Dienst der Kirche zur Anwendung von Zwang und Gewalt zu stellen. Wenn er vorhin gesagt habe, dieser Ultramontanismus sei früher in Deutschland ein bloßes Phantasiegebilde gewesen, so müsse er allerdings gestehen, „jetzt sei er eine Realität. Jetzt gibt es allerdings in Deutschland Männer und selbst Körperschaften, die sich zu den ultramontanen Prinzipien bekennen. Der Ultramontanismus hat jetzt seine eigene Litteratur, die sich mitunter sehr offen ausspricht; also die Sache besteht. Die Frage für uns ist nur die: Kann denn gegen die große überwiegende Mehrheit des bayerischen Klerus die Anklage erhoben werden, daß er ultramontan sei und daß also auf diese Beschuldigung hin gefolgert werden müsse, er stehe mit

der bayerischen Verfassung und zu gleicher Zeit mit der Verfassung aller Kulturstaaten der ganzen Welt in unversöhnlichem Widerspruche? Bis zur Stunde ist mir in ganz Bayern nicht ein einziger Geistlicher, hoher oder niederer, bekannt, der sich wirklich offen zum ultramontanen System bekannt hätte". Wenn aber außerhalb Bayerns Schriften im ultramontanen Sinne erscheinen, Personen sich offen zu den ultramontanen Prinzipien bekennen, so „scheint mir das doch kein Grund zu sein, gerade gegen den bayerischen Klerus eine solche Anklage zu erheben".

Das war allerdings mehr eine Bestätigung, als eine Widerlegung der Hohenloheschen Rede; denn wenn Döllinger auch die Encykliken Gregors XVI. und Pius IX. oder den Syllabus nicht nannte, so bezeichnete er gerade die von Hohenlohe aus ihnen herausgehobenen Sätze als die ultramontanen Prinzipien im Gegensatz zu den katholischen und leugnete nur, daß der bayerische Klerus ultramontan sei. Es lag darin aber zugleich das Zugeständnis, daß das Vorgehen der Regierung berechtigt wäre, wenn der bayerische Klerus ultramontan wäre. Das war für die Bischöfe, welche als Reichsräte in der I. Kammer saßen, eine so unerquickliche Wendung der Debatte, daß Bischof Dinkel als Referent ihr Einhalt thun zu sollen glaubte. Er fand aber nur die sehr wohlfeilen Phrasen: Auf die Deutung der von Hohenlohe aus Encyklika und Syllabus losgerissenen Sätze gehe er nicht ein, seien ja über beide ganze Bücher geschrieben worden; aber bedauern müsse er, daß der hohe Redner äußerte, beide ständen mit der Verfassung in Widerspruch, und es sei fernerhin kein harmonisches Zusammenwirken von Staat und Kirche, sondern nur noch ein modus vivendi möglich. Wenn Encyklika und Syllabus mit der konstitutionellen Verfassung unverträglich wären und kein katholischer Bischof in einem konstitutionellen Staate an dem Werke der Gesetzgebung mitwirken könnte, so würde der päpstliche Stuhl ihm und den beiden Erzbischöfen

schon längst befohlen haben, aus diesem hohen Hause zu scheiden. Aber auch außer dem Hause erkannte man die Tendenz der Döllingerschen Rede sehr gut. Denn Pfarrer Westermayer, der ihm „für den Schutz, den er dem bayerischen Klerus habe angedeihen lassen, den innigsten Dank ausspricht", setzt doch zugleich hinzu: „Ich hätte freilich gewünscht, daß noch etwas mehr geschehen wäre bei Ihrer eminenten Begabung, d. h. daß Sie den Fürsten Hohenlohe ebenso zu Charpie zerzupft hätten, wie vor 20 Jahren in Frankfurt Herrn v. Beisler und hier den Fürsten von Wallerstein; allein da Sie die Anschauungen Hohenlohes über Syllabus und Encyklika teilen, war Ihre Kraft gelähmt" (Mai 3.).

Was aber Döllinger an der Vorlage besonders mißfiel, das war die Modifikation des Ausschusses, welche „in Bezug auf die Distriktsschulinspektion Alles genau beim Alten bleiben" lassen wollte. „Wenn das der Fall ist, dann schaffen wir, indem wir für diesen Antrag stimmen, etwas ganz Vorübergehendes und Vergängliches; dann wird der Streit darüber sich schon alsbald wiederholen und es wird also eine neue Bewegung im Lande über diese Frage der Distriktsschulinspektion sich erheben. Gegenwärtig geht eine Bewegung durch ganz Europa zu gunsten des Instituts eigener Distriktsinspektoren ... Auf die Dauer wird sich auch Bayern nicht davon ausschließen können, in Bezug auf die Distriktsschulinspektion eine andere Einrichtung zu treffen", und dies um so weniger, da der bisherige Zustand „zu vielen und gegründeten Klagen fortwährend Anlaß gibt ... Also gestehe ich, mir scheint noch immer der Regierungsentwurf das Bessere zu bieten, ... denn er sagt nur, es sollen tüchtige Schulmänner zu Distriktsschulinspektoren aufgestellt werden, wogegen der Ausschuß alle Schulmänner, die nicht Geistliche, nicht Pfarrer oder Dekane sind, ausgeschlossen wissen will. Diese Ausschließung scheint mir doch sehr bedenklich zu sein".[2])

Im Herbst 1869 ging die ultramontane Partei, mit der sich die Partikularisten vereinigt hatten, neu erstarkt aus den Landtagswahlen hervor. Der Ansturm gegen das Ministerium Hohenlohe dauerte infolge dessen Monate lang. Daß da aber Döllinger auf Seiten des Ministeriums stehen mußte, das ergibt sich schon aus dem bisher Erzählten. Sowohl direkt als indirekt in der Reichsrats-Kammer wirkte er zu dessen Gunsten auf den König ein, und als einige Minister, der des Inneren Hörmann und der des Kultus Gresser, nicht mehr zu halten waren, sprach er sich dahin aus, daß wenigstens Hohenlohe und die übrigen Minister bleiben müßten. Dann trat er am 27. Januar 1870 gegen die der Kammer der Reichsräte vorliegende Adresse an den König, welche ebenfalls die Beseitigung des Ministeriums forderte, auf und suchte, als die Adresse angenommen war, seinem Votum in einem auf den König berechneten Brief an den Kabinetssekretär von Eisenhart Nachdruck zu geben: „Noch unter dem Eindrucke der gestrigen Adreßverhandlung im Reichsrate stehend, erlaube ich mir, in der gegenwärtigen kritischen Lage unseres Landes einige Wahrnehmungen mitzuteilen. Die gestern angenommene Adresse der Reichsräte ist gegen das Ministerium, besonders gegen den Fürsten Hohenlohe gerichtet. Diesen will man um jeden Preis hinwegdrängen. Ich habe die Adresse der Reichsräte in Verbindung mit dem Reichsrat Haubenschmied angegriffen, und zwar hauptsächlich von dem Gesichtspunkte aus, daß damit die Rechte der Krone beeinträchtigt werden, und eine sogenannte parlamentarische Regierung, wonach der Monarch sich von der jedesmaligen, wenn auch wechselnden Kopfzahl-Majorität der Kammern neue Minister aufdringen lassen muß, angebahnt werde. Es ist klar, daß des Königs Majestät alle Ursache hat, die Kontinuität der gegenwärtigen Verwaltung zu bewahren, und nicht etwa ohne weiteres ein von der gerade in der Kammer überwiegenden Partei ihm präsentiertes

neues Ministerium anzunehmen. So etwas ist in Bayern noch nicht vorgekommen und würde ein gefährliches Präzedens bilden. Mir scheint, je geringer die Veränderung im Personal des Ministeriums ausfällt, desto besser. Und nur keine diktierten Minister. Das ganze Land muß klar sehen, daß der König nicht gesonnen ist, sein souveränes Recht der freien Wahl seiner Minister sich entwinden zu lassen. Was Bayern vor allem bedarf, ist ein starkes, über den Parteien stehendes Königtum".[3]) So verfuhr denn auch der König. Doch wurde endlich Fürst Hohenlohe selbst des Kampfes müde und trat im März ab. Auf welcher Seite aber die bessere Einsicht war, das kann heute niemandem, auch nicht den Ultramontanen zweifelhaft sein.



Zwölftes Kapitel.

Berufung des Konzils. Die März-Artikel „Das Konzilium und die Civiltà". „Janus". „Erwägungen für die Bischöfe des Konziliums". Ablehnung einer nachträglichen Berufung nach Rom. Greith über die Lage in Rom.

Die phrasenreiche Bulle vom 29. Juni 1868, welche das Konzil auf den 8. Dezember 1869 berief, sprach zwar davon, daß durch das Konzil alle Übel von der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft entfernt werden sollten, gab aber nicht die Mittel an, durch welche man den Zweck zu erreichen hoffte. Niemand dachte daher daran, daß der Universalepiskopat und die Unfehlbarkeit des Papstes sie sein würden. Denn wenn auch der Jesuit Schrader schon im Mai 1866 sagte, „daß ein allgemeines Konzil einberufen und auf demselben die päpstliche Unfehlbarkeit zum Dogma förmlich erhoben werden sollte",[1]) die römischen Jesuiten beim Zentenarium 1867 eine Infallibilitäts-Liga mit der Forderung des sacrificio dell' intelletto gründeten, und die Majorität der damals in Rom anwesenden Bischöfe sich verabredete, alles zur Beförderung einer Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit durch das Konzil aufzubieten, so legte man im allgemeinen doch noch

wenig Gewicht auf diese Erscheinungen. Die Sachlage änderte sich erst, als der Kardinal Staatssekretär **Antonelli** es auf Anregung der römischen Jesuiten für gut fand, „die unter den Katholiken und auch unter vielen Akatholiken hervorgerufene günstige Bewegung (movimento) in Erwartung des Konzils in die Hand zu nehmen und noch mehr zu beleben“, zu dem Zwecke durch die Nuntien von Geistlichen „gesunder Doktrin“ Berichte nach einem von ihm entworfenen Schema einforderte und sie den Jesuiten der Civiltà cattolica zur Veröffentlichung übergab. Von den in dieser Zeitschrift am 6. Februar 1869 veröffentlichten Berichten erklärte aber einer, daß die „eigentlichen“ Katholiken erwarten, das Konzil werde, etwa wie das von Chalcedon, nur von kurzer Dauer sein, und die Bischöfe werden in den Hauptfragen einig sein, da Parteikämpfe im Schoße des künftigen Konzils einen peinlichen Eindruck machen würden. Sie wünschen, daß das Konzil die Doktrin des Syllabus affirmativ und gehörig entwickelt gebe und die dogmatische Unfehlbarkeit des Papstes per acclamationem als Glaubenssatz definiere. Endlich hätten eine Menge Katholiken in Frankreich auch noch den Wunsch, das Konzil möchte den vielen von der Kirche der unbefleckten Jungfrau Maria dargebrachten Huldigungen durch das Dogma von der glorreichen (körperlichen) Aufnahme Mariä in den Himmel die Krone aufsetzen.

Döllinger, der zwar noch nicht den von Cecconi aufgedeckten hochoffiziellen Charakter des Artikels, aber die maßgebende Stellung der Civiltà cattolica kannte, sah sogleich, daß in dieser Äußerung das eigentliche Konzilsprogramm gegeben sei, und „erkannte Ende Februar 1869 zum erstenmale (infolge der Indiskretion der Civiltà), daß ihm derartiges [wie die Exkommunikation] bevorstehe“. Er fing auch bereits an, sich „innerlich darauf vorzubereiten“,[2]) wollte sich aber nicht in diese Lage drängen lassen, ohne vorher noch einen letzten Kampf zu versuchen. Rasch entschlossen schrieb er eine

Zwölftes Kapitel.

Berufung des Konzils. Die März-Artikel „Das Konzilium und die Civiltà“. „Janus“. „Erwägungen für die Bischöfe des Konziliums“. Ablehnung einer nachträglichen Berufung nach Rom. Greith über die Lage in Rom.

Die phrasenreiche Bulle vom 29. Juni 1868, welche das Konzil auf den 8. Dezember 1869 berief, sprach zwar davon, daß durch das Konzil alle Übel von der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft entfernt werden sollten, gab aber nicht die Mittel an, durch welche man den Zweck zu erreichen hoffte. Niemand dachte daher daran, daß der Universal-episkopat und die Unfehlbarkeit des Papstes sie sein würden. Denn wenn auch der Jesuit Schrader schon im Mai 1866 sagte, „daß ein allgemeines Konzil einberufen und auf demselben die päpstliche Unfehlbarkeit zum Dogma förmlich erhoben werden sollte“,[1]) die römischen Jesuiten beim Zentenarium 1867 eine Infallibilitäts-Liga mit der Forderung des sacrificio dell' intelletto gründeten, und die Majorität der damals in Rom anwesenden Bischöfe sich verabredete, alles zur Beförderung einer Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit durch das Konzil aufzubieten, so legte man im allgemeinen doch noch

Verminderung des religiösen Glaubens in den katholischen Völkern wird die nächste und dauernde Wirkung sein. Die Gegner in und außer der Kirche, welche jetzt fast in allen katholischen Ländern die Litteratur beherrschen, werden mit Hohn und Triumph auf diese jüngste Erfindung einer auf Kosten der kirchlichen Überlieferung den Gelüsten der Kurie fröhnenden Synode hinweisen, und werden sagen: als Seitenstück zur σύνοδος ληστρική vom Jahre 449 habe man nun eine σύνοδος κολακευτική vom Jahre 1869: eine Schmeichlersynode neben der alten Räubersynode".

Die Artikel verfehlten nicht, eine allgemeine Sensation hervorzurufen, und insbesondere die Kurie und die Partei in die tiefste Bestürzung zu versetzen. „Wenige Katholiken sind" — schreibt der Nuntius Meglia am 5. April nach Rom — „bis an den Abgrund der Perfidie gelangt, daß sie die ganze Reihe der lügenhaften und verleumderischen Enormitäten in in den Artikeln [die aber alle zutrafen!] billigen. Nicht wenige Katholiken aber fanden darin etwas zu loben und alle einen Anlaß, Verdacht zu schöpfen. Verschiedene Reichsräte haben sich in der Reichsratskammer um den Erzbischof [Scherr], ihren Kollegen, gruppiert, um zu wissen, ob wirklich die Geschäfte des Konzils zu Rom den von der Allg. Zeitung beschriebenen Gang nehmen. Natürlich war die Antwort des Erzbischofs [der vom Konzil nur wie der Blinde von den Farben sprechen konnte] ganz und gar verneinend, und suchte er die Zweifel der Herren zu zerstreuen". Aber auch der König Ludwig II. habe ihn, berichtet er am 8. Mai, eines Tages gefragt, ob es „schon entschieden" sei, daß das Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes als Dogma definieren werde. Er habe ihm geantwortet, es sei noch nichts entschieden, überhaupt könne Niemand wissen, was entschieden werden werde, und es werde gar viel Irrtümliches über das Konzil in Deutschland verbreitet, sei es um seine Bedeutung und Autorität

zu verkleinern, sei es um der Rezeption und Ausführung seiner Dekrete Schwierigkeiten und Opposition zu schaffen.[3])

Die größte Verlegenheit über den Artikel der Civiltà herrschte aber nunmehr an der Kurie selbst. Denn auch in Frankreich stieß er auf heftige Opposition, erschienen schon im Februar im Français, dem Organ des Bischofs Dupanloup, und von Seite der Regierung im Le Public verschiedene Artikel, und unmittelbar nach den Döllingerschen Artikeln machte Dupanloup selbst einen „sehr heftigen" Angriff auf die Civiltà. Doch die Italiener der Kurie, um Wahrheit und Ehrenhaftigkeit wenig bekümmert, finden immer einen Ausweg. „Ich kannte", sagte Antonelli zu den Gesandten, „diese Artikel nicht, und nur die Antworten, welche sie von allen Seiten provozierten, nötigten mich, sie zu lesen. Gibt es etwas Ungeschickteres? Wie? Man fordert, im voraus die Dauer des Konzils zu fixieren, das unveränderliche Programm seiner Beratungen festzusetzen, die Form zu regeln und die Entscheidungen im voraus zu treffen! Und was macht man mit dem Rechte der Bischöfe? Ist es nicht absolut? Ist ihre Initiative nicht eine vollständige? Wenn nicht, wozu ein Konzil? Heißt das nicht, es im voraus für unnütz erklären? Und ähnliche Dinge werden in Rom veröffentlicht! Das ist die Freiheit der Presse, und darum werde ich mich nicht mit ihr versöhnen. Der Gedanke des römischen Hofes darf nicht in solchen Publikationen gesucht werden. Die Voraussetzung eines Votums durch Akklamation steht in Widerspruch mit der Natur und der Tradition der Konzilien. Wenn aber die Definition der Infallibilität vorgeschlagen wird, so wird dies nicht durch den Papst geschehen". Und ähnlich behauptete Pius IX., daß die Journale, wie die Civiltà cattolica, nur ihre individuellen Gedanken, nicht die Meinung des hl. Stuhles und die seinige ausdrücken. „Auch ich, sagte er in seiner lustigen Art zu dem französischen Gesandten, habe

meine Freiheit der Presse, und weil ich eine solche habe, begreife ich die Schwierigkeiten, welche man anderwärts mit ihr haben muß. Ich ließ vor nicht langer Zeit den P. Piccirillo kommen und fragte ihn, ob er meine, mit ähnlichen Publikationen der Kirche einen guten Dienst zu erweisen; aber sie thun nur nach ihrem Kopfe".[4]) Nun weiß man aber zu gut, was es unter dem Kirchenstaat für ein Bewandnis mit der Freiheit der Presse hatte, und verrieten die Redakteure der Civiltà selbst in ihren Memorie della Civiltà cattolica (1853), daß alle 15 Tage einer derselben vom Papste empfangen wurde, um von ihm Weisungen über zu behandelnde Gegenstände, Polemiken u. s. w. zu erhalten, was sie auch dann nicht widerriefen, als im Giornale di Roma am 23. Januar 1855 die Angabe der Memorie offiziell als falsch bezeichnet worden war.[5]) Dann las der Magister s. Palatii die Civiltà vorher und notierte anstößige Stellen, die hierauf in der Segreteria di Stato ausgestrichen wurden, so daß auf diese Weise die Zeitschrift die volle Authentizität als Ausspruch der päpstlichen Idee erhielt. Und endlich hatte den in Rede stehenden Artikel Antonelli selbst den Jesuiten der Civiltà übergeben, weshalb sie ihn auch nicht zurücknahmen, sondern das einmal veröffentlichte Konzilsprogramm, ohne von Pius oder Antonelli daran gehindert zu werden, nur um so energischer verteidigten. Im Gegensatz zu Antonelli behaupteten sie in höhnischer Weise, nur die „Ignoranz" könne sich gegen eine Akklamation, welche schon mehr als einmal auf ökumenischen Konzilien stattgefunden, aussprechen, und erklärten auch die „kurze Dauer" des Konzils „nicht für unmöglich, weil es nicht absurd wäre". Die Märzartikel der Allg. Zeitung thaten sie aber damit ab, daß sie eine von Bayern ausgehende theologische „Schule von verschiedenen Farben" oder „der Anonymen" erfanden, in der zwar eine „Verschiedenheit der Prinzipien": Regalismus, Febronianismus, Liberalismus und

Freimaurertum, herrsche, die aber in einem Zirkel eine Gemeinschaft bilde, aus Laien und Priestern bestehe und in der Augsburger Allg. Zeitung ihr Organ habe.

Immerhin war Döllinger, da inzwischen Fürst Hohenlohe am 9. April seine bekannte Zirkulardepesche über das Konzil erlassen hatte, und Dupanloup öffentlich hervorgetreten war, wieder einigermaßen ermutigt. Er schrieb darüber selbst am 12. Mai an Oxenham: „In Rom treibt man mit allem Nachdruck auf die Dogmatisierung der Unfehlbarkeit hin, und Kardinal Antonelli hat kürzlich einem Gesandten erklärt: alle guten Katholiken glaubten sie schon lang, und ihre Proklamierung als Dogma durch das Konzil werde gar keine Schwierigkeiten haben. Da stehen wir also wirklich, wie schon seit 300 Jahren nicht mehr, vor dem: judicia tua abyssus multa, Domine Sollte diese ungeheuere Verfinsterung der christlichen Wahrheit durch einen Haufen von Blinden wirklich beschlossen sein? Einstweilen müssen wir dagegen remis velisque arbeiten. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gemeldet habe, was Haneberg aus Rom zurückgebracht hat: daß Manning der Auserkorene ist, der auf dem Konzil gleich im Beginne das neue Infallibilitäts-Dogma beantragen und die desfallsige Bitte öffentlich an den Papst richten wird. — Andererseits ist Dupanloup und sind andere französische Prälaten mit ihm entschlossen, Widerstand zu leisten. Gott kann dennoch durch sie der Wahrheit zum Sieg verhelfen; einstweilen aber ist die Unfehlbarkeits-Partei übermächtig und hat den Papst für sich, welcher nach einer Verherrlichung seines Pontifikats in der Geschichte hungert und dürstet. Und welcher Ruhm könnte glänzender sein, meint Pius, als der, das Dogma, welches den Römischen Stuhl in den Nimbus permanenter göttlicher Inspiration hüllt, endlich post tot ac tanta discrimina rerum durchgesetzt und gleichsam erobert zu haben. Nun ich hoffe noch immer: ein Mächtigerer wird sagen:

Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken! — Vielleicht werden Sie bald ein paar Druckbogen zugesendet erhalten; sehen Sie dann, was Sie damit machen wollen, aber — sub sigillo oris. — In Deutschland ist, glaube ich, nicht ein einziger wissenschaftlich gebildeter Theologe, der nicht vor dem Gedanken dieses neu zu machenden Dogma wie vor einem Gespenst zurückschreckte. Aber zwei Bischöfe, Ketteler in Mainz und der vom Papst zum Sekretär des Konzils ernannte Bischof von St. Pölten, Feßler, haben bereits in ihren Schriften das neue Dogma empfohlen. Sie sehen, daß wir am Rande eines theologischen und kirchlichen Abgrundes stehen. — Acton ... gedenkt, den Winter in Rom zu verleben".

Die maßlosen Schmähungen und Beschimpfungen des Verfassers der Märzartikel durch die deutschen Jesuiten in ihren „Stimmen aus Maria Laach", durch Scheeben in seinen Periodischen Blättern „Das ökumenische Konzil" und Jörg in seinen „Historisch-politischen" [6]) berührten demnach Döllinger nicht im geringsten. Er konnte von ihnen nichts anderes erwarten, sie aber belehren oder gar bekehren zu wollen, darauf verzichtete er um so mehr, als es ihnen nicht bloß an einer richtigen wissenschaftlichen Schulung, sondern auch an dem Willen fehlte, sich belehren zu lassen. Er faßte einen anderen Plan; denn die Druckbogen, von denen er in dem Briefe spricht, waren die erweiterterten März-Artikel „Das Konzil und die Civiltà". Da sie „große Sensation erregt" hatten, „proponierte ihm J. Huber", wie dieser am 20. Februar 1875 feststellte, „dieselben zu einer größeren Broschüre ausarbeiten zu wollen. Döllinger ging darauf ein, und Huber arbeitete Anfangs allein, aber unter beständiger Kontrolle von Döllinger; dann — erst nach Pfingsten des Jahres 1869 — griff dieser entscheidend in die Abfassung des Buches ein, so daß es anstatt einer Broschüre ein ansehn-

licher Band wurde. Der größte Teil des Buches gehört demnach Döllinger, doch ist jeder Satz in Beratung mit Huber gearbeitet worden". Übrigens bezieht sich darauf auch das Fragment eines Briefes an Oxenham: „Durch den Bischof [Forbes[7]] von Brechin sende ich Ihnen 1. zwei Blätter der Allg. Zeitung; die Artikel über Rom und das Konzil darin sind hauptsächlich aus diplomatischen Mitteilungen komponiert und rühren von einem meiner Kollegen her; 2. die 3 ersten Bogen der Schrift, die in einigen Wochen über die Konzilsfrage erscheinen soll. Die 5 Artikel der Allg. Zeitung liegen, wie Sie gleich sehen werden, zu Grunde, aber weiter hinein tritt die Schrift ganz selbständig auf, und es wird die Reihe der Fälschungen und Fiktionen ziemlich vollständig dargestellt, — und Alles was auf dieses morsche Fundament gebaut worden ist. Zugleich wird gezeigt, wie es mit der päpstlichen Unfehlbarkeit stehe. Ob das Ganze auch Englisch zu erscheinen verdiene, werden Sie beurteilen. Schon in einigen Tagen werden Sie neue Bogen erhalten. Sigillum silentii ne frangas. Seit Jahrhunderten ist die Kirche nicht in solcher Gefahr gewesen. Was können wir anderes thun, als an die Publizität uns wenden? es gilt: nihil occultum est, quod non revelabitur. — Vielleicht kommt das Konzil nicht zu stande; wenn, wie jetzt die Rede davon ist, die Franzosen ihre Truppen von Rom wegziehen, wird es wahrscheinlich ins Wasser fallen. Immer aber ist und bleibt die Infallibilitätsfrage noch auf längere Zeit hinaus die Lebensfrage für die Kirche, die, wenn sie im Sinne der Partei Manning-Reisach entschieden würde, die Kirche an einen Leichnam angeschmiedet der Welt zeigen würde. Dann wäre jede Hoffnung auf ernstere Reform und auf Wiedervereinigung mit getrennten Kirchen völlig vereitelt; dann die Herrschaft des Jesuitismus entschieden. Es bleibt nichts übrig, als den Spiegel der Geschichte den Menschen vor Augen zu halten — wahr und schonungslos". Und am

6. Juli schreibt er: „Ich hoffe, daß der Bischof von Brechin Ihnen unterdes meinen Brief nebst den Bogen der Denkschrift: Rom und das Konzil eingehändigt hat. Heute sende ich Ihnen die Fortsetzung. Das Ganze wird etwa 350 Seiten betragen und in etwa 14 Tagen fertig sein. Es ist eine Geschichte des Papalsystems (im Gegensatz gegen das altkirchliche und Gallikanische), wie sie noch nicht existiert. Es kommt vieles Neue darin vor, und die Geschichte der Fälschungen ist in der erforderlichen Vollständigkeit gegeben. Ich glaube, Sie werden eine Übersetzung des Buches ganz zeitgemäß finden, aber es ist keine Zeit zu verlieren. Es scheint mir sehr wichtig, daß das Buch vor dem Beginne des Konzils seine Wirkung thun könne. Ich halte es kaum für möglich, daß ein Bischof, der das Buch gelesen, noch für das Unfehlbarkeits-Dogma stimme. Der Verfasser wird sich auf dem Titel Janus nennen. — In Rom ist die Partei Reisach-Manning entschlossen, das Unfehlbarkeits-Dogma durchzubringen — ganz als spontanen Aufschwung des Episkopats, ohne päpstliche Initiative. Überhaupt scheint das Konzil nur — nach der Absicht der Jesuitischen Partei, dazu bestimmt zu sein, dem extremen Ultramontanismus Vorschub zu thun. Indessen: l'homme propose, Dieu dispose. — Indessen regen sich die deutschen Regierungen. Sie wollen jetzt einen hochgestellten Mann nach Rom schicken und Vorstellungen machen lassen [8]) — was wohl wenig helfen wird. Mehr hoffe ich von dem Eindruck, den die Haltung und Meinungs-Äußerung der Regierungen auf die deutschen Bischöfe machen wird. In Rom rechnet man mit Zuversicht auf die Stimmen aller Englischen, Irischen und Amerikanischen Bischöfe. Die Unwissenheit dieser Prälaten ist allerdings grenzenlos. Und ich glaube gern, daß die Amerikanischen Bischöfe gar nicht wissen, in welche heillose Stellung sie durch das Unfehlbarkeits-Dogma der ganzen Nation gegenüber geraten würden mit der potestas in temporalia. Gäbe es

kein Mittel, durch einen Artikel in einem Amerikanischen Blatte die dortigen Katholiken auf die Gefahr aufmerksam zu machen? — Senden Sie das Exemplar von Liaño [Dogma und Schulmeinung] in meinem Namen an Pusey. Sein neues Buch [Turrecremata, tractatus de veritate conceptionis b. Virginis etc.] habe ich durch Forbes erhalten. — Die Bogen 4—8 sind soeben an Sie abgegangen. Sagen Sie dem Verleger, was Sie für gut finden, nur daß mein Name nicht genannt wird. The book cuts too deep. Einige Stellen in den ersten Bogen hat ein anderer geschrieben, nach meinen Angaben. Wollen Sie hie und da abkürzen, so lasse ich Ihnen freie Hand, da ich auf Ihr Urteil über das was für ein englisches Publikum paßt, unbedingtes Vertrauen setze. Die Geschichte des Papalsystems und der päpstlichen Unfehlbarkeit wird in dem Buche fortgeführt bis zur Reformation. Die Geschichte der folgenden 3½ Jahrhunderte bis zur Gegenwart ist einem folgenden ›Janus‹ (Nr. 2) vorbehalten, wenn der erste ›Janus‹ den gehörigen Eindruck macht. Wir müssen alle thun, was wir können, um das drohende Unheil nicht bloß von der römisch-katholischen Kirche, sondern von der christlichen Welt abzuwenden. Sollten die neuen Dogmen wirklich auf dem Konzil gemacht werden, so ist das ein Zeichen, daß Gott eine große Veränderung in der ganzen bisherigen Lage und Gestalt der Dinge herbeiführen will. Dann wird uns gezeigt werden, was wir zu thun haben. Jetzt heißt es: Kampf gegen das unbedingt herrschen wollende System. — In der Vorrede werden über den entschieden katholischen Standpunkt des Buches und des Autors klare Erklärungen gegeben werden“.

Döllinger arbeitete aber nicht bloß an dem „Janus“. Er war auch sonst, nachdem sogar Laien in Koblenz sich in einer Adresse an den Trierer Bischof gegen den Artikel der Civiltà ausgesprochen hatten, rührig, den Plan der Partei zu hintertreiben, und veranlaßte nach dem Scheitern der bayeri-

schen Zirkulardepesche und des Planes der deutschen Regierungen, eine hohe Persönlichkeit nach Rom zu senden, den Fürsten Hohenlohe, am 28. Juni die theologische und juristische Fakultät zu München und die theologische zu Würzburg zu einer gutachtlichen Äußerung über fünf, das Konzil betreffende Thesen aufzufordern. Schon unmittelbar darauf aber konnte er Oxenham melden: „Ich hoffe zuversichtlich bis zum 31. Juli ganz fertig zu sein. Es werden etwa 24—25 Bogen werden . . . Nennen Sie keinen Namen, aber sagen Sie, was Sie wollen, dem Verleger über den ›first-rate German theologian‹ u. s. w. Es wird das Ganze jedenfalls auch eine wichtige, viel Neues darbietende, Bereicherung der Kirchengeschichte . . . Bis Anfang August wird wohl das Ganze auch gedruckt sein. Vieles von dem späteren Teile wird auch Ihnen neu sein. — Keep the secret by all means — die Partei Manning wird sich natürlich alle Mühe geben, den Verfasser herauszubringen, und es ist offenbar für Rivington oder wer sonst der Verleger wird, viel bequemer, wenn er einfach sagt: Ich weiß ihn selbst nicht".

Das Geheimnis wurde ziemlich gut bewahrt; denn wenn auch Jörg im August den Lesern der historisch-politischen Blätter mitteilen konnte, die Märzartikel der Allg. Zeitung würden demnächst unter dem Pseudonym Janus zu einem Buche erweitert und mit den notwendigen Belegen erscheinen, und sowohl er als die jesuitische Partei Döllinger mit jenen Artikeln, die er trotz Aufforderung des geistlichen Rates Strehle in Freiburg (Juli 8.) nicht dementierte, in Verbindung brachte, so beruhte letztere Behauptung, wie sogar der Litterarische Handweiser gestand, auf durchaus negativen, über alle Maßen schwachen Gründen. Als aber das Buch am 30. August erschien, war es klar, daß Döllinger, der allein über die umfassende Gelehrsamkeit, welche in demselben enthalten war, verfügte, an den Märzartikeln und dem Janus Anteil haben

mußte. Es fragte sich nur, wie weit sein Anteil daran gehe, und während die einen ihm die ganze Autorschaft zuschrieben, trugen andere noch Bedenken, so weit zu gehen. „Ich werde ausgelacht" — schrieb Hülskamp, der Döllinger direkt am 5. Oktober darüber fragte — „so oft ich sage, ich könne das nicht glauben. Schon in Rom, und später wiederholt, habe ich mich dahin ausgesprochen: Das Buch stamme unzweifelhaft von München und die Erudition desselben sei undenkbar ohne die Benutzung Ihres Wissens, Ihrer Kollektaneen; aber eben so gewiß sei mir, daß Sie an der Abfassung keinen Anteil hätten". Und im Ganzen blieb es auch bei der von Hülskamp am 20. Oktober in seinem Litterarischen Handweiser ausgesprochenen Meinung: „Die enorme kirchenhistorische Gelehrsamkeit, welche für dieses Buch verwertet ist, kann nur von einem Manne entlehnt sein, der sich seit 20 Jahren mit der Geschichte des Papsttums beschäftigt (Döllinger)... Das Buch ist voll des Giftes und der Galle, wie sie bei Apostaten sich anzusammeln pflegt... Die Historiker des Papsttums werden es noch nach langen Jahren beistimmend oder abweisend zu nennen haben".[9])

Das Erscheinen des „Janus" war in der That an sich schon ein Ereignis. Denn aus der bisher üblichen Schablone, nach der die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit behandelt zu werden pflegte, heraustretend, wurde es nach der Reproduzierung der Märzartikel und einer kurzen Behandlung des Syllabus und der körperlichen Himmelfahrt Mariä zu einer Kritik des Papsttums von seinen Anfängen bis in die neueste Zeit. Schonungslos werden fast alle Mittel und Wege, insbesondere auch die wohlüberlegten Fälschungen aufgezeigt, wodurch der Papat sich zu seiner Stellung erhob, und worauf die ganze Theorie von der päpstlichen Unfehlbarkeit sich stützt. Doch nicht der Primat, sondern der Papat sollte bekämpft werden; denn „der Primat ruht" — heißt es in der Vor-

rede ausdrücklich — „... auf höherer Anordnung; die Kirche ist von Anfang an auf denselben angelegt gewesen, er ist in Petrus von dem Herrn der Kirche vorgebildet, er hat sich daher auch mit innerer Notwendigkeit bis zu einem gewissen Punkte entwickelt, worauf dann allerdings, vom 9. Jahrhundert an, eine weitere, mehr künstliche und krankhafte, als gesunde und natürliche Fortbildung des Primats zum Papat erfolgt ist, mehr eine Umwandlung als eine Entwicklung, welche denn auch die Zerreißung der bis dahin vereinigten Kirche in drei große, feindlich geschiedene Kirchenkörper zur Folge gehabt hat ..." Da aber jetzt dieser absolute Monarch gar noch für unfehlbar erklärt werden solle, so gelte es „zur Weckung und Orientierung einer öffentlichen Meinung beizutragen"; denn „wenn h. z. T. [wie zur Zeit der Konzilien von Konstanz und Basel] eine starke einmütige, zugleich positiv gläubige und der Verwirklichung des Ultramontanismus widerstrebende öffentliche Meinung in Europa, ja nur in Deutschland erwachte und sich kundgäbe, dann würde trotz der, so düstere Besorgnis weckenden Stimmen der Bischöfe von Mainz, St. Pölten und Mecheln die Gefahr noch glücklich vorübergehen". Gelinge aber die Abwendung der Gefahr nicht, dann sei die notwendige Folge die „Romanisierung aller Einzelkirchen und möglichste Unterdrückung alles eigentümlichen nationalkirchlichen Lebens", werde es „eine Aufgabe und Gewissenspflicht für alle Nationen, sich in die spezifisch klerikal-italienische Denk- und Empfindungsweise möglichst hineinzuleben", und „verspreche die Theologie unter den Händen der dann allein noch herrschenden ultramontanen Schule immer mehr talmudisch zu werden". Zu einem solchen Vorgehen berechtige den „Janus" aber der Ausspruch Innocenz III.: Falsitas sub velamine sanctitatis tolerari non debet, und der des hl. Bernhard: Melius est, ut scandalum oriatur, quam veritas relinquatur.

Die Wirkung des Buches auf die Zeitgenossen war eine verschiedene. Während es unter den Historikern allgemeine Zustimmung und Anerkennung fand, andere ohne weitere Bedenken seinen Inhalt sich aneigneten, erregte es selbst bei vielen Gegnern der päpstlichen Unfehlbarkeit durch die Neuheit seiner Aufstellungen Mißtrauen und Bestürzung. Geradezu betäubend wirkte es aber auf die Partei, deren Tendenzen es entgegentrat. Ihr Ziel schien einen Augenblick unerreichbar zu sein. Und als man sich nach einer dagegen zu empfehlenden Litteratur umsah, fand man nichts anderes als die Schrift des Jesuiten Schrader de unitate Romana und das Kirchenrecht von Phillips, gestand man, das Buch sei „mit solcher Erudition gesättigt, daß eine Klarstellung, resp. Widerlegung aller der vielen tausend ›vorgebrachten Thatsachen‹ so bald nicht zu erwarten sein dürfte". Da man aber den Schein der Niederlage nicht auf sich ruhen lassen durfte, so griff man zu der jesuitisch-kurialistischen Taktik, daß es nur darauf ankomme, überhaupt etwas entgegenzusetzen, und der erste, welcher im „Katholik" in die Bresche trat, war der Jesuitenschüler Scheeben. Er wies „den ›Janus‹ geradezu aus der Kirche hinaus", machte aber mit seinen leeren Deklamationen und Rekriminationen einen so kläglichen Eindruck, daß sogar der Litterarische Handweiser von ihm sagte: er habe von „den vielen tausend vorgebrachten Thatsachen" nur „sehr viele", bei denen es ohnehin keine Mühe gekostet, widerlegt (sic), und im voraus von dem zu erwartenden „Anti-Janus" eines anderen Jesuitenschülers, Hergenröther, nur auf die Widerlegung einer weiteren „großen Anzahl derselben" (sic) zu hoffen wagte. Dieses Mal glaubte indessen auch die Kurie etwas Besonderes zu Gunsten der ins Wanken geratenen Partei thun zu sollen und forderte die „Akademie der katholischen Religion" in Rom auf, den „Janus" zu widerlegen,[10]) von deren „impotenten Sophismen" indessen nie etwas bekannt wurde. Nur

die Partei Mannings ging ihre eigenen Wege. Der Erzbischof selbst sagte in seinem kurz darauf erscheinenden Hirtenbrief mit Rücksicht auf das Majoritätsgutachten der Münchener theologischen Fakultät über die Hohenloheschen Thesen: „Es ist Zeit, daß die Prätensionen der ›historischen Wissenschaft‹ und ›gewisser Historiker‹ auf ihre eigene Sphäre und Grenzen eingeschränkt werden. Und das wird das Konzil thun, nicht mittels Disputationen und Zänkereien, sondern durch die Worte: Es hat dem hl. Geiste und uns gefallen". Seine Partei aber erklärte in ihrem Organe: But in fact Janus's unscientific spirit is far too persuasive and profound, to be adequately represented by any number of particular instances: the whole structure of his book is faulty from the foundation (Dubl. Rev. 1870 p. 189).

Doch ohnmächtige Widerlegungsversuche und absprechende Urteile der Partei machten auf Döllinger keinen Eindruck. Was sie zu sagen hatte, wußte er im voraus und konnte ihn höchstens zum Lächeln reizen; mit ihr gar sich herumzuschlagen, betrachtete er als unnötigen Zeitverlust. Er glaubte Besseres, die Organisation einer Opposition im Konzil selbst, zu thun zu haben, und infolge seines Mahnrufes in den März-Artikeln schien das Unternehmen keineswegs aussichtslos zu sein. Eine öffentliche Meinung gegen die Partei, der auch die Bischöfe Rechnung tragen mußten, fing an sich zu bilden, und manche Federn waren in Thätigkeit, um Döllinger zu unterstützen. Denn als die deutschen Bischöfe am 1. September in Fulda zusammentraten, brachte Ketteler nicht nur, wie es der Münchener Nuntius und der Kardinal Antonelli gewünscht hatten, einen von Heinrich in Mainz entworfenen langatmigen gemeinsamen Hirtenbrief mit, sondern auch die von ihm selbst veranlaßte Schrift des Würzburger Professors Brentano: „Bemerkungen über die Frage: Ist es zeitgemäß, die Unfehlbarkeit des Papstes zu definieren?" — welche nicht in den

Buchhandel gekommen, aber ins Englische, Spanische und Italienische übersetzt und an fast alle Bischöfe versandt war. Das war eine um so bedenklichere Erscheinung, weil sich darin, wie Cecconi selbst gesteht, eine von München unabhängige „sehr thätige Propaganda gegen die Definition der Infallibilität“ kundgab, die gerade deswegen auf die Bischöfe um so stärker wirken mußte. Dazu hatte ihnen der Bischof Dupanloup eine Note, der Kardinal Schwarzenberg seine Desideria und Jörg die Adresse der „ernsten Katholiken“ des Zollparlaments gesandt, lag ihnen neben dem Gutachten der Würzburger theologischen Fakultät das der Majorität der Münchener über die Hohenloheschen Thesen vor, und war in dem eben ernannten Bischof von Rottenburg, Hefele, ein scharf oppositionelles Element in den deutschen Episkopat selbst gekommen. Die Spaltung desselben trat auch sofort zu tage. Vierzehn Bischöfe erklärten sich gegen eine Definition der päpstlichen Infallibilität, und fünf bloß dafür. Der gemeinsame Hirtenbrief kam nur dadurch zu Stande, daß die einen auf eine Erwähnung der Infallibilität in demselben verzichteten, die anderen durch die Revisoren in den Heinrichschen Entwurf den Satz einschieben ließen: „Dagegen können wir uns nicht verbergen, daß auf der anderen Seite selbst von warmen und treuen Gliedern der Kirche Besorgnisse gehegt werden, welche geeignet sind, das Vertrauen [auf das Konzil] abzuschwächen“. Und endlich sandten die vierzehn Bischöfe noch von Fulda aus ein Schreiben an den Papst, welches die Inopportunität einer Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit scharf betonte.

Döllinger wartete voll Spannung auf das was in Fulda geschah; aber ehe noch etwas darüber bekannt wurde, gaben ihm einige nichtdeutsche Bischöfe, Greith von St. Gallen, der ihn am 28. August zu sich einlud, um mit ihm über seine Stellung zu sprechen, und Rudigier von Linz, der die „lieblosen“ Angriffe auf den gefeierten katholischen Gelehrten

beklagte (September 14.), Gelegenheit, sich über die kirchliche Lage auszusprechen. Bischof Dupanloup, der längst sich mit Döllinger über die in Rom bevorstehenden Debatten zu beraten gewünscht hatte (Mai 29.), kam am 9. September sogar selbst zu ihm nach Herrnsheim, wo er seine Ferien bei Lord Acton zubrachte. Das richtete Döllinger, wie er selbst an Reusch berichtet, wieder etwas auf: „Vor einigen Wochen, nachdem mir Hefele seine römischen Erfahrungen mitgeteilt hatte, war ich noch sehr hoffnungslos und meinte, Gott müsse beinahe ein Wunder thun, um das Unheil von der Kirche abzuwenden, welches die neuen zu Rom beabsichtigten Dogmen sicher über sie bringen würden. Seitdem habe ich Dupanloup ... gesprochen, der mich hier in Herrnsheim besucht hat, und noch von anderen Seiten her Einiges erfahren, und die Lage zeigt sich mir nun in minder düsterer Beleuchtung. Dupanloup behauptet, es sei auf nahe an 50 französische Bischöfe bei dem Widerstand gegen die Dogmatisierung des Syllabus und der Unfehlbarkeit zu rechnen; auch unter den italienischen Prälaten seien mehrere, welche sich anschließen würden. Er meint aber auch, sehr viel komme auf die Haltung der deutschen Bischöfe an, so zwar, daß er behauptete: Wenn die Versammlung zu Fulda sich gegen die neuen Dogmen erklärte, würde man in Rom die ganze Sache fallen lassen. Die Fuldaer Konferenz hat dies nun freilich sicher nicht gethan, allein es ist doch möglich, daß der bessere Geist dort insoweit zur Geltung gekommen sei, als etwa die Mehrzahl sich mindestens im Sinne der Nicht-Opportunität geäußert haben wird ... Auch Dupanloup meint, man müsse sich in Rom und im Konzil darauf beschränken, nur hervorzuheben, daß die neuen dogmatischen Definitionen nicht opportun seien, und im Übrigen den Wert oder Unwert dieser Lehren unerörtert lassen. Das hat nun freilich den schweren Nachteil, daß die Sache dann bloß aufgeschoben, nicht aufgehoben ist — qu'on

peut toujours revenir à la charge. — Wie ist denn die Stimmung im Klerus bei Ihnen? Sind die Beschlüsse der Düsseldorfer [General-]Versammlung, die ich eben lese, wirklich der Ausdruck der klerikalen Ansicht in Westfalen und Rheinland? Michelis schreibt mir, daß in der Diözese Ermeland Niemand das neue Dogma wolle. In München wurde mir bezüglich des dort 214 Köpfe starken Klerus dasselbe gesagt -- die Jesuitenschüler muß man freilich immer abziehen. — Maret in Paris hat nun schon seit Wochen zwei starke Bände seines Werkes gegen die Papst-Unfehlbarkeit fertig daliegen, aber man rät ihm (auch Dupanloup), noch zu warten bis zur Eröffnung des Konzils, weil es doch jetzt sogleich auf den Index gesetzt und damit zu ²/₃ tot gemacht würde. — Ihr Erzbischof ist, wie ich aus sicherer Quelle weiß, auch der Ansicht, daß die neuen Dogmen nicht opportun seien — aber wird er auch noch, unter dem Einflusse des genius loci an der Tiber, so denken?" (September 13.).

Doch noch am nämlichen Tage steigen ihm neue Bedenken auf. Denn wenn sich auch zu Fulda die Mehrzahl der Bischöfe gegen die Opportunität der Sache geäußert hätte, so wäre das — schreibt er unter dem gleichen Datum an Michelis — „noch keine Bürgschaft für das was in Rom geschehen wird. Wenn dort die Hebel, die man in Händen hat, gehörig angesetzt, die einzelnen Bischöfe bearbeitet und geschickt in den Kongregationen verteilt werden, so dürfte die Zahl der beharrlich Widerstehenden sehr zusammenschmelzen. Und in Rom ist Alles bereits ins Reine gebracht. Wie mir dieser Tage ein von dort gekommener Diplomat sagte, heißt es dort allgemein in den klerikalen Kreisen: ›Das Konzil ist fertig; es ist Alles schon gemacht‹. Die Lage ist also immer noch höchst kritisch und bedenklich, und nachdem man sich einmal in Rom so tief eingelassen hat und so offen mit seinen Absichten herausgegangen ist, wäre es eine förmliche Niederlage,

auf halbem Wege stehen zu bleiben. Es wird also wohl Alles aufgeboten und werden die alten ausgestopften Elephanten sorgsam aus dem Arsenal hervorgeholt und in die vorderste Schlachtreihe gestellt werden. Mir klingt jetzt immer das Wort Nelsons bei Trafalgar in den Ohren, als ob es lautete: Die Kirche erwartet jetzt, daß jeder Theologe seine Schuldigkeit thue. Leider freilich weiß ich nicht einmal recht, was ich selber thun sollte und könnte, ohne der Sache, der ich dienen möchte, zu schaden. — Ihre Schrift über Rubis [Die Unfehlbarkeit des Papstes im Lichte der katholischen Wahrheit und der Humbug, den die neueste Verteidigung damit treibt] ist bei uns im Süden sehr bekannt und so viel ich sehen kann, allgemein gelesen".

Unterdessen hatte er übrigens doch etwas gefunden, „was er selber thun sollte und könnte", und eilte nach München zurück. Noch ehe er aufbrach, schrieb er aber an Reusch: „Es ist so, wie Sie sagen: Man wird auf dem Konzilium den Widerstand gegen die Proklamierung des neuen Dogma auf Gründe der Opportunität reduzieren, und damit sich und die Sache, die man zu vertreten hat, in eine schiefe Stellung bringen. Wir müssen indes froh sein, wenn nur das Schlimmste, das wirkliche formulierte Dogma abgewendet wird. Inzwischen ist der Hirtenbrief von Fulda her erschienen und bietet doch einige Zusicherungen oder Bürgschaften. Wenn die Prälaten die hier gebrauchten Worte verstehen und ernst nehmen, haben sie sich jedenfalls die Zustimmung zum neuen Dogma unmöglich gemacht. Sollte es nicht gut sein, wenn dies bei erster Gelegenheit in dem Litteratur-Blatt bemerklich gemacht würde? wenn den Unterzeichnern und dem ganzen katholischen Deutschland der Spiegel ihrer Worte vorgehalten würde? intelligite vos ipsi, müßte man — natürlich möglichst höflich — sagen . . . Sie können stolz darauf sein, daß unter Ihren Händen das theologische Litteratur-Blatt eine geistige

Macht geworden ist und eine Quelle des Segens für die Kirche und die deutschen Katholiken. Wo stünden wir jetzt ohne den Einfluß dieses Blattes? Da können Sie das Mißfallen des Kölner ἀρχιερεύς leicht ertragen" (September 22.).

Und es schien wirklich in diesen Tagen, als ob das Schlimmste abgewendet werden würde. Denn kurz nach seiner Rückkehr unterrichteten ihn Erzbischof Scherr und Bischof Hefele von den Vorgängen in Fulda, und sagte nach einem diplomatischen Berichte der Bischof Dinkel zu einem Münchener hohen Geistlichen: „die meisten Bischöfe hätten sich unter einander das Wort gegeben, wenn man trotz aller Gegenvorstellungen im Konzil doch die Infallibilität aufs Tapet brächte, dagegen zu protestieren und die Versammlung zu verlassen". Dann konnte Döllinger am 25. September dem Verfasser, der in Trient die Tridentina der dortigen Stadtbibliothek durchging, schreiben: „ . . . Nun eine Sensations-Nachricht: Kardinal Hohenlohe hat an seinen Bruder, den Minister, geschrieben, man möge ihm einen guten deutschen Theologen vorschlagen, der, noch von intakter Reputation (das heißt: noch nicht etwa auf dem Index stehend), während des Konzils in Rom bei ihm wohnen und ihm mit Rat u. s. w. für das Konzil beistehen könne. Ich habe darauf nicht gezögert, Sie in Vorschlag zu bringen, mit der Bemerkung, Ihre Reputation bezüglich der Römischen Orthodoxie sei nive candidior, nullo, ne quidem levissimo rumore aspersa etc. etc. Sie seien der rechte Mann für Seine Eminenz. Ich sehe Sie den Mund verziehen — aber es ist Alles ganz ernsthaft zu nehmen. Kardinal Hohenlohe denkt über die beabsichtigten Dinge, besonders die von den Jesuiten dabei gespielte Rolle, ohngefähr so wie wir, und will einen deutschen (das heißt: deutsch denkenden und fühlenden) Theologen Sie würden bei ihm wohnen und speisen und natürlich Vergütung der Reisekosten erhalten. Welch eine prächtige Gelegenheit, hinter den Koulissen

stehend ein großes kirchenhistorisches Drama (hoffentlich weder Komödie, noch Trauerspiel) aufgeführt zu sehen! Das ist für Ihre kirchengeschichtliche Ausbildung so viel wert als 10 Jahre Quellenstudium! Die betreffende Unterredung zwischen Fürsten Hohenlohe und mir fand erst vor ein paar Stunden statt. Er wird nun an seinen Bruder in Rom darüber schreiben, und wir werden bald die Antwort vernehmen, die ich Ihnen gleich melden werde". Doch nicht bloß Hohenlohe, auch der Kardinal Schwarzenberg richtete noch seinen Blick auf München und schrieb, indem er zugleich eine Abschrift seines Schreibens vom 25. Mai 1868 an den Kardinal Antonelli wegen der Berufung von Theologen zu den Vorarbeiten des Konzils und „die ausweichende Antwort" Antonellis darauf schickte, an Döllinger: „Noch immer schwebt mir vor, wie viel Ihre Anwesenheit in Rom während des Konzils nützen könnte, weshalb ich mir noch jetzt die ganz unbefangene Frage erlaube, ob Sie sich denn wirklich nicht entschließen könnten, nach Rom zu kommen, wenn von dort her noch eine Einladung an Sie ergehen sollte". Döllinger möge ihn schriftlich oder mündlich, wenn er auf der Reise durch München komme, über seine Ansicht in Kenntnis setzen (Oktober 30.).

Auf der anderen Seite mehrten sich auch die Stimmen gegen die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit. Montalembert, der alte Vorkämpfer der katholischen Kirche in Frankreich, beglückwünschte in einem eben veröffentlichten Briefe die Unterzeichner der Koblenzer Laien-Adresse und bezeichnete die Kundgebung sowie die Haltung der Kölnischen Volkszeitung und des Bonner Theologischen Litteraturblattes als einen Lichtstrahl, welcher die gegenwärtige Finsternis durchbrochen habe, als ein männliches und christliches Wort mitten in den betäubenden Deklamationen und Schmeicheleien. Am 15. September erschien die französische und am 1. Oktober die deutsche Ausgabe von Marets Buch: „Das allgemeine Konzil und

der religiöse Friede", und zu gleicher Zeit die anonyme Schrift Ginzels „Reform der römischen Kirche in Haupt und Gliedern", von der auch der Litterarische Handweiser gestehen mußte: „In der Motivierung überragt der Verfasser alle seine mir bekannten Vorgänger. Er gebietet mit Sicherheit über einen Schatz von liturgischen, kanonistischen und historischen Kenntnissen; seine Bibelfestigkeit ist ungewöhnlich; die Ordnung und Folge der Erörterung hat formell weder Lücken noch Sprünge; die Ausführung wahrt eine Vornehmheit und Ruhe, die sich nur selten ein höhnisches oder zorniges Wort entschlüpfen läßt; die Darstellung ist klar und plastisch wie Krystall; mit einem Worte: das Buch ist ein ganz ungewöhnliches Kunstwerk, welches die meisten Leser bestechen und allen ungefestigten gefährlich werden muß". In der Schweiz ließ sich in Philipp von Segessers „Am Vorabend des Konzils. Studien und Glossen zur Tagesgeschichte", eine abmahnende Stimme vernehmen, die es zugleich auszusprechen wagte: „Das Verfahren gegen den Philosophen Günther, den warmen Anhänger der Kirche, ist so wenig zu billigen, als die hämischen Anfeindungen des großen Döllinger, des geistvollsten Theologen des Jahrhunderts, durch eine Schule unter dem Stillschweigen der obersten Häupter der Kirche, da doch sein gewaltiger Geist nur aus den Schablonen jener Schule herausgetreten ist, um die kirchliche Wissenschaft auf die Höhe der geistigen Entwicklung der Zeit zu heben". Und endlich hatte auch ein Exeget, Schegg in Würzburg, die für die Unfehlbarkeit angeführten Bibelstellen im „Chilianeum" untersucht und erklärt: „Überblicken wir noch das Ganze, so ergibt sich als Resultat, daß die Lehre von der Unfehlbarkeit weder in den Verheißungsworten Jesu direkt enthalten ist, noch aus ihnen mit logischer Notwendigkeit gefolgert werden muß".

Unterdessen hatte aber auch Döllinger, „um noch etwas für die gefährdete Sache der Religion und Kirche zu thun,

[anonym] eine kleine Schrift: Erwägungen für die Bischöfe des Konziliums über die Frage der Unfehlbarkeit. Oktober 1869, verfaßt und in zwei Ausgaben, einer deutschen und einer französischen, drucken lassen", von der „jedem deutschen und französischen Bischof ein Exemplar zugesendet wurde" (an Oxenham, November 7.). Dieses Schriftchen ist in hohem Grade interessant. Wie er einst seine erste Schrift über die Eucharistie begann, so heißt es auch an der Spitze der letzten: „Die katholische Kirche hat in vergangenen Jahrhunderten stets im Gegensatze gegen beabsichtigte Neuerungen den höchsten Wert auf das Alter und die Unveränderlichkeit ihrer Glaubenslehren gelegt. Sie hat es zugleich als einen großen Vorzug und als eine heilige Pflicht betrachtet, daß in ihrem Schoße nur das gelehrt und bekannt werde, was allezeit, überall und von Jedermann geglaubt worden ist. Wenn sich von einer Lehre nachweisen läßt, daß sie während mehrerer Jahrhunderte nicht vorhanden oder nicht Bekenntnis der ganzen Kirche gewesen, daß sie zu einer gewissen Zeit erst entstanden sei, und wenn diese Lehre nicht mit logischer Notwendigkeit als unabweisbare Konsequenz in anderen Sätzen potentiell enthalten ist, — dann ist diese Lehre vom katholischen Standpunkte aus schon gerichtet, sie trägt das Brandmal der Illegitimität an der Stirne, sie darf und kann nie zur Dignität einer Glaubenswahrheit erhoben werden". Er war sich also konsequent geblieben, schloß mit demselben Bekenntnisse, womit er einst begonnen hatte, und scheint nur übersehen zu haben, daß sein Standpunkt, den namentlich die Jesuiten bei Gelegenheit der Definition der unbefleckten Empfängnis Mariä bestritten hatten und in einem für das Vatikanische Konzil bestimmten Gutachten als unzulässig nachzuweisen suchten, ein in der römischen Kirche veralteter, längst beiseite geschobener war. Doch mag es ihm taktisch für besser erschienen sein, die unter der Leitung der Jesuiten eingetretene Neuerung nicht weiter zu betonen.

Er fährt vielmehr fort: „Eben dies alles aber trifft bei der Meinung von der päpstlichen Unfehlbarkeit zu. Denn diese ist erstens während vieler Jahrhunderte in der Kirche ganz unbekannt gewesen. Es darf hier nur erinnert werden an die morgenländische Kirche, welche tausend Jahre lang mit der abendländischen vereinigt gewesen ... In dieser Kirche ist aber niemals eine Stimme laut geworden, welche dem Papst dogmatische Untrüglichkeit beigelegt hätte. Auch Perrone weiß kein Zeugnis aus ihr anzuführen. Aber auch in der abendländischen Kirche lassen sich keine Zeugen auffinden ... Von keinem einzigen alten Häretiker wird bemerkt, daß er damit angefangen habe oder dahin geführt worden sei, die Autorität der Päpste in Glaubenssachen zu verwerfen ... In den Schriften der Kirchenväter, welche von der Regel des Glaubens und der Autorität der Kirche handeln, ... wird nie auf das Urteil des römischen Stuhls, auf die Entscheidungen der Päpste verwiesen ... Alle diese Väter kennen nur die Überlieferung der Kirche mit den drei Bedingungen und Kennzeichen des Alters, der Ubiquität und der allgemeinen Zustimmung. Die Lehre von der päpstlichen Untrüglichkeit ist ferner erst in einer sehr späten Zeit in der abendländischen Kirche und nur infolge einer Reihe von Fälschungen und Fiktionen hervorgetreten. Sie ist erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts durch den hl. Thomas von Aquin, der durch eine neue Erdichtung getäuscht wurde, in die Theologie der Schule eingeführt worden, und bis tief in das 17. Jahrhundert hinein haben sich die Theologen, um ihr den Anschein des hohen kirchlichen Alters zu verleihen, teils der pseudoisidorischen, teils anderer Fälschungen bedient, wie schon an Bellarmin zu ersehen ist.

„Den Anhängern der Unfehlbarkeitstheorie muß die Geschichte der alten Kirche im ersten Jahrtausend als ein unbegreifliches Rätsel erscheinen", da „man sich Jahrhunderte lang

abgemüht und gequält hat, auf einem großen und mühseligen Umwege und mit schweren Opfern das zu erreichen, was man, wenn die Päpste unfehlbar sind, einfacher und kürzer sich verschaffen konnte ... Eben darum läßt sich auch durchaus nicht behaupten, daß die Lehre, welche die Untrüglichkeit der Entscheidung in den Papst verlegt, auf dem Wege eines mit innerer Notwendigkeit sich vollziehenden dogmatischen Entwicklungsprozesses in der Kirche emporgekommen sei. Denn diese neue Lehrmeinung verhält sich zu der alten Lehre keineswegs als eine richtig gezogene Konsequenz, sondern als ein Widerspruch, als die Negation der früheren und die Affirmation einer an deren Stelle sich setzenden völlig verschiedenen und mit ihr nicht zu vereinigenden Doktrin ... Die christliche Welt hatte das Beispiel und Muster der ersten Entscheidung einer Streitfrage, der ersten Kirchenversammlung zu Jerusalem, vor sich", wo aber nicht ein Machtspruch des Petrus entschied, sondern die Apostel und die Presbyter zu Jerusalem das Dekret der Synode im Namen Aller erließen. „Die Beschlüsse der alten Konzilien über Glaubensfragen hatten volle Kraft und wurden überall angenommen, ohne daß man eine Bestätigung derselben durch den Papst für nötig gehalten und bevor eine solche erfolgt war ... Wenn die Päpste sich über eine Glaubensfrage bereits ausgesprochen hatten, ehe das Konzilium sich versammelte, so wurden die betreffenden päpstlichen Schreiben auf dem Konzilium erst einer eingehenden Prüfung unterworfen und infolge derselben entweder gebilligt, wie es dem dogmatischen Schreiben Leos an Flavian zu Chalkedon geschah, oder verworfen, was dem Schreiben des Honorius auf der VI. Synode widerfuhr. Eine solche Prüfung wäre aber eine unerträgliche Anmaßung gewesen, wenn man die Päpste für unfehlbar gehalten hätte".

Ausführlicher wird das Gebet Christi für Petrus (Luk, 22, 32) behandelt. Denn da es „von allen Infallibilisten ...

als eine Verheißung der Unfehlbarkeit für alle Päpste in ihrem Verkehre mit den »Brüdern«, das heißt den Gläubigen, gedeutet wird“, so kommt, schreibt er an Liano, „gar viel darauf an, daß wir den Gegnern diese Stelle unbrauchbar machen“. Er führt daher folgende Thesen aus: „Diese Auslegung widerspricht erstens der ganzen Tradition der alten Kirche“, d. h. der Erklärung der Stelle durch die Kirchenväter. „Zweitens: Sie verletzt den Eid, welchen jeder Bischof und Priester geleistet hat“, die Bibel nach der Auslegung der Kirchenväter, also der sechs ersten Jahrhunderte, zu erklären. „Drittens: Sie widerstrebt allen Regeln der Bibelauslegung und wird daher nie von einem wissenschaftlich gebildeten Exegeten aufgestellt oder gebilligt werden können“, — ein Punkt, der auch in Rom dadurch zugegeben wurde, daß in der ersten Vorlage über die Infallibilität von der Stelle nur die Worte angeführt waren: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht auslasse“. „Viertens: Sie wird durch eine Reihe von geschichtlichen Thatsachen widerlegt“.

Es wird ferner der Sinn der bekannten Stelle des Irenäus über Rom festgestellt und der Streit zwischen P. Stephan und Cyprian über die Ketzertaufe und die Verurteilung des P. Honorius durch die VI. allgemeine Synode besprochen, worauf er fortfährt: „Der Satz: »Der erste Stuhl (der römische) wird von Niemanden gerichtet«, hat den Grund gelegt und den ersten Anfang gemacht zu der Annahme einer päpstlichen Unfehlbarkeit ... Allein der Satz selbst war der alten Kirche in den fünf ersten Jahrhunderten unbekannt und ist nur durch Erdichtungen in der Kirche eingeführt worden“. Er ist aber von den allgemeinen Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel „wiederholt verworfen und dafür die entgegengesetzte Lehre aufgestellt worden, daß der Papst so gut wie jeder Christ in Sachen des Glaubens und der Reformation der Kirche einem allgemeinen Konzil unterworfen sei ... Damit ist, wie

bisher jeder Anhänger der Theorie von der päpstlichen Unfehlbarkeit zugegeben hat, diese Infallibilität verworfen, denn besäße der Papst wirklich einen solchen Vorzug, so müßte vielmehr das Konzilium, gleich wie die ganze Kirche, ihm und seinen Entscheidungen unbedingt sich unterwerfen". Nun wurden diese Beschlüsse „von einer ganzen Reihe von Päpsten, von Martin V., Eugenius IV., Nikolaus V., Pius II., für wahr und rechtgläubig erklärt. Wie sie auf der Synode ohne jeden Widerspruch verkündet worden, so hat sich auch über dreißig Jahre lang Niemand in der ganzen Kirche dagegen erhoben... Sollte also die Hypothese von der päpstlichen Unfehlbarkeit zur Lehre der ganzen Kirche erhoben werden, so müßte die ganze Synode von Konstanz..., die Baseler in ihrer früheren, von dem römischen Stuhle anerkannten Periode vor der Verlegung nach Ferrara ... und die Bullen der Päpste, welche diese Dekrete bestätigt haben, verworfen werden".

Es wird darauf verwiesen, daß, wenn der Papst für unfehlbar erklärt würde, gemäß den zahlreichen Bullen und Verordnungen der Päpste „katholische Fürsten und Staaten da wo sie die Macht dazu besitzen, auch im Gewissen verpflichtet sind, kein anderes, als das katholische Bekenntnis zu gestatten, die davon abweichenden möglichst von Ämtern entfernt zu halten, andere christliche Genossenschaften zu untergraben und endlich auszurotten". Es „dürfte auch kein Katholik mehr sagen oder denken, daß das Institut der Inquisition eine Verirrung, daß die von den Päpsten für dasselbe gegebenen Gesetze mitunter unsittlich gewesen seien"; dagegen müßte die von den Päpsten seit Gregor VII. aufgestellte und durch die Bulle Unam sanctam des achten Bonifazius zum Glaubenssatz erhobene Theorie geglaubt werden, „daß die Päpste eine unbeschränkte Macht über alle Fürsten und Obrigkeiten, über alle Staaten und Gemeinwesen haben, daß sie nach Gutdünken in alle staatlichen Angelegenheiten aus souveräner Machtfülle

eingreifen, die Fürsten absetzen, Gesetze umstoßen, über Krieg oder Frieden verfügen können" u. s. w. Wenn je, so „bestand für die Tridentinische Synode die dringendste Aufforderung, wenn sie diese Meinung als zum Depositum des Glaubens gehörig und durch die Überlieferung verbürgt betrachtete, dieselbe zum Glaubensartikel zu erheben. Gleichwohl hat die Versammlung dies zurückgewiesen und sind die Anträge, welche die päpstlichen Legaten bereits gestellt hatten, wieder zurückgezogen worden, als man die Abneigung eines Teils der Bischöfe erkannte."

„Die Meinung der päpstlichen Unfehlbarkeit hat nur durch Zwang und Gewalt und durch Unterdrückung aller anderslehrenden sich auszubreiten vermocht. In Italien, Spanien und Portugal hat die Inquisition es unmöglich gemacht, daß eine andere Lehre in Büchern oder auf Lehrstühlen vorgetragen wurde. Gleicher Zwang hat in den großen geistlichen Körperschaften, den Mönchsorden, stattgefunden; an den von Jesuiten beherrschten Universitäten wurde nie geduldet, daß die Hypothese ... auch nur in Zweifel gezogen wurde. Auch sind alle Schriften, welche diese Meinung wissenschaftlich geprüft und die geschichtliche Unhaltbarkeit derselben nachgewiesen haben, durch den Index verboten und soviel als möglich unterdrückt worden. Wo aber ein so vollständiger Mangel aller Lehrfreiheit stattgefunden, da kann auch von einem kirchlichen consensus (das Wort schließt schon jeden Zwang aus) nicht die Rede sein". Wo aber gründliche Gelehrsamkeit und besonders patristische und kirchengeschichtliche Erudition vorhanden, wie bei Bossuet, den Maurinern und in neuerer Zeit in Deutschland, da ist man der gallikanischen Lehre zugethan. Dagegen sind die Vertheidiger dieser Untrüglichkeit, „Torquemada, Cajetan, Jacobazzi, Hosius, Polus, Baronius, Bellarmin, Aguirre, Pallavicini, Gotti, Orsi, Männer, welche entweder Kardinäle waren oder es zur Belohnung dafür wurden; und

nebst ihnen Mönche der großen Orden, deren Generale in Rom residieren; vor allem Jesuiten, welche die Verteidigung und praktische Durchführung der schrankenlosen Gewalt des Papstes nach jeder Seite hin zu ihrer Hauptsache, man kann sagen, zu ihrem Lebensprinzip gemacht haben. Und gerade diesen Theologen ist es von Anfang an stets begegnet, sich auf unechte Zeugnisse, auf Fiktionen und Fälschungen zu stützen. Die falschen Isidorischen Dekretalen, die erdichteten Zeugnisse der griechischen Kirchenväter [Pseudo-Cyrillus], die aus den Werken des hl. Thomas in die Schriften der folgenden Theologen und Kanonisten übergegangen sind, nebst mehreren anderen unechten Stücken, bilden bei den ersten Verteidigern der Unfehlbarkeitstheorie ... und der Schar derer, die diesen nachgeschrieben haben, Hauptbeweise. Das ist denn so fortgegangen ... Selbst in der Gegenwart will man von dieser der Ehre und dem Ansehen der Kirche so verderblichen Beweisführung nicht ablassen, getrieben von dem Gefühle, daß ohne diese Erdichtungen die Meinung von der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht aufgekommen wäre. So hat der Bischof von Neutra, Roskovany, in seinem großen Werk über den Papst die ganze Masse dieser Fiktionen in langer Reihe dem Leser wieder vorgeführt. Der Jesuit Weninger ... geht sogar so weit, eine rein erdichtete Geschichte des ersten allgemeinen Konzils von Nicäa zu geben ... und ebenso verfährt der Franzose Bouix in seinem jüngsten Werke (Tractatus de Papa 1869): er beruft sich auf die gefälschte Stelle des hl. Cyprian und auf eine so späte und lächerliche Erdichtung, wie die sogenannten Arabischen Kanonen von Nicäa sind. Ähnliche Dinge finden sich in den jüngsten Kundgebungen des Erzbischofs Dechamps von Mecheln, wie z. B. der Gebrauch, den er von einem Briefe des hl. Basilius gemacht hat.

„Sollte die Lehrmeinung von der päpstlichen Unfehlbarkeit wirklich zum kirchlichen Dogma werden, so würde da-

mit den getrennten Kirchen, der griechisch-russischen und der protestantischen gegenüber, eine unermeßliche Blöße gegeben", und eine andere Folge „wäre: eine ganz unberechenbare Schwächung des Ansehens der Kirche. Denn nichts kann diesem Ansehen der Kirche in den Augen aller Gläubigen sowohl als aller Fremden nachteiliger sein, als wenn sich zeigte, daß eine kirchliche Lehre durch das Mittel oder wenigstens unter wirksamer Beihilfe absichtlicher, lange fortgesetzter und festgehaltener Erdichtungen zu stande gekommen sei. Dies ist nun aber mit der Meinung von der päpstlichen Unfehlbarkeit augenscheinlich und unwidersprechlich der Fall ..."

Diesmal kam es Döllinger nicht auf die Wahrung der Anonymität an. Er bekannte sich selbst bei Übersendung des Schriftchens verschiedenen Personen als den Verfasser, z. B. dem König Ludwig II., der darauf eigenhändig antwortete: „... Durch diese aus Quellen geschöpfte Arbeit haben Sie aufs neue Ihre staunenswerte Kenntnis der katholischen Kirchengeschichte bekundet und mit der Ihnen eigenen Schärfe der Logik in lichtvoller Weise die bedenklichen Folgen dargestellt, welche aus der päpstlichen Unfehlbarkeits-Theorie für Staat und Kirche erwachsen könnten. Indem ich den Wunsch hege, daß Ihre Worte nicht ungehört verhallen mögen, verbleibe ich ..." (November 20.). In seinem Schreiben an den Erzbischof Scherr sagte er, er habe diese Veröffentlichung im Interesse der Kirche Deutschlands gemacht, wo die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit die unheilvollsten Folgen nach sich zöge; er bitte daher den Erzbischof, er möge bei dem Papst darauf dringen, daß diese Frage nicht aufgeworfen werde, und dem hl. Vater seine Anhänglichkeit an ihn ausdrücken. Und da der Erzbischof dies dem Nuntius mitteilte, so wurde es auch Rom[11]) und der Partei bekannt. Diese zögerte auch nicht, über ihn herzufallen. Die „Erwägungen", schrieb Scheeben, sind „ein kleiner anonymer Janus, der

26 leichtfertige, unbewiesene Behauptungen aus dem Janus auszieht", und nannte Döllinger wegen der Zumutung, welche er darin an die Gelehrten Deutschlands und die Bischöfe stelle, „wahnsinnig". Die deutschen Jesuiten meinten in ihren „Stimmen aus Maria-Laach": „Die ›Erwägungen‹ stellen sich mit ihrer Grundanschauung auf den Standpunkt des Janus; sie stehen und fallen ihrem wesentlichen Inhalte nach mit Janus", hielten es aber um so weniger für notwendig, näher sich damit zu befassen, weil Scheeben bereits in seinen „Neuen Erwägungen über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit" jede Behauptung des Schriftchens aus den früheren Werken Döllingers „urkundlich" widerlegt habe, weil die Erklärung der Stelle des Irenäus „das Hirngespinst eines Fieberkranken" sei, und weil das, was Frohschammer gegen den Janus gesagt habe, auch von den „Erwägungen" gelte u. s. w. In Rom und Italien, insbesondere aber im Dominikanerorden, war man darüber aufgebracht, daß hier wie im „Janus" behauptet war, Thomas von Aquin sei durch erdichtete Väterstellen betrogen worden.[12])

Es hatte das Schriftchen aber auch auf Seite der inopportunistischen Bischöfe keinen eigentlichen Erfolg; denn da es keine Belege enthielt, wußten sie nichts Rechtes mit ihm anzufangen. Ja, Dupanloup war über Döllinger selbst in Aufregung geraten, weil er gesagt: „Petrus hat zu Antiochia, weit entfernt den Glauben der Brüder zu stärken, ihn vielmehr verwirrt durch seine Hypokrisis, wie Paulus sagt", und klagte noch in Rom: „Damit habe der Verfasser den Petrus der Scheinheiligkeit angeklagt, und das habe Skandal erregt. Diejenigen, welche die Schrift benutzen wollten, hätten sich selbst daran gestoßen und wüßten nicht, was sie sagen sollen. Man hätte sich strenger an Paulus halten und nicht eine neue Anklage aufstellen sollen. Das sei ganz fatal". Und ebenso schien ihm die Stelle des Irenäus „mißverstanden". —

Unterdessen fingen die Bischöfe ihre Romfahrt anzutreten an und berührten manche derselben München. Auch Kardinal Schwarzenberg kam am 9. November hier an, um Döllinger zu bewegen, nach Rom zu kommen, wenn von dort her noch eine Einladung an ihn ergehen würde. Die Begegnung, welche am 10. November im erzbischöflichen Palais stattfand, hatte jedoch kein Ergebnis: Döllinger scheint nicht gerade definitiv Nein gesagt, aber auch nicht eingesehen zu haben, wozu er nach Rom, wo er doch eine gedeihliche Wirksamkeit nicht würde entfalten können, gehen sollte. Und wie richtig er urteilte, zeigt ein an dem nämlichen Tag geschriebener Brief des Bischofs Greith aus Rom: „Ihrem Wunsche gemäß folgen hier einige Mitteilungen über die hier waltende Stimmung in höheren und höchsten Kreisen, wie ich sie in so kurzer Zeit wahrzunehmen im Falle war ... Seither war ich bei den Kardinälen Antonelli, de Luca, Berardi, Pecci, dem Mgr. Feßler ... u. a.; vorgestern Abend 5 Uhr wurde ich vom hl. Vater empfangen, mit dem ich mich über die kirchlichen Zustände der Schweiz und Süddeutschlands, insbesondere auch über Sie mehr als eine halbe Stunde unterhalten habe ... und ich habe nur wohlwollende und erleuchtete Ansichten über den Stand der Dinge vernommen. Im allgemeinen darf ich Sie versichern, daß man in all' den oben bezeichneten Kreisen über die kirchlichen Zustände in Deutschland sehr wohl unterrichtet ist, auch abweichende Ansichten gerne hört und würdigt und durchaus nicht bloß durch ein Loch, sondern nach allen Richtungen die Lage der Dinge ins Auge faßt. Napoleon äußerte jüngst bei der Abschiedsvisite an Kardinal Bonnechose: Vous allez à Rome pour signer ce qu'on a déjà fait, — leider ist dies Urteil weit verbreitet, und die Civiltà hat das Ihrige dazu beigetragen, es allgemein zu machen, allein es ist eben ein préjugé — grundlos und falsch, wie hundert andere Reden, die man über Rom, den hl. Stuhl und das Konzil gegen-

wärtig führt. Man wird der freien Meinungsäußerung der Bischöfe den weitesten Spielraum gestatten, und diese werden ihn zu benutzen wissen. Wie Mgr. Feßler mich versicherte, wird eine eigene Kongregation aufgestellt werden, welche die Eingaben, Gravamina, Desideria der Bischöfe zu behandeln hat. Für Reformen findet man kein abgeneigtes Gehör; wenn nur, wie ich hoffe, die deutschen Bischöfe hier sich zu vereinten Vorstellungen einigen, wie es zu Fulda geschah; die Manifestation von dort hat hier einen tiefen Eindruck hervorgerufen und wird bleibenden Nutzen stiften. Die Sprache und das Vorgehen der Civiltà findet in den benannten und anderen Kreisen hier lauten Tadel, und Sie befinden sich im großen Irrtum, wenn Sie derselben den Charakter eines offiziellen oder auch nur offiziösen Blattes beilegen. Völlig zwecklos und unbegründet ist auch Ihre Sorge über eventuelle Definierung der Infallibilität, die Sie befürchten. Ich habe bisher keine einzige Äußerung dafür vernommen, wohl aber das Gegenteil, was die Opportunitätsfrage in Sachen betrifft. Äußerte doch dieser Tage selbst der Bischof des nahen Terracina an Mgr. Lachat [von Basel] sich darüber mit vielen Gesten und bedenklicher Miene: Jo ci credo (all' infallibilità), ma — ma quanto all' opportunità non posso credere che sia opportuno da farne la diffinizione nel Concilio. Stehen erst noch die deutschen Bischöfe mit Vielen aus Frankreich zusammen, dann dürfen Sie ruhig schlafen, und Mgr. Manning wird für die sog. Akklamation geringe Unterstützung finden. Das Konzil hat ungleich wichtigere Fragen zu erledigen, und ich stelle für mich die sozialen hoch obenauf. Mit einer Reform des Kongregations-Institutes dell' Indice ist auch Mgr. Feßler einverstanden — die erste Instanz in causis fidei et morum und in censura librorum muß wieder den Lokal-Bischöfen zugestanden werden. Viel Ärgernis und Übel wird dadurch für die Zukunft von der

Kirche ferngehalten werden. Ich werde diesen Punkt, jenen der theologischen Fakultäten u. A. nicht aus den Augen verlieren. — Ich gehe nun zu meiner Audienz beim hl. Vater und dem zurück, was Ihre Person und gegenwärtige Stellung betrifft, die mir seit einiger Zeit zum Gegenstande tiefen Kummers geworden ... Die Kardinäle Antonelli, de Luca und Berardi haben mir die große Anerkennung über Sie und Ihre Verdienste um die Kirche ausgedrückt, aber ebensosehr die schiefe Stellung bedauert, in die Sie sich seit einiger Zeit drängen ließen. Besonders war es de Luca, der sehnlich wünschte, daß Sie auch jetzt noch zu den Kongregations-Beratungen während dem Konzil beigezogen würden, und versprach mir, sich darüber mit Freunden von entscheidendem Einflusse ins Vernehmen zu setzen. Was mir Kardinal Antonelli sagte, wiederholte der hl. Vater in der Audienz. Nachdem ich über H. Hefele und seine Präkonisation ... mich ausgesprochen, ging ich auf Ihre Person über und bemerkte einleitend, daß ich in Ihnen meinen einstigen Lehrer und alten Freund verehre. Der hl. Vater hatte die Güte, mir zu sagen: Ich hätte sehr gerne es gesehen, wenn H. Döllinger nach Rom gekommen wäre, und wollte ihn berufen. Darauf wurde mir gesagt: H. Döllinger würde sicher nicht nach Rom kommen und die Berufung ablehnen. Als darauf der Kardinal Schwarzenberg ihn als Consultore vorgeschlagen, habe er (der hl. Vater) dem Herrn Kardinal jene Aussage zur Kenntnis bringen lassen, — daß H. Döllinger nicht nach Rom kommen würde, worauf der Herr Kardinal keine weitere Antwort hieher gegeben habe, sondern stumm geblieben sei. Man habe aus diesem Stillschweigen folgern müssen, daß sich die Sache wirklich so verhalte. Als ich sodann an Se. Heiligkeit die Frage stellte: ob sich denn nicht auch jetzt noch eine Form finden lasse, Sie zur Teilnahme an den Konziliarberatungen hieher zu berufen, erwiderte der hl. Vater: Je désire qu'il

vient et il sera bien reçu. Bei der Audienz des Mgr. Lachat (vorgestern) kam der hl. Vater wieder auf Sie und mich zu sprechen, erzählte ihm in gleicher Weise den Vorfall und wiederholte dieselben Worte. Mein Bestreben geht nun dahin, durch den Herrn Kardinal de Luca zu erwirken, daß Kardinal Antonelli dem Herrn Erzbischof von München diese Gesinnungen des hl. Vaters mitteilt, und es wäre mir unendlich lieb, wenn Sie im Laufe dieses Winters hieher kämen und im Kreise der deutschen Bischöfe Ihre Kenntnisse für die Kirche verwerten und selber zur ehevorigen Ruhe und Stellung gelangen könnten ... Sie haben nun gehört, welche wohlwollende Gesinnungen der hl. Vater gegen Sie hegt, — was man Ihnen früher darüber mitgeteilt, hat sich als völlig unwahr erwiesen; so mag es mit hundert anderen Dingen sein. Halten Sie doch derlei Mitteilungen ein entschiedenes Mißtrauen entgegen! ..."

Das wohlwollende Bemühen des Bischofs um ihn mochte Döllinger rühren, seine naive Auffassung der Lage konnte er nicht teilen. Seine sonstigen Informationen aus Rom lauteten ganz anders; man stutzte dort zwar einen Augenblick, aber an ein völliges Aufgeben des von der Civiltà angekündigten Planes dachte man nicht, sondern sann nur darüber nach, wie man den „neuen großen Sieg" Pius IX. vorbereiten könne. Denn unmittelbar nach dem Eintreffen des Greith'schen Briefes schrieb Döllinger an Reusch: „In Rom ist man doch so weit bereits stutzig geworden, daß, wie mir ein gut unterrichteter Amerikaner berichtet hat, die durch die dogmatische Kommission bereits ausgearbeitete Vorlage über das neue Unfehlbarkeits-Dogma wieder zurückgelegt worden ist, und, wenigstens im Anfange, nicht den Bischöfen unterbreitet werden wird. Es versteht sich, daß damit die Sache noch lange nicht aufgegeben ist. Alles kommt auf die Haltung der Bischöfe an. Die Amerikanischen (aus den Vereinigten Staaten) sind dagegen,

wie mir Hecker versicherte; auch die Irischen sollen abgeneigt sein. Aber werden sie, dort in die Bearbeitung genommen, standhaft bleiben? Ich denke an Rimini a. domini 359. Dupanloup wirft doch ein schweres Gewicht in die Wagschale. Montalembert schrieb mir jüngst: jetzt müßten die französischen Katholiken das Heil von Deutschland erwarten, nur dort finde die gute Sache noch Verteidiger. Das war freilich vor dem Erscheinen des Dupanloup'schen Schreibens" — Lettre au clergé de son diocèse rélativement à la définition de l'infaillibilité au prochain Concile, welche sich an die schon erwähnten „Bemerkungen" Brentanos anschloß. Nur wenige Tage später ließ Dupanloup gegen den, seine Lettre heftig angreifenden, L. Veuillot noch ein Avertissement adressé par Mgr. l'év. d'Orléans à M. L. Veuillot redacteur en chef du journal l'Univers erscheinen, das wie die Lettre das größte Aufsehen hervorrief. Indessen täuschte sich Döllinger doch, wenn er dem Auftreten Dupanloups ein größeres Gewicht beilegte, da dem gegenüber Veuillot der Partei eilig die Losung gab: Hinter Maret und Dupanloup stehe Döllinger; die Lettre sei allerdings „ein wahres Ereignis", aber nur deswegen weil durch sie, „ob es Dupanloup wollte oder nicht, der Opposition ein Bischof als Haupt gegeben wurde"; jetzt „könne man es nicht mehr verhindern, daß ein unermeßlicher Schrei des katholischen Gewissens eine Lösung verlange". Andere wieder schrieben, die ganze Bewegung gegen die päpstliche Unfehlbarkeit sei nur ein „Kreuzzug der Logen gegen das Konzil", deren „Wortführer" der Minister Fürst Hohenlohe sei; die Münchener „Schule von verschiedenen Farben" und die deutsche Presse, namentlich die Augsburger Allgem. Zeitung, müssen den Kreuzzug stützen. Wer sich an der Opposition gegen die Infallibilität beteilige, gehöre daher mindestens zu den „Schildknappen der Logen". Eben habe, um den Kreuzzug zu sichern, Fürst Hohenlohe auch die italienische

Regierung vermocht, in einem gemeinschaftlichen Schriftstück das französische Kabinet zu veranlassen, seine Truppen während des Konzils von Rom zurückzuziehen. Dieser von der Partei ausgehenden und zuerst im Mémorial diplomatique und der Indépendance Belge veröffentlichten Erfindungen bemächtigten sich natürlich alsbald die Jesuiten in den Maria-Laacher Stimmen und der Civiltà; ja, diese verteidigte die Lüge trotz des Dementi der italienischen Regierung, und der Münchener Nuntius Meglia hatte die Stirne, den Fürsten Hohenlohe selbst darüber zu interpellieren. Es war umsonst, daß auch Hohenlohe die Behauptung als eine Unwahrheit bezeichnete; die Partei blieb trotzdem dabei stehen und veranlaßte dadurch, daß sie während des Konzils die Minoritätsbischöfe als Handlanger der Logen denunzierte, sogar Pius IX., sie als solche „öffentlich zu brandmarken".[13]) Nach dem Konzil aber nahm Manning die Erfindung sogar in seine „Wahre Geschichte" des Konzils auf.

Die Verunglimpfungen der Partei und ihre Erfindungen fochten Döllinger so wenig an, daß er daran dachte, seine Geschichte der mittelalterlichen Ketzereien zu vollenden, und ihr Erscheinen durch Manz ankündigen ließ, ohne jedoch darauf zu verzichten, wenn es notwendig werden sollte, „in der Presse nachzuhelfen". Er traf auch zu diesem Zwecke schon jetzt seine Dispositionen. Es sollte sich indessen zeigen, daß man in so aufgeregter Zeit gar nicht in der Lage ist, seinem Thun einen festen Plan vorzuzeichnen. Denn schon in einem Briefe vom 25. November an Reusch heißt es: „Das Schriftchen: Erwägungen ꝛc. wird Ihnen zugekommen sein. Die Sätze sind meist als nackte Behauptungen hingestellt, und man hat mich von Paris und anderwärts her aufmerksam gemacht, daß Belege, Zeugnisse und historische Ausführungen des hier so lakonisch Behaupteten unerläßlich seien. Damit bin ich nun beschäftigt und werde in kurzer Zeit einen an Umfang weit be-

deutenderen Nachtrag erscheinen lassen". Er hoffte auch schon in diesen Tagen, Oxenham „in nicht ferner Zeit die ersten Bogen der absolut notwendigen Schrift, die etwa den Titel: Das Zeugnis der Tradition über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit haben wird, senden zu können", um sie zugleich in England zugänglich zu machen. Und am 7. Dezember meldet er: „Was ich jetzt schreibe: Das Zeugnis der Tradition, wird eine Ausführung wichtiger im ›Janus‹ berührter oder kurz besprochener Punkte sein, zugleich aber viel Neues bringen. Ich gedenke, es in einigen Heften, Numbers, erscheinen zu lassen — propter periculum in mora, und so daß jedes Heft doch ein Stück für sich, ein Ganzes bildet. Da das Interesse in England für diese Fragen so stark ist, so wäre eine Übersetzung wohl gut. Ich schicke Ihnen die einzelnen Bogen. Gott gebe, daß die Sache sich in die Länge zieht — die Gefahr ist groß, und es scheint, alle Mittel, die Bischöfe zu bearbeiten, wurden aufgeboten. It is an awful moment". Er konnte auch diesen Plan nicht durchführen.

Dreizehntes Kapitel.

Eröffnung des Konzils. Verdammung des „Janus". „Römische Briefe über das Konzil". „Einige Worte über die Unfehlbarkeitsadresse". „Die neue Geschäftsordnung und ihre theologische Bedeutung". Senestrey und Pius IX. gegen, Scherr für Döllinger. Sieg der Partei.

Die aus Rom kommenden Nachrichten über das zur Eröffnung bereite Konzil nahmen Döllingers ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Denn bereits in den ersten Tagen hatte sich eine Majorität zu „einer kompakten und tapferen Schlachtreihe konstituiert", welche „sogleich beim ersten Schritt durch festen Plan und unzweifelhafte Kundgebungen das Ziel bezeichnen wollte, das sie zu verfolgen und zu erreichen sich vorgesetzt hatte, und die, von dem nämlichen Geiste hinsichtlich der vom hl. Stuhle eingebrachten Vorlagen beseelt, in den Beweisen ihrer Abneigung wie ihrer Zuneigung aufs engste zusammenhing".[1]) Die Einleitung des Konzils am 2. Dezember geschah in bezeichnender Weise dadurch, daß Plakate an den Thoren von St. Maria sopra Minerva und St. Peter, an dem Inquisitionspalaste und der Curia Innocentiana verkündigten, der „Janus" sei durch die Inderkongregation

verboten, und daß der Papst den Bischöfen in einer Prosynodalversammlung einprägte, sie müßten Eine Seele und Ein Herz sein. Die dabei verteilte Geschäftsordnung für das Konzil zeigte offen das Bestreben, das vorgesetzte Ziel um jeden Preis zu erreichen, und beschränkte die dem Episkopat bis daher noch gebliebenen Rechte. Die von dem Papste selbst ernannten Mitglieder der Propositionskommission gehörten bis auf drei, deren Gesinnung man offenbar noch nicht kannte, der Infallibilistenpartei an, und die von der Kurie geleiteten Wahlen zu den anderen Kommissionen schlossen „unbarmherzig" die als Gegner einer Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit bekannten oder vermuteten Bischöfe aus. Diese aber, ohne Organisation und sogar ohne Räume, wo sie sich hätten versammeln können, waren ratlos. Auch erkannten sie zu ihrem Schrecken, daß ihr Wissen, mit dem sie allein etwas zu erreichen hoffen konnten, unzureichend sei, und fingen jetzt selbst an, einzusehen, welche Hilfe Döllinger für sie sein müßte. Denn daß die Verdammung des „Janus" ihn getroffen hatte, wußten sie nicht. Der Kardinal Schwarzenberg, welcher sicher gehofft hatte, daß er Döllinger an seiner Seite haben würde, war, wie Höfler aus Prag schreibt, „trostlos", daß seine Hoffnung sich nicht erfüllte, und trug noch am 5. Dezember dem Verfasser auf, „an Döllinger zu schreiben, ob er denn nicht sich in Rom aus freien Stücken einfinden und aufhalten wolle". Der Bischof Stroßmayer meinte: „Man brauche Döllinger sehr notwendig, denn was wissen die Bischöfe von Theologie? Es sei schrecklich, ohne die Hilfe von Döllingers außerordentlichem theologischen Wissen ein Konzil zu halten", und der Fürstbischof Förster von Breslau sagte gar: „Nur Döllinger kann den Episkopat retten, und wünschte, daß ihm das mitgeteilt werde". Ebenso stand es aber auf französischer Seite. Dans tous les cas — schrieb Bischof Maret am 18. Dezember — votre présence ici serait d'une immense uti-

lité, Je vous prie d'y penser et de vous décider à rendre encore ce service à l'église, malgré toutes vos répugnances. Votre science et vos conseils, quoique vous n'ayez pas de titre officiel, seront du plus grand effet sur une foule d'esprits peu éclairés ou indécis. Les évêques que je vois et qui sont mes amis vous désirent beaucoup. Dupanloup endlich verlangte von ihm wenigstens eine neue, etwa an die Bischöfe des Konzils zu richtende und zu verteilende Schrift mit dem notwendigen Material und Erläuterungen.

Die Erwägungen Döllingers waren andere. Er kam zu dem Entschlusse, daß es notwendig sei, „in der Presse nachzuhelfen“, und ging, da ihm reiches Material aus Rom zufloß, unter die Journalisten. Am 17. Dezember erschien der erste von ihm redigierte Artikel, „die Anfänge des Konzils“, in der Allgemeinen Zeitung, dem einer nach dem anderen, seit dem 27. Dezember unter dem Titel: „Römische Briefe über das Konzil von Quirinus“, folgte. Der Eindruck der „Briefe“ war ein gewaltiger: es schien, wie wenn ein neuer Faktor, wenn nicht Macht, sich im Konzil Geltung verschafft hätte. Alles was Deutsch verstand, suchte das Papier auf oder ließ sich wenigstens darüber berichten, und Antonelli selbst fand es für notwendig, sich die Artikel im Staatssekretariat ins Italienische übersetzen zu lassen. Man hatte geglaubt, durch das „päpstliche Stillschweigen“, welches allen am Konzil Beteiligten, auch den Theologen der Kardinäle und Bischöfe, auferlegt worden war, und durch sonstige Anordnungen alle Vorsorge getroffen zu haben, daß nichts, was man nicht selbst wünschte, über die Grenzen des Kirchenstaats und in die Öffentlichkeit bringe, und alles in tiefes Dunkel und Stillschweigen gehüllt bleibe, bis endlich das Universalmittel für alle Übel in der Kirche und der Gesellschaft der harrenden Welt verkündigt werden könne. Da zogen mit einem

Male die „Briefe“ den Vorhang hinweg, und bewegten sich alle handelnden Personen wie auf offener Bühne vor aller Welt: die Geheimnisse des Vatikans wie der Majorität und Minorität waren aufgedeckt, und was die einzelnen Personen oder Parteien in Rom selbst nicht von einander erfuhren, das konnten sie in der Allg. Zeitung lesen. Dazu verrieten die Artikel eine so tiefe und umfassende Kenntnis der römischen Verhältnisse und Personen sowie des Episkopats, waren sie mit so überlegener Kritik der getroffenen Anordnungen und Personen geschrieben, mit so souveränem Wissen, oft auch mit so bitterem Sarkasmus durchtränkt, daß sie trotz aller Erbitterung über sie das höchste Erstaunen erregten, von den einen mit Sehnsucht, von den anderen mit Spannung erwartet, von allen gierig gelesen wurden. Denn wer sich über das ganze Getriebe in Rom orientieren, den geheimen Fäden und Intriguen, welche gesponnen wurden, nachgehen wollte, der konnte es, das sah man bald ein, nur an der Hand der „Briefe“ thun, über deren Zuverlässigkeit in den erzählten Thatsachen in Rom wenigstens kein Zweifel aufkommen konnte, obgleich nach außen öfters das Gegenteil in der Absicht behauptet wurde, unliebsame Enthüllungen vor Klerus und Volk abzuleugnen.[2]) Und wenn auch einzelne Minoritätsbischöfe, wie Dinkel und Scherr, wegen der von den „Briefen“ in aller Welt hervorgerufenen Sensation sich ungehalten über sie äußerten, Ketteler im Salon Trauttmannstorff gegen ihr „Lügengewebe“ donnerte und an der Tafel Hohenlohes sie „perfid“ nannte, so nahmen andere gleichwohl keinen Anstoß an ihnen. Waren ja auch ihre Quellen die handelnden Personen, die Kardinäle und Bischöfe, selbst, und je größer die Bedrängnis der Minorität wurde, desto unverdrossener lieferten Männer, wie Stroßmayer u. a., den Stoff für sie. Daran änderte auch Kettelers, Anfangs April 1870 erschienene Broschüre: „Die Unwahrheiten der römischen Briefe vom Konzil in der Allg.

Zeitung", so wenig, als seine im „Katholik" und „Mainzer Journal" gegen sie gerichteten Erklärungen, da man diese „Kraftnatur" mit „einer bis ans Ungestüme angrenzenden Energie" und „manchmal ein wenig verdrehten Ideen" kannte, welche „durch augenblickliche Verstimmung" einseitige Schlußfolgerungen ziehen, „offenbarer Mißverständnisse" sich schuldig machen und nicht nur „zuweilen recht kräftige Töne anschlagen", sondern „schimpfen" wie kein anderer konnte.[3]) Daß er aber in seiner bekannten Quaestio einen „lateinischen Janus" verteilte, hatte ihn selbst in schiefes Licht gebracht.

Natürlich wollte man in Rom, allen voran der Papst selbst, durchaus wissen, wer der Verfasser der „Briefe" sei, und nicht bloß die Polizei, auch die Post fahndete nach ihm. Da man aber von der Ansicht ausging, daß die „Briefe" in Rom geschrieben sein müßten, so fiel der Verdacht nicht auf Döllinger, sondern auf den Verfasser dieser Biographie und andere. Doch scheint man auch außer Rom nicht an Döllinger gedacht zu haben, da, so weit der Verfasser sieht, zuerst Oxenham die Vermutung aussprach, daß die „Briefe" von Döllinger redigiert sein müßten, dem gegenüber er es auch nicht verheimlichte. „Mit den ›Römischen Briefen‹ in der Allg. Zeitung hat es seine Richtigkeit; sie sind mit Hilfe von Mitteilungen aus Rom (von A. und F.) in officina Jani verfaßt und weitaus das zuverlässigste, was bisher über die Geschichte des Konzils erschienen ist. Mir scheint also, daß eine englische Übertragung ganz nützlich und Vielen erwünscht sein würde. Der Stoff kommt vielfach aus dem Munde von Bischöfen und Kardinälen" (März 31.).[4])

So kam es aber, daß Döllinger, dem die Redaktion der „Römischen Briefe" viel Zeit raubte, mit der Schrift „Das Zeugnis der Tradition über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit" nur sehr langsam vorwärts kam und sie endlich trotz alles Drängens ganz aufgab. Aber während es

nach außen schien, daß er sich dem Konzil gegenüber ganz unthätig verhalte, war er auch sonst sehr rührig. So schreibt der Oratorianer und Akademiker Gratry, dessen vier Briefe gegen die päpstliche Unfehlbarkeit so großes Aufsehen machen sollten: J'ai presque fait un livre contre Mgr. Dechamps, que j'aime d'ailleurs très tendrement. Tout est imprimé en placards... Je viens vous demander un renseignement... Comment faire voir que tous les sept ou huite offices des Papes anténicéens, ajoutés tardivement au bréviaire romain, ont de leçons propres tirées des fausses decrétales (1870, Januar 2.). Je vous remercie de vos bons envois... Envoyez moi vos avis pour les lettres suivantes, s'il y a lieu d'en écrire d'autres, ce que je crois (Januar 15.). Es geschah auch letzteres; denn wie sehr Döllinger an dem 2. und 3. Briefe Gratrys beteiligt war, das springt jedem Kenner schon dadurch in die Augen, daß der 2. sich hauptsächlich mit dem Pseudo-Cyrillus und der 3. mit der Bulle Cum ex apostolatus officio Pauls IV. beschäftigt. Als man dann am Rheine (im Dezember 1869) daran dachte, ein kirchliches Blatt herauszugeben, war er es, der davon abriet und die Gestalt empfahl, in welcher der „Rheinische Merkur" seit Anfangs 1870 erschien. In München aber schrieb in seinem Auftrag Schmitz: „Ist der Papst persönlich unfehlbar? Aus Deutschlands und des P. Deharbe Katechismen beantwortet", worin nachgewiesen ist, daß die deutschen Katechismen früher die päpstliche Unfehlbarkeit nicht enthielten, sondern erst in jüngster Zeit die des Jesuiten Deharbe sie lehrten.

Bald trat er jedoch auch mit seinem Namen in die Öffentlichkeit. Am 8. Januar schrieb der preußische Gesandte Arnim an ihn: „Es scheint mir von der größten Wichtigkeit, die öffentliche Meinung auf die Lage der Dinge aufmerksam zu machen, um eine bis nach Rom wirkende Manifestation zu organisieren, welche namentlich darauf sich stützen müßte, daß die katholische Welt in Deutschland unmöglich dazu be-

stimmt sein kann, von 500 Italienern, unter denen 300 Kostgänger des Papstes sind, Gesetze zu empfangen". Männer, wie Fürst Hohenlohe, gaben dem Diplomaten darin „vollkommen recht", aber, fragten sie: „Wie ist eine solche Bewegung in unsere Katholiken zu bringen?" (Januar 16.). Doch dafür sorgte die Konzilsmajorität. Bereits seit dem 9. Januar begannen die Organe der Partei den Inhalt der Infallibilitätsadresse der Konzilsmajorität zu bringen, und am 16. Januar erschien die Adresse in der Allg. Zeitung selbst. Das traf sich vorzüglich. Schon am 19. Januar gingen Döllingers „Einige Worte über die Unfehlbarkeitsadresse" an die Allg. Zeitung ab, welche sie am 21. Januar veröffentlichte. Der bittere Ernst der Sache diktierte ihm aber sehr scharfe Worte in die Feder. „180 Millionen Menschen — das verlangen die Bischöfe, welche diese Adresse unterzeichnet haben — sollen künftig durch die Drohung der Ausschließung aus der Kirche, der Entziehung der Sakramente und der ewigen Verdammnis gezwungen werden, das zu glauben und zu bekennen, was die Kirche bisher nicht geglaubt, nicht gelehrt hat. Nicht geglaubt hat" — fide divina, „sondern viele haben es nur vermutet, haben es für wahrscheinlich oder höchstens menschlich gewiß — fide humana — gehalten, daß diese Prärogative dem Papste zukomme. Demnach wäre die Veränderung in dem Glauben und der Lehre der Kirche, welche die Adreß-Bischöfe durchgeführt wissen wollen, ein in der Geschichte der Kirche einzig dastehendes Ereignis, ... eine kirchliche Revolution, welche sie begehren ... Bisher sagte der Katholik: Ich glaube diese oder jene Lehre auf das Zeugnis der ganzen Kirche aller Zeiten, weil sie die Verheißung hat, daß sie immerdar bestehen, stets im Besitz der Wahrheit bleiben soll. Künftig aber müßte der Katholik sagen: Ich glaube, weil der für unfehlbar erklärte Papst es zu lehren und zu glauben befiehlt. Daß er aber unfehlbar sei, das glaube ich,

weil er es von sich behauptet“. Denn wenn auch 400 oder 600 Bischöfe im Jahre 1870 zu Rom beschlossen, daß der Papst unfehlbar sei, so „hat jener Beschluß nur so viel Kraft und Autorität, als der Papst ihm, indem er sich denselben aneignet, verliehen hat. Und so löst sich denn alles zuletzt in das Selbstzeugnis des Papstes auf, was freilich sehr einfach ist. Daneben sei nur erinnert, daß vor 1840 Jahren ein unendlich Höherer einmal gesagt hat: ›Wenn ich mir selber Zeugnis gebe, so ist mein Zeugnis nicht glaubwürdig (Joh. 5, 31)‹“. Es seien aber auch die Gründe, auf welche sich die Bischöfe stützen, nichtig. Die Adresse „beschränkt die Unfehlbarkeit des Papstes auf diejenigen Aussprüche und Dekrete, welche derselbe an die Gesamtheit aller Gläubigen richtet, also zur Belehrung der ganzen kath. Kirche erläßt. Daraus würde also folgen, daß, wenn ein Papst nur an einzelne Personen, Körperschaften, Partikularkirchen sich wendete, er stets dem Irrtum preisgegeben war“. Nun „sind alle Kundgebungen der Päpste über Fragen der Lehre vor dem Ende des 13. Jahrhunderts nur an bestimmte Personen oder an die Bischöfe eines Landes u. s. w. gerichtet ... Es ist also klar, daß die Päpste selber von dieser Bedingung ... mindestens tausend Jahre lang keine Ahnung gehabt haben ... Mit einem einzigen vorgesetzten Worte, durch die bloße Aufschrift hätten die Päpste ihren dogmatischen Kundgebungen, nach dieser Theorie, die höchste Prärogative der Irrtumslosigkeit verleihen können; — sie haben es nicht gethan, haben Personen und Gemeinden in die Gefahr versetzt, durch Annahme ihrer, ohne die Bürgschaft göttlicher Gewißheit gegebenen Entscheidungen in Irrtümer zu verfallen!“ Wenn aber die Adresse weiter sagt, daß „gemäß der allgemeinen und konstanten Tradition der Kirche die dogmatischen Urteile der Päpste irreformabel sind“, so ist das „unwahr, liegt das Gegenteil vor Aller Augen. Die Kirche hat die dogmatischen

Schreiben der Päpste stets erst geprüft und ihnen infolge dieser Prüfung entweder zugestimmt ... oder sie als irrig verworfen ..." Unrichtig behauptet die Adresse auch, daß auf dem 2. Konzil von Lyon (1274) durch die Zustimmung der Griechen sowohl als der Lateiner ein Glaubensbekenntnis angenommen worden sei, in welchem erklärt wird, daß „Streitigkeiten über den Glauben durch das Urteil des Papstes entschieden werden müßten". Dieses angebliche Glaubensbekenntnis von Lyon ist lediglich ein solches des Kaisers Michael Paläologus. In seiner Bedrängnis bat er P. Clemens IV. um Hilfe, und dieser machte ihm dieses Bekenntnis zur Bedingung. Er hätte nur hinzufügen sollen, daß die aus diesem Glaubensbekenntnisse angeführten Worte aus dem Pseudo-Cyrillus stammen.[5]) Endlich „führe die Adresse das Dekret der florentinischen Synode verstümmelt an; gerade der Hauptsatz, dessen Formulierung infolge langer Verhandlungen zwischen den Griechen und den Italienern zu stande kam, und auf den das größte Gewicht gelegt wurde, weil das Vorausgehende nur gemäß der darin enthaltenen Beschränkung verstanden werden sollte, sei weggelassen, der Satz nämlich juxta eum modum, quo et in gestis et in sacris canonibus oecumenicorum conciliorum continetur" — der „als Maßstab und Schranke des päpstlichen Primats gesetzt" wurde, und der „jeden Gedanken an päpstliche Unfehlbarkeit ausschloß, da in den alten Konzilien und in den, den beiden Kirchen gemeinschaftlichen vor-isidorischen Kanones sich nicht nur nichts findet, was auf ein derartiges Vorrecht hinwiese, sondern die ganze alte Gesetzgebung der Kirche, sowie das Verfahren und die Geschichte der sieben ökumenischen Konzilien — diese waren gemeint — ganz evident einen Zustand voraussetzen, in welchem die höchste Autorität der Lehre nur der gesamten Kirche, nicht aber einem einzelnen der fünf Patriarchen zusteht". Aber freilich hätte der Konzipient der Adresse noch einen anderen Grund gehabt,

diesen Satz wegzulassen. „Sollte er nämlich den lateinischen Text in seiner ursprünglichen, dem Griechischen entsprechenden Fassung [quemadmodum et in actis conciliorum et in sacris canonibus continetur] geben? — oder sollte er die ... Fälschung [quemàdmodum etiam ... et ...] sich aneignen? Durch dieses etiam wird der Sinn des Dekrets völlig geändert, und die Absicht des Zusatzes vernichtet ..." Dazu komme, was weiter begründet wird, daß das Konzil von Florenz gar kein ökumenisches war.

Die Erklärung schließt: „Der übrige Text der Adresse beschäftigt sich mit der Ausführung, daß die Aufstellung des neuen Glaubensartikels gerade jetzt zeitgemäß, ja dringend notwendig sei, weil einige Personen, die sich für Katholiken ausgeben, jüngst diese Meinung von der päpstlichen Untrüglichkeit bestritten haben. Was die Adresse hier teils sagt, teils als (in Rom) bekannt voraussetzt, ist wesentlich folgendes: An und für sich, meint sie, wäre es nicht gerade absolut notwendig gewesen, die Zahl der Glaubenslehren durch ein neues Dogma zu vermehren, aber die Lage habe sich so gestaltet, daß dies jetzt unausweichlich sei. Seit mehreren Jahren hat nämlich der Jesuitenorden, unterstützt von einem Anhang Gleichgesinnter, eine Agitation zu Gunsten des zu machenden Dogma zugleich in Italien, Frankreich, Deutschland und England begonnen. Eine eigene religiöse Gesellschaft, zu dem Zwecke, für die Erlangung des neuen Dogmas zu beten und zu wirken, ist von den Jesuiten gegründet und öffentlich angekündigt worden. Ihr Hauptorgan, die in Rom erscheinende Civiltà, hat es zum voraus als die Hauptaufgabe des Konzils bezeichnet, der harrenden Welt das Geschenk des fehlenden Glaubensartikels entgegen zu bringen. Ihre ›Laacher Stimmen‹ und Wiener Publikationen haben dasselbe Thema breit und in unermüdlicher Wiederholung erörtert. Bei dieser Agitation wäre es nun die Pflicht aller Andersdenkenden gewesen, in

ehrfurchtsvollem Schweigen zu verharren, die Jesuiten und ihren Anhang ruhig gewähren zu lassen, die von ihnen in zahlreichen Schriften vorgebrachten Argumente keiner Prüfung zu unterziehen. Leider ist dies nicht geschehen; einige Menschen haben die unerhörte Frechheit gehabt, das heilige Schweigen zu brechen und eine abweichende Meinung kund zu geben. Dieses Ärgernis kann nur durch eine Vermehrung des Glaubensbekenntnisses, eine Veränderung der Katechismen und aller Religionsbücher gesühnt werden".

Schon auf der römischen Post erregte die Kritik Anstoß, so daß sie, wie die Allg. Zeitung meldete, „in den Papierkorb der Zensur fiel". Man war ja noch in der höchsten Aufregung über den ersten öffentlichen Brief Gratrys, den er an den Erzbischof Dechamps mit den Worten: „Bedarf Gott eurer Lügen?" adressiert, und in dem er sich die Aufgabe gesetzt hatte, die Infallibilistenpartei als „die Schule des Irrtums und der Lüge" zu entlarven. Doch erhielten die Kritik, wie die „Römischen Briefe vom Konzil", die Gesandtschaften und einige Privilegierte. Dann ging aber die Nachricht davon wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Alles wollte sie lesen, und man mußte sogar durch Abschriften der Wißbegier zu Hilfe kommen. Es herrschte doch allgemein das Gefühl, daß der Erste der lebenden Theologen gesprochen hatte. Die Wirkung war indessen eine verschiedene. Der Papst war ungehalten, weil „der bekannte Professor von München" sich überhaupt in den Gang des Konzils gemischt hatte, und fühlte sich, wie Kardinal Hohenlohe erzählte, besonders durch die Worte persönlich getroffen: vor 1840 Jahren habe ein unendlich Höherer einmal gesagt: „Wenn ich mir selber Zeugnis gebe, so ist mein Zeugnis nicht glaubwürdig". Die Konzilsmajorität ergrimmte darüber, daß ihre Adresse von einem „hochmütigen Professor" vor aller Welt einer, wie man sich gestehen mußte, vernichtenden Kritik unterzogen wurde, tröstete

sich jedoch wieder damit, daß die Gelehrten ihrer Partei ohne Zweifel alles aufbieten würden, ihre Niederlage zu verdecken. Der deutschen Minorität aber, unter der Aufregung des Papstes, der Kurie und der Majorität ohnehin leidend, war das Auftreten Döllingers überhaupt „unbequem“, so daß Erzbischof Scherr in diesen Tagen zu einem Franzosen sagte: „Wenn er nur stürbe!“ Auch kam ihnen seine Leugnung der Ökumenizität des Konzils von Florenz, auf das sie sich berufen hatten, und dessen sie sich in ihrem Feldzugsplan zu bedienen gedachten, ungelegen. Anderen, wie Bischof Cremenß, war die Benutzung der Allg. Zeitung, „eines der Kirche seit langer Zeit bitter feindseligen und ihre Interessen mit unredlichen Waffen schädigenden Blattes“, tadelnswert sowie „die unerwiesene Verdächtigung eines um die Kirche hochverdienten Ordens“ (der Jesuiten). Kühler waren nur die österreichisch-ungarischen Bischöfe, von denen Stroßmayer, vom Florentinum abgesehen, überhaupt nichts an der Kritik zu tadeln hatte, Haynald aber sich an den Worten des griechischen Kaisers erbaute: „Wenn einer der Väter in einem Briefe an den Papst sich im Komplimentenstil geäußert habe, so dürfe man daraus nicht gleich Rechte und Privilegien ableiten wollen“; denn gerade so, meinte er, verhalte es sich mit der von ihm 1867 verfaßten Bischofsadresse an den Papst. Die französischen Minoritätsbischöfe endlich dachten wie Bischof Maret: Je suis vos actes avec tout l'intérêt que peut inspirer et l'amour de la verité, de l'église et la plus sincère amitié. J'ai lu avec plaisir votre lettre à la gazette d'Ausbourg, sans cependant adhérer à ce que vous dites contre l'oecuménicité du concile de Florence (März 4.).

Es würde trotzdem der ganze Zwischenfall von den Bischöfen ignoriert worden sein, wenn sich an ihn nicht „eine bis nach Rom wirkende Manifestation“ geknüpft hätte. Denn alsbald gingen von den Universitäten Breslau, Prag, Bonn

und Freiburg i. B., von den Akademien Münster und Braunsberg, sowie von einer Anzahl Städte Dank- und Zustimmungsadressen an Döllinger ab, und fing man in einzelnen Diözesen an, Adressen an die Bischöfe selbst abzufassen und zu unterzeichnen. Das Schlimmste aber war das Schreiben, welches Döllinger über die Ablehnung des ihm zuerkannten Ehrenbürgerrechts der Stadt München am 27. Januar an die Allg. Zeitung richtete: „Ich habe den fraglichen Artikel veröffentlicht, weil ich mich als öffentlicher Lehrer, als Senior der theologischen Professoren Deutschlands, in einer gespannten Zeit und wahrhaft beängstigenden Lage dazu berufen glaubte. Ich habe es gethan in dem beruhigenden Bewußtsein, mit der großen Mehrheit der deutschen Bischöfe, zu welcher auch mein eigener verehrter Oberhirte gehört, in dem Wesen der Frage einig zu sein, und in dem Drange, das was ich einst als Lehrer der Kirche empfangen, was ich 47 Jahre lang als solcher vorgetragen, nun am Abend meines Lebens in einem Moment drohender Verdunkelung oder Verunstaltung offen zu bekennen. Endlich auch — warum soll ich es nicht sagen? — in der Hoffnung, daß mein Wort, meine Hinweisung auf die Irrtümer eines durch 400 Unterschriften verbürgten Dokuments, selbst dort, wo gegenwärtig über die ganze Zukunft der Kirche entschieden werden soll, noch bevor die Würfel gefallen sind, vielleicht doch einige Beachtung finden werde“.

Zu den „Römischen Briefen“ auch noch diese Erklärungen Döllingers — das war zu viel, dem mußte ein Ende gemacht werden. Am 31. Januar meldete man der Wiener „Presse“, aus der es in andere Blätter überging: „Der Kardinal Caterini hat den Erzbischof von München beauftragt, den Theologen die Vorlesungen Döllingers wegen dessen Häresie zu verbieten“. Am 30. brachte das Univers einen wutschnaubenden Artikel gegen die Brüder Hohenlohe, als ob sie eine förmliche Verschwörung gegen die Majorität ins

Werk gesetzt hätten. Der bayerische Minister sollte eine neue Zirkulardepesche erlassen haben, welche auf verschiedene Minister Eindruck gemacht hätte und von seinem Bruder in Rom zugleich mit Schwarzenberg, Haynald und anderen bei den Gesandtschaften vertreten würde. Dazu habe der römische Hohenlohe von dem „famosen" Döllinger einen Theologen erhalten, der die „Briefe vom Konzil" für die Allg. Zeitung schreibe. „Der Skandal sei groß in Rom". Das waren zwar Erfindungen; aber in Wahrheit ging das offizielle Rom nach beiden Richtungen jetzt vor. Der Sekretär Stroßmayers, der Kanonikus Vorsack, wurde als assignator loci im Konzil abgesetzt, der erblindete Dressel, als Herausgeber der apostolischen Väter bekannt und gelegentlicher Korrespondent der Allg. Zeitung, erhielt am 4. Februar vom Generalsekretär der Polizei die Mitteilung, daß er, weil er zugleich mit dem Verfasser der Biographie die „Briefe vom Konzil" schreibe, Rom verlassen müsse, und der Verfasser sollte nachfolgen. Aber auch gegen Döllinger sollte vorgegangen werden. Die Jesuiten erhielten vom Papst die Erlaubnis, in ihrer Civiltà Döllingers „Einige Worte" zu widerlegen. Am 3. Februar sah Kardinal Hohenlohe die Bischöfe von Moulins und Poitiers sowie den Benediktinerkardinal Pitra in der Generalkongregation sich sehr demonstrativ mit dem Erzbischof Scherr beschäftigen, der danach aber erklärte, er werde sich zu nichts herbeilassen. Am 4. Februar Abends ging dem Kardinal Hohenlohe aus dem Vatikan die Nachricht zu, daß man den Münchener Erzbischof zum Vorgehen gegen Döllinger veranlassen wolle, um den Schein, mit ihm im Wesen der Frage einig zu sein, abzulehnen, und wirklich legte am 5. Februar der Mgr. Aloysi-Masella, der spätere Münchener Nuntius und Kardinal, angeblich aus eigenem Antriebe, in der That aber, wie der bayerische Gesandte Tauffkirchen berichtete, „in höherem Auftrage" dem Erzbischof nahe: „es sei angezeigt

oder notwendig, daß er oder vielleicht besser der deutsche Episkopat ein Einverständnis mit Döllinger ablehne". Doch die Mission mißlang. Der Erzbischof erklärte ihm, daß er dies nicht thun könne, denn wenn er auch nicht mit allen Gründen Döllingers gegen die Infallibilität einverstanden sei, so doch darin, daß die Infallibilität nicht definierbar sei (Hefele), hinzufügend, er selbst sei nicht bloß aus Opportunitätsgründen gegen die Definition der Infallibilität, sondern auch aus sachlichen (Tauffkirchen). Und nach der viertelstündigen Audienz des Kardinals Hohenlohe am 8. Februar beim Papste geschah auch vom Vatikan aus nichts mehr gegen Döllinger, obwohl es dem Kardinal nicht gelang, „den Papst über ihn zu beruhigen. Döllinger sei", sagte Pius, „der Häresie verdächtig oder wenigstens sehr nahe. Da sei doch Günther noch viel ehrenwerter; der sei doch ruhig und sage nichts mehr" († 1863). Und als der Kardinal bemerkte, man solle Döllinger in Ruhe lassen, er sei ein alter, gefahrloser Mann, fuhr der Papst dazwischen: „Ein schöner alter Mann, erhält jetzt von allen Seiten Adressen, und dabei muß sich auch der Balțer wieder hervorthun". Diese Adressenbewegung schien überhaupt dem Papste am unangenehmsten zu sein.

Nun sprang aber Bischof Ketteler ein, der durchaus jeden Schein, mit Döllinger „im Wesen der Frage einig" zu sein, von sich abwehren wollte, und zudem von Heinrich in Mainz gedrängt wurde: „Döllinger und der ganze Anhang des deutschen Professorentums fährt mit vollen Segeln der Häresie oder der Blamage zu. Es sind immer dieselben alten Leute. Doch liegen Gefahren darin, und es wäre schon gut, wenn die Bischöfe rasch einen Riegel vorschöben, damit niemand weiter verführt werde" (Februar 5.). In der That sandte Ketteler schon am 8. Februar eine polternde Erklärung an den Mainzer „Katholik" ab, welche nichts widerlegte, aber sich in Denunziationen gefiel und in ihrer Konfusion

sich sogar auf den von Döllinger verteidigten Standpunkt stellte, — eine Erscheinung, welche an Ketteler umsoweniger überraschen kann, als sogar sein Biograph Pfülf ihm „offenbare Mißverständnisse“ zuschreibt, „wie der Mangel an Vertrautheit mit der Auffassung und Ausdrucksweise der schulgerechten Theologie bei den Bischöfen der Minorität solche mehrfach veranlaßt hat“, und ihn einer „falschen Allegierung und Deutung Bellarmins“ beschuldigt.

Am 9. Februar machte Ketteler mit seinem Schritt auch die zu einer Versammlung zusammengetretene deutsche Minorität bekannt, die jedoch ein gemeinsames Vorgehen gegen Döllinger ablehnte und es den einzelnen Bischöfen überließ, wenn sie es für gut finden sollten. Es folgten aber dem Beispiele Kettelers nur der Erzbischof von Köln und der Bischof von Ermland, welche zugleich mit Erzbischof Scherr und einigen anderen Bischöfen auch die Adreßbewegung in ihren Diözesen verboten — eine Thorheit, wodurch sie sich nur selbst schadeten. Denn nach seiner Rückkehr nach München sagte Erzbischof Scherr selbst zu Döllinger: „Das beharrliche Schweigen des süddeutschen Klerus vor und während des Konzils ist verhängnisvoll gewesen. Es hat Leute wie Senestrey, Martin und einige andere ermutigt und befähigt, mit aller Zuversicht in Rom zu behaupten, daß in Deutschland nur ein kleines Häuflein unruhiger Köpfe antiinfallibilistisch gesinnt sei, und sie die große Majorität selbst der Theologen auf ihrer Seite hätten. Der Erzbischof sagte mir: So oft wir in Rom behaupteten, die deutsche theologische Wissenschaft sei der neuen Unfehlbarkeitslehre entgegen, — widersprach man uns mit aller Entschiedenheit u. s. w.“ (an Kuhn, 1870, August 20.).

Dafür hatte der Bischof von Mainz wenigstens die Freude, am 21. Februar „aus den Gemächern des Vatikans“ ein eigenhändigs Schreiben des Papstes zu erhalten: „Ich habe mit Genugthuung und wahrem Troste das von Ihnen

veröffentlichte Schreiben bezüglich des bekannten Professors von München gelesen. Ich wollte Ihnen diesen Beweis meines väterlichen Wohlwollens geben zugleich mit dem apostolischen Segen, welchen ich von ganzem Herzen Ihnen und Ihrer ganzen Diözese spende".

Döllinger ignorierte selbstverständlich Ketteler, welcher „more suo nur bellen könne", und alle die Kläffer, welche über ihn massenhaft herfielen, darunter auch Jörg, der damals als Führer der Ultramontanen in der Kammer monatelang gegen den Minister Fürst Hohenlohe, den Preußen und Konzilsfeind, Sturm lief und dabei die überaus bescheidenen Worte äußerte: „Mit dem Manne, den Dr. Völk so häufig anzuführen beliebt [Döllinger], bin ich lange Jahre in den innigsten Beziehungen gestanden. Ich erachte es als ein entsetzliches Unglück, daß dieser Mann [nicht zu unserer Partei gehört und] sich soweit vergibt. Er war für mich eine Autorität, ist es aber jetzt nicht mehr. Seitdem er in eine maßlose Leidenschaftlichkeit verfallen ist, die ihm die Ruhe der Beurteilung so sehr raubt, daß er nicht im stande ist, eine dogmatische Grundlehre zu formulieren, wie ein Theologe sie formulieren muß, seitdem dieser Mann diese maßlose Haltung eingenommen hat, erlaubt es mir der Schmerz nicht mehr, etwas von ihm zu lesen", — aber doch in dieser Weise zu urteilen! Döllinger konnte sie alle um so leichter ignorieren, weil sein bedeutendster Gegner, „der Würzburger Schönfärber" Hergenröther, ihm in seiner Gegenschrift „Die ›Irrtümer‹ von mehr als vierhundert Bischöfen und ihr theologischer Censor" in allen Hauptpunkten Recht geben oder wenigstens gestehen mußte, diese und jene von der Konzilsmajorität angeführten Argumente können, müssen aber nicht in ihrem Sinne verstanden werden, beweisen also nichts.

Nur einem noch lebenden (außerbayerischen) katholischen königlichen Prinzen, der ihn, „den größten katholischen Theo-

logen Deutschlands", am 26. Januar interpellierte, glaubte er antworten zu sollen. Der Prinz hatte es nämlich bedenklich gefunden, daß Döllinger nicht bloß bei versammeltem Konzil, sondern insbesondere in der Augsb. Allg. Zeitung seine Stimme erhoben habe. Döllinger antwortete: „Ich betrachte es als eine besondere Huld und Gnade, daß Ew. kgl. Hoheit mir die Bedenken, welche meine Worte über die Unfehlbarkeits-Adresse bei Ihnen erregt haben, mit eigener Hand mitteilen wollten, und ich beeile mich, Ihnen die Gründe und die Thatsachen vorzulegen, welche mich zu diesem allerdings ungewöhnlichen Verfahren bestimmt haben. Erstens: Von Rom aus wurde mir der Wunsch einiger Bischöfe mitgeteilt, daß ich so rasch als möglich eine Kritik dieser Adresse veröffentlichen möge. Zweitens: Da es sich darum handelte, meinen in Eile geschriebenen Artikel sofort nach Rom zu bringen, so wählte ich die Allg. Zeitung zur Veröffentlichung; denn diese ist, so viel ich weiß, das einzige deutsche Journal, welches in einer größeren Zahl von Exemplaren nach Rom kommt. Drittens: Die Benützung von Zeitschriften und Tageblättern zur Besprechung auch kirchlicher oder theologischer Fragen ist heutzutage unvermeidlich, und der Papst selbst gibt das Beispiel, indem er durch die unter seiner besondern Protektion und Leitung von den Römischen Jesuiten geschriebene Civiltà alles, was nicht genau den eben jetzt in Rom geltenden Ansichten und Strebungen entspricht, in der schärfsten und aggressivsten Weise bestreiten läßt. Viertens: Zu allen Zeiten und auch dann, wenn ein Konzilium schon versammelt war, haben es die kath. Theologen, mochten sie bischöflichen oder geringern Ranges sein, für erlaubt und notwendig gehalten, eine noch nicht entschiedene Streitfrage in Schriften und Aufsätzen zu beleuchten und ihre Meinung kund zu geben. Zur Zeit des Konzils von Trient ist dies sehr häufig geschehen und zwar noch während der Dauer des Konzils von den Theologen aller Länder. Warum es

nun im Jahre 1870 nicht geschehen soll, vermag ich nicht einzusehen. Ich weiß auch, daß vielen Bischöfen solche Arbeiten willkommen sind, und daß sie keineswegs sich bloß auf eine höhere Inspiration, die ihnen etwa im entscheidenden Momente zu teil werden soll, verlassen mögen. Fünftens: Sollte wirklich das Konzil eine entgegengesetzte Doktrin, nämlich die päpstliche Unfehlbarkeit aussprechen, so werde ich schweigend mich unterwerfen. Nachteilige Folgen für den Seelenzustand anderer Menschen besorge ich darum nicht von meiner Meinungsäußerung, weil im Vergleiche mit der imposanten und überwältigenden Autorität des mit dem Papste vereinigten Episkopates die abweichende Erklärung eines einzelnen, unbedeutenden Individuums als völlig bedeutungslos und nichtig verschwinden und sofort der Vergessenheit anheimfallen wird. Wenn die Sonne am Himmel steht, leuchten keine Johanniswürmchen. Ärgernisse werden dann freilich kommen; ja ein ganzer Ozean von Ärgernissen, von Verwirrung der Geister wird sich über die Kirche ergießen, aber wahrlich, der Beitrag dazu, den meine öffentliche Erklärung darbietet, wird eben nur wie ein Tropfen in diesem Ozean sein. Der Ew. Hoheit so nahestehende ... gründliche Kenner der Geschichte wird Ihnen allenfalls näheren Aufschluß darüber zu geben im stande sein, welche Folgen dann sich ergeben, welche Konsequenzen aus diesem Dogma gezogen werden müssen und früher bereits zum größten Schaden der christlichen Welt gezogen worden sind. Endlich, um Königl. Hoheit meine innersten Gedanken nicht zu verhehlen: Daß dieses Konzil als eine wahrhaft freie Versammlung das neue Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit aufstelle, halte ich für völlig unmöglich, weil ich die wahre Gesinnung der einsichtigeren und angeseheneren Bischöfe, der deutschen und französischen besonders, genau und zum Teil aus persönlicher Mitteilung kenne. Frei und willig werden diese Männer nie zustimmen. Sollte

gleichwohl ein solcher Beschluß durch Mittel, wie sie zuweilen auch auf früheren Konzilien angewendet wurden, zu stande gebracht werden — dann verfällt das Konzil selbst dem höheren Gericht der ganzen Kirche, und es wäre nicht die erste Synode, welche von der Kirche selbst wieder verworfen worden ist. Gott verläßt seine Kirche nie, aber daß vorübergehende Verwirrung und Verdunklung, und zwar gerade durch Konzilien eintreten können, beweist die ganze Geschichte der Kirche" (o. D.).

Döllinger hatte nur in dem, von ihm unnötigerweise herangezogenen Punkt Unrecht, daß er behauptete, im Florentinischen Glaubensbekenntnis „sei die unrichtige und den Sinn des Griechischen unverkennbar alterierende Version des quemadmodum etiam eine spätere Veränderung". Darauf warf man sich namentlich in Italien. Cecconi in Florenz, der junge protestantische Gelehrte Frommann, die Civiltà cattolica wiesen nach, daß diese Worte allerdings gleich im ersten lateinischen Texte schon standen. Sofort rief Scheeben, Cecconi habe Döllinger „vernichtet", und schrieb man in die Welt hinaus: „Der schwere Vorwurf der Fälschung also, welchen Herr von Döllinger erhob und womit die modernen Byzantiner so freigebig sind . . ., fällt auf den Urheber selbst zurück. So geht es. Die ›Wissenschaftlichkeit‹, wenn sie von der Leidenschaftlichkeit beherrscht wird, ist nicht nur blind, sondern auch verblendet". Damit war natürlich Döllinger für die Partei überhaupt abgethan, obwohl auch Hergenröther noch in seinem „Anti-Janus" nicht mehr als jener von dem Stande der Frage wußte. Indessen gab Döllinger, wie es in den „Briefen und Erklärungen" heißt, zu, daß er sich getäuscht hatte, und meinte, „daß vom ersten Anfang griechischer und lateinischer Text von einander abwichen". Es war nur keine Fälschung, sondern die Lateiner nahmen quemadmodum etiam — et = quemadmodum et — et und argumentierten daraus wie Döllinger.[6])

Nur noch einmal, als die neue vom 20. Februar datierte und in der Generalkongregation vom 22. verteilte Geschäftsordnung an die Öffentlichkeit kam, trat Döllinger mit seinem Namen während des Konzils hervor. Diese zweite Geschäftsordnung hob die erste nicht auf, sondern ergänzte sie nur so zu Gunsten der Majorität, daß diese, wie Senestrey, einer der päpstlichen Preßleiter während des vatikanischen Konzils, im Regensburger Morgenblatt schreiben ließ — „in die Lage kam, sich geltend zu machen". Um so erregter war darüber die Minorität, und sogar Bischof Ketteler sagte in der internationalen Versammlung der Minorität am 24. Februar „sehr heftig: Wenn nach der neuen Geschäftsordnung für die Abstimmung kein Unterschied zwischen Dogma und anderen Fragen gemacht ist, dann haben wir nichts anderes zu thun als nach Hause zu gehen... Ein dogmatisches Dekret ohne moralische Einstimmigkeit fassen wollen, das sei ein Verbrechen im wahren Sinne des Wortes", ein Ausdruck, den er auch in seiner Observatio zur Infallibilitätsvorlage, also zu den Akten, wiederholte. Am 1. März waren auch bereits mehrere, im Texte ziemlich gleichlautende Proteste fertiggestellt, auf welche sich „mehr als hundert" Namen vereinigt hatten. Sie wandten sich hauptsächlich dagegen, daß zehn Mitglieder den Schluß der Diskussion verlangen können, worauf die einfache Majorität entscheidet, und daß auch bei den Abstimmungen über die dogmatischen Vorlagen nur eine einfache Majorität die Entscheidung gibt; sie forderten bei letzteren mindestens moralische Stimmeneinhelligkeit.

Doch verschiedene Bischöfe wünschten zur Unterstützung ihres Protestes auch eine öffentliche Besprechung der neuen Geschäftsordnung und forderten Döllinger dazu auf, der die Gelegenheit, sich auszusprechen, begreiflich gern ergriff. Am 11. März schon erschien seine Kritik in der Allg. Zeitung unter dem Titel: Die neue Geschäftsordnung des Konzils

und ihre theologische Bedeutung, worin er ausführte: Die heutige römische Synode ist die erste in der Geschichte der Kirche, in welcher den versammelten Vätern, ohne jede Teilnahme von ihrer Seite, die Prozedur vorgeschrieben worden ist. Zwei Züge treten darin vor allem hervor. Einmal ist alle Macht und aller Einfluß auf den Gang des Konzils in die Hände der präsidierenden Legaten und der Deputationen gelegt, so daß das Konzil selbst ihnen gegenüber machtlos und willenlos erscheint. Sodann sollen die gewichtigsten Fragen des Glaubens und der Lehre durch einfache Mehrheit der Kopfzahl, durch Aufstehen und Sitzenbleiben, entschieden werden. Wie es da gehen wird, ist leicht vorauszusehen, nachdem sich das Konzil von Anfang an in eine Mehrheit und Minderheit wegen eines durchgreifenden und prinzipiellen Gegensatzes in der Frage von der päpstlichen Unfehlbarkeit geteilt hat, und auch die Deputationen oder Kommissionen ganz im Besitz der Mehrheit sich befinden. — „Seit 1800 Jahren hat es in der Kirche als Grundsatz gegolten, daß Dekrete über den Glauben und die Lehre nur mit einer, wenigstens moralischen Stimmeneinhelligkeit votiert werden sollten. Dieser Grundsatz steht mit dem ganzen System der kath. Kirche im engsten Zusammenhang. Es ist kein Beispiel eines Dogma bekannt, welches durch eine einfache Stimmenmehrheit, unter dem Widerspruche einer Minderheit, beschlossen und darauf hin eingeführt worden wäre“. Diese Thesen werden unter Anführung, ja fast nur Übersetzung von Sätzen hervorragender älterer Theologen weiter ausgeführt: „Die Kirche hat ein ihr von Anfang an übergebenes Depositum geoffenbarter Lehre zu bewahren und zu verwalten. Sie empfängt keine neuen Offenbarungen, und sie macht keine neuen Glaubensartikel. Und wie mit der Kirche selbst, so ist es auch mit dem allgemeinen Konzil. Das Konzil ist die Repräsentation, die Zusammenfassung der ganzen Kirche; die Bischöfe auf demselben sind die Gesandten und Geschäfts-

träger aller Kirchen der katholischen Welt; sie haben im Namen der Gesamtheit zu erklären, was diese Gesamtheit der Gläubigen über eine religiöse Frage denkt und glaubt, was sie als Überlieferung empfangen hat. Sie sind also als Prokuratoren anzusehen, welche die ihnen gegebene Vollmacht durchaus nicht übertreten dürfen ... Die Bischöfe auf dem Konzil sind also vor allem Zeugen ...; sie sind aber auch Richter ... Sie üben ihr Richteramt erstens, indem sie die von ihnen abgelegten Zeugnisse unter einander prüfen und vergleichen und deren Tragweite erwägen; zweitens, indem sie nach gewissenhafter Prüfung erklären, ob an einer Lehre die drei unentbehrlichen Bedingungen der Universalität, der Perpetuität und des Konsensus (ubique, semper, ab omnibus) zutreffen, ob also die Lehre als die allgemeine Lehre der ganzen Kirche, als wirklicher Bestandteil des göttlichen Depositums, allen gezeigt und ihr Bekenntnis jedem Christen auferlegt werden könne ... Ein Konzilium macht also dogmatische Dekrete nur über Dinge, welche schon in der Kirche, als durch Schrift und Tradition bezeugt, allgemein geglaubt wurden, oder welche als evidente und klare Folgerungen in den bereits geglaubten und gelehrten Grundsätzen enthalten sind. Wenn aber eine Meinung Jahrhunderte lang auf Widerspruch gestoßen und mit allen theologischen Waffen bestritten worden, also stets mindestens unsicher gewesen ist, so kann sie nie, auch durch ein Konzilium nicht, zur Gewißheit, das heißt zur Dignität einer göttlich geoffenbarten Lehre erhoben werden. Daher der gewöhnliche Ruf der Väter auf den Konzilien nach der Annahme und Verkündigung eines dogmatischen Dekrets: haec fides patrum. Soll also z. B. an die Stelle der früher geglaubten und gelehrten Irrtumsfreiheit der ganzen Kirche die Unfehlbarkeit eines Einzigen gesetzt werden, so ist das keine Entwicklung, keine Explikation des vorher implizite Geglaubten, keine mit logischer Folgerichtigkeit sich ergebende Konsequenz, sondern

einfach das gerade Gegenteil der früheren Lehre, die damit auf den Kopf gestellt würde. Gerade wie es im politischen Leben keine Fortbildung oder Entwicklung, sondern einfach ein Umsturz, eine Revolution wäre, wenn ein bisher freies Gemeinwesen plötzlich unter das Joch eines absolut herrschenden Monarchen gebracht würde ... Alle Theologen machen es zur Bedingung der Ökumenizität eines Konzils, daß völlige Freiheit auf demselben herrsche, Freiheit des Redens, Freiheit des Stimmens. Niemand, sagt Tournely, darf zurückgewiesen werden, der gehört werden will". Nicht bloß physischer, auch moralischer Zwang muß ausgeschlossen sein. „Die bloße Thatsache einer, wenn auch noch so zahlreichen bischöflichen Versammlung ist also noch lange kein Beweis der wirklichen Ökumenizität eines Konzils; oder, wie die Theologen, z. B. Tournely, sich ausdrücken, es kann wohl ökumenisch der Berufung nach sein, ob es dies aber auch dem Verlauf und Ausgang nach sei, darüber kann das Konzil selbst nicht entscheiden, kann nicht selber sich Zeugnis geben; da muß erst die doch auch noch über jedem Konzil stehende Autorität oder das Zeugnis der ganzen Kirche, als entscheidend und bestätigend hinzutreten. Die Konzilien als solche haben keine Verheißung; — auch in den gewöhnlich angeführten Worten des Herrn von den ›zwei oder drei‹ kommt eben alles auf das ›in seinem Namen Versammeltsein‹ an, und dies enthält, wie alle Theologen annehmen, mehrere Bedingungen, die z. B. Tournely aufführt. Aber die Kirche hat die Verheißungen, und sie muß erst sich überzeugen oder die Gewißheit besitzen, daß physischer oder moralischer Zwang, Furcht, Leidenschaften, Verführungskünste — Dinge, wie sie zu Rimini und noch gar oft gewirkt haben — nicht auf dem Konzil übermächtig geworden sind, daß also die wahre Freiheit dort geherrscht habe ..." Er belegt dies mit verschiedenen Beweisstellen und setzt in einer Anmerkung ausdrücklich hinzu: „Die Kirche gibt den

Konzilien Zeugnis (nicht erst Autorität), sowie sie durch ihren biblischen Kanon den einzelnen Büchern der Bibel Zeugnis gibt, während natürlich die innere Autorität derselben nicht von der Kirche ausfließt. Sie ist auch da testis, non auctor fidei". Dann schließt er: „Sollte sich also zeigen, daß auf dem Konzil keineswegs ›die Ansicht der ganzen kath. Kirche zusammengetragen worden‹ [Bossuet], daß vielmehr Mehrheitsbeschlüsse gefaßt worden seien, welche mit dem Glauben eines beträchtlichen Teiles der Kirche im Widerspruch stehen, dann würden gewiß in der katholischen Welt die Fragen aufgeworfen werden: Haben unsere Bischöfe richtig Zeugnis gegeben von dem Glauben ihrer Diözesen? und wenn nicht, sind sie wahrhaft frei gewesen? oder wie kommt es, daß ihr Zeugnis nicht beachtet worden ist? daß sie majorisiert worden sind? Von den Antworten, die auf diese Fragen erteilt werden, werden dann die ferneren Ereignisse in der Kirche bedingt sein. Und darum ist auch in der ganzen Kirche die vollste Publizität stets als zu einem Konzil gehörig gewährt worden; denn es liegt der gesamten christlichen Welt höchlich daran, nicht nur zu wissen, daß etwas dort beschlossen wird, sondern auch zu wissen, wie es beschlossen wird. An diesem Wie hängt zuletzt alles, wie die denkwürdigen Jahre 359, 449, 754 u. s. w. beweisen . . ."

Es ist diese letzte Auseinandersetzung nichts anderes als die Lehre von der sogenannten Rezeption der Konzilsbeschlüsse durch die Kirche, wie sie ehemals allgemein gelehrt wurde; aber gleichwohl stieß Döllinger auch mit dieser Veröffentlichung beinahe überall wieder an. Ketteler zwar „schätzte sie", aber merkwürdigerweise hat gerade den Konzilienhistoriker Hefele in ihr „der Rekurs auf den consensus ecclesiae [die Rezeption] stutzig gemacht", bis er in den nächsten Monaten „belehrt durch selbstgemachte Erfahrung seine früher mündlich und schriftlich vorgetragene Theorie als eine allzu ›pietistische‹

ansehen und der Lehre Döllingers beipflichten mußte". Doch schwieg er, und wußten diesmal auch Melchers, Crementz u. s. w. nichts von „mehrfachen Behauptungen, mit welchen kein Bischof einverstanden sein kann". Um so lauter schrie die Partei. Döllinger ist „bereits formeller Häretiker, da er an die öffentliche Meinung appelliert hat", hieß es am 14. März in Rom allgemein. Weder eine moralische Stimmeneinhelligkeit sei notwendig, noch habe die Kirche dem Konzil erst ihr Zeugnis zu geben. Die Minorität werde nicht majorisiert. Man stimme ab, übermache dem Papst das Votum der Majorität und der Minorität, und bei ihm stehe es, das eine oder das andere zu bestätigen. Damit sei die Sache zu Ende: wer sich dem von ihm bestätigten Votum nicht unterwerfen wolle, der müsse aus der Kirche austreten.

Wie auf Geheiß ging diese neue Weisheit, welche die Jesuiten unmittelbar darauf in ihrer Civiltà unter Beseitigung des Vincentius von Lerinum verteidigten, durch die Presse der Partei, und von überall hallte es wieder: Döllinger ist ein formeller Ketzer. Senestrey aber, von dem erst am 24. Februar Erzbischof Scherr dem Kardinal Hohenlohe gesagt: Derselbe erkläre offen, er mache der bayerischen Regierung absichtlich Opposition, damit man ihn wie Reisach entferne (d. h. zum Kardinal mache), und habe in Bezug auf die Infallibilität gar keine Überzeugung, sondern folge darin nur seinem Egoismus, — glaubte noch ein übriges thun zu sollen und erklärte im Univers vom 15. März: „Die arrogante und skandalöse Haltung, welche der Professor der Kirchengeschichte an der Münchener Universität Dr. Döllinger dem hl. Stuhl und den in Rom versammelten Bischöfen gegenüber genommen, die irrigen und sehr verderblichen Lehren, welche er in seinen letzten Schriften zu veröffentlichen für gut erachtet hat, legt uns die traurige Pflicht auf, den Studenten der Theologie, die meiner Diözese angehören, den Besuch der Vorlesungen des Dr. Döllinger zu

untersagen. Mein Gewissen erlaubt mir nicht, ihren Glauben einem so verderblichen Einfluß auszusetzen xc". Diese Demonstration eines Mannes, der sonst ein ziemlich weites Gewissen hatte, konnte nur bezwecken, die anderen Bischöfe zu einem gleichen Schritte zu provozieren und von dem Papste das zu erlangen, wozu die bayerische Regierung die Hand nicht bot.[7]) Er erwarb sich damit auch wirklich das Wohlgefallen des Papstes in dem Maße, daß er ihn im Konsistorium am 21. März als Musterbischof hinstellte und bemerkte: Wenn auch die übrigen Bischöfe seinem Beispiele folgten und gegen die Münchener Schule aufträten, so würde alles wieder gut werden. Darauf warteten aber Senestrey und Pius IX. umsonst. Der Gang der Dinge hatte die Minorität zu sehr auf Döllingers Seite gedrängt, und Bischöfe wie andere forderten ihn eben wieder dringend auf, doch so bald als möglich seine versprochene Schrift über die Tradition abzuschließen und zu schicken.

Döllinger hatte sie auch nach einem Briefe an Oxenham noch nicht aufgegeben und wurde erst anderen Sinnes, als Hefele ihm am 2. April schrieb: „So viel ich höre, wird dem Erzbischof von München sehr zugesetzt, einen Schritt gegen Sie zu thun, nachdem der Redner von Schwandorf [Senestrey] vorangegangen. Es ist darum die vereinigte Bitte mehrerer Ihrer hiesigen Freunde, Sie möchten jetzt keine weitere Veröffentlichung in dieser Sache mehr machen, damit nicht aufs Neue Öl ins Feuer gegossen werde. Von verschiedenen Seiten her wird gerufen: ›Nein, jetzt muß etwas gegen Döllinger geschehen!‹ Auch wird eine vor 20 Jahren schon angeblich geschehene Prophezeiung der Frl. Görres umhergetragen, welche damals schon Ihnen ein häretisches Ende prophezeit habe u. s. w. Ich mache darum obige Bitte auch zu der meinigen. Ziehen Sie sich vor der Hand vom Kampfplatz zurück; ich sage: vor der Hand; vielleicht wird es nötig, später wieder, in viel bitterer Stunde, abermals zu diesem geistigen Schwerte zu

greifen. Jetzt hilft weiteres Hervortreten nicht ... Einen der Majorität zu überzeugen, ist rein unmöglich". Dieser freundschaftlichen Bitte konnte Döllinger nicht widerstehen; aber obwohl er nicht mehr öffentlich hervortrat, ließ die Partei in ihrem Sturmlauf gegen ihn nicht nach.

In München, wo die höchste Aufregung über das Konzil herrschte, hatte ein schwadronierender Pfarrer Westermayer, der sich mehr auf „Schnadahüpfl" als auf Theologie und Kirchengeschichte verstand, im Münchener „Bayer. Kurier" geschrieben, Döllinger habe durch seine Besprechung der zweiten Geschäftsordnung „offen und unumwunden seinen Standpunkt außerhalb der katholischen Kirche genommen". Da darauf der Franziskanerpater Petrus Hötzl, der jetzige Bischof von Augsburg, mit einer Schrift antwortete: „Ist Döllinger ein Ketzer?", steigerte sich der Eifer des Pfarrers nur noch mehr. Rasch schmiedete er mit Hilfe des Augsb. Pastoralblattes eine neue Schrift: „Döllingers Stellung zur katholischen Kirche", der Hötzl anonym folgen ließ: „Dr. A. Westermayer und P. Petrus Hötzl". Doch auch jetzt gab „der lustige Pfarrer von St. Peter" noch nicht nach, bis er, ohne es zu merken, in einer letzten Schrift: „P. P. Hötzl, sein anonymer Verteidiger und Kompagnie oder: Der revolutionäre jansenistische Kirchenbegriff in München", selbst sich auf dem Standpunkt Döllingers befand und also auch „offen und unumwunden seinen Standpunkt außerhalb der katholischen Kirche genommen" hatte. Dazu kam, daß König Ludwig II. auf Seite Döllingers stand und seinem Stiftspropst zu seinem Geburtstag eigenhändig geschrieben hatte: „Ich hoffe zu Gott, Er möge Ihnen noch viele Jahre in ungetrübter Frische des Geistes und der Gesundheit verleihen, auf daß Sie den zu Ehren der Religion und der Wissenschaft ruhmvoll unternommenen Kampf zur wahren Wohlfahrt der Kirche und des Staates glorreich zu Ende führen können. Ermüden Sie nicht in diesem so ernsten



und folgeschweren Kampfe, und mögen Sie stets von dem Bewußtsein getragen werden, daß Millionen vertrauensvoll zu Ihnen als Vorkämpfer und Hort der Wahrheit emporschauen . . ." Dann hatte der König aus Hötzls Hand dessen erste Schrift entgegengenommen und an Professor J. Huber ein Dankschreiben für seine gegen Hergenröthers „Anti-Janus" gerichteten Artikel „Das Papsttum und der Staat" gelangen lassen. Dieser Skandal unter den Augen des Nuntius war zu groß. Hötzl wurde als Lektor der Theologie in seinem Kloster suspendiert und von seinem Ordensgeneral zur Verantwortung nach Rom berufen; der Nuntius aber, als er über die deutschen Verhältnisse nach Rom berichtete, denunzierte auch den Erzbischof Scherr, daß er auf eigene Faust und ohne Rückhalt in seinem Klerus und gläubigen Volke auf Seite der Minorität und gegen die Infallibilität sei, was sein eigenes Pastoralblatt beweise. Dem glaubte der Papst ein Ende machen zu sollen. In einer „speziellen" Audienz am 8. Mai, oder Zitation, wie man sagte, fragte Pius den Erzbischof: warum er auf Seite der Minorität stehe, da er in seiner Diözese mit seiner Ansicht isoliert sei, „die Gesinnung und Haltung der Katholiken" seine Stellung nicht rechtfertige, und ging dann auf Döllinger über. Doch ist darüber nur bekannt, daß der Papst sagte: „Ich kenne diese Deutschen schon, die wollen alles besser wissen, jeder will Bischof, jeder Papst sein", und daß Erzbischof Scherr Döllinger nicht fallen ließ. Denn als der Verfasser sich am 13. Mai von ihm verabschiedete, trug der Erzbischof ihm ausdrücklich auf: „Sagen Sie Döllinger in meinem Namen: er möge jetzt ruhig sein und nichts mehr thun; es sei nicht mehr notwendig; die Bischöfe hätten bisher ihre Schuldigkeit gethan und würden sie auch ferner thun; er würde ihnen ihre Lage nur noch erschweren. Ich sei stets für ihn, auch in der letzten Audienz, eingetreten und habe nicht nachgegeben". Dennoch betrachteten die Bischöfe



Döllingers Stellung noch immer in hohem Grade gefährdet, und der an der Münchener theologischen Fakultät am meisten interessierte Bischof Dinkel von Augsburg beschied gerade aus diesem Grunde den Verfasser schon am 12. Mai zu sich, um ihm aufzutragen, allgemeine Kirchengeschichte an der Universität zu lesen. Er sei zwar nicht gesonnen, Döllinger fallen zu lassen; aber er könne, wenn Döllinger gegen den Papst nicht mehr zu halten sei, doch sagen, es sei auf andere Weise für seine Vorlesungen gesorgt.[8])

Döllinger schwieg also und sah mit Spannung, doch mit geringer Hoffnung dem Ausgange der Dinge in Rom entgegen. Und was sollte man auch hoffen können angesichts der sich häufenden Gewaltthätigkeiten, Überrumpelungen und Hintergehungen seitens der Majorität, der „römischen Tücke und Betrügereien" (Hefele), des persönlichen Druckes und der grausamen Härte des Papstes (che crepino pure!), seines „öffentlichen Brandmarkens" und „Notzüchtigens" der Minorität? Am 13. Juli stimmten noch 88 Bischöfe Non placet und 62 Placet juxta modum gegen das von der Majorität (451) vorgelegte Dekret; am 16. fügte diese ihrem Dekrete noch eine gar nicht beratene Klausel hinzu; am 17. floh die Minorität, von der noch 56 in ihrem Namen und dem ihrer abwesenden Gesinnungsgenossen in einem Schreiben an den Papst ihre Vota vom 13. Juli wiederholten und neuerdings bekräftigten, und am 18. erklärte sich Pius als den Universalbischof der Kirche und den Unfehlbaren aus sich selbst, nicht aber aus (also unabhängig von) der Zustimmung der Kirche, war, wie Döllinger gesagt hatte, „die frühere Lehre auf den Kopf gestellt", hatten die Romanen über die Germanen, die den Kern der Minorität bildeten, gesiegt.

Auch die Majorität, soweit sie nicht aus päpstlichen Beamten u. s. w. bestand, eilte jetzt nach Hause, obwohl das Konzil nicht unterbrochen werden sollte, und der Papst nur

allen denen, welche aus Gesundheitsrücksichten oder wegen Geschäfte abreisen wollten, einen Urlaub bis längstens 11. November erteilte. Es kam anders, als der Unfehlbare dachte. Denn als sich gleichzeitig auch das Romanentum unter Napoleon III. gegen das Germanentum erhob, fiel der Sieg dem letzteren zu, nahm am 20. September Gott dem Papst den Kirchenstaat, dessen Notwendigkeit für die Kirche nach den Jesuiten „katholische Lehre" sein und als solche ebenfalls in die dogmatischen Dekrete aufgenommen werden sollte, aus der Hand, und machte dem mittels desselben eben getriebenen frivolen Spiele ein Ende. Denn wenn je, so ist hier das Eingreifen der Hand Gottes sichtbar. Der Erklärung, daß Gott zur Regierung seiner Kirche stets einen Italiener unfehlbar mache, sollte nicht auch noch der Wahnwitz als „katholische Lehre" folgen, daß dieser Italiener dazu auch einen Kirchenstaat besitzen, ein irdischer König sein müsse. Pius IX. selbst erkannte, als er am 20. Oktober das Konzil vertagte, darin eine „Zulassung Gottes gemäß seinen undurchdringlichen Gerichten".

Vierzehntes Kapitel.

Die Nürnberger Erklärung. Fuldaer Bischofsversammlung; Sprengung der Minorität. Scherrs Vorgehen. Briefwechsel zwischen Scherr und Döllinger. Erklärung Döllingers vom 29. März. Ludwigs II. mißglücktes Eingreifen. Exkommunikation Döllingers.

Der Tag der Entscheidung stand bevor.

Am 19. Juli um Mitternacht war der Erzbischof Scherr wieder in München angekommen, und am 21. machte ihm die theologische Fakultät unter Döllingers Führung ihre Aufwartung. Scherrs Schilderungen der römischen Vorgänge bestätigten alles, was der Verfasser vorher den Kollegen davon erzählt hatte. Aber, sagte er, „Roma locuta est, die Folgen davon kennen die Herren selbst. Wir können nichts anderes thun, als uns darein ergeben“. Das hatte kein Mitglied der Fakultät erwartet. Den Schluß der Aufwartung bildete der kurze Dialog: Erzbischof, zu Döllinger gewendet: „Wollen wir also aufs neue für die hl. Kirche zu arbeiten anfangen“. Döllinger (mit der ihm in der Erregung eignenden schneidend scharfen Weise): „Ja, für die **alte** Kirche!“ Erzbischof: „Es gibt nur eine Kirche, keine neue und keine alte“. Döllinger: „Man hat eine neue **gemacht**“.

Der Vorgang erhält seine richtige Beleuchtung aber erst dadurch, daß der Erzbischof noch gar nicht wußte, was „Rom gesprochen" hatte, und dennoch meinte, man müsse es annehmen. Es zeigte sich dies, als er am nächsten Tage bei Döllinger vorfuhr und eine mehr als einstündige Besprechung mit ihm hatte. Denn als Döllinger ihm „unumwunden erklärte, daß er nie die Beschlüsse vom 18. Juli annehmen könne und werde, weil sie mit der seitherigen Lehre und Geschichte der Kirche im schreiendsten Widerspruche stehen; das Unerhörteste aber der Zusatz sei, welcher in letzter Stunde noch gemacht wurde: ›non autem ex consensu ecclesiae‹", da hatte der Erzbischof von diesem Zusatze gar keine Kenntnis. Ob er sich dessen schämte, das weiß man nicht; aber mehrmals, in seinem Schreiben an Scherrs Nachfolger Steichele und an den Nuntius Ruffo Scilla (1887), stellte Döllinger fest, daß der Erzbischof bei dieser Gelegenheit ihm „Einzelheiten erzählt habe, die ihm gar keinen Zweifel gelassen haben, daß das Vatikanische Konzil nicht frei war, daß man dort Drohungen, Einschüchterungen, Verführungen angewendet hat". Auch machte Scherr in dieser Unterredung das schon erwähnte Geständnis: „Das beharrliche Schweigen des süddeutschen Klerus vor und während des Konzils ist verhängnisvoll gewesen. Es hat Leute wie Senestrey, Martin und einige andere ermutigt und befähigt, mit aller Zuversicht in Rom zu behaupten, daß in Deutschland nur ein kleines Häuflein unruhiger Köpfe anti-infallibilistisch gesinnt sei, und sie die große Majorität selbst der Theologen auf ihrer Seite hätten ... So oft wir in Rom behaupteten, die deutsche theologische Wissenschaft sei der neuen Unfehlbarkeitslehre entgegen — widersprach man uns mit aller Entschiedenheit". Er bestärkte also selbst Döllinger in seinem Urteil über das Konzil.

Dennoch war Scherr weit entfernt, gegen Opponenten einzuschreiten. Als er am Sonntag nach seiner Rückkehr die

theologische Fakultät bei sich zur Tafel hatte, erzählte er ihr, daß die Minorität noch in ihrer letzten Versammlung beschlossen habe, nichts einzeln zu unternehmen, sondern sich stets im Einvernehmen zu erhalten und solidarisch zu handeln, und daß er deshalb an Kardinal Rauscher geschrieben habe, was weiter zu thun sei. In den gleichen Tagen kam er auch zu dem Oberstzeremonienmeister Graf Moy, der ihm geschrieben hatte, er könne die Unfehlbarkeit als eine Verleugnung des „alten Glaubens nicht annehmen und werde zur Wahrung desselben die geeigneten Schritte thun"; auch ihm sagte er beruhigend: Der Graf „solle sich darum nicht kümmern; er, der Erzbischof, werde die Dekrete nicht publizieren, und solange sie in der Diözese nicht publiziert seien, sei kein Gläubiger gehalten, sie zu glauben"; „die Promulgation werde vor dem Schlusse des Konzils nicht stattfinden"; überhaupt „hätten die Bischöfe der Opposition sich das Wort gegeben, nicht einzeln weiter in der Sache vorzugehen".

Man konnte also glauben, daß den Minoritätsbischöfen eine Kundgebung der Gelehrten, welche die Haltung der Konzilsminorität zur Grundlage und zum Ausgangspunkt nehmen sollte, nicht unwillkommen sein würde. Nun war schon in den Monaten Juni und Juli eine solche (und eine Versammlung Ende September) geplant, aber trotz Döllingers Drängen vor dem 18. Juli nicht zu stande gekommen und nach dem Bekanntwerden des Schreibens der 56 Minoritätsbischöfe vom 17. Juli an den Papst als der Lage nicht mehr entsprechend aufgegeben worden. Für um so notwendiger erachtete Döllinger eine gemeinsame Besprechung und berief eine Versammlung auf den 25. August nach Nürnberg. Sein Eifer wurde noch erhöht, als er das bei Schulte veröffentlichte Schreiben Hefeles vom 10. August erhielt, worin der Bischof die letzten Vorgänge auf dem Konzil ausführlich schildert, die Verabredung in Rom feststellt: „es solle keiner vorschnell für sich

handeln, sondern es sollen die Bischöfe der einzelnen Nationen zuvor noch eine Zusammenkunft haben und jede Nation mit der anderen konferieren", und es als notwendig bezeichnet, „daß zugleich von den Gelehrten die Verbindlichkeit der Konzilsbeschlüsse beanstandet wird, sowohl wegen mangelnder Freiheit, als wegen mangelnder Unanimität". Man ging aber nicht daran, ohne sich vorher mit befreundeten Bischöfen darüber zu benehmen, ob sie etwas gegen die Versammlung einzuwenden hätten. Der Erzbischof Scherr widersprach nicht, und der Bischof Dinkel von Augsburg, zu dem die Professoren Reischl und Brentano gegangen waren, erklärte diesen nach einem Briefe des ersteren an den Verfasser ausdrücklich: „die Bischöfe werden in Fulda res integra lassen, und die Versammlung (in Nürnberg) könne auch die Ökumenizität des Konzils bestreiten; es werde und könne vor Wiederaufnahme, bezw. vor Schluß des vatikanischen Konzils das Infallibilitätsdogma nicht veröffentlicht werden, und zwar könne dies aus drei Gründen nicht geschehen: erstens, weil nach einem den Bischöfen bei Beginn des Konzils eingehändigten Schema [de episcopis, de synodis etc. c. 5.] die Beschlüsse desselben erst nach Beendigung des allgemeinen Konzils, und zwar innerhalb dreier [zweier] Jahre auf Provinzialsynoden zu publizieren seien; zweitens, weil die entscheidenden Worte: ex sese, non autem ex consensu ecclesiae in die Formel gesetzt wurden, nachdem schon die Minorität sich von den Verhandlungen getrennt und ohne daß selbst anderweitig Erörterung darüber stattgefunden hätte. Die Bischöfe seien daher selbst genötigt, erst nach der Wiederaufnahme des Konzils hierüber authentische Interpretation zu verlangen. Drittens sei, wenn nicht das ganze Schema de ecclesia zuvor festgestellt und gewürdigt werde, ein richtiges Verständnis der Formel des Infallibilitätsdogma gar nicht möglich". Ja, nach Huttler, dem Redakteur der Augsb. Postzeitung, hatte der Bischof bei dieser

Gelegenheit ganz ausdrücklich erklärt: „Jetzt sei es die Aufgabe der Wissenschaft, die Bedingungen eines wahren Konzils festzustellen und zu zeigen, daß diese dem vatikanischen Konzil mangelten“.

Man schritt also auf der eingeschlagenen Bahn weiter. Da aber inzwischen der Krieg ausgebrochen war und auf den Bahn- und Postverkehr störend einwirkte, war die Verständigung sehr schwer. Gleichwohl gelang es, die Einladung zu verbreiten, und Reischl, Schulte, der Verfasser u. a. luden im Auftrage Döllingers noch besonders einzelne ihnen bekannte hervorragende Persönlichkeiten, welche Döllinger nicht sich vorbehalten hatte, zur Versammlung ein. Ihm selbst war nämlich daran gelegen, Kuhn und die Tübinger für die Beteiligung daran zu gewinnen, und nach dem Briefe Hefeles vom 10. August konnte er es auch erwarten. Die Tübinger waren aber anderer Meinung, als ihr Bischof, weshalb Döllinger noch am 22. August von Tegernsee aus einen letzten Versuch machte, Kuhn umzustimmen: Die Bischöfe klagten, wie Scherr ihm mitgeteilt, daß sie während des Konzils von Süddeutschland aus nicht gehörig unterstützt worden seien, und „leider muß ich aus Ihrem Ausdrucke, ›zu gelegener Zeit‹ solle eine Erklärung folgen, vermuten, daß nach Ihrer und Ihrer Freunde Ansicht die Zeit auch jetzt noch nicht gelegen ist — wird sie es Ihnen in irgend einem späteren Zeitpunkte zu sein scheinen? und wird es möglich sein, hierüber dann eine Meinungs-Einstimmigkeit zu erreichen? Wir haben es mit Gegnern (Jesuiten, Ultramontanen) zu thun, welche trefflich organisiert sind, Einem Impuls und Losungsworte folgen, und sicher nicht erst auf ›gelegene Zeit‹ warten, um zu handeln und das Terrain zu okkupieren. Ich bitte und beschwöre Sie, geben Sie nicht zu, daß in einem so kritischen Momente die heilige Sache, die wir zu vertreten haben, durch unsere Zersplitterung, Uneinigkeit und durch die vis inertiae zu Grunde gehe. Die Konferenz

zu Nürnberg am 25. soll nur ein erster Versuch einer Orientierung und Verständigung sein. Ich für meinen Teil bin bereit, später zu irgend einem den dortigen Herren geeignet scheinenden Zeitpunkte nach Cannstadt oder Tübingen oder Stuttgart zu einer zweiten Konferenz zu kommen, wenn Sie uns nur den Hoffnungsschimmer eines gemeinsamen Handelns leuchten lassen". Aber auch Kuhn vergaß jetzt auf seine Losung: non est sacerdotale quod sentias non dicere (oben S. 345).

In der That hatten die Gegner nicht gewartet und das Terrain bereits okkupiert, ehe die Nürnberger Versammlung zusammentrat. Nachdem Ketteler und Melchers auf ihre Sitze zurückgekehrt, standen sie auch wieder unter dem unmittelbaren Einfluß der Partei. Ihr handelte es sich aber, wie der Jesuit Pfülf mit „kluger Ökonomie" erzählt, vor Allem darum, von den deutschen Bischöfen „eine gemeinsame Anerkennung der vatikanischen Dekrete", deren es also doch noch bedurfte! — zu erzwingen. Nach dem Grundsatze: Divide et impera, glaubte man es zu erreichen. „Einige näher befreundete Bischöfe", offenbar Melchers und Ketteler, der „zu der entscheidenden That des größten Teils des deutschen Episkopates nicht zum geringsten Teile mitgewirkt hatte", besprachen sich über eine neue Versammlung in Fulda und holten die Zustimmung des Papstes dazu ein, ohne Zweifel zu dem Zwecke, einen noch schwereren Druck auf die übrigen Bischöfe auszuüben. Der Papst antwortete, wie zu erwarten war: „daß man ihm nichts Angenehmeres thun könne", worauf Melchers schleunigst zu der Versammlung am 30. August einlud, obgleich das Vorgehen in schreiendstem Widerspruche mit der letzten Abmachung der Minorität in Rom stand. Gleichwohl hatte es Erfolg, und als einer der ersten wurde dadurch Erzbischof Scherr erschüttert, dessen Stellung allerdings eine sehr schwierige war. Denn nicht nur die Nuntiatur übte ihren

Einfluß auf ihn aus, sondern auch die Partei, die, nach Hane-bergs Zeugnis, „in diesem Augenblick voll Siegesbewußtsein, jeden auch noch so bescheidenen Versuch, die Gültigkeit der Konzilsbeschlüsse zu prüfen, als Empörung, Schisma und Häresie bezeichnete". Andererseits hatten fast sämtliche weltliche Professoren und Dozenten katholischer Konfession an der Universität München Ende Juli erklärt, daß sie das Vatikanische Konzil nicht als ein ökumenisches anerkennen und die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes als im Widerspruch mit der Schrift, Tradition und Geschichte der Kirche verwerfen, — welcher Erklärung sich auch die katholischen Professoren verschiedener anderer Universitäten anschlossen. In dieser Lage wollte sich Scherr, wie es scheint, dadurch nach allen Seiten sicher stellen, daß er ohne weitere Bemerkung die Dekrete des Konzils vom 18. Juli in seinem Pastoralblatt abdrucken ließ. Es war eine Verschlimmerung seiner Lage. Denn am 9. August verbot die Regierung eine derartige, auch von anderen Bischöfen vorgenommene Verkündigung der Dekrete „ohne vorgängige Erfüllung der von der Staatsverfassung diesfalls geforderten Voraussetzungen" und schuf damit einen plazetierten und nichtplazetierten Katholizismus in Bayern. Graf Moy aber stellte an den Erzbischof die Frage: „Hat die ... im Pastoralblatte erfolgte Ausschreibung des neuen Dogmas für die Diözesanen Ew. Exzellenz im Glauben bindende Kraft? Sollte dieses der Fall sein, so halte ich mich meines Versprechens, vor Ausschreibung des Dogmas keine Schritte zur Wahrung meines alten Glaubens zu thun, für enthoben ..." (August 23.).

Die Verlegenheit des Erzbischofs wurde dadurch nur noch größer. Zum Glück für ihn hatte aber die Partei hinreichend Vorsorge getroffen. Sie hatte nach Rom gemeldet, daß man, und „vielleicht auch Bischöfe" meinen, die Konzilsdekrete bedürften noch einer besonderen Veröffentlichung. Dem

mußte man entgegentreten, und schon am 18. August veröffentlichte die Gazette de Liège ein vom 11. August datiertes Schreiben des Kardinals Antonelli an den Brüsseler Nuntius, das ohne Zweifel auch den anderen Nuntiaturen und durch sie den Bischöfen zuging, und erklärte, die Meinung sei falsch; nach der feierlichen Verkündigung der Dekrete am 18. Juli und nach dem Anschlag derselben in Rom an den üblichen Orten sei eine weitere Publikation nicht notwendig, sondern haben sie für alle Katholiken verbindliche Kraft. Scherr atmete erleichtert auf, und schrieb bereits ganz autoritativ am 27. August an Graf Moy: „Dogmatische Dekrete erhalten nach dem kanonischen Rechte ihre verbindende Kraft nicht erst durch die Publikation in den einzelnen Diözesen, sondern verpflichten schon von dem Augenblicke ihrer feierlichen Promulgation in Rom jeden Gläubigen, der davon Kenntnis erhält, im Gewissen. Demnach konnte es nicht Zweck des Abdrucks der dogmatischen Konstitution ... (im Pastoralblatt) sein, für die Gläubigen der Erzdiözese erst die verbindende Kraft zum Glauben zu begründen, sondern ... dem Klerus den authentischen Wortlaut der Konstitution in die Hand zu geben. Doch wird dessenungeachtet seiner Zeit auf einer Provinzialsynode die feierliche Promulgation sämtlicher Konzilienbekrete wahrscheinlich mit authentischen Erläuterungen stattfinden". Es sei also seit ihrer Besprechung „keinerlei neue Wendung eingetreten ..." Damit, aber kaum vor dem 24. August, war Scherr auf dem Standpunkt der Ketteler und Melchers angekommen; denn wenn seine Wandlung früher eingetreten wäre, hätte er notwendig Döllinger, Reischl und dem Verfasser die Reise zu der Versammlung in Nürnberg verbieten müssen. Er that es aber nicht und bestärkte dadurch selbst in der Anschauung, daß eine Opposition gegen das Konzil gestattet sei.

Es war schwer zu erfahren, wann bestimmt ein Bahnzug von München nach Nürnberg gehe; noch schwieriger konnten

andere dahin gelangen. Dennoch fanden sich außer uns drei Münchenern Knoodt, Langen und Reusch aus Bonn, Dittrich und Michelis aus Braunsberg, Baltzer, Reinkens und Weber aus Breslau, Schulte, Löwe und Sal. Mayer, der Theolog Schwarzenbergs auf dem Konzil, aus Prag ein, die beiden letzten auf ausdrücklichen Wunsch des Kardinals Schwarzenberg. Die gemeinsame Not machte einmütig. Rasch kam man überein, daß eine Erklärung abzufassen und zu versenden sei, um auch anderen katholischen Gelehrten Gelegenheit zu geben, ihre Zustimmung zu erklären. Döllinger, der mit einer Kommission den Inhalt der Erklärung beriet, redigierte sie. Da man aber nur die Unfehlbarkeit des Papstes, nicht auch den päpstlichen Universalepiskopat im Auge hatte, bestand in der Plenarversammlung der Verfasser auch auf der nachdrücklichen Hervorhebung des letzteren. So lautete schließlich die Nürnberger Erklärung: „Wir sind der Überzeugung, daß ein längeres Schweigen gegenüber den infolge der Majoritätsbeschlüsse der vatikanischen Bischofsversammlung vom 18. Juli 1870 durch die Bulle ›Pastor aeternus‹ kundgemachten päpstlichen Dekreten weder uns ziemt, noch zum Nutzen der Kirche gereichen kann. In dem dritten Kapitel dieser ›Constitutio dogmatica prima de ecclesia Christi‹ wird als Glaubenssatz aufgestellt“ — der Universalepiskopat des Papstes. „Im vierten Kapitel wird gelehrt — die persönliche Unfehlbarkeit desselben. „Diese Sätze vermögen wir nicht als Aussprüche eines wahrhaft ökumenischen Konzils anzuerkennen; wir verwerfen sie als neue von der Kirche niemals anerkannte Lehren. Von den Gründen, deren streng wissenschaftliche Ausführung vorbehalten wird, machen wir folgende namhaft“ u. s. w. Sie schließt mit dem Ausdruck des „Vertrauens in jene Bischöfe, welche diesen Lehren entgegengetreten sind“, und mit der Bitte, „daß sie in gerechter Würdigung der Not der Kirche und der Bedrängnis der Gewissen auf das

baldige Zustandekommen eines wahren, freien und daher nicht in Italien, sondern diesseits der Alpen abzuhaltenden ökumenischen Konzils mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln hinwirken mögen". Reischl und der Verfasser, so wurde ausgemacht, sollten die Unterschriften sammeln und zugleich mit Döllinger die Zeit der Publikation der Erklärung festsetzen.

Die Ausführung dieses Auftrages hatte mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen; denn noch immer waren die Verkehrswege durch den Krieg in Anspruch genommen, und viele Gelehrte während der Ferien von Hause abwesend. Allmälig waren aber doch 32 Unterschriften gegeben. Statt nun die Erklärung zu veröffentlichen, wollte man auf noch mehr Unterschriften warten, in der Meinung, daß das Schreiben der Fuldaer vorerst noch nicht erscheinen werde. Das war eine, vom Verfasser umsonst bekämpfte Taktik; denn, nachdem der Verrat in Fulda begangen, war von dieser Seite das rascheste Vorgehen zu erwarten. Die Fuldaer kamen auch zuvor; manche Unterschriften wurden darauf zurückgezogen, und schließlich die Veröffentlichung der Erklärung unserseits ganz unterlassen.

Die Geschichte der Fuldaer Bischofszusammenkunft im Augenblick, wo unter den Schlägen der Germanen der Thron Napoleons in Trümmer sank, ist eines der schimpflichsten Blätter der Geschichte der Kirche und des deutschen Volkes. Von den 24 deutschen Bischöfen waren überhaupt nur 9 erschienen, darunter von der Konzilsminorität bloß Melchers, Scherr, Ketteler und Crementz, dieser nach langem Zögern wegen der in Rom getroffenen Verabredung, von der Konzilsmajorität Senestrey und Leonrod, und die übrigen drei waren gar nicht auf dem Konzil gewesen. Da Hefele sein Erscheinen „ganz entschieden ablehnte, weil das Vorhaben daselbst unserer Verabredung geradezu widerspreche", „leugneten Ketteler und Melchers die Existenz solcher Verabredung"

(Hefele), und erinnerten sich, wie das Protokoll der Versammlung beweist, auch Scherr und Crementz nicht mehr daran! In ihrem Schreiben, das nicht einmal angibt, was in Rom beschlossen worden ist, erklären sie aber: „daß das gegenwärtige vatikanische Konzil ein rechtmäßiges allgemeines Konzil ist; daß ferner dieses Konzil ebensowenig wie irgend eine andere allgemeine Kirchenversammlung eine neue von der alten abweichende Lehre aufgestellt oder geschaffen, sondern lediglich die alte in der Hinterlage des Glaubens enthaltene und treu gehütete Wahrheit entwickelt, erklärt und den Irrtümern der Zeit gegenüber ausdrücklich zu glauben vorgestellt hat; daß endlich dessen Beschlüsse ihre für alle Gläubigen verbindende Kraft durch die in der öffentlichen Sitzung vom Oberhaupte der Kirche in der feierlichsten Weise vollzogene Publikation erhalten haben“. Sie hatten also, wie Hefele sagte, „alles vergessen, auch was sie selbst in Rom gethan und gesprochen haben“. Sie gingen aber noch weiter und muteten auch den nicht erschienenen Bischöfen die Annahme und Unterzeichnung ihres Schreibens zu. Das war, wie diese sofort erkannten, nichts anderes als „die Abschlachtung des Einzelnen“, um so mehr als der Papst die Fuldaer sofort durch ein Schreiben belobte, und die Kurie die widerstrebenden Bischöfe, z. B. Hefele, Stroßmayer, mit Vorenthaltung der ihnen notwendigen Fakultäten bedrängte. Damit noch nicht zufrieden, beschlossen die neun Mann auch, daß alle opponierenden Elemente erwürgt werden sollen; denn nach ihrem Protokolle „wurde ferner beschlossen, daß nach erfolgter Veröffentlichung dieser Ansprache gegen diejenigen Gläubigen, und namentlich gegen diejenigen Priester und Lehrer, welche sodann etwa noch in ihrer Opposition gegen die Konzilsbeschlüsse beharren würden, nach den Vorschriften der Moral und des kanonischen Rechts, wenn gleich mit aller zulässigen Langmut und Milde und nach vorgängiger Belehrung und Ermahnung verfahren werden ... solle“.

Döllinger, Reischl und der Verfasser thaten nichts, wodurch der Erzbischof zum Einschreiten gegen sie hätte veranlaßt werden können. Denn was Döllinger plante: bald „eine Schrift in Form einer ›Vorstellung und Bitte‹, gerichtet an die bischöflichen Unterzeichner des Hirtenschreibens", worin er „ihnen einige 50 Zweifelsknoten vorlegen" wollte, „die schwerer zu lösen sein würden, als die Rätsel der Turandot", bald „Historische Briefe", — es kam alles nicht zu stande, da er zugleich an seiner Abhandlung „Der Weissagungsglaube und das Prophetentum in der christlichen Zeit" für das Historische Taschenbuch (1871) arbeitete. Und wenn Graf Moy auch am 6. Oktober dem Erzbischof einen „Protest der (Münchener) Altkatholiken" mit Unterschriften übersandte, so geschah dieses ohne Döllingers und des Verfassers Wissen und Zuthun. Es war dieses Vorgehen auch zugleich von Nachteil; denn da der Protest „nicht mit einer großen Anzahl von Unterschriften bedeckt" war, so mußte dies den Erzbischof nur ermutigen, umsomehr, als der Graf in seinem Begleitschreiben bemerkte: Ich „leugne nicht, daß ich erlahmt bin an der Gleichgültigkeit und Mutlosigkeit unserer Zeit. Viele Unterschriften wurden verweigert, weil die Herren ihr Geschäft zu beeinträchtigen fürchten, weil sie grundsätzlich ihre Überzeugung nicht mit ihrer Unterschrift bekräftigen, weil sie Unfrieden in ihrer Familie fürchten. Aber keinen habe ich gefunden, der die Dekrete des Vatikanums gläubig bereits angenommen und dessen Bestrebungen nicht gleich mir verurteilt hätte. Sehr vielen war der Protest zu katholisch oder er schien ihnen der Gründung einer deutschen Kirche im deutschen Reiche hinderlich, weil sie eben hiezu ein Schisma nötig haben".[1]) Denn wenn es so stand, dann konnte man auch etwas wagen.

Immerhin hielt der Erzbischof noch zurück, als bereits gegen die als oppositionell bekannten Professoren in Bonn, Breslau, Ermland ihre Bischöfe vorzugehen anfingen. Ja,

als Scherr und Döllinger um die Mitte Oktobers sich auf einem Spaziergange trafen, und Döllinger sich erbot, seine Vorlesungen einzustellen, forderte der Erzbischof ihn sogar auf, dies zu unterlassen, und versicherte, er werde nichts weiter thun. Doch nur wenige Tage darauf war der schwache Mann von der Partei wieder umgestimmt, welche, wie der Domdekan Reindl mehrmals beteuerte, Döllinger und den Verfasser durchaus aus der Fakultät verdrängt wissen wollte. Uneingedenk seiner eben an Döllinger gerichteten Worte, erließ Scherr ein vom 20. Oktober datiertes Schreiben an die Fakultät, worin er u. a. sagt: „Da Sie einer dogmatischen Belehrung meinerseits wahrlich nicht bedürfen, so bemerke ich hier nur folgendes. Die bisherigen Beschlüsse des allgemeinen vatikanischen Konzils sind unter allen jenen Förmlichkeiten gefaßt worden, welche zu ihrer Gültigkeit notwendig sind. Dies bezeugen die Bischöfe der sogenannten Minorität ebenso wie alle übrigen. In der That hat bisher auch nicht ein einziger katholischer Bischof sich öffentlich gegen die Rechtmäßigkeit der gefaßten Beschlüsse erhoben. Im Gegenteile haben weitaus die meisten ihre Unterwerfung unter dieselben in irgend einer Weise unzweideutig kundgethan ... Von Ihnen, hochw. Herren, werde ich da, wo es sich um ein Prinzip des katholischen Glaubens handelt, gewiß nicht den gedankenlosen Vorwurf des Gesinnungswechsels fürchten dürfen. Nachdem also jetzt die Lage der Dinge unwidersprechlich klar ist, kann es mir unmöglich gleichgültig sein, wie sich die ehrwürdige theologische Fakultät und ihre einzelnen Mitglieder zu derselben verhalten. Wenn ich auch gerne jedem anderen Zeit gönne, den schweren inneren Kampf, den ihn vielleicht die Auseinandersetzung zwischen seiner bisherigen Anschauung und den feierlichen Aussprüchen der lehrenden Kirche kostet, auszukämpfen, so ist dies bei öffentlichen Lehrern der Theologie, welche in den nächsten Tagen ihre

Lehrstühle wieder betreten werden, nicht länger möglich", — die brauchen „den schweren inneren Kampf" nicht auszukämpfen, bei denen gilt einfach: Friß Vogel, oder stirb!

Ein seiner Stellung bewußter Dekan hätte, da der Erzbischof direkt mit der Fakultät zu verkehren kein Recht hatte, das Schreiben sofort zurückweisen, die Fakultät aber es unter ihrer Würde erklären müssen, sich mit dem teils thörichten, teils unwahren Schreiben zu befassen. Oder ist es nicht thöricht, sich über „eine dogmatische Belehrung" hinwegzusetzen, wenn jeder Bischof die päpstliche Unfehlbarkeit anders erklärte, und Scherr selbst von einer später zu gebenden „authentischen Interpretation" sprach? nicht unwahr, die Gültigkeit eines allgemeinen Konzils nur von der Vornahme der äußerlichen „Förmlichkeiten" abhängig zu machen? nicht unwahr ferner, daß damals „die Bischöfe der sogenannten Minorität" bezeugten, es seien alle jene Förmlichkeiten, welche zur Gültigkeit der Beschlüsse notwendig sind, beobachtet worden, und daß „weitaus die meisten ihre Unterwerfung ... in irgend einer Weise unzweideutig kundgethan" hatten? In Schultes Buch, der Altkatholizismus, kann sich jetzt jeder leicht davon überzeugen. Und wie man damals Unterwerfungen „in irgend einer Weise" zu konstruieren verstand, davon nur einige Beispiele. Man sprengte einfach Lügen aus, und wenn der davon Betroffene nicht öffentlich widersprach, so galt die Lüge als Wahrheit. So schreibt Hefele am 17. Dezember 1870 an Döllinger: „Es ist nicht recht begreiflich, wie der Herr Erzbischof von München glauben mochte, ich hätte nicht nur selbst die Infallibilität feierlich anerkannt, sondern auch meinen Klerus zur Unterwerfung zu zwingen gesucht. Diese Ente ist wohl nur eine neue Auflage der rheinischen: daß ich meinen Hirtenbrief mit Anerkennung der Unfehlbarkeit hätte verlesen lassen". Und ebenso, kurz vor dem Schreiben Scherrs an die Fakultät, Kardinal Hohenlohe, dessen Unterwerfung das offizielle

päpstliche Giornale di Roma am 22. August verkündigt hatte: „Sehr dankbar bin ich Ihnen für das mir ... übersandte »Sendschreiben« [an einen deutschen Bischof des vatikanischen Konzils von Lord Acton], das jedenfalls ein sehr wichtiges Dokument ist. Übrigens ist es nicht an meine Adresse, da ich keinerlei Erklärung zu Gunsten des Konzils und seiner Dekrete abgegeben habe. Man hat das zwar von mir gesagt und gedruckt, aber das war eine grobe Erfindung. Dies übrigens nur im tiefsten Vertrauen. Denn wenn wir auch im Jahrhundert der wichtigen Erfindungen leben, so ist doch diese Art Erfindung nicht schön, und es ist traurig, daß dergleichen da sich zeigt, wo man nur der gewissenhaftesten Wahrheitsliebe begegnen sollte. Aber es ist besser, von solchen traurigen Erscheinungen nicht zu sprechen, damit der Skandal vor den Ungläubigen nicht noch größer wird" (Oktober 13.). Zu dem Verfasser aber äußerte er damals im Kloster St. Bonifaz: „So wenig als dieser Ofen habe ich etwas gesagt; aber kann ich als Kardinal etwas dagegen sagen? Das weiß man, deshalb veröffentlichte man das".

Umsonst hielt man dies und anderes der Fakultät in den durch das erzbischöfliche Schreiben veranlaßten peinlichen Sitzungen vor; man müsse, hieß es, dem Erzbischof Vertrauen schenken und schweißte ein Schreiben zusammen, worin es heißt: Da am 18. Juli nur zwei Nein fielen, dann das Fuldaer Schreiben erschienen ist, und zuletzt Ew. Exzellenz das und jenes konstatiert haben, „so erklären wir ..., auf den Grund eines solchen moralischen Gesamtkonsenses den ökumenischen Charakter des vatikanischen Konzils und der Beschlüsse desselben ... mit rückhaltloser Überzeugung und Hingebung festhalten zu wollen. In der Auslegung des 4. Kapitels, welches die Unfehlbarkeit des kirchlichen Oberhauptes ausspricht, weichen die von mehreren Konzilsvätern neuestens veröffentlichten Hirtenschreiben mehr oder minder von einander

Da uns keine hinreichende Kenntnis der einschlägigen Konzilsverhandlungen zu Gebote steht, so vermögen wir zwischen diesen Auffassungen eine sichere Wahl nicht zu treffen und bescheiden uns deshalb, eine bestimmte Detailerklärung jenes Kapitels aufzustellen, ... umsomehr, als früher oder später vielleicht eine authentische Auslegung desselben erfolgen wird" (November 29.). Mehr hätte sich die Fakultät nicht entehren können. Sie erklärte offen, sie wisse nicht, was das 4. Kapitel bedeute und hoffe auf eine vielleicht später stattfindende authentische Auslegung desselben, versichert aber gleichwohl, es mit rückhaltloser Überzeugung und Hingebung festhalten zu wollen! Es war auch eine Unterwerfung „in irgend einer Weise". Aber noch heute ist dem Verfasser unbegreiflich, wie diese Männer nicht lange nachher es wagen konnten, von einem „Christianismus vagus" Döllingers zu sprechen.[2])

Einem so unwürdigen Schreiben konnten Döllinger und der Verfasser, welche den Verlauf des Konzils und den Sinn des 4. Kapitels genau kannten und über die angebliche Unterwerfung der meisten Bischöfe hinreichend unterrichtet waren, nicht zustimmen. Sie mußten dann aber auch erwarten, daß der Erzbischof von jetzt ab gegen sie einzeln vorgehen werde. Auch Reischl trug eine Zeitlang Bedenken, das Schreiben der Majorität zu unterzeichnen. Als aber der Termin endete, wurde er verzagt. Es sei für ihn, sagte er Döllinger, unerträglich, nicht mehr täglich in der Messe kommunizieren zu können. Das erschütterte auch Döllinger auf einige Augenblicke. Eilig ließ er den Verfasser rufen: „Eben sagte mir Reischl, daß er sich unterwerfe; was thun Sie?" „Ich werde es nicht thun, weil ich nicht kann. Ich kenne das Konzil aus eigener Erfahrung und kann es nicht als ökumenisch anerkennen, abgesehen von den neuen Lehren". „Dann gut; wenn alles sich unterwürfe, wüßte ich auch nicht, was ich thun würde". Es war von da an keine Rede mehr davon.

Da Döllinger auf das erzbischöfliche Schreiben vom 20. Oktober nicht antwortete, drängte ihn Scherr in einem Briefe vom 4. Januar 1871 „zu einer offenen Aussprache“ über seine Stellung zum ökumenischen vatikanischen Konzil und seinen bisherigen Beschlüssen. Noch sei es ihm unmöglich, zu glauben, daß Döllinger „die oberhirtliche Gewalt herausfordern werde, die aber ganz gewiß ihre unveräußerlichen Rechte üben muß und üben wird, wenn die hoffnungsvolle Geduld sich endlich sollte getäuscht sehen“. Von einer Belehrung in dem ganzen Schreiben keine Silbe. Sie kam nach, war aber nicht an Döllinger speziell, sondern in einem Hirtenbriefe vom 5. Januar an die ganze Diözese gerichtet, und hatte den schätzenswerten Vorzug vor anderen ähnlichen Kundgebungen, daß sie die Unfehlbarkeit des Papstes — der Universalepiskopat desselben wird gar nicht näher erwähnt — auch aus der Tradition bewies. Kein Wunder, daß Döllinger vorläufig Scherrs Brief nicht beantwortete, sondern den in einem autoritativen Schreiben vorgeführten Traditionsbeweis studierte. Es hätte doch sein können, daß ihm manches entgangen wäre. Doch welche Enttäuschung! Der Kenner der kirchlichen Litteratur, wie die katholische Kirche keinen zweiten besaß, sieht sofort: „Die Kette von Zeugnissen, die hier angeführt werden, zerbröckelt sich in den Händen des Zugreifenden. Die Stellen sind teils erdichtet, teils falsch übersetzt, teils verstümmelt und dadurch entstellt, teils entbehren sie aller Beweiskraft“. Dazu kann und darf er nicht schweigen, und da der Erzbischof selbst seinen Traditionsbeweis vor der Öffentlichkeit geführt hat, so wendet er sich ebenfalls an sie. Nachdem er unter dem Titel „Zur Unfehlbarkeitslitteratur“ in der Allg. Zeitung (Nr. 20 Beilage) Schulte's Schrift: „Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker, Individuen, nach ihren Lehren und Handlungen zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit“ besprochen, folgte schon in Nr. 22 Beil. ein Artikel

„Der Münchener Hirtenbrief vom 5. Januar 1871“. Das ganze in dem Hirtenbrief aufgeführte Kartenhaus stürzt in sich zusammen, und der Verfasser desselben ist als Ignorant enthüllt. Nun faßte dieser — es war Rampf, der jetzige Bischof von Passau — gar den Entschluß, sich in einer „Entgegnung“ (A. Z. N. 28 Beil.) mit Döllinger zu messen. Es war der unglücklichste Einfall, da er dadurch Döllinger nur eine Gelegenheit bot, ihn in einem neuen Artikel „Der Münchener Hirtenbrief und sein Verteidiger“ (A. Z. N. 41) zu Staub zu zerreiben und Scherrs Hirtenbrief vollends der Lächerlichkeit preiszugeben.

Endlich am 29. Januar antwortete er auch dem Erzbischof, daß seine Aufforderung ihn „nach dem Entschlusse, den Ew. Exzellenz zu Fulda in Verbindung mit anderen Bischöfen gefaßt haben“, nicht überraschen konnte. „Nur wäre für mich eine einfache und unmotivierte Zustimmungs- oder Unterwerfungserklärung nicht thunlich, weil ich seit Anfang der vatikanischen Synode öffentlich und wiederholt die entgegengesetzte Lehre behauptet und mit vielen Gründen belegt habe. Ich müßte also zugleich mich selber widerlegen und öffentlich den Beweis führen, daß die Lehre, welche ich sowohl früher als ganz besonders in der jüngsten Zeit vorgetragen, eine falsche und verkehrte Lehre sei. Thäte ich dies nicht, ... würde die ganze Welt, in der Nähe wie in der Ferne, einige Nonnen etwa ausgenommen, mich brandmarken als einen argen gewissenlosen Heuchler, welcher aus Furcht und Standesinteresse seine Überzeugung verleugne. In dem Bewußtsein der peinlichen Lage ... habe ich denn auch seit einigen Wochen begonnen, die große Frage ... zum Gegenstand eines erneuten Studiums und einer möglichst sorgfältigen und eindringenden Forschung zu machen. Ich lese und prüfe alles, was von römischer Seite und zur Verteidigung der Dekrete und der darin enthaltenen Lehre, teils in Italien,

teils in Frankreich, England und Deutschland, in jüngster Zeit erschienen ist, soweit es für mich erreichbar ist. Wenn es mir gelingt die Überzeugung zu gewinnen, daß diese Lehre die wahre, die durch Schrift und Tradition verbürgte sei, und daß ich, der ich bisher mit der großen Mehrzahl der deutschen Theologen das Gegenteil glaubte, mich im Irrtum befunden, dann werde ich nicht anstehen, dies ohne Rückhalt und ohne Beschönigungsversuch vor der Welt zu bekennen; ich werde dann .. noch weiter gehen: ich werde bemüht sein, den Schaden, den ich seit 47 Jahren durch meine im entgegengesetzten Sinne geschriebenen Bücher und gehaltenen Vorträge der Kirche zugefügt haben würde, dadurch einigermaßen gut zu machen, daß ich mich selber widerlege und meine Fehler und unrichtigen Ansichten aufdecke. Ich weiß sehr wohl, daß der Priester bereit sein muß, der Kirche auch dieses höchste und schwerste Opfer zu bringen, das Opfer seines guten Rufes und der Ehre vor seinen Mitmenschen. Aber doch nur unter der einen Bedingung: daß er nämlich auch wirklich von der Wahrheit dessen, was er neu bekennen soll, und der Falschheit dessen, was er bisher gelehrt hat, überzeugt sei". Außerdem wäre eine derartige Unterwerfung eine schwere Sünde, eine grobe Lüge, und dazu wollen Ew. Exzellenz mich nicht drängen, dessen bin ich gewiß. „Ihre Aufforderung kann nur den Sinn haben: ›gib dir alle Mühe und thue, was du nur immer kannst, um dir dieselbe Überzeugung zu verschaffen, welche jetzt die meinige ist‹. Das thue ich denn auch nach bestem Gewissen; ich rufe Gott um Erleuchtung an, ich forsche und prüfe, so gut ich es kann"; aber bei der Größe des Gegenstandes und des Materials bedarf ich einer längeren Zeitfrist, und ich bitte daher um Gewährung derselben und noch einstweilen um Geduld mit dem alten Manne. In der That eröffnete ihm der Erzbischof, obwohl ungeduldig, am 14. Februar, daß er bis zum 15. März ds. Js. schließlichen

Erklärungen entgegensehe, aber von diesem Datum an die ihm von seinem Oberhirtenamte gebotenen weiteren Schritte zu thun definitiv beschlossen habe. Und als Döllinger am 14. März noch um eine Frist von etwa zwölf oder vierzehn Tagen bat, wurde ihm auch diese gewährt, doch mit dem Bemerken, „daß ich nach diesem Termine eine weitere Verlängerung zu gewähren nicht mehr in der Lage sein werde".

Die Entscheidung mußte endlich getroffen werden. Sie war aber trotz allem nicht leicht. In seiner Rede auf König Maximilian II. hatte er 1864 allerdings gesagt: „Der Priester der Wissenschaft wird da, wo seine Überzeugung vollständig und durch keinen Schatten eines Zweifels mehr getrübt, offen und furchtlos die erkannte Wahrheit, auch die mißliebige Wahrheit aussprechen, wird auf jede Abschwächung, jede Verhüllung derselben verzichten"; er hatte aber auch hinzugefügt: „Das ist leicht für den Mathematiker, den Physiker, schwer aber, oft sehr schwer auf allen ethischen Gebieten". Und in dieser Lage befand er sich jetzt selbst. Dazu trat in diesem Augenblicke Bischof Hefele, der bisher hinter Döllinger und Reusch stand, sie drängte und trieb, als Versucher an ihn heran, schrieb ihm am 11. März, daß auch er die vatikanischen Dekrete publizieren werde, und forderte Döllinger ebenfalls zur Unterwerfung auf; denn „mit mir würden es Tausende und Tausende tiefstens bedauern, wenn Sie und Herr Professor Friedrich keinen Ausweg fänden und mit Suspension oder gar Exkommunikation belegt würden. Ist denn kein Kompromiß mit dem Erzbischof möglich? Lassen Sie sich, wenn ja möglich, nicht hinausdrängen, damit, wenn je wieder ein besserer Wind weht, Sie schon auf dem Platze stehen. Ich sagte, wenn je ein anderer Wind weht; denn so kann die Wirtschaft nicht fortgehen, oder der Katholizismus geht in Deutschland zu Grunde. O, was hätte sich in Deutschland machen lassen, wenn die Fuldaer anders gehandelt hätten! Ich

kann den Gedanken nicht denken: ›Döllinger so lange, lange und so frühe schon, wo noch andere schliefen, der Vorkämpfer für die katholische Kirche und ihre Interessen, der Erste unter den deutschen Theologen, der Ajax des Ultramontanismus, soll suspendiert oder gar exkommuniziert werden und das von einem Erzbischof, der nicht den tausendsten Teil der Verdienste Döllingers hat‹. Das ist schrecklich". Da braucht man sich nicht zu wundern, daß es bei Döllinger noch zu einem schweren Kampf mit sich selbst kam, den er, wie er L. v. Kobell erzählte, in der ersten „ganz schlaflosen Nacht in seinem Leben" auskämpfte, indem er sein Gewissen erforschte, hin und her sann und zu der Überzeugung gelangte, er dürfe und könne nicht zu der Infallibilisten-Partei übergehen; denn nunmehr gelte es, in dem „von uns nicht gesuchten, uns aufgedrungenen Kampf ... das Depositum der Wahrheit für kommende Generationen aufzubewahren. Wenn wir auch das Schauspiel der Unterwerfung aufführten, müßte die Welt glauben, daß der Wahrheitssinn im katholischen Klerus völlig ausgestorben, das Priestertum nur noch ein Gewerbe sei. Der moralische Bankerott des Klerus in der öffentlichen Meinung ist ohnedies fait accompli" (an Reusch, März 20.). Man sage aber nicht, das sei ein unerhörter oder gar unkatholischer Standpunkt; es ist dies so wenig der Fall, daß man römischerseits einst ganz das nämliche gelehrt hat. Denn nach dem Kardinal Turrecremata, dem Verteidiger Eugens IV., kann auch ein allgemeines, vom Papste berufenes, präsidiertes und in Vereinigung mit ihm gehaltenes Konzil irren, und auch der Papst eine irrige Definition treffen. Würde aber ein Konzil einen Artikel des Glaubens gründen, der gegen die hl. Schrift wäre oder aus ihr nicht abgeleitet werden könnte, so wären wir nicht gehalten, ihn anzunehmen. Und das Gleiche lehrt der hl. Antoninus von Florenz in seiner Summa. Ja, nach beiden ist die Kirche, welche nicht irren kann, nicht das Konzil, sondern die universale

Kirche, ist es möglich, daß der ganze Glaube nur noch in einem einzigen Menschen übrig wäre, und muß, sofern es sich um den Glauben handelt, das Diktum eines einzigen Privatmannes dem Urteile des Papstes vorgezogen werden, wenn er von besseren Gründen und Autoritäten des neuen und alten Testamentes bewogen würde, als der Papst. Und daran stieß man sich nicht bis 1868, wo man allerdings alle möglichen vergeblichen Anstrengungen machte, diesen Paragraphen des Antoninus als unecht nachzuweisen.[3])

Am 29. März endlich sandte Döllinger eine umfangreiche Erklärung an den Erzbischof und zugleich an die Allg. Zeitung (veröffentlicht am 31. März). Nachdem er des Gerüchts erwähnt, der Erzbischof wolle gegen ihn mit Straf- und Zwangsmitteln vorgehen, wie sie sonst nur gegen solche Priester, welche sich grober sittlicher Vergehen schuldig gemacht, und auch gegen diese nur in sehr seltenen Fällen, angewendet werden, bittet er, ob er nicht etwa, wie im Jahre 1848, auf der bevorstehenden Bischofsversammlung ein geneigtes Gehör für wenige Stunden finden könne, und gibt an, was er dort zu beweisen erbötig sei. Er verlange für diesen Fall nur, daß seine Angaben mit den etwaigen Gegenreden zu Protokoll genommen und die Veröffentlichung desselben nachher gestattet werde, und daß einem wissenschaftlich gebildeten Manne seiner Wahl bei der Konferenz anwesend zu sein erlaubt werde. Sollte diese Konferenz nicht erreichbar sein, so bitte er, der Erzbischof möge eine solche Konferenz aus seinem Domkapitel bilden, vor welcher er seine Sache zu führen vermöchte. Sollte aber der Erzbischof selbst den Vorsitz übernehmen und ihn bezüglich seiner etwaigen Irrtümer in Anführung und Auslegung von Thatsachen und Zeugnissen zurechtweisen, so würde er sich das zu hoher Ehre anrechnen ... und jedenfalls dürfe er, wenn der Erzbischof die Anwendung seiner oberhirtlichen Gewalt an ihm in Aussicht stelle, hoffen, „daß

es das schönste, edelste und wohlthätigste, das am meisten Christus ähnliche Attribut dieser Gewalt sei, nämlich das Lehramt, welches Sie zunächst an mir zu üben vorziehen würden. Werde ich mit Zeugnissen und Thatsachen überführt, so verpflichte ich mich hiermit, öffentlichen Widerruf zu leisten, alles was ich über diese Sache geschrieben, zurückzunehmen und mich selber zu widerlegen. Für die Kirche und den Geisterfrieden könnten die Folgen in jedem Falle nur erwünscht sein. Denn es handelt sich hiebei nicht bloß um meine Person: Tausende im Klerus, Hunderttausende in der Laienwelt denken wie ich, und halten die neuen Glaubensartikel für unannehmbar ..." Er führt aus, daß sein Verlangen kein unbegründetes sei, wie viele Beispiele zeigen, und geht auf die neuen Lehren und das vatikanische Konzil selbst ein, wobei er von dem letzteren bemerkt: „Mir ist in der ganzen Geschichte der Kirche unter den als allgemein berufenen Konzilien nur eines bekannt, auf welchem die Machthabenden, gleichwie auf dem jüngsten, jede gründliche Erörterung der Tradition verhindert haben, und das ist das zweite von Ephesus vom Jahre 449; dort, auf der sogenannten Räubersynode, geschah es mit Gewalt und tumultuarischer Tyrannei; auf dem vatikanischen war es die der Versammlung auferlegte Geschäftsordnung, die päpstliche Kommission und der Wille der Majorität, welcher es nicht zu einer ordentlichen und eindringenden Prüfung kommen ließ ..." Wenn der Erzbischof dieses Konzil gleichwohl „frei" nenne, so nehme er frei nicht im theologischen Sinne; denn „theologisch frei ist ein Konzil nur dann, wenn freie Untersuchung und Erörterung aller Bedenken und Schwierigkeiten stattgefunden hat, wenn die Einwürfe zugelassen und nach den Regeln, welche die Ermittlung der Tradition erheischt, geprüft worden sind". Das sei aber nicht geschehen, und das zu beweisen, erbiete er sich. Die Untersuchung, die er fordere, drehe sich um eine rein geschichtliche Frage, und sie müsse notwendig vorgenommen werden.

Nun soll nach der Natur der Sache, nach der eigenen Erklärung des Papstes in seinem Schreiben an Ew. Exzellenz vom 28. Oktober 1870 die neue Lehre einen oder vielmehr den Fundamentalartikel des Glaubens (ipsum fundamentale principium catholicae fidei ac doctrinae) bilden. „Dieses oberste Glaubensprinzip darf, wie es notwendig sonnenklar in der heiligen Schrift verzeichnet sein müßte, niemals in der Kirche verdunkelt gewesen sein; es muß in jeder Zeit, bei jedem Volke, wie ein hell leuchtendes Gestirn die ganze Kirche beherrscht haben, muß an die Spitze alles Unterrichts gestellt worden sein“. Wie ist es denn zu erklären, daß erst nach 1830 Jahren die Kirche auf den Gedanken gekommen sei, einen Fundamentalartikel des Glaubens zum Glaubensartikel zu machen! Wie konnten die Päpste Jahrhunderte lang ganzen Ländern, ganzen theologischen Schulen die Leugnung dieses fundamentalen Glaubenssatzes nachsehen! War denn da eine Einheit der Kirche, wo man im Fundamente des Glaubens selbst geschieden war! Und wie kam es, daß Ew. Exzellenz, selbst sich so lange und beharrlich gegen die Verkündigung dieses Dogmas sträubte? Weil es nicht opportun sei. „Aber kann es denn je ›inopportun‹ sein, den Gläubigen den Schlüssel zum ganzen Glaubensgebäude zu geben, den Fundamentalartikel, von welchem alle anderen abhängen, zu verkünden? Da stehen wir alle schwindelnd vor einem Abgrunde, der sich am 18. Juli vor uns aufgethan hat!

„Wer die ungeheure Tragweite der jüngsten Beschlüsse ermessen will“, der muß immer das 3. Kapitel des Konzils-Dekrets mit dem 4. zusammennehmen und sich vergegenwärtigen, „welch ein System der vollendetsten Universalherrschaft und geistlichen Diktatur uns hier entgegentritt. Es ist die ganze Gewaltfülle über die gesamte Kirche wie über jeden Einzelmenschen, wie sie die Päpste seit Gregor VII. in Anspruch genommen, wie sie in den zahlreichen Bullen seit der Bulle

Unam sanctam ausgesprochen ist, welche fortan von jedem Katholiken geglaubt und im Leben anerkannt werden soll. Diese Gewalt ist schrankenlos, unberechenbar, sie kann überall eingreifen, wo, wie Innocenz III. sagt, Sünde ist, kann jeden strafen, duldet keine Appellation, und ist souveräne Willkür, denn der Papst trägt nach dem Ausdrucke Bonifazius VIII. alle Rechte im Schreine seiner Brust ... Ihm gegenüber besteht kein Recht, keine persönliche oder korporative Freiheit, oder, wie die Kanonisten sagen, das Tribunal Gottes und des Papstes ist ein und dasselbe. Dieses System trägt seinen romanischen Ursprung an der Stirne und wird nie in germanischen Ländern durchzubringen vermögen".

Nein! „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen. Nicht als Christ; denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe: denn die gesamte echte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen: denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbau der älteren Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt, und durch die eximierte Stellung, welche sie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloser, verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und

Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte deutsche Reich zu Grunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Teil der deutschen Nation herrschend würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechtums in das eben erbaute neue Reich verpflanzen würde".

So war zum zweitenmale aus dem deutschen Volke der Ruf ergangen: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, wenn ich nicht des Unrechtes überführt werde, und „erschütterte ganz Deutschland", wie Sybel mit Recht bemerkt. Den Deutschen war ihre Aufgabe, sich nicht wieder von dem Romanentum unterjochen zu lassen, vorgezeichnet: Das alte Deutsche Reich ist an diesem romanischen Gifte zu Grunde gegangen, auch das eben errichtete neue wird sofort wieder siechen, wenn es gelingt, dieses Gift ihm beizubringen. Aber das deutsche Volk, das protestantische so wenig wie das katholische, erkannte, daß ein wirklich „führender Geist" gesprochen hatte. Zwar kam ihm eine Unmasse von Telegrammen, Briefen und Adressen aus Deutschland, Österreich und Italien, oft mit Hunderten von Unterschriften zu, welche ihm ihre Zustimmung aussprachen; aber bald traten auch die von dem Grafen Moy schon gekennzeichneten Symptome zu Tage: „die Gleichgültigkeit und Mutlosigkeit unserer Zeit". Die Folge davon ist, daß nur wenige Jahrzehnte nachher das Romanentum im Deutschen Reiche herrscht, die Vertreter desselben die „regierende Partei" sind. Nur wer mit Blindheit geschlagen ist, kann es verkennen, daß das neue Deutsche Reich trotz des äußeren Glanzes „den Keim eines unheilbaren Siechtums" in sich trägt, und nur ein Thor noch von einem Unterschied zwischen Katholizismus und Ultramontanismus, von unzähligen Katholiken, welche nicht ultramontan sind, sprechen. Nein! Die ganze römische Kirche ist seit 1870 ultramontan, jesuitisch, und die als Ultramontane Bezeichneten sind die echtesten Vertreter des jetzigen

römischen Katholizismus, während die von ihnen unterschiedenen Katholiken die ungläubig gewordenen oder indifferenten und trägen Leute sind, welche in einem geistigen Kampfe nicht zählen.

Die Veröffentlichung der Erklärung überraschte niemanden mehr als Scherr und wurde jetzt zur Hauptsache gemacht. Am 31. März noch sandte der Erzbischof durch Vermittlung des Nuntius ein Chiffren-Telegramm, mit der Anfrage, wie gegen Döllinger verfahren werden solle, nach Rom, das Graf Taufkirchen am 1. April dem Kardinal Antonelli übermittelte. Die Antwort ging dahin, „daß die Sache vorläufig ausschließend in der Kompetenz des Erzbischofs liege, welcher nicht vorgegriffen werden wolle". Das war aber nicht nach dem Sinne Ludwigs II., der längst mit dem Erzbischof unzufrieden war und erst vor einem Monat in einem Brief an Döllinger seiner Mißstimmung über ihn Ausdruck gegeben hatte. „Gleich dem Lande" — schrieb er eigenhändig — „bin ich stolz, Sie den Unsrigen nennen zu können, und hege die frohe Zuversicht, daß Sie wie bisher als Zierde der Wissenschaft und erprobten Anhänglichkeit des Thrones noch lange Jahre Ihr einflußreiches Wirken zum Besten des Staates und der Kirche bethätigen werden. Kaum habe ich nötig hervorzuheben, wie hoch mich Ihre so entschiedene Haltung in der Unfehlbarkeitsfrage erfreut; sehr peinlich berührt mich dagegen, daß Abt Haneberg seiner innern, richtigen Ueberzeugung zum Trotz sich blindlings unterworfen hat; er that es, wie ich vernahm, aus ›Demut‹! Dies ist meiner Ansicht nach eine sehr falsch verstandene Demut, es ist eine widrige Heuchelei, offiziell sich zu unterwerfen und nach Außen eine andere Überzeugung zur Schau zu tragen, als jene, von welcher das Innere erfüllt ist. — Ich freue mich, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe; ich habe es immer gesagt, daß Sie mein Bossuet, er dagegen mein Fenelon ist. — Jammervoll und wahrhaft mit-

leiderregend ist die Haltung des Erzbischofs, der so bald schon in seinem élan nachließ: sein Fleisch ist eben stark, und sein Geist ist schwach, wie er aus Versehen einst selbst in einem seiner Hirtenbriefe verkündet hat. Sonderbare Ironie des Zufalls! — Stolz bin ich dagegen auf Sie, Sie wahrer Fels der Kirche, nach welchem die im Sinne des Stifters unserer heiligen Religion denkenden Katholiken in unerschütterlichem Vertrauen und mit wahrer Verehrung blicken dürfen" (Februar 28.). Am 1. April sandte auch er ein Chiffren-Telegramm an Tauffkirchen, um Antonelli „auf die Tragweite der Verhängung von Zensuren (über Döllinger) aufmerksam zu machen". Aber der Gesandte ließ sich Zeit. Erst nachdem er am 3. April die Erklärung Döllingers gelesen, ging er zu Antonelli, um die Antwort entgegenzunehmen: „Wenn Döllinger die Lehre, welche von der versammelten Kirche im Konzil und später von der zerstreuten Kirche durch die große Mehrzahl der bei der Abstimmung abwesenden Bischöfe anerkannt und vom Papst feierlich als Dogma proklamiert wurde, in öffentlicher Erklärung verworfen hat, so ist er damit ipso jure aus der Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche ausgetreten und kann insbesondere das geistliche Amt nicht mehr ausüben, insolange er nicht widerruft. Diese Folgen ergeben sich von selbst. Ob ein besonderer Ausspruch hierüber durch die Publizität, welche der Erklärung gegeben wurde, veranlaßt ist, kann ich um so weniger beurteilen, als ich die Erklärung nur aus telegraphischen Auszügen kenne. Einstweilen beruht die Sache ausschließend in der Zuständigkeit des vorgesetzten Bischofs." Das schrieb Tauffkirchen am 3. April an den König mit dem Bemerken, „daß ꝛc. Döllinger bestimmt werden sollte, vorläufig geistliche Funktionen zu unterlassen, daß dem Erzbischof von diesem Entschlusse vertraulich Kenntnis gegeben und hiedurch derselbe bewogen werde, Einschreitungen gegen Döllinger zu verschieben. Ich würde dann hier auch auf

Zögerung hinwirken, und es wäre Zeit gewonnen, das einzige, was in dieser Sache von der Kurie erreicht werden kann. Alles weitere hängt von dem Eindrucke, welche Döllingers Erklärung und die Polemik, welche sich darüber eröffnen wird, auf die öffentliche Meinung üben wird, ab." Setze Döllinger aber seine Funktionen fort, so könne er nicht hindern, daß der Erzbischof von hier beauftragt werde, über ihn die Suspension zu verhängen. Das wisse Döllinger, und man müßte dann annehmen, „daß es in seiner Absicht liegt, eine solche Suspension hervorzurufen."[1])

Doch noch ehe dieser Bericht in die Hände des Königs kommen konnte, war Scherr bereits vorgegangen. Ein von Rampf verfaßter Hirtenbrief vom 2. April an den Klerus und die Gläubigen der Erzdiözese erklärte: Die Veröffentlichung der Döllinger'schen Erklärung zwinge ihn, öffentlich und nachdrücklich die Hauptirrtümer in diesem beklagenswerten Aktenstücke aufzuzeigen. Die von Döllinger verlangte Konferenz könne nicht gewährt werden, weil „die Sache bereits entschieden ist". Wenn Döllinger sage, es handle sich um eine rein geschichtliche Frage, so „stellt er die historische Forschung über die Kirche", und wenn er behaupte, daß die Dekrete vom 18. Juli v. J. „schlechthin unvereinbar seien mit den Verfassungen der europäischen Staaten, insbesondere mit der bayerischen Verfassung", so „protestieren wir mit lautester Stimme dagegen als eine Verleumdung der katholischen Kirche, ihres Oberhauptes, ihrer Bischöfe und ihrer sämtlichen Glieder, welche nie aufhören werden, ›dem Kaiser zu geben‹" 2c. Die Sache gestaltet sich jetzt „zu einem förmlichen Aufruhr gegen die katholische Kirche ... Wir sind uns unserer oberhirtlichen Amtspflicht wohl bewußt." Daher diese unsere ernsten und warnenden Hirtenworte, und andere augenblicklich nötig gewordenen Schritte werden wir treffen, nicht ohne die Liebe zu dem irrenden Mitbruder im Auge zu behalten. „Wir werden

»das geknickte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen«." Ein Schreiben an Döllinger vom 3. April teilte ihm den Hirtenbrief und das Verbot mit, daß die Theologie-Studierenden der Münchener Diözese ferner seine Vorlesungen hören, sowie die Aufforderung, sein Gewissen zu prüfen, ob er nicht bereits wegen formaler Häresie der dem Papste reservierten Exkommunikation verfallen sei. Sollte er auf dem durch die öffentliche Erklärung eingenommenen Standpunkt verharren, so würde es unvermeidlich sein, durch öffentliche und feierliche Sentenz zu erklären, daß er die Ausschließung aus der katholischen Kirche verwirkt habe. Zugleich zeigte je ein Schreiben der Direktion des Georgianums, dem Ephorus der theologischen Fakultät (Reithmayr) und dem Kultusminister das Verbot der Vorlesungen Döllingers und des Verfassers an, mit dem Ansinnen, der Minister solle für eine andere Vertretung der Kirchengeschichte sorgen. Auch die sieben übrigen bayerischen Ordinariate wurden von all dem benachrichtigt.

Döllinger schwieg und fuhr fort, seine kirchlichen Funktionen, die sich in der Charwoche häuften und an denen der Hof sich hervorragend zu beteiligen pflegte, auszuüben. Dennoch gärte es in München ungeheuer. Am 6. April veröffentlichte die Allg. Zeitung eine Adresse von 43 katholischen Professoren der Universität München vom 3. April, in welcher „die unchristliche Tyrannei" der deutschen Bischöfe scharf gegeißelt und zurückgewiesen wird, und der sich wieder andere Universitäten anschlossen; am 10. April fand im Museum eine zahlreich besuchte Versammlung statt, welche eine Adresse an den König beschloß, seine Regierung möge verhindern, daß das neue Dogma sich in die Schule einschleiche, und eine Neuregelung des Verhältnisses von Kirche und Staat veranlassen. Auch sie wurde am 11. April in der Allg. Zeitung veröffentlicht und rasch mit zahlreichen, zuletzt 18 000 Unter-

schriften, darunter 8000 aus München allein, bedeckt. Da wurde es dem Erzbischof doch bange. Schleunig erließ er dagegen am 14. April einen neuen Hirtenbrief, der am 16. von den Kanzeln verlesen werden mußte; er traute aber selbst seiner eigenen Autorität nicht mehr. Die einzige Hilfe in seiner Not sah er nur noch in König Ludwig II., an den er sich am gleichen Tage wandte, um ihm das Vorgehen der Laien als eine „kirchenfeindliche Bewegung" zu denunzieren und ihn unter widerlichen Schmeicheleien zu bitten: „Ew. Majestät wollen wie bisher so auch in den gegenwärtigen Tagen der Gefahr wirklich als oberster Schutz- und Schirmherr unserer heiligen Kirche Sich erweisen." Kirche und Staat sind in Gefahr. Endlose Verwirrung und namenloses Unglück stehen bevor. Das abzuwenden, „können und vermögen bei der gegenwärtigen Sachlage nur Ew. Majestät. Nur Ein Wort aus allerhöchstem Munde, und die so hochgehenden Wogen der Bewegung werden sich wieder legen, es wird wieder Ruhe und Friede zurückkehren, die für das Wohl eines Landes so notwendig sind." Und den Erzbischof unterstützten in ihrer Art die Münchener Stadtpfarrer, die ebenfalls am 14. April eine Erklärung veröffentlichten, worin sie sich dagegen verwahrten, daß sie zu den Tausenden von Geistlichen gehören, welche wie Döllinger denken, und das Konzil als ein allgemeines verteidigten, dem sich jeder unterwerfen müsse; die „autoritative Interpretation", welche sagt, was man eigentlich glauben soll, „muß seiner Zeit von Rom erfolgen"!

Der König, dessen Regierung eben am 22. März dem Erzbischof von Bamberg das Plazet zur Verkündigung der neuen Lehren verweigert und dem Bischof von Augsburg am 25. Februar wegen Verletzung des Plazetgesetzes die Unterstützung des Staates bei seinem Vorgehen gegen den Pfarrer Renftle in Mering versagt hatte, dachte aber keineswegs daran, das von Scherr erbetene „Wort aus allerhöchstem Munde" zu sprechen.

Er sah ja, wie zu gleicher Zeit die Bischöfe die Staatsautorität mißachteten, und war überzeugt, daß Erzbischof Scherr das was er beklagte, selbst hervorgerufen hatte. Seine Absicht war daher eine ganz andere. Er hatte schon in den ersten Apriltagen den Grafen Holnstein nach Berlin gesandt, um den Rat des Fürsten Bismarck in der außergewöhnlichen Lage einholen zu lassen, und nach seiner Weisung: „er dürfe sich als König nicht in die erste Reihe stellen, müsse aber mit Sammethandschuhen den eisernen Griff handhaben“, wollte er verfahren. Es mißglückte nur. Denn als er den Erzbischof am 16. April zur Tafel zog und ihn von der Exkommunikation Döllingers abzuhalten suchte, dieser aber äußerte: „er könne nicht anders“, erwiderte der König ungefähr: „Ich werde stets ein treuer Sohn der Kirche bleiben“. Das war kein eiserner Griff, und Graf Holnstein, als er den Auftrag Bismarcks so ausgeführt sah, berichtete: „der König mache alles ungeschickt; durch seine Äußerung beim Diner zum Erzbischof sei dieser zur Exkommunikation Döllingers ermutigt worden“. In der That vollzog der Erzbischof bereits am nächsten Tage die vom Domkapitel mit allen gegen drei Stimmen[5]) beschlossene Exkommunikation, der am 18. die des Verfassers folgte. Im Auftrage und im Namen des Erzbischofs, hieß es im Ordinariatsschreiben, „erklären wir, daß Sie der größeren Exkommunikation mit allen daran hängenden kanonischen Folgen verfallen sind ... Nachdem so Ew. Hochwürden klaren und sicheren Glaubensdekreten der katholischen Kirche bewußte und hartnäckige Leugnung entgegengesetzt haben und fortwährend entgegensetzen, nachdem Sie ferner den mehrfach wiederholten väterlichen Mahnungen und Warnungen Ihres Oberhirten kein Gehör liehen, nachdem Sie vielmehr ihre Opposition gegen die Kirche öffentlich vertreten und Anhänger geworben haben, nachdem endlich die dadurch entstandene große Gefahr für die Gläubigen die lange getragene Rücksicht gegen Ihre hohe Stellung in der Kirche

und im Staate ... überwogen hat, so mußte zur Rettung Ihrer Seele und zur Warnung anderer die durch die Kirchengesetze auf das crimen haereseos externae et formalis gesetzte und vom allgemeinen vatikanischen Konzile bezüglich seiner Dekrete vom 18. Juli v. Js. neuerdings statuierte excommunicatio major, welcher Sie durch das genannte kirchliche Vergehen ipso facto verfallen sind, durch spezielle Sentenz deklariert und diesem kirchlichen Richterspruch die entsprechende Öffentlichkeit, wie hiemit in Aussicht gestellt wird, gegeben werden". Als Döllinger als Stiftspropst sofort davon dem König Anzeige machte, konnte dieser am 22. April nur noch antworten: „Von Ihrer Mitteilung bezüglich der jüngst über Sie verhängten Exkommunikation habe ich mit lebhaftem Bedauern Kenntnis genommen und fühle Ich Mich gedrungen, Ihnen dieses hiemit in warmen Worten kund zu thun. Indem Ich Sie, Mein lieber Stiftspropst, der Fortdauer Meiner besonderen Huld und Gnade versichere ..." Schon am nächsten Tag, Sonntag den 23. April, wurde in der Domkirche und in der Ludwigskirche die über Döllinger und den Verfasser verhängte Exkommunikation von der Kanzel verkündigt.

So war es endlich erreicht: „Der erste unter den deutschen Theologen" war erwürgt, und das Henkergeschäft überließ man nicht Rom, sondern verrichtete ein deutscher Bischof, während die anderen deutschen Bischöfe — man sehe ihre Briefe an Scherr in den „Aktenstücken" des erzbischöflichen Ordinariats München — einen wahren Indianertanz um das Opfer aufführten! Kein Wunder, daß, nachdem an einem Manne in so „hoher Stellung in der Kirche und im Staate" dieses Exempel statuiert war, auch die Domherren, die übrigen Pfarrer der Diözese bis auf Hosemann in Tuntenhausen und Bernard in Kiefersfelden, und die Kapläne nicht zu den Tausenden gehören wollten, welche wie Döllinger dachten, und sich der Erklärung der Münchener Stadtpfarrer anschlossen.

Wie ungern es manche thaten, und wie gerade sie die Bezeichnung „Hungerdogma“ für den Infallibilitätsglauben prägten, das weiß der Verfasser aus ihrem eigenen Munde.[6]) Doch es sollte auch der deutschen katholischen Kirche nicht erspart bleiben, was im 16. Jahrhundert in Kursachsen vorgegangen war und man katholischerseits bis daher so gerne citiert hatte: „Schreibt, liebe Herren, schreibt, Damit ihr weiter Pfarrer bleibt“. Aber gleichwohl würden die bayerischen Bischöfe ihre blauen Wunder gesehen haben, wenn sie nicht an dem Kultusminister Lutz eine starke Stütze gehabt hätten, wie es der Ministerialrat Erhard, Referent über das Patronatwesen im Ministerium, in einem von ihm mit eigener Hand Ende 1873 geschriebenen und im Besitze des Verfassers befindlichen Artikel bezeugt. Denn nur Lutz sei es gewesen, „der durch seine um ein volles Jahr verspätete und auch dann nur schwächlich vollzogene Verheißung staatlichen Schutzes für die Gegner der Unfehlbarkeit Tausende von Geistlichen nach langem Harren und Widerstreben zur Unterwerfung unter die römische Hierarchie zwang“, während er „unter dem Schein, den Altkatholizismus zu schützen, demselben die schwersten Wunden beigebracht hat, so daß dieser nur eben kraft der ihm innewohnenden Wahrheit und Gerechtigkeit bis heute sich siegreich behaupten konnte“.

Fünfzehntes Kapitel.

Döllingers Verhalten nach der Exkommunikation. Bischof Feßler bei ihm. Beabsichtigte Attentate auf ihn. Vergebliche Bekehrungsversuche. Stellung zum Altkatholizismus. Der dänische Bischof Martensen.

Döllinger nahm die Exkommunikation schweigend hin und ordnete schon vor ihrer Veröffentlichung sein weiteres Verhalten. Am Ostersonntag (April 9.) hielt er in der Allerheiligen-Hofkapelle noch das Hochamt. Nach demselben verabschiedete er sich von den mit ihm fungierenden Herren mit den Worten: „Heute habe ich das letzte Hochamt gehalten . . .; ich werde die Herren in keine Verlegenheit bringen, ich betrachte mich als den, zu welchem mich der Erzbischof machen wird“, und vereitelte es dadurch selbst, daß der strebsame Stiftsdekan Enzler, der sofort dem k. Obersthofmeisterstabe die Erklärung abgegeben hatte, „die Hofgeistlichkeit werde keine Dienste ferner leisten, wenn Döllinger eine Funktion vornehmen würde“, sich als Helden des neuen Glaubens bewähren konnte.[1]) Dieses Verhalten ergab sich für Döllinger aber einfach daraus, daß der Erzbischof allerdings die Gewalt hat, ihn zu exkommunizieren, und daß er, wenn der Erzbischof sich ihrer bedient,

dies über sich ergehen lassen und auch die daraus sich ergebenden äußeren Folgen hinnehmen muß.

Was Döllinger aber am Tage der öffentlichen Exkommunikation empfand, das hat er selbst in einem am gleichen Tage an H. Thiersch gerichteten Briefe niedergelegt: „Dank für Ihre herzlichen Zeilen — der Schlag hat mich doch nicht betäubt, da ich zwei Jahre Zeit hatte, mich innerlich darauf vorzubereiten. Ende Februar 1869 erkannte ich zum erstenmale (infolge der Indiskretion der Civiltà), daß mir derartiges bevorstehe. Glücklicherweise habe ich in der ganzen Sache nichts zu bereuen, und müßte, wenn ich Alles noch einmal durchzumachen hätte, wieder ebenso handeln. — Aus der Kirche will ich mich nicht hinausdrängen lassen, und so denken, glaube ich, fast alle, die jetzt gegen das neue Dogma sich wehren. Wir bleiben, wir trennen uns nicht von der großen Gesamtheit, aber wir protestieren und appellieren — Gott das Übrige überlassend. — Herr Mestral [Tableau de l'église chrét. au 19. siècle, 1870] fliegt hoch und weit in seinen Gedanken; was werden wird, gehört unter die arcana divinae providentiae — gegenwärtig paßt auf die abendländische katholische Kirche die Definition, die man vom weiland hl. römischen Reich zu geben pflegte: regitur confusione humana et providentia divina. Man muß da nicht viel machen wollen, sondern einfach thun, was das Gewissen vorschreibt. — In der nunmehr betretenen Bahn der Dogmenfabrikation ginge, wenn kein Widerstand wäre, dieser Teil der Christenheit der Verwesung entgegen. Meinen Sie nicht auch? Vielleicht bin ich doch ein Körnchen Salz, oder ist da schon ein Keim menschlicher Hoffart und Kurzsichtigkeit? Richten Sie mich — ich glaube, Ihnen mehr als einmal gezeigt zu haben, welch hohen Wert ich auf Ihr Urteil lege". Es war also eine ganz überflüssige Frage, über welche sich Manche den Kopf zerbrachen: ob Döllinger, der 72jährige Greis, wohl wie ein zweiter

Luther sich bewähren werde? Es lag dies, abgesehen von seiner Lebensgewohnheit und seinem Alter, gar nie in seiner Absicht. Er ließ sich daher von seiner ihm vorgezeichneten Bahn auch durch König Ludwig II. nicht abdrängen, der meinte, Döllinger solle nicht bloß in seiner Stellung als Stiftspropst bleiben, sondern auch seine kirchlichen Funktionen fortsetzen. „Ich sagte dem König, ich dürfe dieses seinethalben nicht thun, und auch meinethalben nicht, da eine derartige Auflehnung gegen Papst und Kirche zu traurigen und ernsten Konflikten führen müßte".[2]) König Ludwig spricht von da an auch nie mehr in seinen Handschreiben und Telegrammen an Döllinger von Kirche, Religion u. s. w., sondern nur noch von Wissenschaft u. s. w.

Man hat noch jüngst gesagt: „Es fehlte Döllinger das andere Auge des Priesters, die fromme Demut".[3]) Mit einem kleinlicheren Maßstabe kann man ihn nicht messen! Während er sich, wie es ihm sein Gewissen gebietet, demütig unter das christliche Sittengesetz beugt und sich dadurch zu einer sittlichen Größe und Erhabenheit erhebt, wie sie selten zu bewundern ist, soll lediglich Stolz und Hoffart das Motiv seiner Handlung gewesen sein! Das sind doch absonderliche Moralbegriffe. In dem unter Döllingers Mitwirkung abgefaßten, von dem Münchener Ordinariat approbierten und damals an allen bayerischen Gymnasien eingeführten „Lehrbuch der christlichen Religion" heißt es S. 548: „Im Zweifel über das Verpflichtetsein zu einer Handlung oder Leistung sind zwei mögliche Fälle zu unterscheiden ... Der andere ist der, wo die Verpflichtung überhaupt und als solche zweifelhaft erscheint, indem es ungewiß ist, ob ein verpflichtendes Gesetz vorhanden sei oder nicht (dubium juris) ..., in diesem Falle ist gegen das Verpflichtetsein zu einer Handlung oder Leistung (quia lex dubia non obligat) zu entscheiden". Dieser Fall lag für Döllinger, der auf Grund der bischöflichen Zeugnisse selbst das

vatikanische Konzil nicht als allgemeines und freies anerkennen konnte, vor; er mußte sich demgemäß gegen das Verpflichtetsein entscheiden. Und wenn das „Lehrbuch“ fortfährt: „In gleicher Weise ist es niemals erlaubt, gegen das Gewissen zu handeln, selbst nicht gegen das irrige, so lange der Irrtum als solcher nicht erkannt und abgelegt ist“, so handelte Döllinger auch diesem, von ihm selbst in seinem Schreiben vom 29. Januar an den Erzbischof ausgesprochenen Grundsatze gemäß: „Ohne die Überzeugung von der Wahrheit dessen, was ich neu bekennen soll, und der Falschheit dessen, was ich bisher gelehrt habe, wäre eine Unterwerfung eine schwere Sünde, eine grobe Lüge“, zu der Ew. Exzellenz mich gewiß nicht drängen wollen. Da der Erzbischof aber darauf bestand, daß Döllinger eine schwere Sünde begehe, ihm, wie Döllinger später einmal schrieb, nur die Wahl zwischen Lüge und Bann ließ, und Döllinger eine schwere Sünde nicht begehen wollte, mußte er den Bann über sich ergehen lassen und sich ihm als einer „Fügung Gottes“ unbedingt unterwerfen, was das „Lehrbuch“ S. 695 aber gerade als eine der „vorzüglichsten und zugleich pflichtmäßigen Äußerungen der Demut“ bezeichnet! Nein! Das zutreffendste Urteil über Döllinger lautet anders, heißt, so sehr seine Gegner sich dagegen sträuben mögen: er war frömmer, als wir alle.

Wenn aber Döllinger sich auch unter den Bann beugte, so hat doch der Chronist des St. Cajetans-Hofstiftes, der Beichtvater Döllingers bis zum Jahre 1871, recht, wenn er notiert: „Döllinger sprach sich über die Exkommunikation stets gereizt und erbittert aus: ›Die Form der Exkommunikation war nicht gerecht und nicht korrekt‹“. Döllinger hat dies selbst in seinem Briefe an Scherrs Nachfolger Steichele vom 1. März 1887 festgestellt: „In dem Bannfluch, welchen das hiesige Domkapitel . . . gegen mich von allen Kanzeln hat verkündigen lassen, kann ich auch heute nur eine Gewaltthat und Ungerechtigkeit

erkennen. Ich habe mich ja erboten, mich belehren, mich öffentlich widerlegen zu lassen . . . Eine pertinacia war also meinerseits offenbar nicht vorhanden, und Ew. Exzellenz wissen, daß, wo diese fehlt, ein Bannstrahl wegen Lehrverschiedenheit nichtig und ungültig ist. Das Verfahren mit mir ist in der That ein in der Kirchengeschichte beispielloser Vorgang. Es ist noch nie vorgekommen, daß man einen Greis, der in 45jährigem Lehramte sich nie auch nur einen bischöflichen Verweis oder Tadel zugezogen hatte, dessen Orthodoxie bis dahin nie auch nur einer konstatierten Verdächtigung ausgesetzt war, kurzweg und ohne ihn auch nur anzuhören — nach beliebter Formel — dem Satan übergeben hat".

Dieses plumpe Dreinschlagen hat auch keineswegs überall Billigung erfahren. Denn schon am 23. April kam der I. Sekretär des vatikanischen Konzils, Bischof Feßler von St. Pölten, Döllinger vom Frankfurter Parlament und von Wien her bekannt, in München an, um mit ihm „die bei ihm obwaltenden Schwierigkeiten" zu erörtern. Und als er, ohne einen anderen Besuch zu machen, spät Nachts nach St. Pölten zurückgekehrt war, schrieb er bereits am 24. April, er schlage eine private schriftliche Erörterung vor, „um gründlich und ruhig zu prüfen, ob die bei Ihnen obwaltenden Schwierigkeiten nicht in für Sie genügender Weise zu lösen seien. Die öffentliche Erörterung in wechselseitigen Streitschriften würde nicht zum Ziele der Verständigung führen, so wenig als eine Disputation". Es ist aber auch eine Mißbilligung der Form der Exkommunikation, wenn Feßler weiter schreibt: „Diese rein sachliche Erörterung ist übrigens ganz verschieden von der allfällig Ihnen nötig scheinenden Verteidigung gegen die declaratio excommunicationis, insoweit es sich hiebei etwa um den modus procedendi und eine einzelne Äußerung in der Motivierung dieser Sentenz handelt. Das muß ich Ihrem eigenen Ermessen anheimstellen". Döllinger fand es indessen

nicht für gut, sich mit Feßler in eine weitere Erörterung einzulassen, und schrieb ihm am 3. Mai ab, weil er, wie Feßler am 5. Mai angibt, überzeugt sei, „daß jeder Versuch einer Verständigung fruchtlos wäre, mit dem Beisatze, daß ich [Feßler] das wohl selbst bei weiterem Nachdenken hätte einsehen können, und daß unsere Grundanschauungen gänzlich verschieden seien, selbst in den wichtigsten Punkten ... ›Nach Ihrem eigenen Geständnisse kennen Sie die päpstlichen Bullen nicht, welche Sie doch am 18. Juli für unfehlbar erklärt haben‹ ... ›Sie haben kein Bedenken getragen, den schamlosen Betrug des Roma locuta est mir gegenüber zu rechtfertigen‹ ... ›Was ich von Ihrer Behandlung der Bulle Unam sanctam [in der Schrift: Die wahre und die falsche Unfehlbarkeit der Päpste. Zur Abwehr gegen Herrn Prof. Dr. Schulte] denke, mag ich aus Höflichkeit nicht sagen". Aber es überkam ihn wie den Propheten Jeremias: „Jeremias 23: Die Propheten zu Jerusalem — gehen mit Lügen um — von den Propheten zu Jerusalem kommt Heuchelei aus ins ganze Land. Jerem. 7,41: Hier ist des Herrn Tempel".[4])

Natürlich war Döllinger durch die Exkommunikation zugleich für die Partei und was ihr infolge des Konzils zugefallen war, für vogelfrei erklärt. Doch in den Schmutz dieser Schmähbriefe, haßerfüllten und lügenhaften Artikel der „guten Presse" nochmals hinabzusteigen, ist dem Verfasser zu widerwärtig. Es sei nur erwähnt, daß der läppische Jesuit Perrone unter Hinweis auf die „Germania", den Osservatore Rom. und die Revue cath. in seiner Schrift De Rom. Pont. infallibilitate p. 193 schrieb, Döllingers Opposition komme nur daher, daß er Freimaurer sei; und daß der Fanatismus in München so hoch stieg, daß Döllinger vor Attentaten nicht sicher war. Die Polizeidirektion ließ ihn förmlich warnen, er solle auf der Hut sein und nicht ohne Begleitung ausgehen, es sei auf eine an ihm zu verübende Ge-

walthat abgesehen; und in der That patrouillierten Jahre lang Gensdarmen um das Haus, in dem Döllinger und der Verfasser wohnten.

Döllinger nahm auch das als eine Fügung Gottes hin; aber „mich überkam damals", schrieb er später an Erzbischof Steichele, „ein Schamgefühl darüber, daß man der deutschen Nation und den Andersgläubigen ein solches Schauspiel des bis zum Paroxismus gesteigerten odium theologicum zum besten gab. Ich schwieg von da an, ohngeachtet der stärksten Versuchung zu reden". Es ist mit diesem Schweigen auch sein Leben nach dieser Seite abgeschlossen. Aber wenn er schweigend alles über sich ergehen ließ, eines ertrug er nicht, den Zweifel an seiner Verwerfung der neuen Lehren, und die Versuche, ihn zu diesen zu bekehren, woran es weder die Päpste, noch Bischöfe und andere Personen fehlen ließen. So kam unmittelbar nach Feßler, der seinen Schritt aus eigenem Antrieb gethan zu haben behauptete, Professor Lämmer aus Breslau „ausdrücklich, um ihm vom Papste auszurichten, daß er täglich für ihn bete ꝛc." (an Schulte, Juli 25.). Die Botschaft stieß aber umsomehr auf taube Ohren, weil keine Persönlichkeit weniger geeignet war, auf ihn einen Einfluß auszuüben, als Pius IX., der überdies durch die am 7. Juli 1871 vollzogene Ernennung Liguoris zum Doctor ecclesiae der Kirche eine neue schwere Wunde geschlagen hatte. Denn etwas Empörenderes hätte nach Döllingers Überzeugung nicht geschehen können, und seine Entrüstung darüber ging so tief, daß er noch am 18. Juli 1874 an den Pfarrer Widmann in Todtenau (Baden) schrieb: „Wie es aber jetzt, seit dem 18. Juli 1870, in der römischen Gemeinschaft aussieht und was für die nächste Zeit zu erwarten ist, mögen Sie daraus ersehen, daß das Monströseste, was je auf dem Gebiete der theologischen Lehre vorgekommen, ohne eine einzige dagegen laut werdende Stimme hat vollbracht werden können, ich meine die feierliche Prokla-

mierung des Alfons Liguori zum Doctor ecclesiae, also neben Augustinus, Ambrosius ꝛc. — des Mannes, dessen falsche Moral, verkehrter Marienkult, dessen beständiger Gebrauch der krassesten Fabeln und Fälschungen, seine Schriften zu einem Magazin von Irrtümern und Lügen macht. Mir ist in der ganzen Kirchengeschichte kein Beispiel einer so furchtbaren, so verderblichen Verwirrung bekannt". Und zu dieser Gemeinschaft wollte ihn nur wenige Monate später (Februar 6.) auch Haneberg, der nach Darbringung des sacrificio dell' intelletto doch noch Bischof von Speier geworden war, bekehren! Er glaubte es durch Schmähungen auf die Altkatholiken zu erreichen, fühlte aber nicht, daß er, der „theoretisch" alles ganz klar erkannte, unter „dem thatsächlichen Bestand der Dinge" es aber hinunterschluckte, nur Ekel bei Döllinger erregen konnte.

Bessern Erfolg versprach man sich offenbar, als neue Männer an die Spitze der römischen Kirche traten. Denn „gleich nach der Thronbesteigung Leos XIII. kam Seb. Brunner (zu Döllinger) mit den Worten des Papstes: Venga, c'è un altro papa", und mit denen des Kardinals Franchi: „Döllinger möge nur sein ossequio verso la S. Sede erklären". Und obwohl Döllinger „darauf verzichtete", interessierte sich Leo XIII. auch ferner um ihn und versäumte es nicht, sich gelegentlich nach ihm zu erkundigen, wie bei F. X. Kraus, „auf dessen Äußerung: Döllinger sei überzeugt, daß durch das Konzil die Verfassung der Kirche geändert worden sei", der Papst antwortete: „La constitution de l'église n'est pas changée".[5]) Als nun aber trotzdem das Gerücht entstand, er habe sich Rom unterworfen, bot er selbst alles auf, um es wieder zu ersticken. „Semper idem" — ließ er auf die Anfrage des Fürsten Bismarck telegraphieren, und einem Dortmunder Altkatholiken schrieb er am 23. Juli 1878: „Die Angaben in dem mir übersandten Blatte sind böswillige Lügen, sowohl was mich, als was Professor Friedrich betrifft. Es

ist nun schon das vierzehnte Mal, daß ultramontane Blätter meine Unterwerfung ankündigen und es wird noch öfter geschehen. Ich werde mein Alter nicht mit einer Lüge vor Gott und den Menschen entehren; dessen können Sie sicher sein". Es hatte aber auch die Regierungsweise Leos XIII. nichts an sich, was ihn der römischen Kirche wieder hätte näher bringen können. Denn schon seitdem der neue Papst den Kardinälen, sämtliche Kreaturen seines Vorgängers, erklärt hatte, nichts ohne ihren Beirat und ohne ihre Zustimmung unternehmen zu wollen, stand es Döllinger fest, daß von ihm „nichts von irgend welchem Belange im Sinne einer Verbesserung der kirchlichen Lage zu erwarten sei"; „daß er einen Newman, der an Geist und Wissen so hoch über dem römischen vulgus praelaticum steht, zum Kardinal ernannt, ist nur dadurch begreiflich, daß die wirklichen Ansichten des Mannes in Rom nicht bekannt sind. Hätte Newman französisch, italienisch oder lateinisch geschrieben, so ständen mehrere seiner Bücher auf dem Index" (Briefe S. 109).[6])

Döllinger hatte recht, wenn er sagte, man werde noch öfter verkündigen, daß er sich unterwerfen wolle oder unterworfen habe. Schon im Jahre 1879 trat das Gerücht aufs neue und diesmal in verstärktem Maße auf. Unterdessen hatte nämlich Scherr das Zeitliche gesegnet, und war Anton v. Steichele an seine Stelle getreten. Ihn drängte es schon, seinen ersten Hirtenbrief in die „Hand des unvergeßlichen Lehrers seiner Jugend, gegen welchen er die alte Verehrung und Dankbarkeit stets im Herzen bewahrte, als ein Erinnerungszeichen niederzulegen" (1878, Dezember 12.). Sie tauschten auch als Reichsräte Besuche aus, und als der 80. Geburtstag Döllingers nahte, schrieb ihm auch Steichele: „Mit inniger Teilnahme begrüße ich diesen Tag; mit der Dankbarkeit eines Schülers gegen den greisen Lehrer, mit der Verehrung eines Jüngers gegen den hochgefeierten Träger reichster Wissenschaft,

mit der Liebe eines besorgten Oberhirten zu dem im Höchsten und Wichtigsten mit ihm leider noch nicht geeinigten Mitbruder, werde ich morgen im Geiste um Sie weilen. In dieser Gesinnung ... bete ich für Sie. Und — Sie fühlen es, bevor ich es ausspreche — um welche Gabe Gottes könnte ich wohl inniger und wärmer für Sie beten, als um die Gnade, daß seine Leuchte und sein Stab Sie zurückgeleiten möge zur Einheit mit jener Kirche, deren um Sie gleichfalls bekümmertes Oberhaupt, wie Ihr Bischof, Ihnen so gern die Hand des Friedens reichen möchte ..." (Briefe S. 125). Es scheint nicht, daß Döllinger darauf irgendwie reagierte, im Gegenteil ließ er sich kurz darauf in seiner akademischen Rede „Garcin de Tassy und Indien" am 28. März aufs neue dahin aus: „Garcin war ein ernst gläubiger Christ, der es mit der Religion auch in seinem Privatleben sehr gewissenhaft nahm. Die vatikanischen Beschlüsse fand auch er, gleich jedem wissenschaftlich gebildeten, nicht durch Standeszwang gebundenen Katholiken, unannehmbar, und das gab ihm Veranlassung, sich mir mit Zusendung seiner Schriften und mit der Erklärung, daß er meinem Proteste zustimme, zu nähern"; wogegen diesmal sogar das Ordinariat in seinem Pastoralblatt (Nr. 17) aufbrauste. Es half nichts. Die Annäherung Steicheles an Döllinger genügte, daß man in und außer Deutschland von einer bevorstehenden Versöhnung Döllingers mit den Autoritäten der römischen Kirche sprach.

Am 19. April schrieb ein Schüler Dupanloups, der Graf Charles Conestabile, dessen Vater ein Bekannter Döllingers war, aus Rom an ihn: Depuis quelques jours la presse italienne a donné aux catholiques la consolante nouvelle que les obstacles qui vous séparaient du St. Siége n'existent plus, et que les catholiques vont pouvoir se réjouir de votre retour au milieu de ces frères qui vous aiment et qui ont prié toujours pour vous.

Les bruits qui circulent sont tellement contradictoires, que j'ai pris la résolution de m'adresser directement à vous ... Gleichviel, ob Döllinger darauf geantwortet hat oder nicht, am 25. April übergab er dem Verfasser folgende Erklärung zum Druck im „Deutschen Merkur“: „Seit dem Jahre 1872 pflegten die ultramontanen Blätter in Deutschland regelmäßig alle Halbjahre ihr Publikum zu benachrichtigen, daß Döllinger sich dem Vatikanismus unterworfen habe, oder doch eben im Begriffe stehe, es zu thun. Seit 1877 schien es, als ob die Redakteure dieses Schwindels satt und müde geworden seien. In den letzten Tagen aber haben sie einen neuen Anlauf genommen, und zwar diesmal gleichzeitig in Deutschland und Italien. Dort und hier wird nun versichert, geschehen sei es zwar noch nicht, aber allernächstens werde man die vollständigste, unbedingt hingebende Unterwerfung des Mannes urkundlich zu publizieren in der Lage sein. Bald ist es ein Kardinal, bald ein Bischof, dann wieder nur ein Prälat oder auch eine noch auf der niedersten Sprosse der hierarchischen Leiter stehende Persönlichkeit, welche die Bekehrung zu stande gebracht oder doch aus Döllingers Munde die Versicherung empfangen hat, daß er das sacrificio dell' intelletto zu vollbringen sich bereit fühle. Döllinger erklärt jedem ihn Befragenden, daß er sich keiner einzigen Äußerung oder Handlung bewußt sei, welche zu diesem Gerede auch nur einen entfernten Anlaß gegeben haben könnte, er erinnert, daß er ja eben erst in den jüngsten Tagen in seinem akademischen Vortrage über Garcin de Tassy und Indien kurz und bündig sein Urteil über die neuen als göttliche Wahrheiten zu beschwörenden Dogmen abgegeben habe. Alles vergeblich; die ultramontane Lüge hat sich ihm nun einmal an die Fersen geheftet, und, momentan vielleicht verstummend, wird sie nach einigen Monaten ihren Kreislauf aufs neue beginnen und periodisch fortsetzen. Es bleibt ihm nur übrig,

dieses Geschick mit Resignation zu ertragen." In gleichem Sinne schrieb er am 4. Mai an den Rektor der anglo-amerikanischen Kirche in Rom, Rob. J. Nevin, mit der Bitte, in einem italienischen und, wenn möglich, in einem amerikanischen Blatte dem umgehenden Gerüchte zu widersprechen. „Wenn man von mir verlangt, ich solle schwören, daß diese Lehrsätze wahr seien, so habe ich dieselbe Empfindung, als wenn jemand von mir begehrte, ich solle schwören, daß zweimal zwei fünf und nicht vier seien" (Briefe S. 111). Und nur wenige Tage später, am 9. Mai, heißt es in einem Briefe an Oxenham: „Ich hoffe und bitte, daß Mac-Coll noch eine recht entschiedene Erklärung, wie absolut unmöglich eine Annahme des Vatikanums für mich ist, in einem Londoner Journal veröffentliche. Wenn es noch nicht geschehen ist, so lasse ich ihn durch Sie schönstens darum bitten." Damit und, wie es scheint, durch das Eingreifen Leos XIII. selbst war diesem Treiben ein Ende gemacht. Wenigstens will der ehemalige französische Gesandte Lefèbvre de Behaine wissen, daß der Papst dem Erzbischof Steichele sogar einen Verweis geschickt und damit der Hoffnung ein gründliches Ende gemacht habe.

Doch wie dem sein möge, gewiß ist aus einem Schreiben Steicheles selbst, daß wirklich Leo XIII. sich damals nach einer anderen Richtung mit Döllinger beschäftigte und durch seinen Kardinal-Staatssekretär Nina an den Nuntius Aloisi-Masella unterm 31. März 1879 schreiben ließ: „Daß der hl. Vater Uns [dem Erzbischof] die größte Wachsamkeit für den Fall empfehle, daß Prof. Döllinger auf das Totbett käme, um an erster Stelle zu erreichen, daß derselbe in sich gehe; wenn dies aber von der Barmherzigkeit Gottes nicht gewährt würde, damit kein Ärgerniß wegen der Verletzung der kanonischen Gesetze dann eintrete, wenn es sich um die Beerdigung desselben unglücklichen Priesters handeln werde." In der That traf darauf der Erzbischof, wenn auch mehr als ein Jahr

später, die entsprechenden Anordnungen, daß das Kollegiatstift Döllinger weder beerdigen und Gottesdienst für ihn halten, noch auch, wenn er von wem immer beerdigt werde, sich korporativ oder durch einzelne Mitglieder daran beteiligen dürfe, und selbstverständlich könne er auch nicht in dem Kapitelsgrabe bestattet werden (1880, November 18.).[7]) Es waren unnötige Sorgen und Mühen, da weder Döllinger noch ein anderer entfernt daran dachte, die Dienste des Kollegiatstifts in Anspruch zu nehmen, ja Döllinger sich überhaupt darum keine Sorge machte und einem Freunde schon 1871 auf seine Frage: „Ob er schon daran gedacht habe, wie es bei seinem Tode gehalten werden solle?“ den kurzen Bescheid gab: „Dafür wird Friedrich sorgen“. In den 80er Jahren aber trug er seinen Nichten ausdrücklich auf, „daß sie, wenn er schwer erkranke, keinen römischen Geistlichen, sondern nur Friedrich zu ihm lassen sollen“.

Wie schon früher, am 31. Juli 1871, Catérine de Montalembert vom Sacré Coeur de Conflans près Charenton s/Seine sich an Döllinger gewandt und ihn beschworen hatte, sich zu unterwerfen, so am 15. und 28. Februar 1880 die Prinzessin Adelheid von Braganza. Der ersteren glaubte er wegen seiner freundschaftlichen Beziehung zu ihrer Familie, der zweiten wegen ihrer hohen Stellung und „ausgezeichneten Geistesbildung“ eine Antwort schuldig zu sein. Sie fiel in beiden Fällen ablehnend aus, denn, schreibt er u. a. der letzteren: „Was würden Ew. . . sagen, wenn man im Namen des Papstes geböte zu glauben und zu bekennen, daß die Existenz und die ganze Geschichte des ersten Napoleon Bonaparte ein Mythus, eine Erdichtung sei? Nun, mit derselben innersten und durch keine Autorität der Welt zu erschütternden Gewißheit, mit welcher Sie von der Existenz Napoleons und den Hauptthatsachen seines Lebens überzeugt sind, weiß ich, daß die Vatikanischen Dekrete unwahr sind.

Das heißt, ich weiß, und zwar nicht aus zweiter oder dritter Hand, sondern durch sorgfältiges, lebenslängliches Studium aller Quellen, daß die beiden Behauptungen von der stets in der Christenheit geglaubten und geübten absoluten Allgewalt und Unfehlbarkeit des Papstes unrichtig sind. Nur durch eine lange Kette von List und Gewalt, Bestechung, Trug und Fiktion ist es gelungen, die alte Lehre, trotz ihrer tausendfachen Begründung, Schritt vor Schritt zurückzudrängen und der neuen, in mönchischem Interesse ersonnenen, den endlichen Sieg zu verschaffen. Man hat freilich mehrere Jahrhunderte dazu gebraucht. Ew. . . kennen ohne Zweifel auch die klassische französische Litteratur, kennen Männer wie Bossuet, Fenelon und wissen wohl auch, daß diese Männer und mit ihnen alle Bischöfe und Theologen, überhaupt der ganze französische Klerus vor der Revolution, gallikanisch glaubte und lehrte. Das heißt, sie verwarfen gerade die zwei neuen Glaubensartikel des Vatikanischen Konzils. . . Wenn mein Bischof mir erklären wollte: ich entbinde dich vom Bann, unter der Bedingung, daß du glauben und bekennen willst, was Bossuet und Fenelon und Hunderte der frömmsten und gelehrtesten Bischöfe mit ihnen vom Papste gelehrt haben, — wer wäre bereitwilliger als ich? Statt dessen verlangt man von mir einen Eidschwur auf die Vatikanischen Beschlüsse, also das, was für mich ein offenbarer Meineid wäre. . . Und was hätte ich damit erreicht? Nun einmal, daß ich den Rest meines Lebens keine ruhige Stunde mehr hätte, und dann, daß ich als Lügner und mit der furchtbaren Last eines Meineids beladen hinüberginge in das Jenseits" (Briefe S. 114—122).

Echt weiblich ist der Bekehrungsversuch einer deutschen, mit einem Engländer verheirateten Dame, mit deren Familie Döllinger schon von Aschaffenburg her befreundet war. Sie ging von München weg auch nach Bonn, um das Gleiche wie an Döllinger an Reusch zu versuchen, und ihm zu sagen:

„sie sei mit italienischen Passionisten auf der Eisenbahn zusammengetroffen, die ihr ganz offen gesagt hätten, glauben an die Unfehlbarkeit thue ja doch niemand; auch ... Newman und andere glaubten nicht an das Vatikanische Dogma, legten sich die Sache in ihrer Weise zurecht und schwiegen ...“ Sie schloß daraus: Wenn jene trotz ihres Nichtglaubens an die Vatikanischen Dogmen mit dem Papste gut stehen und innerhalb der römischen Kirche bleiben können, warum nicht auch Döllinger? Und auf diesen Gedankengang scheint man auch in Rom eingegangen zu sein. Im April oder Mai 1885 kam sie von Rom geradewegs nach München zu Döllinger, um ihm nach seiner eigenen Aufzeichnung die Eröffnung zu machen: „Campbell, Präsident des Schottischen Kollegiums in Rom. Ihn beauftragte Kardinal Pecci, mit Mrs. Renouf zu sprechen: Der Papst lasse mir sagen: Ich solle mich direkt an ihn wenden und nur erklären, daß ich noch bei meinen früher über das Papsttum ausgesprochenen Ansichten verharre.“ Und damit stimmt auch der Brief der Dame vom 15. August 1885. Sie gesteht darin, Döllinger habe gesagt: „Vielleicht wisse man aber in Rom nicht recht, was seine früheren Lehren gewesen,“ worauf sie sich „erlaubt habe, die Suggestion zu machen, daß Sie in einem Briefe an den Papst oder sonstwie ohne irgend reference auf Konzil und Dekret sagen sollten, welche Ihre Ansicht von des Papstes Stellung als Nachfolger Petri sei, vielleicht beifügend, daß Sie an dem früher von Ihnen Gelehrten stets festgehalten“. Das habe aber Döllinger mit den Worten abgelehnt: „Damit könne sich der Papst, wenn er es auch persönlich zwar wolle, nicht zufrieden stellen; er müsse als Papst mehr verlangen, und zwar mehr als sich mit der Wahrheit vereinbaren lasse“. Döllinger, der „auf ihre Mittheilungen ausweichend geantwortet und sich bemüht hatte, das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, weil er in Gegenwart ihrer Tochter nicht auf die Sache hatte eingehen wollen“,

glaubte, die Angelegenheit sei damit erledigt. Keineswegs. Da er, „um nur ein Ende zu machen, und nicht als ob es ihm ernst gewesen wäre", auch sagte, „sie solle ihren Mann darum fragen", kam auch von diesem ein langer Brief (Mai 14.), der ihn zu Cornelius äußern ließ: „Da sieht man, wie ein geistreicher Mann, der Einsicht in die Sache hat, sich aus dem jetzigen System einen bequemen Schlafrock machen kann; er weist darauf hin, daß noch viel wichtigere Fragen vorliegen, mit denen man sich beschäftigen solle." Die Dame aber, welche schon den Umstand, daß sie von Döllinger „gütig angehört worden sei", als einen Sieg betrachtete und ihre eigene „Suggestion" für eine Zusage hielt, erregte durch ihren Bericht darüber an Campbell Hoffnungen in Rom, zu welchen Döllinger nicht die geringste Veranlassung gegeben hatte. Sie wird daraufhin nur um so dringender mit neuen Vorschlägen, wie Döllinger, ohne die Vatikanischen Dekrete anzuerkennen, dem Papst eine annehmbare Erklärung geben könne. Wäre der Papst damit zufrieden, „dann wäre es am Ende mit allem, was Manning und die, die wie er wollen, gewünscht haben". Da aber Döllinger beharrlich schweigt, kommt im Oktober ein neuer Brief: „Dr. Campbell war hier; er sagte, der Papst lasse fragen, ob Sie nichts zu sagen hätten; er wäre gerne über München, Sie selbst zu sehen; ich wußte aber nicht, ob Ihnen das genehm wäre. Sie haben uns kein Wort geantwortet". Wenn ich Ihnen dienen kann, „werde ich schriftlichen Auftrag sicher nur in die einzig richtige Hand geben, oder wenn Sie noch nichts schreiben wollen, einen mündlichen genau ausrichten, ohne eine Silbe gegen die Wahrheit beizufügen ... Wenn Sie mir nur zwei Worte sagen wollen, so komme ich gleich. Verzeihen Sie, daß ich nochmals schreibe. Dr. Campbell hat mir's im Namen des Kardinals Pecci so arg ans Herz gelegt." Jetzt durfte er dem Spiele nicht mehr länger zusehen und schrieb, wie er dem

eben anwesenden Reusch sagte, „er habe nicht daran gedacht und ihr auch nicht versprochen, eine Erklärung zu geben.“ [8]

Hefele, von dem man in diplomatischen Kreisen vermutet hatte, er habe einst die Verwicklung in München und die bevorstehende Exkommunikation Döllingers und des Verfassers benützt, um unter sonst unannehmbaren Klauseln sich sicherzustellen, hatte seit April 1871 nicht mehr an Döllinger gedacht. Erst am 10. Juni 1886 erinnerte er sich seiner wieder, um ihm die „herzliche Bitte“ vorzutragen: „Vergessen Sie ... alle Unbill, die Ihnen von Ihren temporären Gegnern widerfahren ist [also doch!], vergessen Sie großmütig all das, und machen Sie, zur Freude von Engeln und Menschen, Ihren Frieden mit der Kirche, welche Sie so lange und so ruhmvoll verteidigt haben. Werfen Sie meine Bitte nicht als unbefugt kurzweg bei Seite; sie kommt ja aus einem aufrichtigen und dankbaren Herzen, und ich weiß, ja Sie selbst wissen es, daß Tausende und Tausende sich innerlich dieser Bitte anschließen. Krönen Sie durch diesen Frieden die ruhmvolle Laufbahn Ihres so reich gesegneten Lebens!“ Fast zu gleicher Zeit, am 30. Juli, schrieb auch, wie Döllinger selbst anerkannte, „in sehr höflicher und delikater Form“ der Erzbischof Steichele an ihn, mit der Zumutung, sich zu unterwerfen (Briefe p. III und S. 127). Er weiß aber nichts von einer Unbill, die Döllinger von seinen temporären Gegnern widerfahren sei, und hatte überhaupt nicht, obwohl er es später behauptete, seinem eigenen Herzen folgend, seinen Brief abgefaßt, sondern gedrängt von seinem Diözesanpriester Schöffmann, welcher ihm am 16. Januar 1886 geschrieben hatte: „Dem rc. wird es gestattet sein zu bemerken, daß in der Öffentlichkeit nichts mehr verlautet, ob irgendwie Schritte gethan werden, H. Stiftspropst v. Döllinger in seinen greisen Tagen der Kirche wieder zurückzugeben“, und welcher zugleich am 21. Februar Döllinger von seinem Schritte Mitteilung

gemacht hatte. Dennoch schrieb Döllinger, „eben auf die Abreise nach Tegernsee sich vorbereitend“, dem Erzbischof „eine recht freundliche Vorantwort, ein ausführliches Schreiben ihm in Aussicht stellend, wenn er hiezu einmal die nötige Ruhe haben würde“ (St. an Schöffm., Oktober 13.).

Das ausführlichere Schreiben kam aber nicht, und zwar aus dem Grunde nicht, weil die römischen und bischöflichen Zumutungen ihm bedeuteten, daß man sich wegen seines langen Schweigens über seine Stellung täusche, und weil er nach einem Briefe an Reusch erst darüber aufklären wollte: „Ich fühle selbst lebhaft, daß, ehe der Sand verrinnt, ich noch eine motivierte Erklärung der Welt schulde. Es ist in der Sache noch so viel zu sagen, was bisher nicht gesagt oder nur in abgeschwächter Form zur Sprache gekommen ist, daß ich die Sache nicht in einer Broschüre abthun kann, vielmehr aciem argumentorum et factorum instructam in einiger Vollständigkeit vorzuführen genötigt bin. Auch Persönliches (über meinen Aufenthalt in Rom und was ich dort wahrnahm) ist mitzuteilen. Vorläufig habe ich das Ganze sorgfältig durchdacht; das Material ist gesammelt . . . Die Form soll die einer Reihe von Briefen an einen hohen Prälaten sein, den ich aber aus Rücksichten nicht nennen würde. Sie gewährt freiere Bewegung. Als Titel denke ich mir: ›Die Vatikanischen Dekrete im Lichte der Geschichte‹. Ich gedenke, nebst anderem eine Übersicht der dogmatischen Geschichte des römischen Stuhles von Anfang bis heute zu geben, in der alle einigermaßen bedeutenden decreta fidei et morum, die ein Papst erlassen, vorgeführt und, wo nötig, kritisch kurz besprochen würden. Wie bekannt, existiert noch nichts Ähnliches. Seit ich die erwähnten Zuschriften und Botschaften erhalten, beschäftigt der Plan mich täglich, fast stündlich, so daß es mir schwer wird, an anderes ernstlich zu denken . . . So überwältigend waren in diesen Wochen die Erwägungen,

das Durchdenken des Plans, die gewaltige Masse der vorzuführenden Thatsachen und Doktrinen, die sich meiner Erinnerung aufdrängte, wenn alles dies mich gleichsam geistig überströmte. Jetzt, da ich innerlich mit dem Plane im Reinen bin, fühle ich mich frei und disponiert für die Arbeit, den Ignatius [von Loyola] betreffend" (Oktober 2.).

Nach seiner Rückkehr aus Tegernsee, als er auf den noch nicht beantworteten Brief Schöffmanns stieß, schrieb er auch an diesen: „...Jetzt will ich aber doch nicht unterlassen, Ihnen, wenn auch spät, mit freundlichem Gruße meinen Dank auszusprechen für das Interesse, welches Sie an meiner Persönlichkeit nehmen. Wenn andere im Jahre 1871 so wie Sie gesinnt gewesen, oder hätte ich mich in einer anderen Diözese, in Rottenburg, Wien, Prag, Breslau rc. befunden, so wäre der ganze Verlauf ein sehr verschiedener gewesen; aber es war schon beschlossen, mich in eine Lage zu drängen, in der mir nur die Wahl zwischen Bann und Lüge übrig blieb. Daran können wir alle, Sie und andere Gleichgesinnte, so gut wie nichts ändern. Alle guten Wünsche, alle Schmerzen und alle Sehnsucht meinerseits vermögen nichts gegen die Thatsache, daß ich, um die Zurücknahme des Bannes zu erwirken, einen Meineid schwören müßte — in facie totius terrae. Davor wird Gott mich bewahren" (Oktober 4.). Hocherfreut über diesen „äußerst hoffnungsvollen Brief", beeilt sich Schöffmann, schon am 6. Oktober die eben angeführte Stelle dem Erzbischof mitzuteilen, empfängt darauf aber die kühle Antwort: „Es ist mir sehr lieb, daß Sie mir den Passus aus Stiftspropst Döllingers Brief mitteilten; einige Hoffnung bietet er" ... Sein „ausführlicheres Schreiben ist bisher nicht in meine Hände gelangt. Sollte ich von ihm wirklich noch ein Schreiben erhalten, so wird vom Inhalte desselben abhängen, was sich meinerseits etwa weiter thun läßt. Mittlerweile können wir die Angelegenheit nur der gnädigen Fügung Gottes empfehlen."

Daran ist nur das unverständlich, daß der Erzbischof „einige Hoffnung“ aus dem Schreiben schöpfen will, aber keinen Finger rührt, auf Grund dieser „Hoffnung“ Döllinger entgegenzukommen oder ihm eine Brücke zu bauen. Doch natürlich; Döllinger hatte den Erzbischof durchschaut, hatte richtig erkannt, daß alle seine „Liebe“, deren er ihn stets versicherte, darin bestand, einen Meineid in facie totius terrae von ihm zu erwarten. Darum läßt Steichele Monat um Monat verrinnen, ist alles schriftliche und mündliche Drängen Schöffmanns in ihn, ein anderes Verhalten gegen Döllinger einzuschlagen, umsonst, bis endlich der Brief Döllingers vom 1. März 1887 ihm zugeht.

Doch dieser von Reusch in „Briefe“ 2c. S. 129—143 gedruckte Brief, schon vielfach im Verlauf der Erzählung benützt, muß im Zusammenhang gelesen werden. Hier genügt es, hervorzuheben, daß Döllinger namentlich das inkorrekte und ungerechte Verfahren Scherrs auseinandersetzt und betont, er sei ungehört verurteilt worden. Der Erzbischof solle vor allem das wieder gut machen und ihn hören. „Wählen Sie aus den Geistlichen der Diözese, die ja an gelehrten Männern so reich ist, einen oder einige aus; — ich bin bereit, jedem Rede zu stehen, und mache nur die eine im Grunde selbstverständliche Bedingung, daß zwei Stenographen zur Aufzeichnung der Rede und Gegenrede zugelassen werden, und daß diese Protokolle dann durch den Druck veröffentlicht werden. Werde ich widerlegt, so verspreche ich feierlich, mich sofort zu unterwerfen und zu widerrufen. Ich werde dann den mir etwa noch vergönnten Lebensrest dazu anwenden, meine Schriften selbst zu widerlegen“. Dazu ließ es aber Steichele so wenig als Scherr kommen. Er versichert in einem Schreiben vom 19. März nur, daß Döllingers Vermutung, er sei zu seinem Schreiben vom 30. Juli 1886 von Kollegen ermuntert oder durch einen aus weiter Ferne gekommenen

Antrieb bestimmt worden, unrichtig sei, hinzufügend: „Auf andere Punkte Ihres Schreibens einzugehen, mögen Sie mir erlassen“, das heißt: Wenn du nicht meineidig werden willst, so kann ich auch den Bann nicht von dir nehmen. Und in der That schrieb Steichele dem immer noch drängenden Schöffmann am 12. Oktober 1888: „Was Ihren Brief . . . betrifft, so ist es allerdings richtig, daß Döllinger vor 1½ Jahren bereits einen Brief an mich gerichtet hat, der alle weiteren Verhandlungen mit ihm unmöglich macht. Somit kann in dieser Sache weiter nichts gethan werden“.

Nun versuchte es der neue Nuntius in München, Ruffo Scilla. Da eben das Jubiläum Leos XIII. bevorstand, dachte man sich als den Glanzpunkt der Feier die Unterwerfung Döllingers und des Verfassers, vielleicht auch anderer, und diesen Gedanken aufgreifend, sandte der Nuntius am 1. Oktober 1887 „ein ganz privates und vertrauliches Billet, von dem niemand Mitteilung erhalten hat“, an Döllinger: „Wenn die allerseligste Jungfrau vom Rosenkranze und Ihr guter Schutzengel Ihnen eingeben, der Kirche bei Gelegenheit des großen Familienfestes, welches wir bei dem Jubiläum unseres heiligen Vaters feiern werden, einen sehr großen Trost zu gewähren, so stehe ich zu Ihrer Verfügung. Da Seine Heiligkeit mir seine Vertretung in Bayern hat anvertrauen wollen, so wünsche ich sehr lebhaft, daß die größte Freude ihm aus dem Königreich Mariä zu Teil werde, und daß ein anderes großes Fest unter den zahllosen Gelehrten und Freunden gefeiert werden möge, welche Sie als denjenigen lieben, dem sie ihr Wissen verdanken“. Und ein ähnlich gehaltenes anonymes Schreiben in deutscher Sprache ging in den nämlichen Tagen dem Verfasser zu.

Doch auf Döllinger machte die Aussicht, unter dem Jubel der römischen Welt gleichsam im Triumphzuge aufgeführt zu werden, keinen Eindruck; er wollte aber die erste

ihm gebotene Gelegenheit, mit Rom selbst sprechen zu können, benutzen und schrieb am 12. Oktober dem Nuntius: „In meinem Alter sind es vor allem die Gedanken an einen nahen Tod und an das, was auf diese Katastrophe folgen muß, die sich schon dem Geiste aufdrängen. Meine Hauptsorge ist, wie das nicht anders sein darf, mein Gewissen in Ruhe und Sicherheit zu bringen. Mit der Exkommunikation belegt von einem Prälaten, der für diesen Akt von Pius IX. mit Lobsprüchen überhäuft worden ist, habe ich seit 16 Jahren das unabweisbare Bedürfnis gefühlt, nichts zu vernachlässigen, was dazu beitragen konnte, mich über das in einer so peinlichen Lage zu beobachtende Verhalten aufzuklären. Ich hätte zahlreiche Übelthaten begehen können, ohne daß man mich dafür bestraft hätte, denn die geistliche Disziplin ist in Deutschland äußerst nachsichtig; aber das Verbrechen, das man mir Schuld gab, war unerhört enorm: ich weigerte mich, meinen Glauben zu wechseln, ich weigerte mich, ein neues Dogma zu glauben und zu bekennen, dessen Gegenteil mir in meiner Jugend gelehrt worden war, und dessen Falschheit ich durch 50jährige Studien und Forschungen erkannt hatte. Das genügte, um über einen Greis von 72 Jahren, der bis dahin sich keinen Vorwurf und keinen Tadel zugezogen hatte, eine Strafe zu verhängen, die nach der Lehre der Kirche schlimmer ist als der Tod. — Erlauben Sie mir hier, Hochwürdigster Herr, einige persönliche Thatsachen anzuführen; vielleicht werden sie dazu dienen, die Strenge Ihres Urteils einigermaßen zu mildern". Er erzählt dann, daß er 47 Jahre lang Professor der Theologie gewesen und als solcher immer das Gegenteil von dem gelehrt habe, was von Pius IX. im Jahre 1870 entschieden worden ist. Alle Welt habe das gewußt oder wissen können. Kein Nuntius, kein deutscher, französischer oder englischer Bischof habe ihm je eine Andeutung gemacht, daß er mit seiner Lehre unzufrieden sei: daß die Unfehlbarkeit des

Papstes eine sehr spät aufgekommene, aber jetzt in der Kirche geduldete Meinung sei; daß aber, sie der ganzen katholischen Welt zuzumuten, wie sich ein sehr verbreiteter englischer Katechismus ausdrückt, eine protestantische Verleumdung sei. Er wisse von vielen unverwerflichen Zeugen, von Bischöfen, deren Briefe er aufbewahre, oder die es ihm mündlich, darunter auch der Erzbischof Scherr, eingestanden, daß das Konzil nicht frei war, daß man dort Drohungen, Einschüchterungen, Verführungen angewendet hat. Es sei allerdings wahr, alle diese Prälaten haben sich mit der Entschuldigung unterworfen: wir wollen kein Schisma machen. „Auch ich will nicht ein Mitglied einer schismatischen Genossenschaft sein; ich bin isoliert. Überzeugt, daß der gegen mich erlassene Urteilsspruch ungerecht und rechtlich nichtig ist, sehe ich mich fortwährend als ein Mitglied der großen katholischen Kirche an[1]), und die Kirche selbst sagt mir durch den Mund der hl. Väter, daß eine solche Exkommunikation meiner Seele nicht schaden kann." Sechzehn Jahre lang habe er sich in erneuten Studien und Forschungen dieser Frage gewidmet, habe er die zu Gunsten des Konzils geschriebenen Werke geprüft, aber es habe sich ihm gezeigt, „daß es sich dabei um eine Masse von Änderungen, Erdichtungen und Fälschungen handelt, von denen die meisten schon im 17. Jahrhundert als solche erkannt waren". Und nun solle er sich vor Katholiken und Protestanten für einen Mann grober Unwissenheit erklären. Die einen würden sagen, er sei ein wieder kindisch gewordener alter Mann, die anderen, er sei ein Lügner und gemeiner Heuchler u. s. w. Endlich, nachdem er noch der Mahnung der Polizeidirektion gedacht, auf seiner Hut zu sein, es seien Attentate auf ihn beabsichtigt, schließt er: „Ich habe Ihnen nur einen Teil der Gründe angedeutet, die mich nötigen, dem Gedanken an einen Widerruf oder eine Unterwerfung zu entsagen. Ich habe noch viele andere; aber was ich hier geschrieben habe, wird meines Er-

achtens genügen, um Ihnen begreiflich zu machen, daß man bei solchen Überzeugungen im Zustande eines inneren Friedens und einer geistigen Ruhe selbst an der Schwelle der Ewigkeit sein kann".

Das begreift aber der römische Prälat nicht. Wozu auch solche Bedenken! „›Ich bin isoliert‹, sagen Sie; das ist das trostlose Wort, die traurige Lage, aus welcher wir alle wünschen, Sie heraustreten zu lassen". Dazu bedürfe es eines mutigen Entschlusses, wozu allerdings nicht er ihn bestimmen könne; „das kann nur unser Herr, welcher der König der Herzen ist. — Sie fügen bei, es würde das eine wahrhaft einzig in der Geschichte dastehende Thatsache sein, im Hinblick auf die Umstände der Vergangenheit. Um so besser, lieber Professor: Sie sind also im stande, der Kirche eine einzig dastehende Freude und Ihrer Seele ein enormes Verdienst zu verschaffen. Was die wenigen Schwachköpfe betrifft (erlauben Sie mir dieses Wort), die es wagen würden, Sie so zu beurteilen, wie Sie fürchten, so würde man sie sehr bald auf ihren Platz verweisen, seien Sie davon überzeugt. Nur diese könnten behaupten, Sie hätten Jahre lang die Welt getäuscht. Denn vor 1870 hatten Sie auf Ihrer Seite alle Antiinfallibilisten, welche innerhalb und außerhalb des Konzils von ihrem Rechte der Opposition mit Freiheit, ja mit Heftigkeit Gebrauch machten, während Ihre so peinliche Isolierung seit dem Juli 1870 Ihnen beweist, daß die ganze katholische Welt überzeugt ist, Sie seien im Irrtum. Schätzen Sie denn die katholische Welt geringer als Schwachköpfe? Besorgen Sie also nichts . . ., wenn Sie aus Ihrer Isolierung heraustreten wollen. Vertrauen Sie sich zunächst ganz offen unserm hl. Vater, dem Papste, an . . . Sie werden stolz sein auf Ihre Unterwerfung, und die große katholische Familie wird bei der Feier des Jubiläums des Vaters den vielgeliebten Sohn zu seiner Seite sehen". Meine Dienste stehen für Sie bereit (Oktober 14.).

Doch Döllinger, im Grunde selbst als „Schwachkopf" behandelt und nicht im Unklaren über den Wert „der katholischen Welt", verzichtete auf die Dienste dieses Prälaten und verschmähte es, den Römischen „eine einzig dastehende Freude zu verschaffen". Er antwortete nicht einmal. Aber der römische Prälat hatte die Losung für die nächste Aktion gegeben. Minister von Lutz nahm sie bereitwilligst auf, und das Verweisen der Schwachköpfe auf ihren Platz begann.

Nur weil die Jesuiten und ihr Anhang nach Döllingers Tode großen Lärm darüber schlugen und behaupteten, Döllinger „habe im Herbst 1889 sich dem Papsttum, welchem er heidnischen Ursprung beilegte, zu unterwerfen getrachtet. Es ist eine noch unbekannte Thatsache, die große Bewegung verursachen wird. Wir wollen sehen, was die Freunde Döllingers dazu sagen", — sei noch der letzte Bekehrungsversuch erwähnt. Er fällt wirklich in den November 1889, aber der Jesuit, welcher so wichtig mit seiner Kenntnis des Vorfalles that, hatte nur läuten, nicht zusammenschlagen hören, und wurde von den handelnden Personen, als er sich um nähere Mitteilungen an sie wandte, nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Die eigentlich handelnde Person war wieder die Dame von 1885, von der die Leser wissen, wie sie schon damals manches hörte, woran Döllinger nicht gedacht, was er nicht versprochen hatte. Sie ist indessen die einzige Zeugin über den Vorgang, da Döllinger darüber weder etwas gesagt noch aufgezeichnet hat. Sie schreibt aber darüber 1892 an Reusch: „Im November 1889 sah ich Döllinger und dem Wunsche und Auftrage des sterbenden Moufang entsprechend sprach ich wieder mit ihm darüber, ob und in wie weit es möglich sein könne, daß er sich mit Rom aussöhne. Er verwarf die Sache nicht, verlangte aber, daß von Rom aus ihm zuerst bestimmte Garantien sollten gegeben werden. Ich fand die Forderung stark; da ich aber wußte, wie innig Leo XIII. die Versöhnung

wünsche, erklärte ich mich bereit, das Gehörte und Verlangte in Rom zu berichten. Dr. Campbell vom Schottischen Kolleg war Dr. Döllinger als Vermittler genehm. Einen Monat später kam mein Mann, und dieser und Dr. Campbell hatten manche Konsultation darüber, als Dr. Döllinger starb". Und diese Thatsache sollte große Bewegung verursachen! sollte Döllingers Freunde in Verlegenheit versetzen! Die Dame sagt nicht, worin die von Döllinger verlangten Garantien bestanden; sie findet seine „Forderung" aber selbst „stark", und aus ihrem Briefe ergibt sich, daß man sie dem Papst gar nicht vorzulegen wagte. Das spricht deutlich genug. Wenn aber Campbell mit dem Manne der Dame manche Konsultation darüber hatte, so bildet die Parallele dazu, daß Döllinger auch wußte und zusah, wie Schöffmann bis Ende 1889 noch manche Konsultation mit dem Erzbischof Steichele und dem Generalvikar Rampf darüber hatte, „ob und in weit es möglich sein könne, daß Döllinger sich mit Rom aussöhne". Er konnte es geschehen lassen, weil er im voraus wußte, daß alle diese Konsultationen zu keinem Ziele führen würden, da man von ihm doch nur das Verfahren jenes Persers verlange, „der in Frankreich zum Soldaten ausgebildet worden war und nach seiner Rückkehr für seine Ratschläge Stockschläge empfing: je refis mon éducation, je cessai d'avoir des opinions, de vouloir de reformer, de blâmer, de contredire: je baisai la main aux colonnes du pouvoir, et je dis: oui aux plus grandes absurdités". Anderwärts aber schreibt er: „Fero, vero nixus" [10]), und an diesem Schilde prallten alle Angriffe und Bemühungen ab.

Diese Bekehrungsversuche wurden nicht ohne die Nebenabsicht unternommen, den Altkatholizismus seiner Hauptstütze zu berauben, und römische Journalisten und Schriftsteller behaupten bis auf den heutigen Tag, daß Döllinger zwar der Begründer des Altkatholizismus gewesen sei, „sich später aber

von dieser Bewegung, deren Vater er war, isoliert" habe — eine Behauptung, welche sich auch die bayerische Regierung, als es ihr opportun erschien, aneignete.

Die Wahrheit über Döllingers Stellung zum Altkatholizismus ergibt sich aus Folgendem. Weder er noch der Verfasser dachten ursprünglich an etwas anderes, als die Exkommunikation über sich ergehen zu lassen und ihren Standpunkt litterarisch zu verfechten, und waren, wie Döllinger noch am 4. Juli 1871 an den berühmten anglikanischen Theologen Liddon schrieb, selbst überrascht, daß es anders ging: „Die Sache des Widerstandes gegen die vatikanischen Dekrete, mit welcher mein Name für immer unaufhörlich verknüpft ist, hat seit dem 20. März weit größere Dimensionen angenommen, als ich voraussehen konnte. Ich wollte, gedrängt und vergewaltigt, nur meine Pflicht thun und mich einer mir angesonnenen Lüge erwehren; aber der Schneeball ist ohne mein Zuthun zur Lawine geworden, und wo wird das Schiff, in dem ich mich befinde, landen? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß es mein Beruf ist, das unheilvolle System zu bekämpfen, an welches die Kirche, wie ein Missethäter an eine Galeerenbank, geschmiedet werden soll". Aber dafür, daß beide aus dieser Linie ihres Verhaltens gedrängt wurden, sorgten die deutschen Bischöfe und ihre Räte selbst. Nicht nur schufen sie durch Censurierung oppositioneller Professoren neue Leidensgenossen, sie gingen, als in Bayern sich eine Laienbewegung unabhängig von Döllinger und dem Verfasser — dieser stand damals noch in gar keiner Berührung mit ihr, und sie wollte auch keinen Geistlichen unter sich haben — ausbildete, sogleich mit den schärfsten Mitteln vor. Der Münchener Erzbischof selbst erließ am 24. April einen Hirtenbrief, in welchem er nicht bloß „Unwahrheit über Unwahrheit häufte", sondern diese Laien, darunter höchste Hof- und Staatsbeamte, in der gröblichsten Weise als Empörer gegen Kirche und Staat verdäch-

tigte; sein Ordinariat aber erklärte am 19. Mai alle Unterzeichner der sogenannten Museumsadresse für exkommuniziert; bekehrt sich einer nicht, so „kann er weder zu einem Sakrament gelassen, noch seiner etwa beabsichtigten Eheschließung pfarrlich assistiert werden", und selbstverständlich ist „ihm auch das kirchliche Begräbnis zu versagen". Diese Weisung erst, welche auch in den anderen Diözesen gegeben wurde, drängte, da die Pfarrer ihr entsprechend handelten, von der Bahn der Theorie in die der Praxis. Döllinger lud zu einer Versammlung der hervorragenderen Männer der Opposition auf Pfingsten ein, welche die von ihm wesentlich abgefaßte Erklärung annahm: „Gegenüber den amtlichen Maßregeln und Kundgebungen der deutschen Bischöfe zu Gunsten der vatikanischen Dekrete erachten es die Unterzeichneten für notwendig, durch folgende Erklärung ihren Standpunkt zu wahren und so viel an ihnen liegt, der hereinbrechenden Verwirrung der Gewissen entgegenzutreten. 1. Treu der unverbrüchlichen und auch von Papst und Bischöfen nicht bestrittenen Pflicht jedes katholischen Christen, am alten Glauben festzuhalten und jede Neuerung, würde sie auch von einem Engel des Herrn verkündet, abzuweisen, beharren wir in der Verwerfung der vatikanischen Dogmen ... 2. Wir beharren in der festbegründeten Überzeugung, daß die vatikanischen Dekrete eine ernste Gefahr für Staat und Gesellschaft bilden, daß sie schlechthin unvereinbar sind mit den Gesetzen und Einrichtungen der gegenwärtigen Staaten und daß wir durch die Annahme derselben in einen unlösbaren Zwiespalt mit unseren politischen Pflichten und Eiden geraten würden ... 3. Wir berufen uns auf das unfreiwillige Zeugnis, welches die deutschen Bischöfe selbst für die Gerechtigkeit unserer Sache ablegen. Wenn wir die neue Lehre, daß der Papst der universale Bischof und der absolute Gebieter jedes Christen im ganzen Umfange der Moral, also des gesamten sittlichen Thuns und Lassens sei, offen und direkt zurückweisen, so zeigen die Bischöfe

durch die ungleichen und widersprechenden Deutungen in ihren Hirtenbriefen, daß sie die Neuheit und das Abstoßende dieser Lehre sehr gut erkennen und daß sie im Grunde sich derselben schämen. Keiner von ihnen kann sich dazu entschließen, dem Beispiel Mannings und der Jesuiten zu folgen und den vatikanischen Dekreten ihren einfachen und natürlichen Sinn zu lassen ... 4. Wir weisen die Drohungen der Bischöfe als unberechtigt, ihre Gewaltmaßregeln als ungültig und unverbindlich zurück ... Wir wissen aber auch, daß diese Bannungen ebenso ungültig und unverbindlich, als ungerecht sind, daß weder die Gläubigen ihr gutes Recht auf die Gnadenmittel Christi, noch die Priester ihre Befugnis, dieselben zu spenden, dadurch verlieren können, und sind entschlossen, durch Censuren, welche zur Förderung falscher Lehren verhängt worden sind, unser Recht uns nicht verkümmern zu lassen. 5. Wir leben der Hoffnung, daß der jetzt ausgebrochene Kampf unter höherer Leitung das Mittel sein wird, die längst ersehnte und unabweisbar gewordene Reform der kirchlichen Zustände, sowohl in der Verfassung als im Leben der Kirche, anzubahnen und zu verwirklichen ... Wenn uns gegenwärtig allenthalben in der Kirche die überwuchernden Mißbräuche begegnen, ... wenn wir trauernd das Streben nach geistlähmender Centralisation und mechanischer Uniformität wahrnehmen; wenn wir die wachsende Unfähigkeit der Hierarchie beobachten, welche die großartige geistige Arbeit der neuen Zeit nur mit dem Schellengeklingel altgewohnter Redensarten und ohnmächtiger Verwünschungen zu begleiten und zu unterbrechen vermag“, ... so „zeigt sich uns in solcher Rückschau und Vorschau ein Bild echt kirchlicher Regeneration, ein Zustand, in welchem die Kulturvölker katholischen Bekenntnisses, ohne Beeinträchtigung ihrer Gliedschaft an dem Leibe der allgemeinen Kirche, aber frei von dem Joche unberechtigter Herrschsucht, jedes sein Kirchenwesen, entsprechend seiner Eigenart und im Einklange mit seiner übrigen

Kulturmission, in einträchtiger Arbeit von Klerus und Laien gestaltet und ausbildet, und die gesamte katholische Welt sich der Führung eines Primats und Episkopats erfreut, der durch Wissenschaft und durch die thätige Teilnahme an einem gemeinsamen Leben sich die Einsicht und die Befähigung erworben hat, um der Kirche die ihrer einzig würdige Stelle an der Spitze der Weltkultur wieder zu verschaffen und auf die Dauer zu erhalten. Auf diesem Wege, und nicht durch die vatikanischen Dekrete, werden wir zugleich uns dem höchsten Ziele christlicher Entwicklung wieder nähern, der Vereinigung der jetzt getrennten christlichen Glaubensgenossenschaften, die von dem Stifter der Kirche gewollt und verheißen ist, die mit immer steigender Kraft der Sehnsucht von unzähligen Frommen, und nicht am wenigsten in Deutschland, begehrt und herbeigerufen wird. Das gebe Gott!"

Damit war allerdings öffentlich das Versprechen gegeben, daß im Notfalle die zensurierten Geistlichen den Laien in ihren geistlichen Nöten zu Hilfe kommen würden; aber keiner der Anwesenden wußte oder ahnte, ob es dazu kommen, und wie die Dinge weiter verlaufen würden. Doch der römische Klerus selbst wies ihnen den Weg. Schon gegen Ende Juni kam der Professor der Rechte Zenger, als aufrichtiger, ja ultramontaner Katholik bekannt, dem Tode nahe, und obgleich er, längst krank, nur die erste Adresse der Professoren im Jahre 1870 wirklich unterschrieben hatte, verweigerten ihm, ohne dem Thatbestand nachzugehen, zuerst ein befreundeter Franziskaner, dann der Pfarrer von St. Ludwig die Sakramente. Jetzt erst sandte er zum Verfasser und war mit ihm einverstanden, daß der noch nicht zensurierte Professor der Kunstgeschichte und Offiziator der Universitätskirche Messmer die Beichte ihm abnehme, während der Verfasser selbst von Pfarrer Renftle die hl. Partikel und das Krankenöl, die der Kranke empfangen wollte, hole. Wenige Tage nachher starb Zenger und wurde

von dem Verfasser unter nie dagewesenem Andrange beerdigt. Dadurch veranlaßt, faßte am 1. Juli das Laienkomitee eine Eingabe an das Ministerium ab, worin — natürlich umsonst — um die Überweisung einer Kirche in der Stadt gebeten wurde, und zog diesmal ausnahmsweise auch Döllinger und den Verfasser zur Unterschrift heran. Da die Pfarrer auch bei Verehelichungen Schwierigkeiten machten, verlangten bald Brautpaare, welche auf die Einsegnung ihrer Ehe nicht verzichten wollten, diese von dem Verfasser, und ein Münchener Bürger bestand als solcher beim Magistrat darauf, daß er ihm eine städtische Kirche zu diesem Zwecke einräume. Umsonst protestierten jetzt Erzbischof und Ordinariat, die Sache nahm ihren Fortgang und griff auf das ganze Land über. „Solvitur ambulando . . . die Frage über den Übergang von der Theorie zur Praxis", meinte selbst Döllinger in einem Briefe an Schulte (Juli 7.).

Dazu kam, daß endlich auch die bayerische Regierung Stellung zu der Sache nahm. Sie war bisher in sich selbst uneinig, und der Ministerpräsident Bray, der sich zwei Gutachten, davon eins von Zöpfl in Heidelberg, hatte ausstellen lassen, und der Kultusminister Lutz stritten sich sogar durch Eingaben beim König darum, ob der Staat sich um ein Dogma kümmern dürfe. Sie konnte daher erst nach der Reorganisierung des Ministeriums vorgehen, und erklärte in einem theoretisch ungemein scharfen, den Standpunkt Döllingers teilenden Erlaß vom 27. August: durch die Dekrete vom 18. Juli 1870 und deren Verkündigung seitens der Bischöfe habe die Gemeinsamkeit der Interessen des weltlichen Regiments und der Kirche aufgehört; das Dogma sei eine Neuerung, und alteriere nicht bloß die inneren Verhältnisse der katholischen Kirche, sondern auch die Beziehungen zwischen Kirche und Staat; ja, es sei trotz der Interpretationsversuche der Bischöfe staatsgefährlich, und in der Publikation durch die Bischöfe liege

eine offenbare Verletzung der Verfassung; nie werde die Regierung den Bischöfen, welche den Gesetzen des Staates unterworfen sind, gestatten, den Staatsgesetzen gegenüber eine Art von souveräner Stellung einzunehmen. Sie werde daher „jede Mitwirkung zur Verbreitung der neuen Lehre und zum Vollzuge von Anordnungen verweigern, welche von den kirchlichen Behörden in Rücksicht auf die neue Lehre und zu deren Durchführung getroffen werden;“ und „den Maßregeln, welche die kirchlichen Behörden gegen die das Dogma nicht anerkennenden Mitglieder der katholischen Kirche ergreifen, jede Wirkung auf die politischen und bürgerlichen Verhältnisse der davon Betroffenen versagen“ u. s. w. Wie aber Lutz seinen praktisch wenig bedeutenden Erlaß verstanden wissen wollte, wird sich sogleich zeigen.

Nur um einen Monat später, vom 22. bis 24. September, fand der von dem Laienkomitee einberufene Altkatholikenkongreß in München statt. Döllinger, kein Freund mehr von großen, geräuschvollen Versammlungen, beteiligte sich nur dadurch an dem Kongresse, daß in seiner Wohnung das von J. Huber entworfene Programm beraten wurde, und daß er in den Delegiertenversammlungen erschien. Aber gerade hier, bei der Beratung, ob an allen Orten, wo das Bedürfnis sich einstellt und die Personen vorhanden, eine regelmäßige Seelsorge eingerichtet werden soll, fiel sein von den Römischen immer wiederholtes Wort: Man solle nicht Altar gegen Altar errichten, sondern bei der Nothilfe stehen bleiben. Einer unserer Staatsmänner, „der seiner Gesinnung nach völlig uns angehört, aber ... seine Stellung wahren muß“, habe ihm geradezu gesagt: „alle Männer Ihrer Gesinnung, alle Gegner der vatikanischen Dekrete können in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse gar nichts besseres thun, als daß sie fortwährend öffentlich an dem allgemeinen katholischen Gottesdienste sich beteiligen und auf diese Weise vor der Welt zeigen, daß ihre

Zugehörigkeit zur katholischen Kirche nicht bloß nominell, sondern reell ist". Als ob es sich darum mehr gehandelt hätte! Nicht einmal die Nothilfe, wie Döllinger sie sich auf der Studierstube dachte, war — der Verfasser hat es ihm öfter auseinandergesetzt — ohne Kirchen, Gottesdienst und Religionsunterricht auf die Dauer durchzuführen. Aber dem Kultusminister von Lutz, der es liebte, nichts zu thun, hätte es gepaßt, wenn die Altkatholiken auf Döllingers Rat eingegangen wären und nichts weiter gefordert hätten.

Indessen sah auch Döllinger bald ein, daß sein Rat unzeitgemäß war, und schrieb schon am 2. Oktober an Reusch: „Die Differenz, die bezüglich der Gemeindebildung unter uns sich ergeben hatte, erscheint in den Augen des Publikums größer und breiter, als sie in Wirklichkeit war — ich sehe dies aus den Tagblättern. Dagegen muß die wesentliche Übereinstimmung nachdrücklichst betont werden." Und wie wenig er gesinnt war, eine Sonderstellung einzunehmen, zeigt der Zusatz: „Die Sache mit dem Katechismus ist so wichtig, daß es höchst wünschenswert ist, sie sogleich in Angriff zu nehmen. Ich bitte Sie daher, entweder sofort selber Hand anzulegen oder uns gleich bestimmt es wissen zu lassen, im Fall Sie ablehnen sollten." In München, wo bald auch der Professor Messmer suspendiert und exkommuniziert wurde, und der Doktorand Hirschwälder sich der Bewegung anschloß, wurde auch sogleich nach dem Kongresse regelmäßiger Gottesdienst in der vom Magistrat gewährten Gasteigkapelle eröffnet, der schlesische Geistliche Haßler als ständiger Hilfsgeistlicher angestellt.

Im Winter 1871 2 wohnte Reinkens bei Döllinger, und auch Hyacinthe Loyson hielt sich in München auf. Man kam überein, im Museum eine Reihe von Vorträgen zu halten, woran auch Döllinger mit seinen sieben Vorträgen „Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen", die so ungemeines Aufsehen in der ganzen christlichen Welt machten,

teilnahm. Und als der auf Drängen Renftles vom Münchener Komitee berufene Erzbischof Loos von Utrecht im Juli 1872 seine Firmungsreise durch Bayern machte, empfing Döllinger nicht blos seinen Besuch, sondern erwiderte ihn auch, und nahm sogar an dem dem Erzbischof gegebenen Diner teil. Er erschien ferner auf dem Kongreß in Köln vom 20. bis 22. September und stimmte nunmehr auch der Organisation der Seelsorge, welche die Hauptaufgabe des Kongresses war, bei. Nur in Bezug auf die tridentinische Eheschließung der Altkatholiken erhob er Widerspruch gegen den von dem Central-Komitee eingebrachten, durch Maassen modifizierten Antrag. Er unterlag mit seiner Ansicht, und es ist wahr, daß ihn diese Niederlage sehr verdroß, und er infolgedessen den Entschluß faßte, an einem Kongresse sich nicht mehr zu beteiligen. Gleichwohl ließ er sich von dem Kölner Kongreß in die Kommission, welche das Verhältnis zu den anderen Konfessionen behandeln sollte, und von dieser zu ihrem Vorsitzenden wählen. Auch widersprach er nicht der Wahl einer sogenannten „Bischofs-Kommission". Ja, in einem Briefe an Reusch vom 18. April 1873 erklärte er nunmehr: „Unum est necessarium: für einen Nachwuchs von Geistlichen zu sorgen, für Bildung junger Leute, die jetzt, da sie nicht Verkünder der Unfehlbarkeit werden mögen, sich anderen Fächern zuwenden. Mit Bildung eines Fonds dafür sollte baldmöglichst begonnen werden." Und am 5. Mai 1873 schrieb er an Frl. von Droste in Bonn: „Was zuerst die Bischofsfrage angeht, so habe ich mich lange mit ernsten Bedenken getragen, ob es recht und gut sei, so weit zu gehen; zuletzt hat aber doch die Überzeugung bei mir die Oberhand gewonnen, daß ohne einen Bischof die Genossenschaft, welche von der Lüge und falschen Lehre sich frei halten will, auf die Dauer sich nicht werde halten können. Nicht nur, weil es doch einen nachteiligen Eindruck machen würde, wenn fort und fort alles, wozu ein Bischof nötig ist, von Utrecht her empfangen und erbeten werden müßte, sondern

auch weil bald allzuviel Willkür und Zerfahrenheit ohne einen solchen lebendigen Mittelpunkt einreißen würde. Die große Schwierigkeit ist freilich, den rechten Mann dafür zu finden. Der, den ich und andere dafür halten, befindet sich in ihrer nächsten Nähe, weigert sich aber bis jetzt anzunehmen.“ Er meinte Reusch, dem er dies auch, zugleich im Namen der Münchener, kund gab; er setzte hinzu, lieber gar keinen Bischof wählen und „unterdeß ein provisorisches oder interimistisches Direktorium bilden, das die kirchliche Leitung übernähme“, als eine „auf einen Ungeeigneten fallende Wahl“ (Mai 15.).

Mit der Wahl eines Bischofs änderte sich allerdings die Stellung sowohl Döllingers als des Verfassers innerhalb der altkatholischen Bewegung. Denn als Professoren der Theologie und Hofgeistliche standen sie, wenn auch exkommuniziert, kanonistisch unter der Jurisdiktion des Erzbischofs von München und konnten sich nicht unter die eines andern Bischofs begeben. Letzteres wäre aber schon in der Teilnahme an der Wahl eines Bischofs gelegen, wie denn in der That Minister Lutz mit einem abgetretenen Minister, den er darüber konsultierte, darin einig war, daß Döllinger und der Verfasser abgesetzt werden müßten, falls sie sich an der Wahl beteiligten. Die Gefahr war indessen nicht groß, da Döllinger ohnehin nicht beabsichtigte, nach Köln zu gehen, und der Verfasser schon vor Lutz die Sachlage erkannte. Die Folge davon war aber, daß Döllinger wie der Verfasser „isoliert“ waren, was nur dadurch allenfalls hätte geändert werden können, wenn der zu Köln gewählte Bischof Reinkens auch für Bayern als Bischof anerkannt worden wäre. Minister Lutz verweigerte aber die Anerkennung unter Berufung darauf, daß im Konkordat nur acht Bischöfe für Bayern festgesetzt seien, ein neunter also unmöglich sei — eine Entscheidung, welche in hohem Grade mißlich war, denn nun mußten auch die anderen bayerischen Altkatholiken eine analoge Stellung wie Döllinger und der Ver-

fasser zu dem Bischof Reinkens einnehmen und konnten bis zur Änderung im Jahre 1890 nicht unter dessen Jurisdiktion treten, wenn sie von der Regierung noch ferner als Katholiken anerkannt sein wollten.

Dies war indessen nur ein Übelstand in Bezug auf die mehr äußerlichen Beziehungen und hinderte ein Zusammenwirken mit den unter einem Bischof organisierten Altkatholiken in keiner Weise. Döllinger fuhr denn auch ferner fort, an der Beratung aller wichtigen von Bonn dem Münchener Altkatholiken-Komitee unterbreiteten Fragen teilzunehmen, Ratschläge hinsichtlich des „Deutschen Merkur", der Beratungsgegenstände der altkatholischen Synode u. s. w. zu geben. Im Jahre 1874 und 1875 hielt er mit Reinkens, Reusch, Langen, Knoodt u. s. w. die Unionskonferenzen in Bonn, und als die Berner Regierung 1874 eine altkatholische Fakultät an ihrer Universität zu begründen und den Verfasser zu Vorlesungen für den Anfang zu gewinnen suchte, meinte er, es sei notwendig, den schweizerischen Altkatholiken jede Hilfe zu gewähren und die Gründung der Fakultät zu ermöglichen, worauf der Verfasser wirklich zwei Semester in Bern Kirchengeschichte lehrte.

Nun schreibt allerdings der protestantische Bischof Martensen, der Döllinger im Herbst 1876 in München besucht hatte, in seinem Buche „Aus meinem Leben": „Über die Altkatholiken sprach Döllinger sich ungemein bedenklich aus. Er wußte nicht, ob sie einen Kern wahrhaft religiösen Lebens in sich trügen" (III, 206) — eine Mitteilung, die als einen köstlichen Fund ein römischer Schriftsteller dem anderen nachschreibt, obgleich es für sie angemessener wäre, die Worte Laveleyes über den Anschluß an den Altkatholizismus zu beherzigen, welche Döllinger selbst aus der Rev. de Belg. (Bd. 16, 1874) niedergeschrieben hat: Pour ces grandes résolutions, il faut un amour de la vérité et un respect de la conscience qui fassent oublier les convenances du

mondo, les considérations de famille et les intorêts materiels".[11]) Aber hat Döllinger auch wirklich so gesagt? Martensen gibt nicht, wie sonst, die Worte Döllingers an, auch keine Gründe, worauf dieses Urteil sich gestützt hätte. Da nun Martensen selbst sagt, daß er bei Abfassung seines Buches „nicht im Besitze schriftlicher Aufzeichnungen, Tagebücher u. dgl." war, so geht auch diese Behauptung auf seine Erinnerung zurück, und gilt vielleicht auch hier, daß „es immerhin möglich ist, daß die Erinnerung mir einmal untreu geworden ist". Es ist dies aber um so mehr anzunehmen, als auch das was Martensen über Döllingers Stellung zum Tridentinum sagt, nicht mehr zutraf. Dann war Döllinger, der außer den Komitee-Mitgliedern nicht einmal die Münchener, geschweige die anderen bayerischen und deutschen Altkatholiken kannte, gar nicht in der Lage, ein so allgemein gehaltenes, absprechendes Urteil zu fällen, ohne eine Frivolität zu begehen, was seine Art nicht war.

Was ihn damals tief verstimmt hatte, war die Frage der Aufhebung des Cölibats. Schon als Loyson heiratete, schrieb er an Frl. von Droste: „Der von Ihnen erwähnte Übelstand, daß Hyacinthe Loyson zu den Altkatholiken sich zählen darf, zeigt eben, daß wir zu sehr noch einer Stadt gleichen, die weder Mauern noch Thore hat, in die daher alle, auch . . . u. s. w. sich eindrängen können. Dagegen wird freilich kaum ein ganz wirksames Mittel gefunden werden können, da doch auch so manches wegen künftiger Reformen für jetzt noch offen und unbestimmt gelassen werden muß. Die Bewegung ist notwendig noch als eine im Werden begriffene Gestaltung in gar mancher Beziehung formlos" (1873, Mai 5.). Und von diesem Gesichtspunkte aus schrieb er kurz darauf auch an Pfarrer Widmann: „Was mich betrifft, so rechne ich mich aus Überzeugung zur altkatholischen Gemeinschaft, ich glaube, daß sie eine höhere ihr gegebene Sendung zu erfüllen hat, und

zwar eine dreifache: a) Zeugnis zu geben für die altkirchliche Wahrheit und gegen die neuen Irrlehren von der päpstlichen Universalmacht und Unfehlbarkeit; insbesondere aber auch als redender und permanenter Protest dazustehen gegen die heillose von diesem Papste erst aufgebrachte Willkür in Verfertigung neuer Glaubensartikel. b) Ein zweiter Beruf der altkatholischen Gemeinschaft ist es in meinen Augen, allmählich und in successivem Fortschritt eine von Irrwahn und Superstition gereinigte, der alten, noch unzertrennten mehr konforme Kirche darzustellen. c) Damit hängt zusammen ihr dritter Beruf, nämlich als Werkzeug und Vermittlungsglied einer künftigen großen Wiedervereinigung der getrennten Christen und Kirchen zu dienen. Ein Anfang dazu, wenn auch noch ein kleiner, ist vor einigen Wochen in Bonn gemacht worden. Ich vertraue auf den Fortgang dieses Friedenswerkes" (Briefe ꝛc. S. 104).

Aber gerade diese ihm vorschwebende Aufgabe des Altkatholizismus sah er durch das Aufwerfen der Cölibatsfrage, wie es schon auf der ersten Synode (1874) geschah, gefährdet. Als diese Frage dann immer von neuem wieder auftauchte und brennender wurde, schrieb er an Reusch: „Es hat mich sehr gefreut, daß Sie im ›Deutschen Merkur‹ den Cölibatspunkt besprochen haben. Das ist eine Frage auf Leben und Tod. Ich bin überzeugt, daß eine Gemeinde, die einen zum Ehemann gewordenen Priester bekömmt oder behält, damit ihren — baldigen oder auch langsamen — Untergang, ihre Auflösung besiegelt. Gerade *unsere* Zeit erträgt so etwas nicht" (1875, November 9.). Nun gab gar *Schulte* noch seine Schrift heraus: „Der Cölibatszwang und dessen Aufhebung", 1876, und machte die Frage zu einer akuten, während Döllinger nach einer Erklärung im Münchener Altkatholiken-Komitee in diesem Drängen nichts anderes sah, als „ein, wenn auch unbewußtes Drängen der ganzen altkatholischen Bewegung in die Bahn des Rongeanismus", oder, wie er an Langen schrieb,

„die Einleitung zum Zerfall, zum Auflösungsprozeß“ (1876, Mai 25.).

In dieser Stimmung traf ihn Martensen, und mag allerdings ein herbes Wort gefallen sein. Es konnte aber unmöglich in der von dem dänischen Bischof gegebenen Allgemeinheit gelautet oder gar die altkatholische Bewegung als solche betroffen haben. Denn noch standen das Münchener Komitee und die bayerischen Altkatholiken fast in ihrer Gesamtheit auf Döllingers Seite, und stimmten zahlreiche nichtbayerische Altkatholiken ihm rückhaltlos zu. Er zog sich auch keineswegs von der „altkatholischen Gemeinschaft“ zurück, obgleich er schon um diese Zeit einmal bemerkte: „Die sklavische Anbetung des Erfolges, gleichviel ob er moralisch berechtigt sei oder nicht, ein Symptom unserer Zeit — auch im kirchlichen. Daher der Erfolg der vatikanischen Beschlüsse — und der Papst bleibt unfehlbar.“[12]) Er stemmte sich nur noch mächtiger gegen die Aufhebung des Cölibats und trug im Münchener Komitee eine aus 22 Punkten bestehende Denkschrift dagegen vor, welche als das äußerste, etwa zu Beschließende bezeichnete: Da der Cölibat nicht juris divini, so betrachte die altkatholische Gemeinschaft denselben als kein trennendes Ehehindernis und könne ein Geistlicher eine gültige Ehe schließen, müsse aber seine kirchliche Stellung aufgeben und könne eine solche nicht erlangen. Der Verfasser mußte diese Denkschrift auch zur Synode nach Bonn bringen, ohne sie aber, nachdem er die Stimmung der Synodalen aus den Verhandlungen kennen gelernt hatte, vorzulesen (1878), und der Beschluß der Synode ging wirklich dahin, daß der Cölibat aufgehoben sei.

Die Lage, in welche die bayerischen Altkatholiken dadurch gerieten, war eine sehr peinliche und zwar um so mehr, als Minister Lutz, wie einer seiner Vertrauten damals dem Verfasser gestand, begierig lauerte, ob sie nicht gegen die von ihm ängstlich gewahrte Konkordats-Kirche verstoßen würden. Seine

Hoffnung erfüllte sich auch jetzt nicht, da der Verfasser sogleich in Bonn erklärte, „daß er sich von der von Bonn aus geleiteten altkatholischen Bewegung zurückziehe", die bayerischen Altkatholiken den Beschluß nicht annahmen, und Döllinger sich nie direkt an den Verhandlungen in Bonn beteiligt hatte. Seine Stellung blieb daher nach wie vor die gleiche, und als sich an diese Niederlage das Gerücht knüpfte, daß er und der Verfasser sich Rom unterworfen hätten, wies er es aufs entschiedenste in dem schon angeführten Briefe an einen Dortmunder Altkatholiken zurück, wie er auch bald nachher die offenbar aus dem gleichen Hergang geschöpften Hoffnungen auf seine Bekehrung grausam enttäuschte. Andererseits begrüßte er es freudig, als Professor Beyschlag sich in einer besonderen Schrift des Altkatholizismus annahm: „Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für die gütige Zusendung Ihrer Schrift ... Ich habe sie zuerst im Fluge und dann noch einmal durchgelesen und durchempfunden. Ich dachte dabei an das Pectus facit theologum des verewigten Neander, und lebe der frohen Hoffnung, daß die neben der durchsichtigen Gedankenklarheit so wohlthuende Wärme der Empfindung sich auch vielen Ihrer evangelischen Leser mitteilen werde" (1883, Februar 25.).

Wie Döllinger aber noch kurz vor seinem Tode sich zum Altkatholizismus stellte, dafür brachte ein römisches Blatt (Bayerisches Vaterland) 1886 selbst den Beweis bei, indem es seinen Brief an eine konversionslustige protestantische Dame zu veröffentlichen in die Lage versetzt war: „Bedenken Sie wohl, daß Sie, wenn Sie in die römische Gemeinschaft eintreten, ein feierliches Glaubensbekenntnis ablegen und beschwören müssen, das unter anderem folgende Artikel enthält: 1) die Universalherrschaft der Päpste über alle Christen, 2) ihre Unfehlbarkeit, 3) die ewige Verdammnis aller Ungetauften, und unter den Getauften aller, die mit Wissen außer der Gemeinschaft des Papstes stehen. Dazu dann noch die Lehre vom

Fegfeuer, von der Kraft der päpstlichen Ablässe, die Seele aus dem Fegfeuer zu befreien... Sie müßten dann jedenfalls Ihr Neues Testament (in dem Sie doch wohl bisher gelesen haben) von da an sorgfältig verschlossen halten; denn daß man zugleich ein Bibel lesender Christ sein und die erwähnten kanonischen Glaubensartikel annehmen könne, halte ich für unmöglich. — Dem Gottesdienst einer römischen Gemeinde können Sie beiwohnen und Ihr Gebet mit dem der anderen vereinen, ohne überzutreten. Die Sakramente freilich können Sie nicht empfangen — aber daß es bei äußeren Hindernissen eine Kommunion der Sehnsucht, des Begehrens gibt, welche vor Gott so viel gilt, als der thatsächliche Empfang, das lehren alle Kirchen. Wenn Sie sich im Gewissen, Sehnsucht und Wollen der altkatholischen Gemeinschaft anschließen, so sind Sie jetzt schon ein Mitglied derselben und stehen dadurch zugleich auch in Glaubensgemeinschaft mit der ältesten aller christlichen Kirchen, der orientalischen nämlich."

In dieser Stellung verharrte Döllinger auch später. Denn als der Verfasser 1888 gegen das Schriftchen eines österreichischen Benediktiners „Der Altkatholizismus im Lichte der geschichtlichen und christlichen Wahrheit" im „Deutschen Merkur", den Döllinger regelmäßig zu lesen pflegte, unter dem gleichen Titel eine Reihe von Artikeln schrieb und darin, auch unter Anführung des eben mitgeteilten Briefes, die Behauptung zurückwies, Döllinger gehöre der altkatholischen Bewegung nicht an,[13]) hatte er dagegen nichts zu bemerken. Es ist aber auch nachher nicht das Geringste bekannt geworden, daß er seine Stellung zu ihr zwischen 1888 und 1890 geändert hätte.

Sein Wort und sein Beispiel haben es allerdings nicht zu verhindern vermocht, daß die neuen Lehren „bei dem katholischen Teil der deutschen Nation herrschend wurden und sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechtums in das eben er-

baute neue Reich verpflanzten", aber er hatte das tröstliche Bewußtsein, daß er für die Wahrheit kämpfte, und daß diese, wie es auch Päpste zeitweise gestehen, Wahrheit bleibt, wenn sie auch nur von wenigen vertreten wird — Nescio, si quis dicat falsitatem sequendam potius esse cum plurimis, quam veritatem servandam tuendamque cum paucis. An ideo falsitas non erit falsitas, quia cum multitudine tenetur? Ideo veritas non erit veritas, quia habetur in paucis? Gelasius P., ep. 1 (Thiel p. 310).

Sechzehntes Kapitel.

Innerer kritischer Prozeß. Auszeichnungen durch wissenschaftliche Korporationen; Rector magnificus; 400jähriges Jubiläum der Universität. Unionsvorträge. Ende der Lehrthätigkeit. Theologische Fakultät. Präsident der Akademie der Wissenschaften; Akademische Vorträge. Über Geschichtsunterricht. Bonner Unionskonferenzen. Stellung zum Kulturkampf; zu Gladstone's Vatikanismus; zu Pius IX. und Leo XIII. Kirche und Kirchen; Luther und die Reformation.

Wenn man den Fanatismus der Römischen 1871 und die folgenden Jahre gesehen und erlebt hat, so muß man es in der That als ein Glück preisen, daß der moderne Staat der römischen Kirche die Hände bindet und nichts von „dem erhabenen Schauspiel der sozialen Vollkommenheit" wissen will, welches die Jesuiten der Civiltà und ihr Anhang in der Inquisition erblicken. Denn hätte diese soziale Vollkommenheit, in deren Sinne Pius IX. eben „blutdürstige Inquisitoren" als Muster heroischer christlicher Tugend auf die Altäre erhoben hatte, geblüht, Döllinger hätte als der erste den Scheiterhaufen besteigen müssen, während unter dem Schutze des

modernen Staates erst die glänzendste Periode seines Lebens beginnt.

Es ist psychologisch begreiflich, daß auch bei Döllinger zunächst ein tiefgreifender innerer kritischer Prozeß eintrat. Noch mitten in den Bedrängnissen der letzten Monate des Jahres 1870 schrieb er an Schulte: „Die Bischöfe zwingen uns, täglich auszurufen: Omnia jam fient, fieri quae posse negabam. Man muß ein solches Stück Kirchengeschichte mit erlebt haben, um die trübsten und ärgernisreichsten Partien der älteren Kirchengeschichte zu verstehen. Ich bedauere nur, daß ich erst mit 71 Jahren diesen praktischen Kursus meines Hauptstudiums mit durchgemacht habe. Wie manche Seite meiner bisherigen Schriften wäre anders geschrieben worden, wenn ich talia expertus hätte daran gehen können" (1870, Dezember 23.). Dann, als die Katastrophe von 1871 eingetreten war, fühlte er es wie eine Befreiung von lange getragenen Fesseln und wie ein von Gott geschenktes Glück, endlich wahrhaft in vollem Maße sein zu können: „Nun — laqueus contritus est, et nos liberati sumus — und ich für meinen Teil danke Gott täglich dafür, daß ich erst jetzt vollkommen wahrhaft sein, der gegenwärtigen Wirklichkeit sowohl als der kirchlichen Vergangenheit unverwandt ins Antlitz schauen und eine an der anderen messen kann. Daher war es mir auch Bedürfnis, seit 1870 mein ganzes kirchengeschichtliches und patristisches Wissen einer großen, durchgreifenden Revision zu unterziehen und alle Hauptresultate meiner früheren Studien noch einmal, die Quellen in der Hand, zu prüfen. Hätte ich das nur 20 Jahre früher gethan oder thun können!" Das ist aber nicht so zu verstehen, als ob diese Revision bereits abgeschlossen wäre. Denn in dem nämlichen Briefe mahnt er den etwas stürmischen Michelis: „Ich glaube, daß bei uns Theologen allen, die wir durch die vatikanische Revolution gewaltsam aus unserer Bahn geschleudert wurden, ein innerer

kritischer Prozeß eingetreten ist, der natürlich noch in den ersten Entwicklungsstadien sich befindet, — ein Prozeß, der doch immer längerer Zeit bedarf. Vexatio dat intellectum, heißt es auch hier. So lange wir unter dem Banne des Autoritätsglaubens standen, das heißt, es für Gewissenspflicht hielten, in keinem Falle und um keinen Preis es auf ein Zerwürfnis mit Bischof und Papst ankommen zu lassen, lieber (im falschen Vertrauen auf Gottes nachfolgende Providenz) der fortschreitenden Korruption in der ganzen Kirche ruhig zuzuschauen und die Hände passiv ergeben in den Schooß zu legen — so lange waren unsere Augen auch mit einer Binde verhüllt; wenn wir auch die gröbsten Verunstaltungen des Heiligen zu sehen nicht umhin konnten, die tiefer liegenden Quellen dieser Monstrositäten sahen wir nicht und in der Kunst des Vertuschens und Beschönigens übten wir uns fleißig, — wenn nicht vor der Welt, doch vor unserem eigenen theologisch-kirchlichen Gewissen." Er weist auch gleich auf ein Ergebnis seines Prüfens und Forschens hin, und es betrifft das schon früher von ihm als ein Konziliabulum italienischer Prälaten erkannte Konzil von Trient: „Das führt mich auf unser am Anfang aufgestelltes Kriterium, das Tridentinum. Wenn wir nicht allen unseren henotischen Hoffnungen entsagen und uns nicht in schweren Konflikt mit der alten (vormittelalterigen) Kirche bringen wollen, werden wir doch auch da das Korrektiv des Vinzentianischen Prinzips (semper, ubique, ab omnibus) zur Anwendung bringen müssen. Wer von uns möchte über das Verhältnis von Staat und Kirche, über die Beziehungen zwischen Papst und Bischöfen die Tridentinischen Normen und Voraussetzungen ohne Weiteres als für immer bindend annehmen? Das wäre Selbstmord" (1874, Mai 1.). Die Revision seiner theologischen Anschauungen beschäftigte ihn auch später noch. Denn erst am 22. September 1878 konnte er an Gladstone schreiben: „Mein langes Schweigen hatte

seinen Grund in einer eigentümlichen Geistesstimmung, die mich einige Zeit hindurch beherrschte und mich unwiderstehlich zu einer all-engrossing examination and revision of the whole edifice of my theological convictions antrieb. So lange dieser geistige Prozeß währte, war es mir nicht möglich, mich eingehend mit anderen Dingen zu beschäftigen, und so unterließ ich das Briefschreiben beinahe völlig. Aber die Zeit liegt nun hinter mir."

Es lag aber gerade darin und in seiner ganzen Art zu arbeiten, auch ein Hindernis, seine in Aussicht genommenen Arbeiten abzuschließen. So spricht er bereits in einem Briefe vom 9. März 1871 an Schulte von dem bevorstehenden Erscheinen seines ersten „historischen Briefes", an den sich wohl eine ganze Serie anschließen werde, muß aber am 7. Juli gestehen, daß noch immer eine schwer zu bewältigende Masse von wichtigem Stoffe unter seinen sammelnden Händen wachse; — und zu gleicher Zeit wollte er „auch dem neuen Doctor ecclesiae Liguori ein kleines Monument setzen". Er zersplitterte sich auf diese Weise nur noch mehr, und man geht daher nicht zu weit, wenn man behauptet, daß er, obwohl er in Woker einige Jahre lang einen besonderen Sekretär zur Seite hatte, kaum mehr eine litterarische Leistung zu stande gebracht hätte, wenn nicht äußerer Zwang ihn dazu genötigt hätte. Zum Glücke trat er rasch ein.

Die wissenschaftliche Welt erkannte schnell, daß es sich in dem ausgebrochenen Kampfe nicht lediglich um theologische Dinge, sondern um die Wissenschaft selbst handle. Einzelne wissenschaftliche Korporationen fingen daher an, ihrer Auffassung auch einen äußeren Ausdruck zu geben. Schon im August 1870 wählte die Wiener Akademie Döllinger zum auswärtigen Ehrenmitglied ihrer historischen Klasse; im April 1871 ernannte ihn die Marburger und im Mai, nachdem er den theologischen Doktorgrad der Universität Oxford als für seine

Lage bedenklich abgelehnt hatte, deren juristische Fakultät zum Juris utriusque doctor h. c. Auch die Universität München, auf die alle Welt schaute, wollte ihrerseits nicht zurückbleiben, wählte ihn nach Überwindung seines Widerstrebens zum Rector magnificus für 1871/72 und erkor ihn damit zugleich zu ihrem Repräsentanten und Sprecher bei ihrem bevorstehenden vierhundertjährigen Jubelfeste (1872). Dadurch war er aus der Studierstube und den Büchern, in die er sich immer tiefer vergrub, herausgeholt und in die Öffentlichkeit gestellt. Er erfaßte auch die ihm von der Universität bereitete Lage rasch und ergriff freudig die ihm durch sie gebotene Gelegenheit, seine Stimme nicht nur an die studierende Jugend, sondern über sie hinaus an die deutsche und auch die französische Nation, sowie an die römische Hierarchie richten zu können.

Der Gegenstand seiner Rede, mit der er sich am 23. Dezember als Rektor einführte: „Die Bedeutung der großen Zeitereignisse für die deutschen Hochschulen“, lag nahe, und er selbst sagte: „Indem ich nun heute zu Ihnen sprechen soll, befällt mich eine Empfindung schüchterner Bangigkeit — so überwältigend groß ist der Eindruck, den die Begebenheiten der jüngsten Zeit auf mich, wie auf Sie wohl alle machen; so sehr besorge ich, allzutief unter der Höhe meines Gegenstandes zu bleiben. Denn so mächtig war ich ergriffen von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Ereignisse, so klar schien und scheint es mir, daß eines der inhaltreichsten und gewichtigsten Blätter der Weltgeschichte soeben vor uns aufgeschlagen ist, daß ich fast keine Wahl hatte, worüber ich reden wollte, daß mir mein Thema durch die Natur der Lage wie vorgezeichnet, gebieterisch auferlegt zu sein schien . . .“ Wie aber wußte er über sein Thema zu sprechen! über den „furchtbaren, blutigen Kampf und den glorreichen Sieg“, welche „die Deutschen zu einem einigen Volke, zu einem großen und starken Reiche gemacht haben“! „Niemals noch hat Deutschland einen

Frieden geschlossen, der für unsere Nation so ehrenvoll und so vorteilhaft gewesen wäre, wie dieser jüngste. Gerne möchten wir ... der Hoffnung auf einen langen Frieden und der ruhigen, ungetrübten Pflege der Güter des Friedens uns überlassen. Es darf nicht sein! Deutschland darf noch nicht entwaffnen. Gleich jenen kastilischen Rittern an der maurischen Grenze, deren Pferde jede Nacht gesattelt im Schlafgemach standen, angebunden an die Pfosten des Ehebettes, muß auch die deutsche Wehrkraft fernerhin wachsam und gerüstet bleiben, mit der Hand am Schwertgriff. Denn drohend schallt von jenseits des Rheines der Ruf nach Rache und Wiedervergeltung herüber; in Büchern und Zeitschriften wird uns angekündigt, daß Frankreich seine Söhne von nun an zum Haß gegen die Deutschen erziehen wolle ..." Doch „wir unsererseits nehmen dieses Kartell des Hasses und der Rache nicht an ... Aufrichtig wünschen wir unserm Nachbarvolke, daß Frankreich sich erholen und reinigen, daß es zu einer festen, Ordnung und Freiheit verbürgenden Verfassung gelangen möge. Wir wünschen es auch darum, weil es zu unserm eignen Glück und Wohlergehen gehört, daß wir umgeben seien von wohlgeordneten und blühenden Staaten; wir werden dann um so wachsamer und sorgfältiger sein, unsere eigenen guten Institutionen zu bewahren, die uns noch mangelnden zu erwerben". Aber hüten wir uns davor, es wie jene Deutschen nach dem Freiheitskriege zu machen, welche sich von allem Französischen, bis zur völligen Entfremdung, abwandten. Die Deutschen und ihre westlichen Nachbarn sind noch immer zwei auf einander angewiesene Nationen, und wir dürfen auf die Kenntnisnahme von ihren Zuständen nicht verzichten, ihre Leistungen nicht vornehm ignorieren, die eindringende Beschäftigung mit ihren Geisteserzeugnissen nicht unterlassen. Der Strom der Lebenskräfte ist in dieser Nation noch nicht versiegt; eine Fülle von Geist und Energie ist in ihr noch vorhanden, die materiellen Hilfs-

quellen scheinen fast unerschöpflich. Nach einer Richtung gibt sie uns aber eine Lehre und Mahnung, ihr nicht zu folgen. „Die deutschen Universitäten sind, neben den Akademien und in höherem Grade als diese, Pflanzstätten uud Laboratorien des wissenschaftlichen Geistes ... Die Priester und Jünger der Wissenschaft werden häufig sich irren, manche der erkannten Wahrheit beigemischte Irrtümer aus Liebe zu jener vielleicht lange festhalten, — aber sie werden nie lügen, werden nie das lehren und bekennen, von dessen Grundlosigkeit sie überzeugt sind, werden es auch dann nicht mehr behaupten, wenn ihnen das Gegenteil auch nur wahrscheinlich geworden ist". Anders in Frankreich. Dort „mußte die keusche Muse der Geschichte zur Buhlerin werden, welche dem eitelsten unter den Völkern der Erde Befriedigung seiner Leidenschaft, seines Durstes nach Selbstvergötterung gewährte. Gewöhnt, sich für die erste Nation des Erdkreises, für die Leuchte und Führerin aller anderen zu halten, erfüllt von dem Gedanken, daß wirklich auch die übrigen Völker diesem Vorrang willige Anerkennung zollten, begehrten und erhielten die Franzosen eine Geschichts-litteratur, welche ihnen diesen schmeichelnden Spiegel vorhielt; — es bildete sich jene nationale Krankheit aus, der sie selber den Namen Chauvinismus gegeben, deren Paroxismen im Juli des vorigen Jahres sie in einen Abgrund von Mißgeschick und Elend gestürzt haben". Werke, wie Lamartine's Geschichte der Girondisten, das große Geschichtswerk von Thiers, die vielgelesenen Werke von Louis Blanc und von Michelet, Handbücher der französischen Geschichte, wie das von Theophil Lavallée, haben das zu Wege gebracht, haben „in Frankreich eine Religion und einen Kultus des nationalen Egoismus und der Selbstvergötterung geschaffen" und ihm drei unfehlbare Glaubensartikel gegeben: „erstens, das französische Volk ist das vollkommenste unter den Nationen, dazu berufen, allen anderen Muster und Führer zu sein; es kann in seinen Instinkten,

in dem was alle wollen und begehren, nicht irren. Zweitens, Frankreich hat ein unverlierbares Anrecht auf deutsches Land und Volk, bis an den Rhein. Drittens, die französische Armee ist unbesiegbar!"

Das zweite große Zeitereignis, welches er meinte und besprach, war das Vatikanische Konzil: „An demselben Tage, an welchem von dem Riesenbaum der französisch-nationalen Lüge und eitlen Selbstvergötternng die Kriegserklärung an Deutschland als reife Frucht geschüttelt wurde, an eben diesem verhängnisvollen Tage des 18. Juli 1870, ward eine zweite Kriegserklärung, gleichfalls gegen Deutschland gerichtet, aus der anderen Metropole des Romanentums erlassen. Galt jene Botschaft aus Paris dem deutschen Boden, dem zu erobernden Rheinlande, so galt diese zweite, aus Rom, dem deutschen Geiste, der deutschen Wissenschaft. Es war eine Versammlung von 547 Romanen ..., welche diesen Schlag führte, und es ist uns von kompetenter Seite gesagt worden, daß wir Deutschen, zunächst die deutschen Theologen, es seien, um derentwillen die vatikanischen Dekrete gemacht worden seien, weil die Verirrungen der deutschen theologischen Wissenschaft und die Gefahren der deutschen Forschung überhaupt nur durch das Gegengift eines unfehlbaren und allmächtigen Papstes geheilt und abgewendet werden könnten. Dabei ist nun merkwürdig, daß die Katastrophe mit den nämlichen Mitteln vorbereitet wurde, deren Wirksamkeit in Frankreich, auf politisch nationalem Gebiet, ich soeben geschildert habe" — durch „mit Fälschungen und Lügen angefüllte Bücher in den Seminarien und Studienanstalten". Und daneben wurde durch den Jesuiten-Orden ein neues Prinzip des Erkennens, das Prinzip des unbedingten Gehorsams gegen eine Persönlichkeit und deren Aussprüche im Gebiete des Erkennens eingeführt, so „daß da, wo menschliche Wissenschaft mit den Aussprüchen dieses Mannes in Zwiespalt gerate, ein jeder, in Kraft des höheren Gehorsams, verpflichtet

sei, die Ergebnisse der Wissenschaft, so sicher sie auch, nach dem allgemeinen Urtheil aller Stimmfähigen, sein mögen, zu verwerfen und sich, mit innerer Geistesunterwerfung und äußerem Bekenntnis, an das Urteil des Einen zu halten. Vor dritthalb Jahrhunderten ist dies auf dem Gebiet der Naturwissenschaften gegen das Kopernikanische System geltend gemacht worden — in einigen Ländern mit zeitweiligem Erfolg, während doch die Wissenschaft gesiegt hat. Jetzt wird das nämliche auf dem Gebiet der geschichtlichen Erkenntnis versucht ... Der Prozeß ist instruiert und der Kampf auf Tod und Leben gegen die Wissenschaft, gegen die Universitäten und Akademien, nahezu gegen die gesamte deutsche Geschichtslitteratur, eröffnet. Es wird sich zeigen, ob diesmal das Gegenteil von dem Ereignis des 17. Jahrhunderts sich vollziehen, ob die historische Wissenschaft den Prozeß verlieren wird, welchen die Naturwissenschaft damals gewonnen hat". Mit einem Blick auf den Verlauf der deutschen Geschichte und das neue Reich, auf seine Verfassung und seine Aufgaben, welche auch der studierenden Jugend neue Ziele und eine größere Arena bieten, schließt die merkwürdige Rede, welche verdient hätte, durch ganz Deutschland und insbesondere an den höheren Schulen verbreitet zu werden (Akad. Vortr. 3, 11). Sie wurde aber damals nicht einmal gedruckt, weil Döllinger bereits wieder von der geplanten Ergänzung derselben abgezogen wurde.

Es hielt sich, wie erwähnt, im Winter 1871/72 Reinkens in München auf und wohnte bei Döllinger; auch war P. Loyson anwesend. Sie, J. Huber und der Verfasser kamen überein, Vorträge im Museum zu halten, und vermochten auch Döllinger zur Teilnahme daran zu bestimmen. Reinkens und Loyson faßten aber die Aufgabe nicht auf, wie das gebildete Münchener Publikum erwartete, und enttäuschten einigermaßen. Da sprang Döllinger im Januar, Februar und März mit sieben Vorträgen „Über die Wiedervereinigung der christlichen

Kirchen“ ein: I. und II. Überblick über die religiöse Weltlage. III. Schwierigkeit und Möglichkeit der Wiedervereinigung der getrennten Kirchen. Die Trennung der lateinischen und der griechischen Kirche. IV. Die deutsche Reformation. V. Wiedervereinigungsversuche auf dem Kontinent im 17. Jahrhundert. VI. Die Reformation in England; Trennung von Rom und Wiederannäherung. VII. Hindernisse einer Wiedervereinigung der christlichen Kirchen in der Gegenwart; Hoffnungen für die Zukunft. Damit war er denn endlich öffentlich und mit Nachdruck für seinen längst gehegten Gedanken eingetreten. Nicht entfernt dachte er aber, wie erst jüngst in der Allg. Zeitung (Beil. 1899 Nr. 99) ihm zugeschrieben wurde, an „die Herbeiführung einer Union auf künstlichem Wege“. Denn was er wollte, sagt er bestimmt in dem III. Vortrage, wo er es für selbstverständlich erklärt, „daß das Mögliche und Denkbare hiebei vorerst nur in der Anbahnung eines besseren Verständnisses, einer fortgesetzten gemeinschaftlichen Beratung und in der Aufsuchung befriedigender Erklärungen der vorhandenen Bekenntnisformeln besteht. Erst gilt es Unterscheidung von Dogma und Meinung, von angestammter, altüberlieferter Lehre und künstlichen Produkten der Theologie; es gilt Scheidung von Brauch und Mißbrauch, Entfernung gegründeter Ärgernisse, Wiederherstellung des Ausgearteten in seiner besseren, ursprünglichen Gestalt. Zwei Kirchen können sich nicht einander plötzlich in die Arme fallen, wie zwei nach langer Trennung sich wiedersehende Freunde. Und wie unendlich groß die Schwierigkeit einer einzigen dogmatischen Differenz sein kann, wie die mannigfaltigsten und redlichsten Bemühungen an ihr scheitern können, das zeigt die Trennung der lutherischen und reformierten Kirche, die, ungeachtet einer großen Vereinigung, doch noch lange nicht völlig gehoben ist. Es gehört eben ein mächtiger, überwältigender Geist und Zug der Union dazu, der oft in Jahrhunderten nicht gefunden

wird, und ein gemeinschaftliches, nicht von subjektiver Willkür abhängiges, maßgebendes Prinzip" (S. 28). Er hat auch nicht „den starken ethnographischen Einschlag bei sämtlichen Religionsformen und Konfessionen" übersehen, sondern selbst eingehend erwogen und besprochen (S. 17). Er war sich selbst bewußt und sprach es ohne Rückhalt aus, daß das Ziel schwerer zu erringen sei als der Sieg über Frankreich, denn dieser „unblutige Sieg ... müßte vor allem über uns selbst, unsere Trägheit, unseren Hochmut und Eigennutz und unsere bequemen und schmeichelnden Vorurteile erfochten werden" (S. 140). Aber er sagte kategorisch: „Es muß möglich sein, denn es ist Pflicht ... Daß Christus, der Stifter der Kirche, ihre Einheit gewollt, geboten habe, ist klar". Und welcher Theolog könnte, dürfte anders sprechen, wenn er etwas vom Geiste Christi in sich hat? Die Mahnung Döllingers an diese Pflicht war denn auch nicht vergebens. Die Tagesblätter trugen sie weiter, und eine ganze Litteratur für und gegen sie knüpfte sich daran; massenhaft aber sind die Briefe, welche ihm darüber zugingen. Doch auch hier beging er den Fehler, daß er die Vorträge, welche allerdings sogleich nach — nicht authentischen — stenographischen Aufzeichnungen in der Allg. Zeitung erschienen waren, durch seinen Freund Oxenham nur dem englischen Publikum zugängig machen ließ (Lectures on the Reunion ... 1872), dem deutschen aber, weil er weitere Ausführungen und Belege hinzufügen wollte, bis 1888 vorenthielt. Und dennoch waren ernste deutsche Gemüter, auch unter den Römisch-Katholischen, nicht minder empfänglich. So schrieb, um nur Ein Beispiel anzuführen, Kardinal Hohenlohe: „Ew. Gnaden Vorträge über die Wiedervereinigung ... habe ich soeben zu lesen beendigt, und sie haben mich tief gerührt; — ich bin nun schon in Jahren, daß ich nicht hoffen darf, noch die Verwirklichung der herrlichen Idee zu sehen; — aber allerdings, jeder soll sein Scherflein beitragen, um

die Schwierigkeiten hinwegzuschaffen. Hier ist vorderhand schwer etwas zu thun. Ich würde an Ihrer Stelle die Grundzüge der obigen Vorträge zusammenfassen und in einer vielen zugänglichen Sprache, etwa lateinisch oder französisch, drucken lassen. Ein Samenkörnlein, zu dessen Gedeihen Gott seinen Segen geben würde" (1888, Juli 8.).

Die Vorträge ließen auch Heinr. Gelzer auf einen schon früher (1870, November) mit Döllinger besprochenen Plan, die Gründung einer Zeitschrift, zurückkommen, und Döllinger nahm den Vorschlag mit Freuden auf, denn „es kommt jetzt darauf an, die Gesinnungsgenossen, die jetzt noch überall vereinzelt, zerstreut, ohne von einander zu wissen, ihre eigenen Wege gehen oder auch mutlos die Hände in den Schoß legen, einander näher zu bringen, ein Organ der Mitteilung, der Diskussion zu gründen ... Nur in Einem Punkte kann ich Ihnen keine festen Versprechungen geben, was nämlich meine Mitarbeit betrifft. Sie kennen mein Alter, die Last meiner amtlichen Verpflichtungen, und dazu kommen noch angefangene und Verlegern bereits versprochene Schriften, zu denen die Vorarbeiten schon seit Jahren gemacht sind, und die zum Teil von größerem Umfange werden müssen. Es wäre mehr als leichtsinnig, wenn ich, ganz vergessend, quid valeant humeri, quid ferre recusent, noch neue Verpflichtungen übernehmen wollte — Verpflichtungen, welche natürlich einen sehr beträchtlichen Teil der mir noch übrigen Zeit und Arbeitskraft in Anspruch nehmen müßten. Es versteht sich dabei, daß ich mit ganzer Seele bei dem Unternehmen bin, daß ich für dasselbe thun werde, was nur immer meine Kräfte nicht übersteigt; mitraten werde, sobald mir Gelegenheit dazu geboten ist u. s. w. Auch zu gelegentlichen Beiträgen, wenn auch nicht größeren Abhandlungen u. s. w., wird sich Stoff und Anregung finden. — Für unsere Hoffnung und Strebensziel, die una sancta, muß, wie ich es in den Vorträgen gesagt

habe, die Initiative von Deutschland ausgehen, aber übersehen Sie ja nicht, daß wir die großen außerdeutschen Kirchenkörper, die morgenländisch-russische und die anglikanische [Kirche] in keinem Moment unbeachtet lassen, oder handeln dürften, als ob sie nicht existierten — um so weniger als gerade diese Kirchen Vermittlungs-Elemente in sich tragen und nirgends die Vereinigung so viele Freunde und zur Thätigkeit bereite Männer zählt als gerade in England". Gelzer möge zur Universitätsfeier nach München kommen, wo er vielleicht mit manchen Gesinnungsgenossen und eventuellen Mitarbeitern verhandeln könnte (April 8.). Der Brief war für Gelzer, der sicher auf Döllingers Mitarbeit am meisten gebaut hatte, wenig ermutigend, und es wurde auch mit der projektierten Zeitschrift kein Versuch gemacht.

Eine wahrhaft große Figur machte Döllinger beim vierhundertjährigen Jubiläum der Universität (1.—3. August). Schon bei der Entgegennahme der Glückwünsche der deutschen Universitäten, von denen keine fehlte, am 31. Juli in der kleinen Aula bezauberte der schlichte und einfache Greis durch die geistvolle Art, wie er jeder einzelnen Deputation, anknüpfend an die Geschichte ihrer Korporation und die persönlichen Verdienste der Deputierten, zu antworten wußte. Die Münchener Kollegen gestanden sich neidlos, daß doch nur er das zu leisten im stande gewesen sei, und Sybel schloß den Akt mit einer Huldigung für Döllinger, indem er ihn unter Hinweis auf seinen Namenstag als „den zweiten Ignatius und Gegenignatius" feierte.[1]) Der Glanzpunkt der Feier war der 1. August. Der Festzug von der Akademie der Wissenschaften an der Residenz vorbei, wo er dem König Ludwig II. seine Huldigung darbrachte, gestaltete sich durch die ihm vom zuschauenden Volke gebrachten Ovationen zugleich zu einem Triumphzuge Döllingers. Nur um so gespannter war die illustre Corona, welche sich, obwohl die infallibilistische Welt

grollend beiseite stand, überaus zahlreich in der großen Aula zusammengefunden hatte, auf die Lösung der ihm gewordenen Aufgabe. Da wurde aber niemand enttäuscht, so sehr wurde er der Größe des Augenblicks gerecht, in eine so gehobene weihevolle Stimmung wußte er durch die Vornehmheit seines Wesens und seine beredten Worte die Versammlung zu versetzen (Akad. Vortr. 2, 56). Ihm persönlich gereichte es aber zur besonderen Freude, auch die warme Teilnahme König Ludwigs II. an der Jubelfeier durch die Mitteilung zum Ausdruck bringen zu können, daß durch die k. Munifizenz „aus Mitteln der k. Kabinetskasse mit einem Stiftungskapitale von 10,000 Gulden ein Stipendium für einen Studierenden der Geschichte an der Münchener Hochschule errichtet" worden sei. Denn die Stiftung, welche „Döllingers Vorschlage gemäß" geschah, sollte dazu beitragen, den historischen Sinn in der studierenden Jugend zu wecken und zu pflegen und Streiter in dem gegen die gesamte deutsche Geschichtslitteratur instruierten Prozeß zu gewinnen. Daß der König es auch nicht versäumte, Döllinger als den Leiter der Festfeier auszuzeichnen — er erhielt das Großkomthurkreuz des Kron-Ordens — braucht kaum erwähnt zu werden.

Döllinger trat jetzt überhaupt in noch nähere Beziehung zu König Ludwig II., der sich schon im Winter 1871/72 von ihm „über Bossuet Vortrag erstatten lassen" wollte. Er hatte nämlich im Wintersemester 1871/72 seine Vorlesungen wieder aufgenommen und trug über neuere Geschichte vor. Der Zudrang, auch aus nichtstudentischen Kreisen, war sehr groß, und in der Stadt wurde viel von diesen Vorlesungen gesprochen. Davon hörte auch der König durch einen schweizerischen Studierenden, der damals zu ihm Zutritt hatte. Seine Mitteilungen reizten ihn, sich Auszüge aus den Vorträgen zu verschaffen, die er „während des Sommers mit vielem Interesse las". Nun entstand in ihm aber auch „der lebhafte

Wunsch, in den Besitz jener Vorlesungen zu gelangen, welche Döllinger etwa in den Jahren 1859 und 1860 über die englische und französische Geschichte gehalten hat". Da Döllinger ihn augenblicklich zu erfüllen nicht in der Lage war, drängte der König aufs neue, er wolle die Vorträge noch in Hohenschwangau lesen, und stürzte sich, nachdem er den ersten Teil empfangen, sofort auf ihn, nicht ohne die Bemerkung, daß er auch den anderen beiden Teilen entgegensehe.[2]) Sie scheinen nicht mehr zurückgegeben worden zu sein.

Der Schluß des Wintersemesters 1872/73 bezeichnet auch den der Lehrthätigkeit Döllingers, ohne daß er aus der Universität selbst ausgetreten wäre. Er vertrat auch bis an sein Ende die Fakultät im Senate und nahm an den Fakultätssitzungen, soweit es ihm paßte oder die Zeit erlaubte, teil. Denn an der Erhaltung, nicht an der Zerstörung der theologischen Universitätsfakultäten war ihm, in der dem Verfasser öfters geäußerten Meinung, daß nur von ihnen, wenn auch erst später, wieder eine Besserung in der römischen Kirche zu erwarten sei, alles gelegen.[3]) Wenn daher Andr. Schmid in seiner Geschichte des Georgianums erzählt, daß die Fakultät und das Georgianum damals doch in die Gefahr der Auflösung gerieten, so trugen nicht Döllinger und der Verfasser, deren Einfluß die Studierenden der Theologie vollständig entzogen waren, die Schuld daran, sondern die ebenda geschilderten plumpen Griffe der in ihrer Verfolgungswut blind gewordenen Bischöfe und ihrer Räte.[4]) Döllinger stemmte sich auch nur einige Male gegen Akte der infallibilistischen Majorität. So, als es ihr einfiel, ohne seine und des Verfassers Einladung und Anwesenheit, also unbefugt zu beschließen, daß beide künftighin von den Promotionen, an welchen sie ohnehin nicht teilnahmen oder teilzunehmen vorhatten, ausgeschlossen sein sollten. Auch schrieb er z. B., als die Majorität in das bei den Promotionen abzulegende sog. Tridentinische Glaubens-

bekenntnis die 1870er Glaubensartikel aufnehmen und sich, weil der Senat dazu als einer Aufhebung der Nichtplazetierung des Vatikanums seine Zustimmung verweigerte, an das Staatsministerium wenden wollte: „Ich war in der betreffenden Senatssitzung nicht zugegen, kann aber auch dem Antrag des H. Dekans nicht zustimmen, da ich unmöglich dazu mitwirken kann und darf, daß das, wogegen mein eigenes Gewissen sich empört, andern aufgezwungen und der theologischen Hypokrisis ein breites Thor aufgethan werde". Sonst werden aber auch die noch lebenden Mitglieder der damaligen Fakultät Döllinger und dem Verfasser das Zeugnis nicht verweigern können, daß gerade sie beide oft in den eigenen Angelegenheiten der Majorität pazifizierend wirkten.

Wenn andere Männer auf die Fortsetzung ihrer Lebensthätigkeit verzichten, schließen sie damit zumeist auch ihre intensivere wissenschaftliche Arbeit. Nicht so Döllinger, der sich noch ungeschwächter körperlicher und geistiger Rüstigkeit erfreute. Die Befreiung von den Vorlesungen war für ihn nur Gewinn an Zeit, um sich ganz und ausschließlich der wissenschaftlichen Forschung hingeben zu können, und es dürften nicht viele theologische und historische Werke in den Bibliotheken des Staats und der Universität vorhanden sein, die er nicht umgewendet und studiert hätte. Bald dehnte sich seine Forschung aber auf immer weitere Gebiete aus, und man ist erstaunt, in seinen Notizbüchern und Kollektaneen zu sehen, was ihn alles interessierte und wie eindringlich er ihm nachging. Außer der Theologie und Geschichte beschäftigte er sich aber hauptsächlich mit der Nationalökonomie und Statistik, der Länder- und Völkerkunde, der Hygiene und Krankheitsgeschichte, der Litteratur und ihrer Geschichte. Dante blieb sein Lieblingsdichter; er nahm aber auch Goethe wieder vor, und man übertreibt nicht, wenn man ihn als einen der besten Dante- und Goethekenner bezeichnet. So konnte es denn auch kommen,

daß seine Konversation so vielseitig und anziehend war, und sein Wissen geradezu verblüffte. Das erfuhr auch der General von der Tann, der lange Jahre in der nämlichen Straße mit Döllinger wohnte und eine Petition um die Kanalisierung der Straße in Umlauf setzte. Sie gelangte auch an Döllinger, der sie so warm und eingehend befürwortete, daß der General verwundert ausrief: „Ich glaubte, Döllinger sei nur Theolog; jetzt schreibt er auch eine gelehrte Abhandlung über die Kanalisation!"

Dieser Drang nach Erkenntnis und eigener Belehrung barg nur die Gefahr in sich, daß Döllinger nicht mehr zu einer produktiven Thätigkeit gelangen dürfte, wenn nicht ein fremder Eingriff ihn dazu nötigte. Ihn that König Ludwig II., als am 18. April 1873 der geniale Chemiker Justus von Liebig starb, und die Frage entstand, wer sein Nachfolger als Präsident der k. Akademie der Wissenschaften werden solle. Man dachte zwar sogleich an Döllinger, aber wegen seiner Stellung zur Hierarchie standen seiner Ernennung auch mancherlei Bedenken entgegen. Doch Ludwig II. setzte sich über sie hinweg, ernannte Döllinger am 15. Mai zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates und zwang ihn auf diese Weise, in den beiden öffentlichen Jahressitzungen einleitende Worte zu sprechen. Döllinger war davon nicht sehr entzückt und sah darin, wie er am Tage der Ernennung an Reusch schrieb, „eine neue Last", die er „trotz seiner Jahre auf sich nehmen müsse". Doch einmal ernannt, fand er sich rasch in die neue Lage.

In der Akademie hatte sich, wie die älteren Mitglieder sich noch erinnern werden, eine recht unangenehme Erscheinung eingebürgert. Liebig zwar fesselte stets durch seine in der Regel nicht sehr langen, aber geistvollen und inhaltsschweren Einleitungsworte. Er hatte aber kaum geendet, so stob das

nicht akademische Auditorium, weil die eigentlichen Festredner zu spezielle Themata ihrer Fachwissenschaften zu behandeln pflegten, auseinander. Döllinger, dem diese Erscheinung längst mißfiel, dachte sogleich auf eine Änderung und entschloß sich, zur Eröffnung der Sitzungen selbst „über ein allgemein wissenschaftliches Thema populär zu sprechen", was freilich wieder den anderen Übelstand erzeugte, daß er selbst immer mehr der eigentliche Festredner wurde. Aber — er rettete die Sitzungen vor der Verödung und brachte es zuwege, daß sie für viele wahre Festtage wurden. Denn es war, wie ein jüngerer Historiker bezeugt, „ein Zug von einziger Großartigkeit, den die Festsitzungen der Münchener Akademie der ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit Döllingers verdankten. Ein eigener Schauer ergriff die gedrängt harrenden Hörer, wenn der schier neunzigjährige Greis sich vom Präsidentenstuhle erhob und der Rednerkanzel zuschritt, um aus großen Blättern mit gleichmäßiger, nicht starker, doch vernehmlicher Stimme über ein Kapitel der Weltgeschichte vorzutragen. Da stand er, dessen europäischer Ruf seit einem halben Jahrhundert einen Abglanz des Ruhmes auch auf die Stadt seines Wohnens und Wirkens warf, — sprach in ehernen Worten vor der geistigen Elite eben dieser Stadt Überzeugungen aus, wie sie bloß durch die ernste, unablässige Arbeit eines ganzen über seine Grenzen hinaus erstreckten reichen Menschenlebens gewonnen und so unwandelbar befestigt werden konnten".

Döllinger führte selbst einmal bei feierlicher Gelegenheit das Wort Goethes an:

> Wer in der Weltgeschichte lebt,
> Wer in die Zeiten schaut und strebt,
> Nur der ist wert zu sprechen und zu dichten.

Wer hätte aber mehr in der Weltgeschichte gelebt, mehr in die Zeiten geschaut und gestrebt, als Döllinger? Er war daher wert zu sprechen, und man anerkannte, als kurz vor

seinem Tode die ersten zwei Bände seiner Reden erschienen, rückhaltlos, daß hier „ein König der Wissenschaft rede".[4]) Er war nur leider zu beengt in der Wahl seiner Themata. Die positiven Wissenschaften, also vor allem die Theologie, sind, was man insbesondere bei dem Vortrage „Über Religionsstifter" im Auge behalten muß, statutengemäß von dem Wirkungskreise der Akademie ausgeschlossen; es beschränkte ihn aber auch die Ängstlichkeit anderer. So hätte er überaus gerne einmal über die Geschichte Deutschlands gesprochen, nachdem er „seit einer Reihe von Jahren den Einflüssen des Papsttums durch alle Jahrhunderte hindurch und in allen Richtungen nachgegangen" war und „besonders auch die Geschichte der einzelnen Staaten und Landeskirchen, wie sie durch Roms Einwirkung sich gestalteten, studiert" und als Ergebnis gefunden hatte: „Roms Einfluß ist viel schädlicher und ruinöser, als ich vor 1860 etwa auch nur geahnt hatte. In Deutschland, wenn man den Ursachen des Unterganges unseres alten Kaisertums nachgeht, ist das mit Händen zu greifen. In den romanischen Ländern steht es noch schlimmer" (Briefe S. 109). Er durfte es nicht wagen; denn, erzählt er selbst bei L. von Kobell, „man drängte seitens der Akademie in mich, ja keinen Stoff zu nehmen, welchen die Kammer der Abgeordneten als klingende Münze aus meinem Beutel benützen könnte. Sie fürchtete, man würde möglicherweise den Etat der Akademie verkürzen und diese Schuld dürfte ich nicht auf mich laden. Meine Rede würde also der Saat des Kadmos gleichen, aus welcher gewaffnete Riesen entstanden" (S. 93). Es war nur nicht die Akademie, in deren Namen Cornelius vor aller Welt bezeugte: „Wir haben ihn hier oft bewundert, wie er aus goldener Kelle verschwenderisch die Schätze seines Wissens spendete ... Manchmal hat er vor unsern Augen die Höhe der historischen Kunst erstiegen in Forschung, Auffassung und Darstellung". Es waren vielmehr

einzelne ängstliche Akademiker, welche ihn zu dieser Haltung drängten, und noch mehr zitterte man im Kultusministerium vor jedem möglicherweise anstößig erscheinenden Worte, so daß auch wohl der damalige Ministerialreferent mit der Bitte zu ihm kam, er möge doch seinen eben gehaltenen Vortrag wenigstens nicht drucken lassen, worauf „Döllinger ruhig sagte, es sei ja nicht nötig, daß die Rede gedruckt werde".[5]) Dann bestimmte ihn in der ersten Hälfte der 80er Jahre ohne Zweifel bei der Wahl seiner Themata auch die Rücksicht auf König Ludwig II., den großen Verehrer Ludwigs XIV., nachdem derselbe 1880 und 1881 durch Handschreiben ihm kundgegeben hatte, daß er die Vorträge verfolge und lese. Es folgte auch sogleich (1882) der Vortrag „Die Politik Ludwigs XIV.", und der König, der „sobald als möglich das Original der Festrede ... kennen zu lernen" wünschte (April 1.), „las sie wiederholt mit großem Interesse und Genuß" (Mai 14.).

Trotzdem verstand es Döllinger, dessen „wissenschaftlicher Gesichtskreis sich bis zur letzten Stunde in beispiellosem Maße erweitert hat, Meisterwerke der Forschung und der Darstellung der Welt zu liefern".[6]) Seine Akademie-Vorträge behandelten nach und nach folgende Themata: 1. Überblick über die geschichtliche Entwicklung und die gegenwärtige Aufgabe unserer Akademie (1873). — 2. Gedächtnisrede auf König Johann von Sachsen; 3. Über die Leistungen der Akademie im Gebiet der orientalischen Studien (1874). — 4. Die historische Klasse der bayerischen Akademie der Wissenschaften; 5. Deutschlands Kampf mit dem Papsttum unter Kaiser Ludwig dem Bayer (1875). — 6. Gedächtnisrede auf Gino Capponi; 7. Die bisherigen Leistungen der historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften (1876). — 8. Zur Erinnerung an Kurfürst Maximilian III., den Stifter der Akademie; 9. Aventin und seine Zeit (1877). — 10. Gedächtnisrede auf Alexander Herculano de Carvalho (den bedeutendsten Geschichtsforscher

Portugals); 11. Über das Studium der deutschen Geschichte (1878). — 12. Garcin de Tassy und Indien; 13. Die orientalische Frage in ihren Anfängen (1879). — 14. Die Bedeutung der Dynastien in der Weltgeschichte; 15. Das Haus Wittelsbach und seine Bedeutung in der deutschen Geschichte (1880). — 16. Die Juden in Europa (1881). — 17. Die Politik Ludwigs XIV.; 18. Die Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland im Mittelalter (1882). — 19. Über Religionsstifter (1883). — 20. Über die Darstellung und Beurteilung der französischen Revolution; 21. Über Spaniens politische und geistige Entwicklung (1884). — 22. Denkrede auf Franz August Mignet (1885). — 23. Die einflußreichste Frau der französischen Geschichte (Maintenon, 1886). — 24. Einfluß der griechischen Litteratur und Kultur auf die abendländische Welt im Mittelalter; 25. Dante als Prophet (1887).[7]) — 26. Die Geschichte der religiösen Freiheit; 27. Der Anteil Nordamerikas an der Litteratur (1888). — 28. Der Untergang des Tempelordens (1889).

Als die Reden unter dem Titel „Akademische Vorträge“ bei C. H. Beck im Buchhandel erschienen, rissen sie A. Harnack zu den Worten hin: „Wo gäbe es heutzutage einen zweiten Historiker, der mit diesem Fleiß, mit dieser Umsicht, mit dieser Fähigkeit, fremde Eigenart zu verstehen, sich in der Geschichtschreibung aller Zeiten heimisch gemacht hat, wie Döllinger? Wie über die Universalgeschichte der Kirche, so vermag er Rechenschaft zu geben nicht nur über die politische und Kulturgeschichte Deutschlands, sondern ebenso über die Europas, ja bis nach Indien reicht sein Blick“.[8]) Und in Nr. 248 der Beilage zur Allg. Zeitung 1893 heißt es: „Ein Vortrag oder eine Festrede von Grimm, Helmholtz, Mommsen, Döllinger, Vischer, Scherer, Gregorovius und ihren Pairs hat u. E. mehr Daseinsberechtigung, als sieben Achtel unserer Modebelletristik“. Man hätte demnach erwarten können, daß die „Akademischen Vorträge“

zu einem Hausbuch der deutschen Nation oder wenigstens zu einem Lesebuch der studierenden Jugend geworden wären. Aber um sich in solche Werke zu vertiefen, dafür gebricht — und es ist dies auch ein Zeichen der Zeit — unserem Volk und vor allem unserer studierenden Jugend heute die Zeit und wohl auch der Sinn.

Immerhin erwarb Döllinger sich durch diese akademischen Vorträge manchen neuen Verehrer und auch Verehrerinnen, und gerade einzelnen aus der Zahl dieser ist es zu danken, daß er sowohl dem Maler Lenbach, und zwar diesem zu verschiedenen Aufnahmen, als auch den Bildhauern Hildebrand (Florenz) und Kopf (Rom) zu sitzen veranlaßt ward und so, wie er leibte und lebte, durch deren Meisterwerke für die Nachwelt festgehalten wurde.

Vorzüglich seiner Mitwirkung und Fürsorge verdankt die Akademie auch einen größeren und würdigeren Festsaal, und von ihm stammen die ihrem alten Wahlspruche: Rerum cognoscere causas angereihten Sprüche: seu vetus est verum diligo sive novum und: serimus arbores posteritati profuturas — Sprüche, in deren Erfüllung er Allen das unübertreffliche Vorbild war.

Außer der Akademie trat Döllinger nur noch zweimal öffentlich hervor. Einmal amtlich, als im Jahre 1882 die infallibilistische Majorität der zweiten bayerischen Kammer beschlossen hatte: „Der Geschichtsunterricht wird in der Regel nach Konfessionen erteilt", und dieser Antrag am 21. April in der öffentlichen Sitzung der ersten Kammer zur Debatte kam. Der Bischof Dinkel von Augsburg hatte eben den Beschluß der II. Kammer verteidigt, als Döllinger sich erhob, und im Sinne seiner Rektoratsrede im Jahre 1871 (Ak. V. 3, 23) ausführte: „. . . Es ist bei dieser Frage in der anderen Kammer als Grund für dieses Postulat die Behauptung aufgestellt worden, daß es eine katholische und eine protestantische Auffassung der Geschichte gebe und daß also Katholiken nicht im stande seien, Geschichte vorzutragen, welche das protestantische

Gefühl nicht verletze, daß also umgekehrt auch Protestanten nicht fähig seien, Geschichte für katholische Zöglinge vorzutragen. Ich muß diese Auffassung für gänzlich grundlos und irrig erklären; sie mag wahr gewesen sein vor 200 Jahren, damals als die Geschichte als Wissenschaft noch in ihrer Kindheit sich befand und ganze große Gebiete der Geschichte so gut wie unbekannt und unerforscht waren. Das hat sich nun aber vollständig geändert. Damals gab es gar keine Wissenschaft der Geschichte. Das, was man so nannte und was in Schriften dargestellt wurde, waren höchst mangelhafte und lückenhafte Versuche, welche weite Gebiete des historischen Stoffes teils völlig entstellten, teils im Dunkel ließen. Eine Wissenschaft der Geschichte haben wir erst seit ungefähr vierzig Jahren, und es ist keine Überhebung, wenn die Deutschen behaupten, daß sie auf diesem Gebiete das meiste, das beste, das gründlichste geleistet und eine reiche Litteratur der Geschichte geschaffen haben, welche alle anderen Nationen sich zum Muster genommen haben und als Vorratskammer gebrauchen. Unter diesen Umständen kann man nicht mehr, wie früher, von einer berechtigten katholischen und einer berechtigten protestantischen Auffassung der Geschichte reden, sondern jetzt ist es der Unterschied zwischen einer wissenschaftlichen und objektiv gehaltenen und einer bloß eingebildeten aber parteiisch zurechtgemachten tendenziösen Geschichte, der sich in der Litteratur und mitunter wohl auch im Unterrichte geltend macht. In einer Zeit, wo der Gegensatz der Konfessionen so ausgeprägt war, daß auf der einen Seite die Behauptung aufgestellt werden konnte, der Papst sei der Antichrist und die ganze Geschichte des Mittelalters müsse unter diesen Gesichtspunkt gestellt werden, und wo dann auf der anderen Seite die Theorie vorgetragen und praktisch geübt wurde, daß jede Abweichung von der Kirchenlehre mit dem Tode bestraft werden müsse, konnte von einer wahrhaft wissenschaftlichen Geschichte natürlich nicht die Rede sein. Wir leben aber jetzt in einer ganz

anderen Zeit, und diejenigen Männer, welche an unseren Gymnasien berufen sind, Geschichte zu dozieren, müssen vor allem die wissenschaftliche Schule durchgemacht und also gelernt haben, was Bedingung sei, die Geschichte so zu behandeln, wie sie als Erzeugnis gründlicher Forschung sich ergeben hat und nicht nach konfessionellen Standpunkten. Es darf und soll an jeden öffentlichen Lehrer der Geschichte die Anforderung gestellt werden, daß er dieses leisten könne und wolle". Ich habe selbst an der hiesigen Hochschule jene Partien der Geschichte vorgetragen, welche als am meisten der konfessionellen Entstellung ausgesetzt betrachtet werden, und manches Jahr Zuhörer beider Konfessionen gehabt, aber ich habe nie gehört, daß der eine oder der andere über die Auffassung dieses Teiles der Geschichte Veranlassung zu Klagen gefunden habe, und wer heutzutage in einer dem Stande der Wissenschaft entsprechenden Schule seine Bildung empfangen hat, der kann und wird dasselbe leisten. Bei dem großen Reichtum an historischen Arbeiten in den letzten dreißig Jahren „werden Sie, wenn Sie nähere Einsicht davon nehmen wollen, schlechterdings nicht im stande sein, zu sagen, ob der Verfasser Protestant oder Katholik gewesen sei; er ist in der Regel ein wissenschaftlich gebildeter gründlicher Gelehrter und hat als solcher die Geschichte objektiv, wahr und unbefangen geschrieben, und auf dem Lehrstuhle natürlich, wenn er dazu berufen ist, wird er ebenso verfahren". Mir selbst wurde, als in Bayern die Trennung des Geschichtsunterrichts nach Konfessionen eingeführt wurde, unter Abel der Auftrag gegeben, ein Lehrbuch der Geschichte für die Gymnasien und zwar für den katholischen Unterricht auszuarbeiten. „Ich habe das damals unternommen, d. h. ich fing an und arbeitete mich hinein, und nachdem ich einen Teil der Geschichte ausgearbeitet hatte, fand ich, daß es mir rein unmöglich sei, weiter auf diesem Wege zu gehen und solchen Anforderungen, daß nämlich dieses Lehr-

buch ganz konfessionell gehalten sein, ganz dem angeblich katholischen Standpunkte entsprechen solle, irgendwie Genüge zu thun, und ich habe daher den Auftrag der Regierung zurückgegeben und gebeten, mich davon zu entheben.[9]) Und was erreicht man denn, wenn wirklich eine solche Trennung des Geschichtsunterrichts durchgeführt werden sollte?" Es müßte auch ein eigener protestantischer Geschichtslehrer aufgestellt werden, und die Folge wäre, daß die jungen Leute mit Mißtrauen gegen ihren Klassenlehrer erfüllt würden und die Folgerung zögen: „darf ich ihm denn in anderen Gebieten trauen, z. B. in der Geographie? Wenn man einen wissenschaftlichen Gegenstand tendenziös behandeln will, kann man die Geographie ebenso konfessionell färben als die Geschichte, und am Ende müßte man noch weiter gehen und auch von einer katholischen Auffassung und von einer protestantischen Auffassung der Naturgeschichte sprechen, denn daß eine solche Unterscheidung auch auf diesem Gebiete möglich ist, kann nicht bestritten werden. Der Gegensatz war eine Zeit hindurch wirklich vorhanden, als die kirchliche Autorität für das ptolemäische und gegen das kopernikanische System eintrat. Nun, das hat die Wissenschaft überwunden, und in diesem Falle hat die kirchliche Autorität sich vor den Resultaten der Wissenschaft gebeugt. Auf historischem Gebiete ist dieses zum Teile auch schon geschehen und wird mit jedem Dezennium noch weiter sich vollziehen. Ich glaube, es würden große Übelstände entstehen, wenn . . . die Trennung des Geschichtsunterrichtes nun von neuem wieder unternommen würde". Es würde nicht nur, wie der Herr Kultusminister hervorgehoben hat, gegen das Beispiel aller übrigen deutschen Staaten sein; es „würde... sich sofort die Frage ergeben: ist denn einer schon, weil er katholisch oder protestantisch geboren oder erzogen ist, auch zuverlässiger Lehrer im Fache der Geschichte? Würde nicht noch eine weitere bessere Bürgschaft, als der Zufall der Geburt,

erforderlich werden? Man würde in kurzer Zeit noch weiter darin zu gehen gedrängt werden, was auch damals unter dem Abel'schen Ministerium [und auf der Freisinger Bischofs-konferenz] beabsichtigt war, aber wegen der Schwierigkeiten nicht ganz durchgeführt werden konnte; man würde dahin kommen, die Laien von dem geschichtlichen Unterrichte auszuschließen und ihn wieder nur Geistlichen anzuvertrauen". Das ist auch in der II. Kammer in Aussicht gestellt worden, „denn der Herr Referent hat auf die Bischöfe hingewiesen als jene, welche das notwendige Lehrermaterial zu beschaffen hätten, wenn die Scheidung des Geschichtsunterrichtes durchgeführt werden solle. Ich muß es den hochwürdigsten Herren Bischöfen überlassen, über das ihnen zur Disposition stehende Lehrer-material nähere Auskunft zu geben, ich wüßte dasselbe nicht zu finden. Ist es denn überhaupt so ratsam, ist es wirklich notwendig, immer wieder neue Trennungen herbeizuführen, immer wieder Schlagbäume zu erfinden, welche uns in Deutschland, in Bayern konfessionell einander entfremden, eine Kluft, welche leider noch nicht ganz überbrückt ist, noch erweitern sollen? Ich glaube nicht, daß das in der Absicht der hohen Kammer gelegen sein kann". Diese trat denn auch in ihrer Mehrheit dem von ihrem Ausschusse einstimmig gefaßten Antrag auf Ablehnung des Beschlusses der II. Kammer bei und bewahrte, vorläufig wenigstens, Bayern vor der geplanten Vergrößerung der konfessionellen Zerklüftung; denn schon das damalige Ministerium mußte es nachsehen, daß die Religions-lehrer nach einer von den Ordinariaten genehmigten Kirchen-geschichte dem Geschichtsunterrichte die tendenziöse Farbe auftrugen.

Die andere Gelegenheit, öffentlich hervorzutreten, führte Döllinger selbst herbei. Es wurde bereits erwähnt, daß der altkatholische Kongreß in Köln (1872) ihn zum Mitgliede der Kommission für die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen und Konfessionen und diese zu ihrem Vorsitzenden erwählte.

Doch erst die Erwägung, heißt es in einem Briefe an Gladstone vom 2. April 1874, daß „einerseits die Kirchen des orientalischen Ritus zu neuem Leben erwacht und der abendländischen Christenheit viel näher gerückt sind, andererseits im Occident eine große religiöse und kirchliche Dekomposition stattfindet und auf dem Kontinent, in Deutschland besonders, weder die protestantische Kirche noch die römische in ihrer jetzigen Gestalt auf die Länge fortbestehen können", — reifte in ihm den Entschluß, auf den Herbst 1874 und 1875 „Vertreter der anglikanischen Kirche, Engländer und Amerikaner, und der orientalischen Kirche, Russen und Griechen (in Bonn) zusammenzurufen, um über die Wiedervereinigung der getrennten Bekenntnisse zu verhandeln." „Es war" — um einem anderen, Cornelius, das Wort zu lassen — „ein Gegenstand, den er ein halbes Jahrhundert lang in treuer Sorge am Herzen hielt, und der ihm bis in die verborgensten Falten wohl bekannt war. Darum gelang es ihm, die schwierige Diskussion auch mit den geistreichen Russen Ossinin und Janischew — die Anglikaner standen ihm vom Anfang an näher — bis zu dem Punkte zu führen, wo die Möglichkeit einer dogmatischen Verständigung sich vor aller Augen stellte. Daneben aber mündete die Verhandlung oft genug in einen Lehrvortrag aus, der Stunden währte, und dem mit atemloser Spannung und Bewunderung die zahlreiche Versammlung, Orient und Occident lauschte". Es kann jedoch hier auf diese rein theologischen Diskussionen nicht eingegangen werden. Wer sich um die Verhandlungen und Beschlüsse der beiden Konferenzen interessiert, der findet sie in den von Reusch darüber herausgegebenen „Berichten".

„Wir Theologen", sagte Döllinger dem Verfasser, „haben das unserige gethan; es kommt jetzt darauf an, wie die kirchlichen Autoritäten sich dazu stellen werden; aber" — setzte er hinzu — „die einen thun nichts aus gewohnter Indolenz, die

anderen aus politischen Rücksichten." Er hatte damit nur zu sehr recht; denn zu einer ernstlichen amtlichen Inangriffnahme der Angelegenheit kam es kaum, weshalb es Döllinger auch nur peinlich berührte, wenn Bischöfe der einen oder anderen Kirche zu ihm kamen und immer nur als Privatpersonen die Frage behandelten. Er sagte darüber: „Sie nehmen einem die Zeit weg und fragen einen immer nur aus; thun aber nichts Ernstliches." Ganz anders dagegen stellte er sich zu den Theologen: für sie war er stets bereit, Aufschlüsse zu geben oder auch sich zu rechtfertigen. So schrieb er, als die Behandlung der unbefleckten Empfängnis auf der Konferenz von 1874 in England Anstoß erregt hatte, sofort an Oxenham: „Herzlichen Dank für die gütige Übersendung des Union-Review. Es thut mir ungemein leid, daß die Konzeptionsfrage ein so leidiger Stein des Anstoßes geworden ist, und in unser schönes Eintrachtswerk einen so grellen Mißton gebracht hat. Es war das aber nicht zu vermeiden, denn mit dieser Frage steht oder fällt die ganze Berechtigung der altkatholischen Lossagung von dem vatikanischen Konzil und dessen Lehren. Die Dogmatisierung von 1854 war die berechnete Vorläuferin der von 1870, der erste so ganz offene Bruch mit der Tradition der ganzen älteren Kirche, Orient und Occident, die prinzipielle Verläugnung des quod semper, ubique, ab omnibus. Die Ultramontanen könnten mit vollem Recht sagen: Wenn ihr eine Veränderung der Lehre bezüglich der Konzeption annehmt, warum nicht auch die Veränderung der Lehre von Kirche und Papst annehmen, die 1870 gemacht worden ist? Zudem sehen wir überall diesem neuen Dogma nur schlimme Früchte, Steigerung der Superstition &c. entsprossen. Ich selber habe es schon bereut, daß ich nicht gleich 1854 meine Nichtannahme des neuen Dogmas laut erklärt habe; ich beschwichtigte damals mein Gewissen damit, daß es sich doch nur um einen untergeordneten Punkt des Lehrsystems handle, und die Dogmati-

sierung nur die eigenmächtige That dieses Papstes sei. Jetzt freilich sehe ich, wie notwendig das principiis obsta ist" (1874, November 16.).[10]) Und als protestantische Theologen meinten, „der Streit über das filioque berühre die modernen Menschen [sic] geradezu wie ein antediluvianisches Petrefakt",[11]) schrieb er z. B. an Professor Beyschlag: „Ihr ungünstiges Urteil [in der Schrift über den Altkatholizismus] über die Scholastik auf den von mir geleiteten Unionskonferenzen in Bonn dürfte vielleicht etwas milder sich gestalten, wenn Sie bedenken wollen, daß dort das anatolische Kirchenelement, vertreten durch Byzantiner, Russen, Griechen und Südslaven, gewissermaßen maßgebend war. Ihnen allen gilt der Zusatz filioque zum Symbolum als der schwerste Stein des Anstoßes, als das größte, vor allem zu beseitigende Hindernis einer Verständigung. Und die anwesenden Bischöfe und Theologen der englischen und nordamerikanischen Kirche waren, was das Gewicht der Frage und den hohen Wert einer darüber zu erlangenden Verständigung betrifft, durchweg mit den Orientalen einverstanden. In einer besonderen in englischer Sprache gepflogenen Verhandlung vertrat der damals aus Amerika herübergekommene Philipp Schaff Ihren Standpunkt, machte aber damit keinen Eindruck." Er setzt dann aber, auf den Protestantismus übergehend, auch hinzu: „Die Stelle Ihrer Schrift, die mich am meisten erfreut hat, ist S. 56 die über den Episkopat. Möchte doch diese Ansicht unter den Theologen Ihrer Kirche mehr und mehr durchdringen. Welche ermutigenden Hoffnungen ließen sich daran anknüpfen! In welchem günstigeren Licht würde die deutsche protestantische Kirche vor der gewaltig in allen Weltteilen sich ausbreitenden Kirche englischer Zunge dastehen! Zeigt sich doch selbst in dem klassischen Lande des Puritanismus, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, eine wachsende Hinneigung zur episkopalen Verfassungsform!" (1883, Februar 25.).

Bei dem Tode des aus Schloß Berg am Starnberger See flüchtenden Königs Ludwig II. (1886) konnte der gebannte Stiftsprobst allerdings nicht, wie es sein Amt forderte, öffentlich hervortreten. Die Trauerrede, welche vorgetragen wurde, war aber gleichwohl von Döllinger verfaßt, weil nach der Meinung des Ministers von Lutz nur er die der Lage entsprechenden Worte finden konnte. —

Als zu Anfang der siebenziger Jahre in Preußen der sogenannte Kulturkampf ausgebrochen war, Absetzungen von Bischöfen und Priestern stattgefunden hatten, und Falk ins preußische Ministerium eingetreten war, wäre es wirklich zum Verwundern gewesen, wenn man nicht von gegnerischer Seite Döllingers Hand darin vermutet hätte. Nur um so notwendiger erscheint es, seine Stellung zu Rom und dem Kulturkampf darzulegen.

„In einer Depesche vom 5. Oktober 1870 berichtete Cetto [bayerischer Gesandter beim römischen Stuhl] aus einer Unterredung mit Antonelli: Arnim habe dem Papst zugeredet, wegzugehen und ›im Zentrum von Europa‹ seinen Sitz zu nehmen. Er, Antonelli, suche den Papst zum Bleiben zu bereden; aber wenn die italienische Regierung fortfahre, so gewaltsam zu verfahren, müsse die Entfernung des Papstes doch stattfinden. . .“[12]) Arnim verfolgte aber seinen Gedanken gleichwohl weiter, und es war allerdings, wie Graf Werthern dem Verfasser am 3. Mai 1892 mitteilte, Döllinger, der ihm denselben ausredete: „Einmal schrieb mir Arnim, er halte es für notwendig, daß der Papst nach Deutschland übersiedle, und er werde nach Berlin reisen, um diesen Gedanken bei Seiner Majestät dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck zu vertreten. Ich erschrack darüber, lief gleich zu Döllinger und teilte ihm Arnims Brief mit. Wir verabredeten nun, daß beide bei mir frühstücken sollten, ich mich aber unter einem Vorwande bald entfernen würde, damit er Zeit finde, meinem Kollegen die konfusen Gedanken auszureden. Das

geschah, und als wir uns trennten, drückte mir der Stiftspropst mit einem überaus feinen Lächeln die Hand, und Arnim sagte mir mit Empfindung: Wie soll ich Ihnen für die interessanten Stunden danken! Von der Übersiedelung des Papstes war aber nicht mehr die Rede."

In einem Briefe vom 12. November 1874 an Gladstone schreibt Döllinger selbst: „Daß Manning bei erster Gelegenheit die Schale seines lange genährten Grimmes über mich ausgießen würde, das dachte ich mir wohl. Er scheint aber zu glauben, daß ich, statt in München, in Berlin sitze als geheimer Ratgeber Falks und Bismarcks und Gesetze schmieden helfe. Ihnen brauche ich kaum zu sagen, daß ich die beiden Staatsmänner nie gesehen, nie eine Zeile an sie gerichtet habe; nur einmal versuchte ich, durch einen Bekannten eine Warnung und Vorstellung anzubringen gegen das Gefangensetzen von Bischöfen und Priestern — was erfolglos blieb." Und in gleichem Sinne äußerte er sich am 12. M(ai?) 1875 gegen Reusch: „Die Wendung, welche die Dinge in Berlin genommen haben, erregt starke Bedenken, und bei Ihnen am Rhein wird man wahrscheinlich die schlimmen Folgen, die diese Kampfesweise für den Geist der Bevölkerung erzeugt, noch klarer wahrnehmen als anderwärts." Er lehnte es dann aber auch ab, sich in die Revision der Maigesetze zu mischen, und schrieb an Richard Fleischer, der ihn um einen Artikel darüber für seine „Deutsche Revue" gebeten hatte: „Je mehr ich in der Frage der Maigesetze, die jetzt der preußischen Kammer vorliegt, durch Studium der Aktenstücke und aufmerksames Verfolgen der Journalstimmen Klarheit zu gewinnen suche, desto zahlreicher und gewichtiger werden die Zweifel und Bedenken, die mir aufstoßen, und um so stärker wird denn auch meine Abneigung, mich in diesen Streit zu mischen und etwa an den ignes suppositi cineri doloso, deren Berührung unvermeidlich wäre, mich zu verbrennen. Ich

sehe sehr wohl, daß die Regierung aus vielen und starken Gründen (nicht bloß um der Centrums-Partei willen) aus diesem Labyrinth einen Ausweg suchen muß; aber in meiner Entfernung vom Schauplatz mangelt mir gar sehr die anschauliche Kenntnis der wirklichen Sachlage, der wahren Stimmung im Klerus und Volk u. s. w. Ich erschrecke vor der Verantwortung, welche dem unberufenen Ratgeber sowohl in der öffentlichen Meinung als vor dem Forum des eigenen Gewissens niederbeugen müßte, wenn seine Stimme zu schlimmem Ergebnis mitgewirkt hätte. Dazu kommt noch, daß ich jetzt nicht über die Sache öffentlich reden könnte, ohne den Schein auf mich zu laden, als ob ich ein mir zu Teil gewordenes Vertrauen mißbraucht und ein gelobtes Schweigen gebrochen hätte. Also für jetzt manum de tabula" (1880, Mai 27.).

Den Jesuiten freilich hat er keine Thränen nachgeweint, als sie Deutschland verlassen mußten. Sie galten ihm längst als die Unheilstifter in der römisch-katholischen Kirche, weshalb er auch nicht abwehrte, als Michelis den Ruf erhob: Fort mit den Jesuiten aus Deutschland! Doch hat er direkt zu dem Jesuitengesetz nicht mitgewirkt, sondern nur zur weiteren Ausführung desselben, als „zum Vollzuge des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1872, betr. den Orden der Gesellschaft Jesu" Minister Lutz sich an ihn um sein „hervorragend sachverständiges Urteil" namentlich darüber wandte, „ob insbesondere von der Kongregation der Redemptoristen gesagt werden könne, daß sie mit den Jesuiten verwandt sei." Darauf hätte Döllinger aber gar nicht eingehen sollen, da ihm nicht nur die ganze römisch-katholische Kirche seit 1870 als reichsgefährlich galt, sondern auch sämtliche die Lehren von 1870 vertretenden Orden und Kongregationen, und da die Regierung diesen reichsfeindlichen Lehren Raum gestattet hatte, so daß es sich bei der Beurteilung der Orden nach dem Jesuitengesetze nur noch um äußerliche Merkmale handeln konnte. Er setzte auch nur die

„manchfachen Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen in den Ordensregeln und in der Verfassung beider Gesellschaften“, die Gleichheit ihrer Morallehre (Liguori) und die Verschiedenheiten in ihren Einrichtungen und ihrer Wirksamkeit auseinander, worauf die bayerische Regierung sich im Bundesrat jeder Initiative oder Einwirkung zum Nachteile der Redemptoristen enthielt und zu ihrer Vertreibung nur beistimmte, „um in einer solchen Frage nicht eine Uneinigkeit in die Erscheinung treten zu lassen“.[13]) Nur um so zäher hielt aber Döllinger daran fest, daß wenigstens die Jesuiten nicht wieder ins Reich zurückkehren dürfen, und schrieb noch am 5. April 1887 an Reusch, als sie zusammen an dem großen Werke „Die Moralstreitigkeiten ꝛc.“ arbeiteten: diese mit den Briefen „gewinnen in nächster Zukunft ein besonders praktisches Interesse, da ja alles aufgeboten wird, dem Orden [der Jesuiten] die Rückkehr nach Deutschland auszuwirken, und des Kanzlers Macht und Wille in dieser Frage unberechenbar ist“.

Döllinger war überhaupt nicht mit allem was Bismarck that, oder geschehen ließ, zufrieden und klagte manchmal darüber, z. B. in einem Briefe an Gladstone: „Wir Deutschen haben alle Ursache, bei der Leidenschaftlichkeit des Mannes, in dessen Hände für jetzt unser politisches Schicksal gelegt ist, bange zu werden. Das Verfahren gegen Arnim, einzig durch persönliche rancune eingegeben, mit Verletzung aller Anstands- und Klugheitsregeln, hat überall schwere Besorgnisse erweckt. Und nun die Note oder Denkschrift von Decaze, von der ich heute lese! Ich fürchte sehr, daß die Behauptung von dem neuen Kriege, den Bismarck will, nur zu wahr ist“ (1874, Oktober 24.). Er sprach auch wohl in seinem bekannten sarkastisch beißenden Tone von der Do-ut-des-Politik und bewegte dabei die Hände gegen- und übereinander. Aber dennoch dachte er, zumal nachdem ihm (nach den Aufzeichnungen in seinen Notizbüchern) manches klarer geworden war, groß von Bismarck

und konnte es nicht vertragen, daß man an ihm so viel bekrittelte und rüttelte, die großen Züge seines Lebens, seine hervorragenden Verstandesanlagen, seine ursprüngliche, echt deutsche, mächtige Natur bald durch diesen, bald durch jenen angegriffen wurden. „Die Natur", sagte er, „hat Bismarck aus einem Guß gegossen, er ist ein Prachtwerk von Patriotismus, aber wie viele der Presse Angehörige spritzen ätzende Säuren darauf und verstümmeln es in armseliger, mißgünstiger Weise, stellen Fehler ins Licht und ehrfurchtgebietende Fähigkeiten in Schatten. Die zeitungslesende Jugend sieht das Zerrbild, wägt auf der Wage der Journalisten das Gute und Schlechte ab, und betrügt sich selbst um die Begeisterung für einen begeisterungswerten Mann" (v. Kobell S. 80).

Wie an dem deutschen Kulturkampf mußte Döllinger natürlich an der Schrift „Die vatikanischen Dekrete nach ihrer Bedeutung für Unterthanentreue", welche der vom Ministerium abgetretene Gladstone 1874 erscheinen ließ, beteiligt sein. Es ist auch dies eine reine Erfindung. Denn Döllinger erwartete, da ihm Mac Coll gesagt hatte, „daß Gladstone seine Homerischen Forschungen wieder aufgenommen und weiter zu führen gedenke" (April 2.), etwas ganz anderes von ihm, und war selbst von der Schrift überrascht: „Durch Ihre jüngste Schrift haben Sie einen stillen Wunsch, den ich schon seit geraumer Zeit hegte, erfüllt — und zwar erfüllt, daß ich kaum irgendwo beim aufmerksamsten Durchgehen auch nur einen Satz verändert sehen möchte. Sie scheint mir gerade den rechten Ton angeschlagen zu haben: suaviter in modo, fortiter in re. Sie haben in dem Laufe Ihres langen staatsmännischen Wirkens so viel für die englischen und irischen Römisch-Katholiken gethan, sich ihnen so günstig gezeigt, und dabei zugleich immer ein so richtiges Verständnis kirchlicher Dinge bewiesen, daß Ihr Schweigen über den Vatikanismus, besonders nachdem Sie über den Ritualismus sich ausgesprochen,

der Nation einigermassen befremdend hätte vorkommen müssen. So war Ihre Expostulation das rechte Wort zur rechten Zeit." Er scheint aber auch von dem Briefe, den Acton in der Frage an Gladstone erlassen, nichts vorher gewußt zu haben, da er fortfährt: „Lord Actons Brief muß im Grunde noch die Wirkung Ihrer Schrift verstärken. Er schreibt offenbar *οἰκονομικῶς* (Sie wissen, was die griechischen Kirchenväter damit meinen). Er ist viel zu scharfsinnig, um nicht zu sehen, daß durch die vatikanischen Dekrete von 1870 eine immense Kluft zwischen vorher und seitdem geschaffen worden ist. Vor 1870 konnte jeder Katholik wie Bp. Doyle sagen, was geht mich die That, ja selbst ein Gesetz des Papstes an? Seine Aussprüche sind für mich nicht unfehlbar, nicht verbindend. Aber seit 1870 ist jeder, der die vatikanischen Dekrete annimmt, durch die doppelte Kette eines unbedingten direkten Gehorsams und der bei Strafe der Verdammnis zur gläubigen Annahme verpflichtenden Autorität kathedralischer Aussprüche gebunden. Und zwar in allen dem Moralgebiet angehörenden Fragen! also bezüglich jeder gegen die respublica und seinen Mitmenschen zu erfüllenden Pflicht" (November 12.). Aber gleichwohl erlaubte sich Manning die „Erfindung, daß ich irgend einen Anteil an Gladstones Schrift gehabt hätte. Es ist ganz wahr, was Gladstone im Daily Telegraph hat erklären lassen, daß ich von seiner Absicht, sie zu schreiben, nichts wußte" (an Oxenham, November 16.). Daß er sich aber dafür öffentlich an Manning und seinesgleichen rächen sollte, ein solcher Gedanke kam ihm auch dann nicht, als er Gladstone bekennen mußte: „Mannings monströse Behauptungen und grobe Irrtümer habe ich mir lange Zeit durch eine sehr weitgehende Unwissenheit bei ihm zurechtzulegen versucht. Damit reiche ich aber nicht mehr aus. Ich muß bewußte Unredlichkeit bei ihm voraussetzen. Seine Behauptung, daß die römische Kirche gleich anderen nur ›independence‹ begehre, ist evident un-

wahr, und das muß er wissen. Nicht Unabhängigkeit, sondern Obergewalt über die Staatsordnung, Revision der bürgerlichen Gesetze ꝛc., Recht der eigenen Grenzbestimmung in abstracto wie in allen konkreten Fällen (wie es Capel ganz richtig herausgesagt) lehrt das Papalsystem" (Dezember 11.). Indessen ist es wahr, daß Döllinger von jetzt an in einer äußerst regen Korrespondenz durch allerlei Mitteilungen Gladstone in dem aus seiner Schrift entsprungenen Streit beisprang und für eine Übersetzung dieser sowie der sich daran schließenden zwei weiteren Gladstone'schen Schriften („Vatikanismus. Eine Antwort auf Erwiderungen und Vorwürfe" 1885 und „Reden Papst Pius IX." 1876) ins Deutsche durch Max Lossen sorgte. Sie erschienen alle drei bei C. H. Beck in Nördlingen.

Bis aufs äußerste schonungsvoll verfuhr Döllinger auch mit den Päpsten Pius IX. und Leo XIII. Es gibt kein wahrheitsgetreueres Bild von Pius IX., als das Döllinger für die Allg. Zeitung begonnen, aber nicht vollendet hat.[13]) Da gibt es kein hartes, liebeloses Wort, keine sarkastische Bemerkung bei der Erwähnung der Mängel und Schwachheiten des Mannes, überall aber Anerkennung und Betonung seiner guten Eigenschaften und Handlungen. Es gehört dieses Fragment „Pius IX." überhaupt zu dem Schönsten, was Döllinger geschrieben hat.

Von der Regierung Leos XIII. hatte Döllinger, wie bereits erwähnt wurde, schon 1879 „nichts von irgend welchem Belange im Sinne einer Verbesserung der kirchlichen Lage erwartet", und er blieb bei dieser Anschauung auch stehen, nachdem er den neuen Papst mehrere Jahre am Steuerruder der römischen Kirche beobachtet hatte. „Der jetzige Papst" — schreibt er am 3. Oktober 1883 an Oxenham — „ist allerdings in Charakter, Sinnesweise und Bestrebungen sehr verschieden von seinem Vorgänger, aber er hat sich selbst die Hände gebunden durch eine gleich beim Antritt gegebene Erklärung, daß er ohne Zustimmung der Kardinäle nichts thun

wolle. Diese sind aber 9/10. Kreaturen des Pius und nichts weiter. So versteht es sich von selbst, daß in innerkirchlichen Dingen alles in Theorie und Praxis bleibt, so wie Pius es getrieben hat. Zudem soll gutem Vernehmen nach das furchtbare Schicksal seines ersten Kardinal-Staatssekretärs ihn gewaltig erschreckt und eingeschüchtert haben. Sein System ist, den Staatsgewalten gegenüber, vor allem das: suaviter in modo zu handhaben. Dabei aber zäher Widerstand, sobald es gilt, eine kurialistische Maxime zu schützen. Der französischen Regierung gegenüber ist er bisher mit der äußersten Geduld und ängstlichen Bemühung, einen offenen Bruch zu vermeiden, vorgegangen; aber wenn die Gambettistische Partei dort oben bleibt, wird ihn die Pius-Kurie doch noch in den Bruch hineintreiben".

Nun hatte allerdings Leo XIII. durch Motu proprio vom 9. September 1878 die vatikanische Bibliothek zugänglicher gemacht, dann am 18. August 1883 die Öffnung des vatikanischen Archivs befohlen, und dadurch sich das überschwänglichste Lob der Gelehrtenwelt verdient. Durch solche Akte des Papstes ließ sich aber Döllinger seinen Blick nicht trüben. So dankbar er den Gewinn aus diesen reichen Fundgruben der Gelehrsamkeit anerkannte, die Geschichte des Papsttums, das wußte er, konnte dadurch nicht wesentlich verändert werden, und die anderen Akte des Papstes auf dem wissenschaftlichen Gebiete sagten ihm, daß auch Leo XIII. der geschichtlichen Erkenntnis jeden Einfluß auf seine Kirche verwehre. Denn auch Leo XIII. gelten Thomas von Aquin und Alfons von Liguori als die ersten Sterne am Himmel der Wissenschaft, und nicht erfreulicher war, was Döllinger über die kirchliche Censur unter ihm erfuhr, z. B. daß Abbé Duchesne, nachdem der von ihm herausgegebene Liber pontificalis in Rom denunziert worden war, von einem aus einem italienischen Barnabiten, einem Franzosen und einem englischen Benediktiner bestehenden Komitee eine Liste zu machender Änderungen

hielt, die er aber beiseite legte. Und ähnlich erging es der Kirchengeschichte F. X. Kraus', der aber nicht wie der Franzose die zu machenden Änderungen beiseite legte, sondern in eine neue Auflage seines Buches aufnahm und dadurch Döllingers tief gehenden Ärger erregte. „Haben Sie" — schrieb er darüber am 17. Juli 1887 an Reusch — „die neue Ausgabe der Kirchengeschichte von Kraus schon gesehen? Sie ist, als offiziell nach jetzigem vatikanischen Maßstab korrigiert, sehr merkwürdig. Professor Knöpfler, der die zwei Ausgaben verglich, war, wie er mir sagte, erstaunt und betroffen über die auferlegten Änderungen und Weglassungen. Er meinte, wenn hier nicht eine bloß zufällige Exorbitanz vorliege, so seien für die katholische Litteratur höchst schlimme und trostlose Zeiten im Anzug. Beispiele, die er mir anführte, sind wirklich monströs". Und etwas später meinte er: „Der Geschichte mit Kraus' Kirchengeschichte sollte man viribus unitis die größt-mögliche Publizität zu geben bemüht sein. Der hiesige Benediktiner-Bibliothekar ist mit einem Artikel darüber für die ›Katholische Rundschau‹ beschäftigt, aber ich zweifle sehr, ob dieses Journal ihn aufnehmen werde" (1887, Dezember 24.). Geradezu Haarsträubendes leistete aber Leo XIII. selbst auf dem Gebiete der Geschichte. So mit seinem Dekret vom 1. November 1884, worin er die Echtheit des Leibes des Apostels Jakobus des Älteren, der in der Kathedrale zu Compostella gefunden sein sollte, bestätigte und die thörichte Jakobuslegende als wahre Geschichte behandelte. Das war, bemerkt Döllinger darüber, doch auch dem Erzbischof Steichele, dem verdienten Augsburger Diözesanhistoriker, zu viel, aber er habe, sagte er zu P. Odilo, das Dekret, dazu gedrängt, in seinem Amtsblatt doch abdrucken lassen müssen.[14]) Und wie forderte Leo erst die Kritik durch die Mißhandlung der bayerischen Geschichte in seiner Enzyklika vom 22. September 1887 heraus! Aber so schöne Gelegenheit er dadurch bot, sich an ihm zu reiben,

schrieb Döllinger darüber doch nur an Reusch: „Die neue Encyclica monitoria an Bayern wird wohl auch Sie einigermaßen in Verwunderung gesetzt haben; sie ist, wie Sie sich wohl denken werden, von der ultramontanen Partei provoziert worden (die Bischöfe sind ja in zwei Parteien gespalten). Aber reichlichen Stoff zur Verstimmung enthält sie für Alle. Die darin aufgedeckte Ignoranz ist auffallend; der Verfasser kennt weder alte noch mittlere, noch jüngste Geschichte, und man verwundert sich besonders über die Beurteilung der bayerischen Könige. Inzwischen ist der gute Leo sicher der Überzeugung, ein meisterhaftes und höchst wirksames Produkt geliefert zu haben. Hier lacht man oder lächelt man besonders auch über die Glorifikation Max II., der [wie Riehl schon 1870 im „Historischen Taschenbuch" erzählt hatte] eigentlich in seinem Denken und Trachten Protestant war, und durch Dahlmann abgehalten ward, es offen zu bekennen". Aber auch als er zu einer Kritik der päpstlichen Leistung aufgefordert wurde, ließ er sich nicht dazu bewegen, „um auch nicht", wie Schöffmann in einem Briefe an Erzbischof Steichele erzählt, „den Schein von übelangebrachter Feindseligkeit gegen den gegenwärtigen Papst, der ihm nichts gethan habe, auf sich zu laden. Er lasse es sich nicht nehmen, über das Papsttum im Allgemeinen und in der Vergangenheit, je nachdem sich ihm Gelegenheit biete, zu reden, aber er mische sich nicht unberufen in jedes neuere Vorkommnis. Er lächelte auch noch dazu, warum der gute König Ludwig I., ohne den das Konkordat nicht wäre zu stande gekommen, — wenn er auch damals erst Kronprinz war — im päpstlichen Schreiben gar so ungeheuer totgeschwiegen war. ›Sonderbare Konzipienten‹!" (1888, März 2.). Was aber bei solchen Vorgängen sein Inneres bewegte, das bezeugen Aufzeichnungen wie z. B.: „Schreibt an das große Thor der römischen Kirche das lasciate ogni speranza".[15])

Dieses Verhalten Döllingers entsprang nicht mehr bloß der im Jahre 1874 ausgesprochenen Anschauung: „Was geht mich die That, ja selbst ein Gesetz des Papstes an? Seine Aussprüche sind für mich nicht unfehlbar, nicht bindend", sondern der Erkenntnis, daß die Identifizierung der römischen Kirche mit der katholischen irrig, „die Kirche der Lateiner für sich nicht die katholische Kirche sei". Er hatte überhaupt, wie er in einem Brieffragment an Oxenham bekennt, seine auf der Gelehrtenversammlung ausgesprochene Anschauung (oben S. 319 ff.) fortgebildet und eingesehen, daß der thatsächliche Zustand der Gesamtchristenheit eine andere Auffassung als die römische gebiete: „Was mich betrifft, ich verehre den göttlichen Ratschluß oder die göttliche Zulassung, kraft welcher jede der großen Abteilungen der Kirche ein reiches Erbteil von Wahrheit, aber auch ein mehr oder minder beträchtliches Maß von ihr beigemischtem Irrtum hat. Das Monopol der Reinheit und vollen Wahrheit hat keine Kirche. Die römische ist aber gegenwärtig mit der in ihr herrschenden Tendenz, gerade die bedenklichsten und anstößigsten Seiten ihrer Praxis zu verallgemeinern und zu dogmatisieren — auf gefährlichem Wege, und da wird es noch zu schweren Katastrophen kommen" (um 1886). Und welcher Theologe, dessen Kenntnisse nur einigermaßen über die gewöhnliche Kompendientheologie hinausgehen, könnte das leugnen? Sind doch in keiner anderen Kirche die Erdichtungen und Fälschungen auf kirchenrechtlichem, dogmatischem, liturgischem und geschichtlichem Gebiete, die Mißhandlungen der hl. Schrift und der Väter u. s. w. so massenhaft als in der römischen. Und wie hat sie z. B. „das altkirchliche Buß-Institut durch die Erfindungen der Vertauschung und des Loskaufs seinem ursprünglichen Zwecke entfremdet", so daß es „seit dem 9. Jahrhundert in einen Sündenhandel ausartete und dazu diente, die Kirche mit Geld und Gut zu bereichern" und Kriege zu führen? (Akad. Vortr.

1, 194.) Wie durch Duldung der Attritionslehre, bei der es sich, wie Döllinger einmal an Nippold schreibt, „geradezu um das innerste Wesen der ganzen Religion handelt", die Christen dahin führen lassen, daß sie, wenn sie attritionarii sind, „eigentlich kein Recht haben, sich Christen zu nennen"? (1889, Februar 12.). Wer das, oder wenigstens einen großen Teil davon in Döllingers „Janus", „Selbstbiographie des Kardinals Bellarmin", „Moralstreitigkeiten" und einzelnen akademischen Vorträgen, wie „Einfluß der griechischen Litteratur und Kultur auf die abendländische Welt im Mittelalter", „Die orientalische Frage in ihren Anfängen" u. s. w. liest, der wird sich weder mehr über die oben mitgeteilten Worte, noch über die für sich gemachte Bemerkung wundern: „Die Dogmen gleichen hie und da den Flüssen, welche stets ihre Namen behalten, während ihr Wasser wechselt, Buße z. B.". Um wie viel deutlicher würde aber alles in die Augen gesprungen sein, wenn es ihm gegönnt gewesen wäre, das Buch zu schreiben, das ihm „vorschwebte, und das eine Darstellung der gesamten kirchlich-theologischen Lage vom Ende des Tridentinums bis gegen 1648 geliefert haben würde, damit einmal deutlich der Gegensatz der nachtridentinischen Kirche sowohl als die Fortführung der mittelaltrigen Ideen, Doktrinen und Institutionen klar erkannt würden, und sich auch die komplete Abweichung von der alten Kirche herausstellte" (an N. 1886, Februar 6.)?

Was aber das Papsttum zu sühnen hat, zeigt ein „Conspectus über den Einfluß des Papsttums: 1. Sklaverei. — 2. Dämonismus — Hexenwesen. — 3. Kriminalwesen — Tortur — Gefängniswesen. — 4. Die Juden (Akad. Vortr. 1, 209—241). — Die Religionskriege — Kreuzzüge (Akad. Vortr. 1, 187—208). — 6. Das Bußwesen — Indulgenzen („Moralstreitigkeiten"). — 7. Zins und Wucher. — 8. Handel und Civilisation, besonders im Orient. — 9. Begünstigung

der Verbrecher, Mörder, Asyl. — 10. Beförderung der Unwissenheit — Unterdrückung der Wissenschaft, kein Studium der Geschichte. — 11. Beförderung des Aberglaubens. — 12. Korruption durch böses Beispiel a) des Klerus durch Simonie ꝛc., b) der Laien durch die Sittenlosigkeit in Rom. — 13. Auflösung der Eide und Gelübde. — 14. Barbarei der Kriegführung. — 15. Zerstörung ganzer Städte. — 16. Einfluß auf die Ehe — 17. auf die Schule — 18. auf die Wissenschaft — 19. auf die Politik und das Völkerrecht. — 20. Absolutismus der bürgerlichen Regierung und dadurch gegebenes Beispiel".

In dieser Auffassung von der Gesamtchristenheit wurde er auch gerechter in der Beurteilung Luthers. Döllinger galt längst, auch unter den Protestanten, als einer der besten Kenner des Reformators und hat darüber selbst einmal angemerkt, daß „Twesten zu Lämmer in Bezug auf seine Arbeit über die vortridentinische Theologie sagte: Sehen Sie sich vor, daß Sie sich Döllinger gegenüber keine Blöße geben; das ist unser gefährlichster Gegner, der kennt Luther wie nicht leicht einer bei uns". Aber tiefer drang er doch erst nach und nach in das Wesen des Mannes ein. Schon was er in „Kirche und Kirchen" (S. 10, 386) über ihn schreibt, sticht sehr von seiner „Lutherskizze" ab. In den Vorträgen „Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" aber sagt er: „Die Reformation war eine Bewegung, welche so tief in der Zeit gegründet war, so notwendig aus den kirchlichen Zuständen der nächst vorausgegangenen Jahrhunderte sich entwickelte, daß alle christlichen Völker des Abendlandes der Reihe nach von ihr ergriffen wurden; sogar im Heimatlande des Papsttums, in Italien, wurde sie so mächtig in den Geistern, daß nachher Papst Paul IV. erklärte: die einzige feste und sichere Stütze des Papsttums in Italien sei die Inquisition mit ihren Kerkern und Scheiterhaufen. Doch hier

und in Spanien konnte sie wieder ausgerottet werden, wenn auch durch furchtbare Menschenopfer; in Deutschland dagegen saß sie so tief im Marke der Nation, daß auch ein Glaubensgericht, wie das spanische, zuletzt an einer solchen Aufgabe gescheitert wäre. Nur zum Teil lag diese Macht und Stärke der Reformation in der Persönlichkeit des Mannes, welcher in Deutschland ihr Urheber, ihr Sprecher war. Luthers überwältigende Geistesgröße und wunderbare Vielseitigkeit machte ihn allerdings zum Manne seiner Zeit und seines Volkes: es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der ganzen Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied. Alles was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, nahm sich matt, kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredsamkeit; sie stammelten, er redete. Nur er hat, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt, so daß selbst diejenigen unter uns, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation nicht anders können: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken. Und doch — mächtiger noch als dieser Titane der Geisterwelt war im deutschen Volke die Sehnsucht nach einer Erlösung aus den Banden eines verdorbenen Kirchenwesens. Hätte es keinen Luther gegeben, Deutschland wäre doch nicht katholisch geblieben ..." (S. 52). Solche Worte rangen auch Protestanten, wie W. H. Riehl, das Bekenntnis ab, daß Döllinger „zuletzt gerechter und tiefer wie mancher Protestant über Luther geschrieben hat", woneben

freilich Kolde den Satz stellte: „Luthers ganze Persönlichkeit, sein Glaubensleben, seine Rechtfertigungslehre hat Döllinger nie verstanden".[16]) Werden ihn dann aber — muß man da doch fragen — viele Evangelische lutherischen Bekenntnisses verstehen? Soll überhaupt eine auch für das Volk bestimmte religiöse Lehre so schwer begreiflich sein, daß sie ein Mann von den geistigen Anlagen eines Döllinger, der sich so lange und so viel mit ihr beschäftigte, sein ganzes Leben lang nicht verstehen konnte? Im übrigen hat Döllinger selbst noch ein Bekenntnis über die Reformation abgelegt. „Für mich, ich muß es bekennen", — sagte er 1882 in seiner Rede „Die Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland im Mittelalter" — „ist eine lange Zeit meines Lebens hindurch das, was in Deutschland von 1517 bis 1552 sich begeben, ein unverstandenes Rätsel gewesen, und zugleich ein Gegenstand der Trauer und des Schmerzes; ich sah nur das Ergebnis der Trennung, nur die Thatsache, daß die zwei, wie durch scharfen Schwerthieb geteilten Hälften der Nation, zu ewigem Hader verurteilt, sich feindlich gegenüberstanden. Seit ich die Geschichte Roms und Deutschlands im Mittelalter genauer erforscht und betrachtet habe, und seit die Ereignisse der letzten Jahre das Ergebnis meines Forschens so einleuchtend mir bestätigt haben, glaube ich auch das, was mir vorher rätselhaft war, zu verstehen und bete die Wege der Vorsehung an, in deren allwaltender Hand die deutsche Nation ein Werkzeug, ein Gefäß im Hause Gottes, und kein unedles, geworden ist" (Akad. Vortr. 1, 76). Und nicht ganz ein Jahr vor seinem Tode antwortete er Nippold: „Sie haben ganz recht: Die erzwungene Einheit der Papstkirche gewährt mancherlei Vorteile, aber diese werden weit überwogen von den vielen schlimmen Folgen. Und die fortgehende Bildung von neuen kirchlichen Körperschaften in der protestantischen Welt ist kein Zeichen von Schwäche, sondern von lebendiger Triebkraft" (1889, Februar 12.).

Siebenzehntes Kapitel.

Die letzten litterarischen Veröffentlichungen. Änderung im Hauswesen. Druck des Alters. Neunzigster Geburtstag. Gutachten über die Redemptoristen. Akademische Rede über den Untergang des Tempelordens. Krankheit und Tod.

Die litterarischen Veröffentlichungen wurden, wie es vorauszusehen war, in der That immer spärlicher. Im Jahre 1876 erschien die von ihm und Lord Acton veranstaltete „Sammlung von Urkunden zur Geschichte des Konzils von Trient. Ungedruckte Berichte und Tagebücher, 2 Bände", welche von seinem mehrjährigen Sekretär Phil. Woker bearbeitet war, und im Jahre 1882 der längst im Drucke begonnene 3. Band der „Beiträge zur politischen, kirchlichen und Kulturgeschichte der sechs letzten Jahrhunderte", aber die Materialien zu den lange geplanten Werken wurden nur immer vermehrt, nicht verarbeitet. Da traf es sich, daß Reusch im Jahre 1885 nach Vollendung seiner Geschichte des Index, die ihn oft nach München geführt hatte, und zu der Döllinger alles was er selbst darüber gesammelt hatte, beisteuerte, die Hände frei bekam und

sich erbot, dem Greise bei der Bearbeitung seines Materiales behilflich sein zu wollen. Nichts konnte ihm erwünschter sein. „Mit beiden Händen" — schrieb er zurück — „ergreife ich Ihr gütiges Anerbieten; es verspricht mir höchst willkommene Hilfe in meiner gegenwärtigen Lage, die ich wohl als eine wahre Notlage bezeichnen kann, — denn ich bin, durch mein jetzt glücklicherweise gehobenes Augenleiden, sehr zurückgeblieben in meinen Arbeiten, und ernste, früher eingegangene Verpflichtungen und gegebene Versprechungen litterarischer Natur lasten schwer auf mir. Je eher Sie kommen, und je länger Sie verweilen, desto besser ist es, desto größer wird meine Freude und Dankbarkeit sein, desto stärker werde ich zur emsigen Selbstthätigkeit dabei ermuntert werden" (Oktober 18.).

Es war nur schwer, mit ihm zu arbeiten. Sagte er doch einmal dem Verfasser, als er bei der Herausgabe des 1. Bandes der „Beiträge zur politischen ... Geschichte" eine Schwierigkeit, welche der Text bot, nicht überwinden konnte: „Ich habe keine Zeit. Gehen Sie in die Staatsbibliothek, da sind Bücher genug". Das fühlte auch Reusch bald, so daß er dem Verfasser anvertraute: Mit Döllinger komme man nicht vorwärts; er werde mit ihm nichts mehr unternehmen. Das brachte er aber doch nicht übers Herz, und er war auch der rechte Mann, Döllinger zu drängen und mitunter auch ernst zu mahnen, wie schon am 26. Januar 1886: „Ihr Brief — Sie müssen mir gestatten, noch weiter ganz offen zu reden — hat diese Befürchtung sowie die andere aufs neue lebendig gemacht, daß, wie einige unserer gemeinschaftlichen Freunde prophezeiten, meine Anwesenheit in München nur den Erfolg haben würde, den großen Vorrat Ihrer unvollendeten Arbeiten zu vermehren. Von den Dingen, von welchen Sie mir im November sagten, daß sie mit meiner Hilfe druckfertig werden sollten, sagen Sie nichts, und ich muß fürchten, wie

während meiner Anwesenheit die Teufelsgeschichte [Daemoniaca etc.], so hat seit meiner Abreise Bellarmin Sie so in Anspruch genommen, daß Sie das, was ich in Ihrem Auftrage gearbeitet habe, gar nicht angesehen haben. Nun schreiben Sie, Sie hätten sich von Bellarmin losreißen müssen, um sich zu einer anderen Arbeit zu wenden. Ich irre wohl nicht, wenn ich vermute, daß das die nächste Rede in der Akademie ist . . ." Lassen Sie doch einen anderen eine Rede halten u. s. w. Es sei bei seiner letzten Anwesenheit in München zu gar keiner gemeinschaftlichen Arbeit gekommen, weil er, Döllinger, sich nur mit seiner akademischen Rede beschäftigt habe; dem werde er sich nicht wieder aussetzen. Einen Mitarbeiter, der in solcher Weise ihn zu drängen wagte, hatte Döllinger noch nicht gehabt. Sogleich schreibt er auch begütigend: „Deuten Sie es dem alten Fabius cunctator (quoad epistolas) nicht gar zu übel, wenn er wieder einmal seine Beantwortung Ihrer stoffreichen Briefe hinausgeschoben hat. Es war nicht bloß vis inertiae oder böse Gewohnheit, es war auch das Bewußtsein, Ihnen über einiges schreiben zu sollen, was ich gerade erst für mich selber durch weitere Nachforschung ins klare setzen wollte, — was mich zurückhielt. Seit Sie mich verlassen, hat mich nämlich unser Plan bezüglich Bellarmins vorzugsweise beschäftigt, und es ist mir wieder damit, wie schon öfter ergangen, daß ich in den recherches und dem Sammeln von Materialien immer weiter geführt, tiefer hineingezogen ward, wie durch eine meinen Willen unterjochende Macht. Dabei nahm das sujet immer größere Dimensionen an, so daß ich täglich Stunden lang darüber nachdachte, las und forschte, wie doch alles in diesem Manne, diesem exemplar quasi unicum, in welchem Papalsystem und Jesuitismus so harmonisch verschmolzen war, zusammenhänge, wie seine Zeit und Position auf ihn, und er auf diese Zeit eingewirkt habe, welcher Anteil an der Neu-

gestaltung des hierarchischen Systems ihm gebühre u. s. w.". Er kam sich dann wohl auch vor wie Heliodorus im Tempel zu Jerusalem: „Vorerst danke ich Ihnen aufrichtig für die correctio salutaris. Ich hatte zwar beim Durchlesen eine Empfindung, wie sie etwa Heliodorus im Tempel zu Jerusalem gehabt haben wird (vide 2. Makkab. c. 3), aber es sind verbera amantis, meliora quam oscula blandientis. Sie haben den Dämon, der mich immer wieder abzieht vom Durchführen und Vollenden, richtig erkannt, wie mir scheint, dieses sich nie genugthun, so lange noch ein dunkler Punkt aufzuhellen, eine unbenützte Quelle zu erforschen ist. Wozu noch das Bedürfnis kommt, früher gefaßte Meinungen nach Maßgabe meines postvatikanischen Standpunkts zu prüfen, zu korrigieren, was natürlich sehr weit und sehr oft vom Wege abführt. Summa: Sie haben in fast allen Punkten recht". „Der hundertjährige Chemiker Mr. Chevreul nennt sich, wie Sie gelesen haben werden, le premier étudiant de France, und ich bin leider gar zu sehr le premier étudiant de Munich" (1886, Januar 22. und Februar 6.). Doch Reusch, ein ebenso gründlicher als rascher Arbeiter, wurde immer wieder aufgehalten und drängte dann aufs neue und so lange, bis er etwas erreicht hatte. Das erste Werk, welches Döllinger und Reusch gemeinschaftlich bearbeiteten, war: „Die Selbstbiographie des Kardinals Bellarmin lateinisch und deutsch mit geschichtlichen Erläuterungen" (1887) — ein ungemein lehrreiches Buch, wie sich das bei dem Zusammenwirken beider Männer auch nicht anders erwarten ließ. Noch wichtiger ist das große Werk über einen bis dahin vernachlässigten Punkt: „Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik des Jesuitenordens auf Grund ungedruckter Aktenstücke" (1889), die in einem zweiten, schon früher gedruckten Bande beigegeben sind.

Auf Reusch's Rat und Versicherung, „daß Sie durch die baldige Veröffentlichung des Manuskriptes, so wie es ist [und Oxenham es in englischer Übersetzung veröffentlicht hat], viele erfreuen und belehren werden“, erschienen auch die sieben Vorträge „Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen“ (1888), sowie die „Geschichte der gnostisch-manichäischen Sekten im früheren Mittelalter (1890) mit einem Quellenbande. Mit Max Lossens Beihilfe wurden auch die „Akademischen Vorträge“, 1. und 2. Band, 1888/9, der 3. Band nach Döllingers Tode veröffentlicht (1891). Doch darf hier nicht verschwiegen werden, daß diese Publikationen innerhalb weniger Jahre nur durch das freundliche Entgegenkommen des Buchhändlers Oskar Beck möglich wurden.

Nur eine Arbeit, die über Pseudo-Isidor und Gratian, über welche er jahrelang die umfassendsten und eindringendsten Studien gemacht hatte, und an welchen ihn besonders erfreute, daß er — schon in den 60er Jahren — auch den Verfasser des ersteren entdeckt habe, kam nicht zu Stande. Er hätte sie um so lieber veröffentlicht, als die Frage nach dem Verfasser gerade in diesen Jahren, hauptsächlich durch Langen und Maassen, wieder zur Diskussion gekommen war. Er besprach sie auch mit Abbé Duchesne, der meinte: „Es sei schwierig in Frankreich zu sagen, daß der heilige Bischof von Le Mans der Urheber der Fälschung sei; die Artikel in der Nouvelle Revue de droit dienen zur Bestätigung des Ursprungs in Le Mans“.[1]) Insbesondere war ihm aber darum zu thun, Langen, der an Lupus von Ferrières als Verfasser Pseudo-Isidors gedacht hatte, zu seiner Ansicht zu bekehren. Döllinger stellte Langen sehr hoch und schrieb ihm nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner „Geschichte der römischen Kirche“: „Exegi monumentum aere perennius, können Sie mit besserem Rechte, als manche Celebrität, der dieses Wort ge-

liehen wurde, sagen. Ich hegte eine hohe Erwartung von dem Buche, seitdem ich erfahren hatte, daß Sie sich damit beschäftigten. Aber meine Erwartung ist übertroffen worden. Sie haben eine längst schon, ganz besonders aber seit 1870, empfundene Lücke ausgefüllt. Kein ähnliches älteres oder neueres Werk kann irgendwie sich mit dem Ihrigen vergleichen. Und wahrscheinlich wird auch nicht leicht nach Ihnen jemand denselben Gegenstand in diesem Umfange zu bearbeiten unternehmen" (1881, Juni 30). Er ergriff daher, als Langen sich wegen der pseudo-isidorischen Frage an ihn wandte, gerne die Gelegenheit, ihm das Ergebnis seiner eigenen Forschung auseinanderzusetzen: „Über diese Frage habe ich allerdings ein sehr reiches Material zu Stande gebracht und hege die zuversichtliche Hoffnung, noch mehr Klarheit und Gewißheit in die Sache bringen zu können. Vorerst aber muß ich mit einem anderen Thema mich beschäftigen. Die Annahme, daß Alderich der (Auftrag gebende) Urheber, Le Mans die Stätte der Fabrikation sei, wird sicher durchdringen und die herrschende werden. In Frankreich haben bereits die kompetenten Gelehrten sich für überzeugt erklärt, Duchesne — der einzige wirklich wissenschaftlich arbeitende Gelehrte im französischen Klerus — in dem Bulletin critique, und Paul Fournier in der Nouvelle Revue historique de droit. Das πρωτον ψευδος, das in Deutschland die Anerkennung der Alderich'schen Urheberschaft noch zu verhindern scheint, liegt wohl darin, daß man durchaus bei der Annahme eines einzigen Individuums als Verfasser stehen bleiben will. Das ist aber sicher unrichtig. In Le Mans bestand eine Fabrik von Fälschungen und Fiktionen. Es waren die dortigen Canonici, dirigiert von ihrem Bischofe. Ihre Arbeiten erstrecken sich weiter, als bisher angenommen wurde. Ein Benediktus Levita hat nicht existiert. Die ihm beigelegten Fabrikate sind auch aus der Offizin von Le Mans hervorgegangen, was ich vollständig beweisen zu können glaube"

(1887, April 14.). Und in ähnlichem Sinne schrieb er auch in einem veröffentlichten Briefe an Professor Simson, der in einer Schrift nachwies, daß der Ursprungsort des Pseudo-Isidor Le Mans sein müsse. Doch, wie gesagt, die so lange vorbereitete Schrift kam nicht mehr zu Stande. Von einer anderen wird noch die Rede sein.

Aber nicht die Recherchen und das Sammeln von Material, welche ihn immer weiter führten, waren allein daran schuld, daß die Arbeiten Hemmungen erfuhren, sondern auch das Alter.

Döllinger war auch später der Asket geblieben wie in seinen früheren Jahren und hatte seine Lebensweise nur insofern modifiziert, als er im höheren Alter im Sommer um 5, im Winter um 5½ Uhr aufstand, seit den 70er Jahren kalte Waschungen vornahm, Kaffee mit (englischen) gerösteten Brotschnitten (Toast) frühstückte und ganz ausschließlich Wasser trank. Je gesünder er war und je höher seine Jahre stiegen, desto fester wurde seine Überzeugung, daß er es nur seiner Lebensweise, verbunden mit einem längeren Landaufenthalte, verdanke. Er versäumte es daher nicht, seit 1874 den Herbst, nie ganz feiernd, immer auch wissenschaftlich thätig, in Tegernsee, wo ihm in der gräflich Arco'schen Villa eine Gastwohnung zur Verfügung stand, zu verbringen; und wie wohlthätig dieser Aufenthalt auf ihn wirkte, das hat er voll Entzücken seinen Freunden mündlich und schriftlich geschildert, z. B. noch 1887: „Zwei Monate sind mir hier wie zwei Tage dahingeschwunden, und nun, beim Beginne des Septembers, finde ich, daß die hiesige Existenz körperlich und geistig so wohlthuend für mich ist, daß ich jedem Tage am Abend zurufen möchte: ›Verweile doch, du bist so schön‹. Ich nehme täglich Seebäder, was ein hier weilender medizinischer Kollege sehr billigt, und ich fühle mich gekräftigt und im richtigen physisch-psychischen Ebenmaße. So lange es geht, möchte ich dies fortsetzen und noch Berges-

luft und Bergsteigen, auch die Ruhe, fern von den mitunter unerquicklichen Einwirkungen des Stadtlebens, genießen — so lange es eben geht."

Zu dem „richtigen physisch-psychischen Ebenmaße" trugen aber, wie er selbst in seinem Briefe an Erzbischof Steichele hervorhebt, wesentlich auch bei der innere Friede, der aus der Ruhe seines Gewissens entsprang, die Liebe, Verehrung und Freundschaft, mit der ihn heimische und ausländische, ältere und jüngere Freunde und Verehrer in Tegernsee und München umgaben,[2]) — nicht am wenigsten aber die Veränderung in seinem Hauswesen, wozu der Tod seines Bruders Moritz (1882) den Anstoß gab. Derselbe hinterließ vier zum Teil noch unmündige Kinder, deren Erziehung und Fortkommen Döllinger sehr am Herzen lag. Die jüngere Tochter Elisabeth nahm er zu sich und unterrichtete sie zu Hause und auf Spaziergängen sogar selbst im Französischen und Italienischen. Und als sie später zugleich mit ihrer älteren Schwester Johanna sein Hauswesen übernahm, und beide ihm sein väterliches Wohlwollen und Fürsorge mit kindlicher Liebe vergalten, wurden nicht bloß bisher schlummernde Gefühle im Gemüte des einsamen Mannes geweckt, es breitete sich auch eine an ihm früher nicht gekannte Heiterkeit und Zufriedenheit über sein Wesen.

Trotzdem forderten auch bei ihm allmählich die Jahre ihr Recht. Ein Augenleiden, das ihn 1885 in Tegernsee befiel und vor dem Verlust des Augenlichtes bangen ließ, hoben Herzog Karl Theodor, Obermedizinalrat Rothmund und Hofrat Rosner rasch. Im März 1887 „stellte sich eine so akute Grippe (Influenza) ein, wie er sie seit 30 Jahren nicht gehabt hatte", so daß er „mehrere Tage lang sich ganz unfähig zu geistiger Thätigkeit fühlte", und es schwer empfand, die Festrede bei der Eröffnung des neuen Festsaales der Akademie und andere ihm von oben her aufgedrängte Arbeiten nicht um-

gehen zu können. Er klagt auch, daß er Reusch's deutsche Schrift nicht mehr recht lesen könne. „Ich muß fast jeden Satz zweimal lesen und bleibe öfter ungewiß bezüglich des Wortlauts. Ist das bei mir Folge einer Augenschwäche? ich weiß es nicht, aber es ist recht störend für mich." Und zum erstenmale tritt auch eine Klage über das Alter hervor: „In summa: ignosce peccatis omissionis et commissionis a fragili mortali annorum pondere et fatali polypragmosyne oppresso commissis" (März 10.) — eine Klage, die sich dann öfter wiederholt. Auch fühlte er sein eminentes Gedächtnis, das bei Gesprächen oder Diskussionen in der Akademie noch immer das Staunen der Zuhörer erregte, mählich abnehmen, was ihn veranlaßte, je einige Gesänge Homers in Hefte binden zu lassen und sie zur Stärkung des Gedächtnisses auf Spaziergängen zu memorieren. Als im Jahre 1886 vergessen worden war, sie einzupacken, schrieb er sogleich seiner Nichte Johanna aus Tegernsee, daß sie ihm nachgeschickt werden sollten. Endlich merkte man auch, daß ihm das Arbeiten nicht mehr so flott von der Hand ging. Immerhin war seine geistige Frische und körperliche Beweglichkeit noch bewundernswert, und hätten ihn viele Sechziger und Siebenziger darum beneiden mögen. Er bewies dies in seinem letzten Jahre.

Döllinger hatte stets die Absicht gehegt, die Pseudo-Cyrillische Frage eingehend zu behandeln, und Reusch schrieb ihm schon beim Beginn seiner Mitarbeiterschaft: „Sie sind es sich selbst und der Kirche schuldig, Ihre vielangefochtenen Behauptungen über Thomas von Aquin und den Thesaurus [des Bonacursius] zu begründen und zu präzisieren." Er überließ darauf Reusch auch seine Vorarbeiten, um die Untersuchung durchzuführen. Rasch war Reusch fertig, als der Verfasser der Biographie nach Vergleichung des Thesaurus mit einigen Stellen des von Uccelli benützten Libellus in cod. membr. lat. 808 der vatikanischen Bibliothek (bei Leitner, Der

hl. Thomas von Aquin rc., 1872) die Überzeugung aussprach, nicht der Thesaurus, sondern der Libellus der vatikanischen Bibliothek sei die ursprünglichere Schrift, die Thomas vorgelegen habe. Döllinger war darüber allerdings etwas verstimmt; Reusch aber pflichtete, nachdem er eine Abschrift des Libellus erhalten, dem Verfasser bei, arbeitete seine Untersuchung um und sandte Ende 1888 seine Arbeit. Döllinger, darüber entzückt, entschloß sich, ihren Druck in den Münchener Akademischen Schriften durch einen längeren Vortrag zu empfehlen, und sprach am 5. Januar 1889 in der Sitzung der historischen Klasse fünf Viertelstunden in seiner ruhigen Weise, fließend und ohne Benützung der mitgebrachten paar Blättchen Notizen über die Ursachen des orientalischen Schisma, wofür, wie das Protokoll feststellte, die Klasse durch Erheben ihren Dank bekundete. Auch versprach er, eine Einleitung „über Thomas von Aquino und das orientalische Schisma“ zu Reusch's Schrift zu liefern, wobei der Verfasser sich freilich sogleich sagte, die wird sicher nie fertig. Es ging auch wie immer. Er verlor sich weiter und weiter in die Quellen und die Litteratur und fand kein Ende. Noch am 7. März schrieb er an Reusch: „Ich bin beschäftigt mit den ›Propyläen‹ zu Ihrer Abhandlung, resp. Geschichte der früheren Kämpfe rc. zwischen Ost- und Westkirche, und NB. — der Fälschungen; ich habe manche neue Entdeckung gemacht. Aber — aber — ich sollte eigentlich, mit der nötigen supellex, auf einem abgelegenen Schloß in tiefer Einsamkeit sitzen — statt in faece Romuli“. Am 17. Mai aber heißt es schon: „Meine Arbeit wächst mir unter der Hand; ich befinde mich in bisher unbekannten oder nicht gehörig durchforschten Regionen und muß gar Vieles zur Sprache bringen, dessen Kenntnis ich bei unserem Publikum, auch dem bestunterrichteten, nicht voraussetzen darf. Kurz: es wird ein Buch, nicht eine akademische Abhandlung“. Wirklich bot er Oskar Beck das Buch zum Verlag an, und mußte Reusch's

Abhandlung ohne die versprochene Einleitung erscheinen; aber schon bald nahm ihn wieder ganz die nächstens zu haltende akademische Rede in Anspruch.

Am 28. Februar 1889 feierte Döllinger „mit Dank gegen Gott“ seinen 90. Geburtstag, den die ganze gelehrte und gebildete Welt wie ein Familienfest beging. Zahlreiche Deputationen, Adressen, Telegramme und andere Zeichen, auch von höchsten Personen, wie von dem Prinz-Regenten Luitpold, der Kronprinzessin Friedrich, dem Prinzen Wilhelm von Baden und von ganzen Korporationen, wie von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, den Universitäten Berlin, Leipzig, Oxford, Durham, Jena, der philosophischen Fakultät Straßburg u. s. w., drückten ihm ihre Freude und Glückwünsche aus. Nur Eine Korporation war so feinfühlend, die Feier zu einer feindseligen Demonstration zu benützen — die Münchener Gemeindevertretung, deren ultramontane Mehrheit in öffentlicher Sitzung dem Gefeierten die Ehre einer gemeindlichen Deputation verweigerte. Doch Döllinger vermißte sie nicht und empfing dafür den I. Bürgermeister Widenmayer nur um so liebenswürdiger.

Im Herbst befand er sich wieder in Tegernsee, wo sich diesmal ein Vorgang vollzog, der von der bayerischen Regierung noch nach seinem Tode ausgebeutet wurde. Der Minister Lutz setzte ihm nämlich in einem Schreiben vom 4. September auseinander: Die Bischöfe des Landes und „andere sehr einflußreiche Persönlichkeiten“ hätten dringende Wünsche und Bitten an die bayerische Regierung gerichtet, welche die Wiederzulassung der Redemptoristen im deutschen Reiche zum Gegenstand hatten; aber auch die Wiederherstellung des kirchlichen Friedens könnte „nach der Meinung eines maßvollen und hervorragenden Führers der ultramontanen Partei um den Preis der Rückkehr der Redemptoristen wieder gewonnen wer-

den". Nun habe zwar Döllinger schon im Jahre 1872 ein Gutachten über die Verwandtschaft der Redemptoristen mit den Jesuiten abgegeben (oben S. 654), aber dennoch möge er „die Frage .... neuerdings einer geneigten Würdigung unterstellen und sich gefälligst darüber äußern, ob sich Namhaftes und Defensibles zu Gunsten einer Nichtverwandtschaft der Redemptoristen mit den Jesuiten sagen läßt, dann ob und welche Thatsachen und Vorgänge etwa seitdem die Entfernung und Entfremdung der Redemptoristen von den Jesuiten verursacht, und ob dieselben eine wesentliche Änderung der für den Bundesrat im Jahre 1873 maßgebend gewesenen Unterlagen bewirkt haben". Döllinger, eben mit seiner Rede für die Novembersitzung der Akademie vollauf beschäftigt, holte nicht weit aus und schrieb unterm 21. September 1889:

„Gutachten über die Frage, ob der Orden der Redemptoristen oder Liguorianer im Deutschen Reiche als zulässig zu erachten sei.

„Nach meiner Überzeugung sind zwei Thatsachen anzuerkennen: erstens, die Redemptoristen sind wesentlich verschieden vom Jesuitenorden und stehen in keinem organischen Zusammenhange mit demselben, obgleich allerdings eine gewisse Ähnlichkeit und Geistesverwandtschaft zwischen beiden Körperschaften vorzüglich dadurch besteht, daß der jüngere Orden in einigen Dingen den älteren nachgeahmt, manche Statuten und Einrichtungen von ihm entlehnt hat.

„Zweitens. Es ist kein Grund vorhanden, den Liguorianerorden, überhaupt oder speziell bezüglich Deutschlands, für staatsgefährlich zu erklären. Er steht, was Staatsleben und Politik betrifft, den anderen in Deutschland zugelassenen Orden gleich. Vor dem Jahre 1870 hätte dies nicht gerade gesagt werden können; aber seit den Vatikanischen Dekreten ist dies anders geworden, und würde es der Gerechtigkeit nicht entsprechen, die Redemptoristen zu ihrem Nachteil von

den Benediktinern, Minoriten, Kapuzinern u. s. w. zu unterscheiden.

„Jene Züge, welche den Jesuitenorden zu einem für Deutschlands Frieden und Gedeihen allerdings gefährlichen und wahrhaft feindlichen Institut machen: die mächtige internationale Organisation mit der Lehre vom blinden, unbedingten, einem auswärtigen Haupte zu leistenden Gehorsam, ihr unvermeidliches Festhalten an den Prinzipien des Glaubens- und Gewissenszwanges, ihre bis zur Vollendung ausgebildete Kunst des finanziellen Aussaugens — dies sind Dinge, welche sich bei den Liguorianern teils gar nicht, teils in viel geringerem Maße und harmloserer Gestalt finden."

Lossen, der das ihm offen zugegangene Gutachten an Minister von Lutz zu übermitteln hatte, nannte es „ganz kurios abgefaßt". Und in der That wäre es besser gewesen, wenn Döllinger der ihm von Herrn v. Lutz bereiteten Versuchung aus dem Wege gegangen wäre und ihn einfach auf die im Erscheinen begriffenen „Moralstreitigkeiten", wo ausführlich über Alfons Liguori und sein Verhältnis zu den Jesuiten gehandelt wird, verwiesen hätte. Man muß aber erwägen, daß Döllinger sein vom Minister selbst analysiertes erstes Gutachten, also auch die vom Minister erwähnte Thatsache, daß „die Morallehre beider Orden die gleiche sei", nicht zurückgenommen hat. Unter dieser Voraussetzung sagt das Gutachten: Darauf, daß beide Orden die gleiche Theologie und Morallehre haben („Moralstreitigkeiten" S. 356), gehe ich nicht weiter ein, weil dieser Punkt, wie ich aus Ihrem Schreiben ersehe, in Ihren Augen keine Bedeutung hat. Sie fragen nur nach äußeren Beziehungen, und da muß man allerdings anerkennen, daß „die Redemptoristen wesentlich verschieden von dem Jesuitenorden sind", d. h. „in keinem organischen Zusammenhang mit demselben stehen", kein Glied des Jesuitenordens sind. Wenn es Ihnen also nur auf solche äußere

Erscheinungen ankommt, so ist kein Grund vorhanden, die Redemptoristen schlechter zu behandeln, als die Benediktiner, Minoriten, Kapuziner u. s. w., welche man im Deutschen Reiche zugelassen hat. Denn sieht man einmal von der Identität der jesuitischen und liguorianischen Theologie und Morallehre ab, so stehen die Redemptoristen auf dem gleichen Standpunkte wie die Benediktiner u. s. w., die seit 1870 den Vatikanischen Dekreten gemäß die nämlichen dem Staatsleben und der Politik feindlichen Lehren verkünden müssen. Jedenfalls werden aber die Redemptoristen, wenn sie zurückkehren dürfen, harmloser sein als die Jesuiten. — So ungefähr mag auch der Minister das Gutachten aufgefaßt haben, da es feststeht, daß er mit ihm nicht zufrieden war. Daß er aber zu gleicher Zeit beabsichtigte, zur Wiederherstellung des Friedens mit „der ultramontanen Partei" die Altkatholiken, wie einer seiner Räte sich ausdrückte, „in die Pfanne zu hauen" (A. Z. 1891 Nr. 208), das verriet er dem Greise nicht. Doch sollte Döllinger noch das Grollen des herannahenden Wetters hören, indem noch kurz vor seinem Tode in einem Ausschusse der Reichsrats-Kammer von hoher Seite die Losung gegeben wurde: „Es ist Zeit, daß die Altkatholikenfrage aus der Welt geschafft werde".

Als Döllinger von Tegernsee zurückkehrte, war seine Haltung gebeugter; aber seine geistige Beweglichkeit ließ um so weniger einen bangen Gedanken aufkommen, als er selbst noch Kraft in sich fühlte und zu dem Verfasser sogar äußerte: „Ich habe noch viel zu thun". Er stand auch am 15. November frisch, wie sonst, auf der akademischen Rednerbühne, um über den „Untergang des Tempelordens" zu sprechen, — ein Thema, das ihn sein Leben lang beschäftigt hatte. Schon in seinen Studentenjahren gehörte „Zacharias Werner, Die Söhne des Thales" zu den „Einwirkungen", welche für ihn maßgebend wurden (1, 86); um 1840 finden sich in einem

Notizbuch Litteraturangaben über das Ereignis, und nach Lord Acton hätte ihm sein Vortrag seit einer Unterredung mit Michelet um 1841 vorgeschwebt. Jedenfalls verlor er den Gegenstand seit dieser Zeit nicht mehr aus den Augen, und der Verfasser erinnert sich noch lebhaft, daß Döllinger im Gespräche immer wieder auf ihn zurückkam. Döllinger sprach gegen das Ende seines Vortrages langsamer und erregte dadurch die Meinung, daß es von „körperlicher Ermüdung“ herrühre. Das war ein Irrtum. Denn wer ihn, wie der Verfasser von seinem Sitze aus, zu beobachten Gelegenheit hatte, der bemerkte, daß sein Manuskript zu Ende war, und er aus dem Gedächtnisse weiter sprach.

Noch an dem gleichen Tage schrieb er — es war das letzte Mal — an Reusch: „Heute, nachdem ich des Morgens einen lange vorbereiteten akademischen Vortrag gehalten, ergreife ich die Feder, Ihnen ein Lebenszeichen zu geben. Die Templerfrage hat etwas so gewaltig Anziehendes und Fesselndes, weil man dabei in manche von der großen Heerstraße der Geschichte abseits liegende Winkel und Seitenwege zu blicken Gelegenheit bekommt.“ Der Gegenstand fesselte ihn auch ferner, indem er den Vortrag weiter auszuarbeiten beabsichtigte und diese Gelegenheit zugleich dazu benützen wollte, die geringe historische Wahrheitsliebe der ultramontanen Historiker zu geißeln und den jesuitisch-römischen Theologen ihr Verbrechen, die katholische Lehre von der Tradition aufgegeben zu haben, nachzuweisen.[3]) Da befiel ihn um die Mitte des Dezember ein hartnäckiger Katarrh, der ihn zwang, die ohnehin kürzer und kürzer werdenden Spaziergänge vom Nachmittag auf die Mittagsstunde und in die Straßen Münchens zu verlegen und zuletzt ganz aufzugeben. Gleichwohl arbeitete er fort und trug dem Verfasser noch am letzten Dezembersamstag auf, ihm ein vor kurzem erschienenes französisches Werk über die Templer aus der Staatsbibliothek mitzubringen oder es,

wenn es noch nicht vorhanden, zu bestellen und aus der Universitätsbibliothek das Fakultätenbuch der Redemptoristen zu holen, weil Minister von Lutz ein neues Gutachten über sie von ihm verlangt habe. Auch schrieb er noch auf die schriftlichen Neujahrswünsche seiner früheren Dienerin:[4]) „Auch ich lebe ruhig und vergnügt fort und arbeite noch, soviel meine Kräfte es gestatten"; aber unmittelbar nachher — die Adresse ist bereits mit stark zitternder Hand geschrieben — ergriff ihn die Influenza und warf ihn am 1. Januar 1890 auf das Krankenlager. Niemand, außer den Nichten, sah ihn, da die Ärzte, Hofrat Stieler und Prof. Bauer, jeden Besuch untersagten und bald auch konstatieren konnten, daß sein immer noch widerstandsfähiger Körper die Seuche überwinde. Er verließ auch zeitweilig das Bett, als ihn, im Lehnstuhl sitzend, am 9. Januar ein Schlaganfall traf und rechtsseitig lähmte. Als die Nichten den Verfasser am anderen Morgen riefen, war der Kranke ohne Bewußtsein, und stellten sich die Zeichen des nahenden Todes ein. Mit Bewilligung der Nichten gab ihm der Verfasser die letzte Ölung, machte die nächstwohnenden Freunde mit dem Zustand des Kranken bekannt und blieb dann zugleich mit Lossen und v. Sicherer und ihren Gemahlinnen am Sterbelager.[5]) Endlich um 8¾ Uhr abends trat, infolge der Berstung des Herzmuskels, seine Seele, begleitet von dem gemeinsamen Gebete der Umgebung, vor den Richterstuhl Gottes.[6])

Als die Umstehenden, von Schmerz ergriffen, nochmals in das teure Antlitz des gleichsam sanft Schlummernden schauten, entrang sich einer Dame — es war Frau v. Sicherer — das Wort: „Wie gleicht er Dante!" — und es war wirklich so.

Am Montag, den 13. Januar, nachmittags 4 Uhr segnete der Verfasser unter ungemein großer Beteiligung aller Klassen der Bevölkerung, den römischen Klerus ausgenommen,

den Leichnam auf dem südlichen Friedhofe neben seinen Eltern und Geschwistern zur ewigen Ruhe ein,[7]) und am Donnerstag, den 16. Januar, fand der feierliche Trauergottesdienst für ihn in der altkatholischen Kirche statt.

Am 28. März war der Festsaal der Akademie in einen Trauersaal verwandelt, stand der Sitz des Präsidenten leer, und lag wehmütiger Ernst auf der Versammlung. v. Voit verkündete als stellvertretender Präsident mit ebenso schönen als warmen Worten den schweren, unersetzlichen Verlust der Akademie und feierte den Heimgegangenen als ihren Präsidenten. Darauf betrat der Sekretär der historischen Klasse, v. Cornelius, die Rednerbühne, auf der man Döllinger zu sehen und zu hören gewohnt war, und entwarf mit weitschauendem Blicke in einer geistvollen und feinsinnigen Gedächtnisrede ein Bild von dem Verstorbenen, so getreu und so lebenswarm, daß er die weihevolle Stimmung bis zur höchsten Begeisterung steigerte. Der Höhepunkt der Rede dürften aber die Worte sein, in denen er, anknüpfend an den Ausruf: „Wie gleicht er Dante!“ ausführte: „Ja, er war dem großen Dichter ähnlich, den er ins Herz geschlossen hat alle die Tage seines Lebens, und dem er ins Herz geschaut hat, wie niemand anders. Beide Männer trugen in tief bewegter Seele die Sorge um die ganze Christenheit, und beide klagten das Übermaß der päpstlichen Gewalt als das große Übel der Welt an. Zu Dantes Zeit war es die Universalmonarchie, nach der die Päpste griffen, und Döllinger sah, wie das Papsttum an die Stelle der Kirche, der Tradition und des Evangeliums gerückt wurde. Jeder von beiden war parto da se stesso, sie vertraten aus eigener Vollmacht die Welt gegen die Usurpation. Bei Dante ist Himmel und Hölle voll von dem Protest, und auf dem Berg des Purgatoriums, in der Mitte des Gedichtes, schaut er die wunderbare Vision: Der Wagen der Kirche mit seinem mystischen Geleite bleibt

stehen und vor den Augen des Dichters bekleidet er sich mit den Federn des kaiserlichen Adlers und wandelt sich in das Tier mit den sieben Häuptern, auf ihm thront das Weib der Apokalypse. Döllinger hält dem Papsttum den Spiegel der Geschichte vor, die illegitime Erweiterung seiner Gewalt durch eine Reihe großartiger Fälschungen und sein unheiliges Gefolge, Interdikte, Inquisition und Scheiterhaufen, Ablaßwesen und Hexenprozesse und alles andere. Beide Männer leben in der zuversichtlichen Hoffnung auf eine bessere, auf eine herrliche Zukunft. Der eine sieht den Veltro die alte Wölfin von Stadt zu Stadt jagen bis in die Hölle, woher sie stammt, worauf dann der Dux die von Gott gewollte Ordnung herstellt. Der andere aber sagt: ›Wer immer an Christus glaubt, wer sein Vaterland liebt und die Christen aller Bekenntnisse, der kann sich der Erwartung nicht erwehren, daß eine nicht allzuferne Zukunft eine Kirche bringen werde, welche, als die echte Fortsetzung und Nachfolgerin der alten Kirche der ersten Jahrhunderte, Raum und Anziehungskraft haben werde für die jetzt noch Geschiedenen, eine Kirche, in welcher Freiheit mit Ordnung, Zucht und Sittlichkeit und Glaubenseinheit mit Wissenschaft und ungehemmter Forschung sich vertragen werden.‹"[8])

Das ist das Leben und das Geschick „des ersten unter den deutschen Theologen". Was man ihm am Beginn seiner theologischen Laufbahn zurief: „Wohl dem, der die ewige Wahrheit erkennt und ohne Scheu bekennt ... Möge unser würdiger, mit ungewöhnlichem Talent ausgerüsteter Verfasser recht erstarken zu einem ritterlichen Streiter Christi und seiner Braut, denn in diesen trüben Tagen der Prüfung bedarf die streitende Kirche Konfessores", — er hat es erfüllt; er ist, der ihm damals gegebenen Losung: Si de veritate scandalum sumitur, utilius permittitur nasci scandalum, quam ut

veritas relinquatur folgend, in der Wahrheit des Wortes ein — Konfessor geworden.

Sapientia profugum irae fratris justum deduxit per vias rectas, et ostendit illi regnum dei, et dedit illi scientiam sanctorum; honestavit illum in laboribus, et complevit labores illius. Sap. 10, 10.

Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel.

[1]) (S. 4) Concil. Coll. Lac. V, 996, 952.

[2]) (S. 6) Das Schriftchen wurde schon am 25. Oktober 1849 auf den Index gesetzt. Reusch, Der Index II, 1116.

[3]) (S. 9) Erstere Notizen und die über Staudenmaier auf losen Blättern; die aus Einsiedeln auf der letzten Seite eines Notizbuches ohne Nummer.

[4]) (S. 13) Verhandl. der Generalversammlung III, 95 ff. — Stenogr. Bericht 1849/50 I, 389.

[5]) (S. 14) Die Äußerung s. oben II, 208.

[6]) (S. 15) Der Entwurf Döllingers in den Verhandl. III, 216. — Jocham, Memoiren S. 681.

[7]) (S. 17) Verhandlungen III, 117.

[8]) (S. 17) Kleine Schriften S. 72—104; auch separat erschienen.

[9]) (S. 22) Kastner, Deutinger I, 583.

[10]) (S. 23) Heinrich, Die kirchl. Reform. Eine Beleuchtung der Hirscherschen Schrift 1850.

[11]) (S. 24) Darüber siehe meine Konz.-Gesch. I, 252 ff.

[12]) (S. 26) Stenogr. Ber. I, 252 ff.

[13]) (S. 27) Stenogr. Ber. I, 403.

[14]) S. 29) Stenogr. Ber. I, 385, 394. Siehe oben II, 372.

[15]) (S. 35) Stenogr. Ber. I, 446, 448, 452, 454. III, 321, 554. — Aufzeichnung Lord Actons.

[16]) (S. 39) Stenogr. Ber. II, 253—262, 282.

[17]) S. 49) Die Antwort Döllingers ist nicht bekannt. Der jetzige Inhaber der Firma besitzt den älteren Teil des Verlagsarchivs nicht.

Auch die GGRR. Wattenbach und Dümmler wissen nichts von dieser Korrespondenz. Die Regesta erschienen ohne kirchlichen Schutz.

[18]) (S. 56) LV. Stenogr. Ber. S. 244 f.

[19]) (S. 61) Siehe oben I, 314 f.

[20]) (S. 69) Jörg, Erinnerungen, Hist.-pol. Blätter 1890 S. 242.

[21]) (S. 70) Siehe oben I, 91.

Zum zweiten Kapitel.

[1]) (S. 71) Bernh. Meyer, Erlebnisse I, 313.

[2]) (S. 75) B. Meyer I, 312, 314, 318, 290.

[3]) (S. 75) Jörg Erinnerungen S. 241.

[4]) (S. 77) Verhandlungen S. 195—204; Kl. Schr. S. 105—116.

[5]) (S. 86) Darüber Näheres in m. Konz.-Gesch. I, 272 ff.

[6]) (S. 87) M. Konz.-Gesch. I, 271. — Jörg, Erinnerungen S. 252.

[7]) S. 88) Mitteilung des Domdekans Reindl in München: König Ludwig habe das auch zu ihm gesagt und es ihm kurz vor seinem Tode wiederholt. Vgl. auch oben II, 518.

[8]) (S. 89) Remling, Nic. von Weis II, 482.

[9]) (S. 90) Strobl, Das Recht der Kirche 2c. S. 389.

[10]) (S. 90) Remling II, 485.

[11]) (S. 96) Andere Äußerungen darüber s. oben II, 77.

[12]) (S. 97) Remling II, 128.

[13]) (S. 98) Raich, Briefe von und an ... Ketteler S. 225.

[14]) (S. 99) Kl. Schriften S. 197 und p. V.

[15]) (S. 99) Strobl, Das Recht der Kirche 2c. S. 389. Raich S. 225. — Schulte, Aus meinen Tagebüchern, Deutsche Revue XXII, 326.

Zum dritten Kapitel.

[1]) (S. 101) Auch in der 2. Auflage des Kirchenlexikons wurde der Artikel nach Döllingers Tod wörtlich wieder abgedruckt. — Ohne Wissen Döllingers auf Veranlassung Höflers übersetzte 1853 Felice Ferdinando de Angeli die Luther-Skizze ins Italienische, „in der Hoffnung, einigermaßen die wenig richtige Anschauung der Italiener von der sog. Reformation und besonders von Luther zu rektifizieren und zur Verbreitung der Wahrheit beizutragen", 1854, Januar 26.

[2]) (S. 105) Döllinger an Gladstone 1874, April 2. — Akad. Vorträge II, 39.

[3]) (S. 106) Aufzeichnungen Actons.

[4]) (S. 106) Acton an Döllinger, London 18. März 1853.

[5]) (S. 108) Hanc sententiam (sc. quod b. V. non peccaverit in hac vita, tamen in originali peccato concepta fuit) tenent omnes antiqui theologi, Alexander, Thomas in suo quarto et secundo, Bonaventura, Richardus, licet quidam novi theologi a sensu ecclesiae recedentes communi, tenere contra (indevoti revera Dominae, ei tamen devoti cupientes apparere) nitantur: quorum nova opinio et phantastica sit a fiedelibus cancellata.

[6]) (S. 108) Darüber Näheres in meiner Konz.-Gesch. III, 1, 292 ff.

[7]) (S. 109) Schulte, Aus meinen Tagebüchern, Deutsche Revue XXII, 75.

[8]) (S. 109) Aufzeichnungen Lord Actons.

[9]) (S. 110) Buchner, Geschichte von Bayern, 10 Bände mit zwei Dokumentenbden. Stülz, Altmann S. 261: „Dieser Gelehrter behandelt den ganzen Zeitabschnitt mit ebenso großer Gemeinheit als Ungründlichkeit".

[10]) (S. 111) Greith und Ulber, Lehrbuch der Philosophie, wovon Freiburg 1853—57 nur 3 Teile erschienen.

[11]) (S. 114) Nekrolog auf Gino Capponi, Akad. Vorträge II, 244, 250, 252.

[12]) (S. 115) Historisch-politische Blätter Bd. 31; Kl. Schriften 117—158.

[13]) (S. 119) Janssen, Böhmer III, 112.

[14]) (S. 123) Aulicke 16. Juli 1855. — Gerh. Ficker, Studien zur Hippolytfrage S. 26, 21.

[15]) (S. 124) Innsbrucker Zeitschr. f. kath. Theol. 5. Jahrg. (1881) S. 580. — Chronica minora I, 85.

[16]) (S. 124) Bunsen, Hippolytus and his age, Lond. 1852; deutsch: Hippolytus und seine Zeit, Leipzig 1852/3.

[17]) S. 127) Wigand, Heinr. W. J. Thiersch's Leben S. 64.

Zum vierten Kapitel.

[1]) (S. 131) Reusch im „Deutsch. Merk." 1895 Nr. 18. — Perrone, Ist die unbefleckte Empfängnis . . . dogmatisch definierbar? 1849.

[2]) (S. 133) J. Burk. Leu, Warnung vor Neuerungen und Übertreibungen in der kath. Kirche Deutschlands 1853. Verboten am 13. Februar 1854. Reusch, Index II, 1116.

[3]) (S. 133) Siehe oben II, 507 ff.

[4]) (S. 135) Siehe Näheres mit Litteratur in meiner Konz.-Gesch. I, 321—330.

[5]) (S. 139) Schulte, Aus meinen Tagebüchern, Deutsche Revue XXII, 321, 329 und Allg. D. Biogr. unter „Phillips".

[6]) (S. 140) Perrone, Ist die unbefleckte Empfängnis ꝛc. S. 205.

[7]) (S. 141) Bernh. v. Meyer, Erlebnisse I, 243.

[8]) (S. 145) Schulte, Der Altkatholizismus S. 230.

[9]) (S. 145) Holden, Positiones selectae de univ. theol. lib. I. c. 4 lect. 1, 2, Stadlbaur, Regula fidei, 1851 p. 73, 125. — Döllinger selbst darüber in diesem Teil III, 621, 650.

[10]) (S. 147) Pius IX. als Papst und als König 1865, 3. Heft S. 12. Ganz so der Jesuit Hausherr, Die große Petersfeier in Rom am 29. Juli 1867 S. 40.

[11]) (S. 148) Knoodt, Günther II, 414.

[12]) (S. 150) Näheres darüber in meiner Konz.-Gesch. I, 278 ff. u. ö. Über Deharbe ebenda S. 257, 343 ff., 508 ff.

[13]) (S. 151) Friedrich von Hurter II, 371.

[14]) (S. 160) Hetsch war später einer der Generalvikare Dupanloups; ein anderer du Boys, der ihn aufs Konzil begleitete. Meine Konz.-Gesch. III, 627, 642.

[15]) (S. 163) L. v. Kobell, Erinnerungen S. 3. Siehe oben I, 127.

[16]) (S. 166) Spindler, Aktenmäßige Darstellung der öffentl. Verhandlungen S. 64 ff., 49.

[17]) (S. 168) Siehe oben II, 271 die weiteren Worte.

Zum fünften Kapitel.

[1]) (S. 170) Notizbuch 69, 282. — Mitteilung des Domdekans Reindl.

[2]) (S. 170) Remling, Nic. v. Weis II, 131 ff. Pfülf, Kard. v. Geissel II, 371 ff. Döllinger NB. 22, 517: „3. Dezember 1855. de Luca empfing einen dispaccio segretissimo, dem Erzbischof zu versichern, daß die Anregung dazu nè direttamente nè indirettamente vom Münchener Hof gekommen, sondern bloß vom Papst die Sache ausgehe. Ihm, de Luca, sei es unangenehm, daß dies gerade geschehe, da Berger in Rom sei, der früher von München den Auftrag gehabt, eben diese Versetzung zu negozieren."

[3]) (S. 172) Janus S. 35; 2. Aufl. S. 280.

[4]) (S. 172) Bei einem von ihm der theol. Fakultät gegebenen Diner räusperte und spukte er, ohne nur die Hand vorzuhalten, vor den Augen seiner Gäste auf den Boden des Speisezimmers.

[5]) (S. 177) Sybel, Giesebrecht und Döllinger, Historische Bibl. III, 331 f.

⁶) (S. 178) Riehl, K. Maximilian II., Hist. Taschenbuch II, 41.

⁷) (S. 179) Döllinger an Jörg in des letzteren „Erinnerungen" S. 257 ff.

⁸) (S. 179) Vgl. dazu Pfülf, Kard. Geissel II, 131 f.

⁹) (S. 179) Knoodt, Günther II, 158.

¹⁰) (S. 180) Flir, Briefe aus Rom an verschiedenen Stellen.

¹¹) S. 181) Sentis, der die Akten sah, an Reusch o. D. — Über die Audienz schon in meiner Konz.-Gesch. I, 243.

¹²) (S. 182) L. v. Kobell S. 64. — Reusch, Index II, 1127 und dessen Aufzeichnung aus Döllingers Mund.

¹³) (S. 184) Cornelius, Gedächtnisrede S. 11. Ich kenne den Vorgang auch; er soll aber nicht von der großen Bedeutung gewesen sein.

¹⁴) (S. 186) Aus Reusch's handschr. Aufzeichnungen.

¹⁵) (S. 187) Auch in Kl. Schr. S. 203, aber bedeutend abgekürzt.

¹⁶) (S. 188) Rede auf Gino Capponi, Akad. Vorträge II, 248.

¹⁷) (S. 189) Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung S. 233 f.

¹⁸) (S. 190) Historisch-politische Blätter (1857) 40, 85—105; 165—179.

¹⁹) (S. 191) Katholik 1857 XVI, 238, 336; 1858 XVII, 1 f.; 1857 XVI, 49 ff.

²⁰) (S. 191) Meine Konz.-Gesch. I, 278.

²¹) (S. 191) Knoodt, Günther II, 371 ff. — Katholik 1857 XV, 121; 1854 IX, 193.

²²) (S. 192) Bernh. v. Meyer, Erlebnisse I, 315.

Zum sechsten Kapitel.

¹) (S. 197) Nekrolog auf Fallmerayer, Akad. Vorträge II, 102.

²) (S. 206) Al Revmo P. Giuseppe Döllinger dell' Ordine di s. Benedetto Prof. nella Università di München in Baviera ec.

³) (S. 206) Näheres über Senestrey s. in meiner Konz.-Gesch. I, 453 u. ö.; auch in meinem Tagebuch vom Konzil² S. 129. — Pailler, Joh. Stülz S. 261.

⁴) (S. 209) Vgl. dazu in den Historisch-polit. Blättern „Die Freimaurer-Revolution in Belgien" (1857) 40, 1—28, wo die Vorgänge in anderem Lichte erscheinen.

⁵) (S. 210) Nach englischen Briefen geschildert. — Gladstone's Begleitschreiben vom 13. März 1858.

⁶) (S. 216) Janssen, Böhmer III, 290, 301 ff. Ein zweiter Brief Böhmers vom gl. D. ist ungedruckt.

[7]) (S. 216) Riehl, König Maximilian II. S. 47 f. Heigel in der Allgem. Deutschen Biogr. unter „Maximilian II." und „v. d. Pfordten".

[8]) (S. 223) Sybel, Histor. Bibliothek III, 332.

[9]) (S. 223) Biogr. Einleitung zu Sybels Vorträgen ꝛc., Histor. Bibl. III, 101.

[10]) (S. 226) Er that es m. W. nicht; ebensowenig Jourdain, der sich beim Erscheinen von „Heidentum ꝛc." dafür angeboten, auch nicht ein M. Müller, der es für den Buchhändler Casterman in Paris übersetzen wollte. 1861, März 25.

[11]) (S. 229) L. Clarus (Volk), Die Zusammenkunft gläubiger Protestanten und Katholiken 1867, S. 92 f.

Zum siebenten Kapitel.

[1]) (S. 234) Ich muß hier und im Folgenden aus den Briefen Jörgs an Döllinger citieren, weil nur dadurch vieles in seinen „Erinnerungen" verständlich wird.

[2]) (S. 236) Erst am 28. April 1862 schrieb Erzbischof Saint-Marc von Rennes an Döllinger, die Mitteilung sei „komplet falsch", der Papst habe ihm nie so etwas gesagt. Im Manuskript meines Tagebuchs steht unterm 9. März 1870: „Dann wiederholte mir der Kard. Hohenlohe, daß schon vor langen Jahren der Papst, als er mit ihm und Mgr. Stella [Beichtvater Pius' IX.] spazieren fuhr, und von der Politik die Rede war, die Äußerung hinwarf: »So lange ich lebe, wird es wohl noch gehen«." Vgl. mein „Tagebuch" unterm 9. März, wo nur die Namen Hohenlohe und Stella nicht genannt sind.

[3]) (S. 237) Friedrich, Documenta ad illustr. Conc. Vat. II, 93, 153. — Purcell, Life of Card. Manning II, 152. — Kurze Kritik der Schrift des Priesters Curci „Das gegenwärtige Zerwürfnis zwischen der Kirche und Italien". Von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Aus dem Italienischen von einem Priester der Gesellschaft Jesu, Regensburg 1878, S. 13, 15, 17.

[4]) (S. 239) Schegg, Dan. Bonif. Haneberg S. 140.

[5]) (S. 240) Schegg S. 138. Haneberg an Döllinger, April 16.

[6]) (S. 244) Aufzeichnungen Reusch's; Floß an Döllinger, April 16.

[7]) (S. 245) Jocham, Memoiren S. 781.

[8]) (S. 246) S. auch Reusch, Index II, 1079.

[9]) (S. 247) Münchener „Volksbote" am 27. April.

[10]) (S. 256) Münchener „Volksbote" und „Verhandlungen".

[11]) (S. 264) Knoodt an Baltzer 1861, Nov. 21, in dessen Anton Günther II, 494. — Auch Clarus (Volk) in Erfurt schrieb am 9. Fe-

bruar 1862: Daß Döllinger dem Guten, „das das päpstliche Regiment doch noch gebracht, nicht genug Anerkennung gezollt, das möchte der Grund sein, weshalb die Katholiken, z. B. Gröne in der zu Arnsberg erschienenen Schrift: Papst und Kirchenstaat, sich über den zweiten Teil Ihrer Schrift bitter geäußert haben. Namentlich sind clerici darauf übel zu sprechen, ja ich bin von einem dieser Herren (auswärts) aufgefordert worden, dagegen zu schreiben."

[11]) (S. 269) Acton an Döllinger 1861, Dez. 6. u. 27; 1862, Jan. 4.

Zum achten Kapitel.

[1]) (S. 270) Döllinger, Die Papst-Fabeln des Mittelalters S. 37; 2. Aufl. S. 45.

[2]) (S. 275) Seltsam muß angesichts dieser Worte die Bemerkung Jörgs in seinen „Erinnerungen" berühren: „Inzwischen war schon wieder eine andere Verwicklung über Döllinger gekommen, die den ruhigen Kirchenhistoriker, wenn er dabei geblieben, nicht berührt, jedenfalls nicht in eine schwierigere Lage gebracht hätte."

[3]) (S. 278) Der Plan umfaßt 19 Nummern.

[4]) (S. 282) Ich habe damals selbst die Briefe Eckfteins an Döllinger zu diesem Zwecke kopiert. Weder Originale noch Kopien sind im Nachlasse.

[5]) (S. 286) Schenkel, Die kirchl. Frage und ihre protest. Lösung im Zusammenhang mit den nationalen Bestrebungen und mit besonderer Beziehung auf die neuesten Schriften J. J. v. Döllingers u. Bischof v. Kettelers. 1862.

[6]) (S. 294) Ich bemerke. daß das erste Programm mir nicht bekannt wurde. — Moufang, Die Kirche und die Versammlung kathol. Gelehrten, 1864 S. 50.

[7]) (299) Darüber näheres in m. Konz.Gesch. I u. II s. v. Bossuet; über Bonnechose I, 135.

[8]) (S. 301) Nach Actons Briefen 1862/3.

[9]) (S. 302) In Wien sollte Seb. Brunner den Aufruf von Dr. Häusle unterschreiben lassen. Der war abwesend, und Canonicus Dr. Scheiner wollte nicht unterschreiben, um sich wahrscheinlich seine Berufung ins Ministerium nicht zu verderben. Brunner, Aug. 8.

[10]) (S. 306) Copia (von italienischer Hand). Excellentissimo ac Reverendissimo Domino Archiepiscopo Monacensi et Frisingensi. Monachii die 11. Septembris 1863. Excellentissime ac Reverendissime Domine. Haud levis admirationis causa fuit Beatissimo Patri in-

vitatio quaedam, quam nuper nonnulli ecclesiastici viri, proprio privato nomine, nullo acceptae ab Ecclesiastica auctoritate missionis indicio, in vulgus ediderunt, eum in finem, ut theologos aliosque scientiarum cultores catholicos ex universa Germania Monachium accerserent, ibique de rebus ad sacras disciplinas tradendas spectantibus insimul dissererent, ac certas hac super re servandas normas praefinirent. Quidquid interim de hoc convocandi modo dicendum sit, erit Excellentiae Tuae Reverendissimae, erit etiam ceterorum Germaniae Episcoporum dijudicare, an hujusmodi conventus finis, prout in illius indictione seu programmate proponitur, talis sit, ut Ecclesiae catholicae bonum atque utilitas exinde sperari possit: ad ipsos praeterea Antistites spectabit, eam agendi rationem assumere, quae eorum hac de re sententiae respondeat. Pro certo autem habet Beatissimus Pater, ab Excellentia Tua, pro eo quo flagrat zelo ac pastorali sollicitudine, cautum fore, ne ex praedicto Monachii habendo coetu aliquid detrimenti capiant tum fidei et doctrinae catholicae puritas, tum reverentia illa ac submissio, quae ab omnibus cujuscumque gradus fidelibus auctoritati ac magisterio Ecclesiae debetur. Haec habui, quae Sanctitatis Suae jussu ac nomine E. T. significarem, ac sinceris . . .

[11]) (S. 307) Aus Reusch's Aufzeichnungen.

[12]) (S. 309) Moufang, Die Kirche und die Versammlung katholischer Gelehrten S. 49, 48.

[13]) (S. 311) Cahier-Ex ore. — Die röm. Indexcongregation u. ihr Wirken. Historisch-kritische Betrachtungen zur Aufklärung des gebildeten Publikums, 1863. Reusch, Index II, 1130 nennt als Herausgeber Andr. Pankau. In seinen Aufzeichnungen nimmt er die Angabe zurück. Mit Recht. Es war ein Theolog, welcher eine Preisfrage gelöst, die Theologie aber wegen der Frohschammerschen Angelegenheit aufgegeben hatte. Reusch, der beste Kenner der Materie, sagt in seinen Aufzeichnungen: „Es kommen übrigens so viele Ungenauigkeiten und Plattheiten darin vor, daß der Vortrag nicht genau stenographiert sein kann oder der Herausgeber daran gemodelt haben muß.“ So verhielt es sich nach meinen damaligen Erkundigungen wirklich. Der Vortrag wurde nicht wörtlich, sondern überarbeitet und mit Zusätzen veröffentlicht.

[14]) (S. 311) Näheres über das Kölner Konzil und die Provinzialkonzilien seit 1849 überhaupt in m. Konz.Gesch. I s. v. Köln und Provinzialkonzilien.

[15]) (S. 312) Gedruckt in den Verhandlungen der Gelehrtenver-

sammlung S. 25—59, auch separat erschienen bei Manz 1863, und in den Kl. Schr. S. 161—196.

[16]) (S. 316) Näheres darüber in Döllinger, Das Papsttum, oder Janus[2] S. 308 n. 12. Eigentlich stammt das Diktum von der öffentlichen Meinung, der Königin, vor welcher alle sich beugen müssen, von de Maistre, dem es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts oft nachgesprochen wurde, auch von Döllinger, z. B. in seiner Rektoratsrede 1845 S. 8, in seiner Rede auf der I. Generalversammlung der katholischen Vereine zu Mainz 1848, Kl. Schr. S. 50, später in der Vorrede des Janus. Hier (1863) bezieht sich der Gedanke auf die Wiedervereinigung und hat in diesem Zusammenhang einen unverfänglichen Sinn. In Janus[2] a. O. habe ich nachgewiesen, daß Scheeben und die Ultramontanen, auch die Jesuiten, bei der unbefleckten Empfängnis und der päpstlichen Unfehlbarkeit oft mit recht unsauberen Mitteln eine öffentliche Meinung zu bilden suchten, vor der sich die Häupter der Kirche und die Träger der Gewalt beugten. Übrigens sprach sich auch Döllinger über diese ultramontane Sophistik aus, s. diesen Teil III, 525.

[17]) (S. 325) Abgedruckt bei Moufang, Die Kirche und die Versammlung kath. Gelehrten, 1864 S. 42; Hergenröther, Kirche und nicht Partei, 1865 S. 44. — Trotz dieser Erklärung und der daran geknüpften Vorgänge in der Versammlung behauptet Jörg in seinen „Erinnerungen“ S. 254: „Von den »Romanern« kam übrigens keine Störung in die Verhandlungen!“

[18]) (S. 330) Die schlumpig redigierten „Verhandlungen“ S. 117 lassen mich „im verwandten Sinne aussprechen“ wie J. Huber. Das ist durchaus unwahr, und als ich P. Gams darüber zur Rede stellte, schob er die Schuld auf Floß, m. Konz.Gesch. I, 284. Floß seinerseits beschuldigte wieder Gams der Nachlässigkeit u. s. w.

[19]) (S. 330) Michelis' Artikel gedruckt als Anhang zu seiner Schrift „Kirche oder Partei?“ S. 49. — Jörg an Michelis 1863, Nov. 2.; „Erinnerungen“ S. 254. — Ich habe schon in der vorigen Note bemerkt, daß ich mit Unrecht mit den anderen in den gleichen Topf geworfen wurde. Wenn Jörg seine vorgefaßten Meinungen mit den gedruckten Akten hätte vergleichen mögen, so hätte er namentlich auch im Hinblick auf meine nachträgliche, von der Versammlung gebilligte Erklärung S. 128 nicht so sprechen können. Ich kannte damals Huber kaum, stand auch nie auf seinem philosophischen Standpunkt, und mit Pichler, dessen Charakter ich längst erkannt hatte, verkehrte ich überhaupt nicht.

[20]) (S. 331) S. unten Kap. 9 n. 15.

[21]) (S. 333) M. Konz.Gesch. I, 285/6. Die „Verhandlungen" sind auch hier ungenau.

Zum neunten Kapitel.

[1]) (S. 337) Hanebergs Worte im Notizbuch 69, 258. — M. Tagebuch vom Konzil [2] S. 420, wo nur aus Rücksicht auf den noch lebenden Kardinal der Name Hohenlohe weggeblieben ist. Übrigens erzählte Hohenlohe den Vorgang auch anderen, wie Reusch's Aufzeichnungen zeigen.

[2]) (S. 342) Kirchengeschichte II, 41—43. — Über das übrige s. Janus [2] s. v. Pseudo-Isidor, wo auch die Belege gegeben sind.

[3]) (S. 342) Das Ergebnis meiner Untersuchung angeführt Janus S. 284; 2. Aufl. S. 131.

[4]) (S. 343) In Wirklichkeit lag die Sache so, daß Bonacursius eine andere Schrift und Thomas von Aquin benützte, dieser aber die andere Schrift, den Libellus, welcher Urban IV. überreicht worden war, ausschrieb. Darüber jetzt Reusch, Die Fälschungen in dem Traktat des Thomas von Aquin gegen die Griechen. Abhandl. der III. Kl. der k. bay. Ak. der W. XVIII. Bd. III. Abt., und Janus [2] S. 448 f.

[5]) (S. 345) Die Generalversammlung in Aachen 1862 hatte den Beschluß gefaßt, daß eine „freie katholische Universität" in Deutschland gegründet werden solle. Jörg schrieb darüber am 28. September 1862: „Über das tapfere Projekt einer katholischen Universität bin ich offen gesagt nicht wenig erschrocken. Ich weiß, wie leicht in der Hitze solcher Versammlungen große Beschlüsse gefaßt werden, aber wir fangen, dachte ich, viel mehr an, als wir tragen können. Das Beispiel Belgiens paßt auf die deutschen Philister wie die Faust aufs Auge. Wenn zwei Millionen anstatt 20,000 Thlr. in Aussicht stünden, dann würde ich trotz allem mit Vergnügen über das Unternehmen einen Artikel schreiben." Auch Moy schrieb an D. am 12. April 1863: „Was meine »rosenfarbige« Ansicht bezüglich des Zustandekommens der kath. Universität betrifft, so bist Du wohl falsch berichtet. Ich glaube nicht daran und habe nie daran geglaubt."

[6]) (S. 348) Alzog, Kirchengeschichte [8] (1867) II, 679. Handweiser 1865, 166.

[7]) (S. 357) Das erzählt auch Sybel, Histor. Bibl. III, 336.

[8]) (S. 357) Wenn Döllinger nicht überhaupt Liebig die Anregung zu seinem akademischen Vortrag „Francis Bacon v. Verulam" gegeben hat, so lieh er ihm wenigstens die Werke Bacons und half ihm Schwie-

rigkeiten in denselben lösen. Liebig an Döllinger 1863, Juni 14; 1864, Januar 25.

[9]) (S. 372) Sybel, Giesebrecht u. Döllinger, Hist. Bibl. III, 333.

[10]) (S. 378) Angedeutet in m. Gesch. des Vatik. Konzils I, 292.

[11]) (S. 379) Ein Kaplan aus Bayern an Reusch, an Schulte. 1865, Dezember 28. — Auch Jörg in seinen „Erinnerungen", S. 240, erzählt die Sache so und erwähnt, daß nicht bloß Döllinger, sondern auch er selbst in den Schriften des Advokaten Eckert in Dresden als Freimaurer bezeichnet worden sei.

[12]) (S. 380) Zwei Briefe Reithmayrs vom 10. Januar 1863 und 20. Dezember 1864, sowie eigene Erinnerungen des Verfassers.

[13]) (S. 382) Wiedemann und Reinke in Münster an D. 29. und 2. Mai 1865.

[14]) (S. 382) Kagerer an D. 1864, Februar 26. Im bay. Konkordat heißt es art. XII. c: causas ecclesiasticas atque in primis causas matrimoniales, quae iuxta can. 12 sess. 24 sacri Conc. Trid. ad iudices ecclesiasticos spectant, in foro eorum [archiepiscoporum et episcoporum] cognoscere, ac de iis sententiam ferre, exceptis causis mere civilibus clericorum . . . Das bedeutete für den Sekretär nichts. Nach Döllingers Kl. Schr. S. 216 machten die bayer. Bischöfe ernste Vorstellungen gegen diesen neuen Eingriff, und nach Janus S. 47 gab Rom einstweilen seine Forderung auf und ließ die Frage dahingestellt sein.

[15]) (S. 382) So vereitelte der Erzbischof unter dem Minister Zwehl auf bloßen Klatsch und aus Mißtrauen, ohne mich zu vernehmen, meine Ernennung zum Extraordinarius. Unter dem energischeren Minister Koch erst mußte Domkap. Rampf mich vernehmen. Die Sünden, welche ich in den Augen des Erzbischofs begangen hatte, waren nach meiner Aufzeichnung meine Doktordissertation „Joh. Wessel", in der ich die kirchlichen Zustände des 15. Jahrh. geschildert hatte, wie die gleichzeitigen Quellen sie darstellen, und meine mit J. F. gezeichneten Artikel in der Augsb. Allg. Ztg. Ich: „Ich begreife in der That nicht, was man immer mit meinem »Wessel« zu thun habe; andere, auch Bischöfe, hätten mich seinetwegen aufs wärmste beglückwünscht und an ihm nichts Unkirchliches auszusetzen gefunden," wobei ich, da ich geahnt, um was es sich handle, eine Anzahl Briefe aus der Tasche zog. Rampf: „Sie dürfen das nicht so schwer nehmen; der Herr Erzbischof hat Ihren »Wessel« nicht gelesen." Ich: „Wie kommt er dann dazu, an ihm einen Anstoß zu nehmen?" Rampf: „Wahrscheinlich haben einige

Pfarrer ihn gelesen oder etwas darüber gehört und es dem Hrn. Erzbischof mitgeteilt." Ich: „Ich bin jetzt Diözesangeistlicher von München; ich verlange, daß man mich auch als solchen behandelt. Wenn man beim Ordinariat oder auch der Hr. Erzbischof etwas gegen mich zu haben glaubt, so verlange ich, daß man mich erst höre, ehe man über mich urteilt." Rampf: „Auch die Artikel, welche Sie in die Allg. Ztg. geschrieben, haben Anstoß erregt." Ich: „Ich, Artikel in die Allg. Ztg. geschrieben! Ich habe nie eine Zeile in dieselbe geschrieben!" Rampf: „Aber Ihre Artikel tragen Ihre Namenschiffren" (J. F.). Ich: „Das ist eine durchaus unbegründete Vermutung. Frohschammer hat die nämlichen Chiffren, als ich, und von ihm sind auch die Artikel. Würde der Hr. Erzbischof oder das Ordinariat es der Mühe wert erachtet haben, mich darüber zu vernehmen, so wäre ein solcher Verdacht gegen mich unmöglich gewesen. Ich muß deshalb meine Forderung wiederholen, daß das Ordinariat künftig mich erst höre, ehe es über mich einen Verdacht schöpft oder gar urteilt." Rampf: „Denken Sie an nichts Böses; ... der Hr. Erzbischof wollte sich nur davor sicherstellen, daß etwa bei einer Bischofskonferenz einer der Bischöfe ihm Vorwürfe machen könnte, weil er Ihre Anstellung nicht verhinderte." Ich: „Welcher Bischof sollte ihm denn Vorwürfe machen?" Rampf: „Nun z. B. der Bamberger Erzbischof." Ich: „Wie? Der Bamberger Erzbischof! Der fragt ihn sicher nicht; aber ich kann Ihnen aus einem Briefe desselben beweisen, daß der Hr. Erzbischof von München meine Anstellung bis jetzt verhindert hat." Rampf: „Das ist ein Irrtum." Ich zog aber einen Brief des Bamberger Erzbischofs heraus und zeigte R. eine von jenem selbst unterstrichene Stelle, welche es direkt und unumwunden aussagte. Darauf suchte mich Rampf mit besänftigenden Worten zu entlassen. Aber noch auf der Thürschwelle sagte ich: „Also, Hr. Domkapitular! ich ersuche Sie nochmals, dem Hrn. Erzbischof und dem Ordinariat mitzuteilen, daß ich künftighin fordere, erst gehört zu werden, ehe man über mich urteilt." Rampf: „Es soll geschehen." Darauf wurde ich zum Extraordinarius ernannt.

[16]) (S. 394) Remling, Nicolaus von Weis I, 312, wo überhaupt der Streit nach den Akten dargestellt ist. Cah. 93a S. 38. — In einem Briefe eines noch lebenden Beteiligten aus der nächsten Umgebung des Bischofs heißt es ebenfalls: „Sie müssen bedenken, daß ... man von Ihrem Einflusse sich falsche Vorstellungen machte," 1866, Juli 15.

[17]) (S. 394) These 13 verdammte: Methodus et principia, quibus antiqui doctores scholastici theologiam excoluerunt, tem=

nostrorum necessitatibus scientiarumque progressui minime congruunt. — Civ. catt. 1867 ser. VI. vol. X, 202 f.

[18]) (S. 401) Der Artikel nur gedruckt in den Kl. Schr. S. 197—221.

[19]) (S. 404) Cecconi, Storia del Conc. ecum. Vatic. I, 34; m. Konz.Gesch. I, 369. — Purcell, Life of Card. Manning II, 323. — Theol. Lit. Bl. 1866, 262, 597. — Acton an D. 1866, August 5.

[20]) (S. 410) Dite a questo abbate, che io non lo farò mai vescovo. Haneberg erkundigte sich bei einem Kardinal und erfuhr, daß er ein schweres Verbrechen begangen, weil er bei seiner Wahl in Köln die Wahrhaftigkeit des Nuntius, das alter ego des Papstes, bezweifelt habe u. s. w. NB. 69, 248. Schegg, Erinnerungen an ... Haneberg S. 184, 190, der freilich wenig weiß oder sagt. M. Konz.Gesch. I, 452. — Zur Belehrung für Könige, S. 43; Schegg schweigt von der Trauerrede auf Minister Koch.

Zum zehnten Kapitel.

[1]) (S. 416) Eigentlich ließ die Regierung den Bischof Stahl, ebenfalls ein Jesuitenschüler, allein machen. Er zog Schwab „zur Rechenschaft, weil er z. B. die Echtheit der Ignatianischen Briefe auch in der sog. kürzeren Form beanstandete,“ und „rechnete es ihm als einen Mangel an Achtung vor der Autorität des apostolischen Stuhles an, daß er einmal ganz zufälliger Weise die verschiedenen Erklärungen der Väter zu dem »Tu es Petrus etc.« nach Roskovany, der sie numeriert hat, mitteilte.“ Schwab an D. 1867, Januar 22. — Prof. Depisch aber „hat lieber auf seine Professur Verzicht leisten als zusehen wollen, wie man ihm nach und nach seine sämtlichen Zuhörer zu Gunsten Denzingers entführe, der, für Exegese und hebräische Sprache berufen, es vorzog, Dogmatik zu lesen“. Derselbe 1867, März 31.

[2]) (S. 417) Zur Belehrung für Könige S. 46, 54. Ein Auszug des Aktenstücks S. 51 f.

[3]) (S. 420) Aus den Aufzeichnungen des Geh. Rates v. Cornelius.

[4]) (S. 421) M. Konz.Gesch. I, 369 f. und Tagebuch unterm 25. Januar.

[5]) (S. 422) Über den Bruch zwischen Döllinger und Jörg (nach Mitteilung Höflers) Schulte an Reusch 1866, Oktober 27. — Schulte an Reusch 1866, September 18: „Während Vering, der seit 14 Tagen hier [in Reichenhall] ist, die Nachricht mitbrachte, besonders von Ringseis, daß Döllinger an Gehirnerweichung leide ...“ Von den Würzburgern weiß ich es selbst, m. Konz.Gesch. I, 370.

[6]) (S. 428) Die längst vergriffene Rede ist wieder abgedruckt in den Akad. Vorträgen II, 3—55.

[7]) (S. 436) Allg. Ztg. 1867 Beil. N. 71—73; Kl. Schr. S. 264—285. Der Artikel ging durch J. Hubers Hände und hat von ihm einige Zusätze erhalten.

[8]) (S. 436) Theol. Litteraturbl. 1866 Nr. 26, 861.

[9]) (S. 436) Franz Frh. von Leonrod, präkon. 22. Februar 1867. Er wurde allerdings nicht aus Rücksicht auf die Partei, welche Hergenröther haben wollte, ernannt. Der neuernannte Kultusminister, der klägliche v. Gresser, wußte, wie er selbst nachträglich gestand, gar nicht, daß L. Jesuitenschüler sei.

[10]) (S. 439) Das Material aus der Civiltà und dem „Katholik“ hatte ich für mich gesammelt und Döllinger zur Benützung für diesen Artikel überlassen. Döllinger selbst hatte beide Zeitschriften nicht regelmäßig verfolgt und war erstaunt, wenn ich ihm von ihren Tendenzen erzählte. Insofern habe ich allerdings einigen Einfluß auf ihn geübt.

[11]) (S. 443) Senestrey that dies, obwohl er wahrscheinlich durch Annahme des Begleitschreibens der Ernennung zum Bischof „den festen Entschluß aussprach, . . . insbesondere weder direkt noch indirekt nach Einführung des Ordens der Gesellschaft Jesu zu streben“. Schulte im Theol. Lit. Bl. 1868 N. 22, 760; m. Konz.Gesch. I, 453.

[12]) (S. 445) Beilage N. 155, 168, 169, 179, 194, 195, 204, 205, 214, 215, wieder abgedruckt in Kl. Schr. S. 286—356.

[13]) (S. 446) Die Artikel Hefeles erschienen im Stuttgarter „Deutsch. Volksblatt“ 1867, N. 121, 134, 173, 185, worüber Prof. Himpel noch am 11. November 1870 an Reusch schrieb: „Ich war noch vor drei Jahren sehr betrübt darüber, daß auf meisterhaft geschriebene Artikel in der Allg. Ztg. über den damals eben kanonisierten Fanatiker Arbues und die spanische Inquisition selbst Hefele noch im apologetischen Sinne für Rom sich bemüht hat.“ — Der Artikel in N. 173 der Beil. der Allg. Ztg. war ebenfalls von einem Bekannten Hefeles, wie dieser an Reusch schrieb, und aus den Artikeln des Stuttgarter Deutsch. Volksbl. zusammengeschweißt. -- Auch die Civiltà catt. brachte 1867 6, 11, 273, 385 zwei Artikel, und die Histor. pol. Blätter einen 60, 854 (von Greil in Passau).

[14]) (S. 446) Katholik 1872 I, 350.

[15]) (S. 446) Döllinger an Fridol. Hoffmann, o. D., aber aus den 70ger Jahren.

[16]) (S. 446) Neue Freie Presse 1868, N. 1391, 1392, 1400, 1401,

wieder abgedruckt in Kl. Schr. S. 357—404. — Vgl. L. v. Kobell S. 112 ff.

[17]) (S. 450) Das Schreiben — das Datum ist nicht angegeben — lautet: Audio, in Urbe ista conventum doctorum catholicorum, ut ajunt, habendum esse die 21. h. m. Excellentia Tua Illma et Rev^{ma} optime noscit, S. Sedem conventus hujusmodi non improbasse, dummodo eae serventur conditiones, quas SS. Pater per praedecessorem meum in literis ab eo datis die 5. Julii a. 1864 sacris (?) praesulibus Germaniae patefieri voluit. Jam vero cum me lateat, a quo condictus fuerit conventus et utrum Exc. Tuae consensus et postulatus et obtentus fuerit, in cujus dioecesi celebrandus foret, non aegre feras, quod ab humanitate Tua exposcam, ut me de hoc certiorem facere velis deque iis omnibus, quae juxta sapiens Tuum judicium animadversione digna censeas. Quae dum expecto, laetor etc.

[18]) (S. 453) Nach Greiths Brief vom 10. August 1867 hatte Döllinger selbst ihn zu dieser freilich mißglückten Arbeit angeregt. Greith fügte hinzu: „Ich habe ein sehnliches Verlangen in mir, Sie wieder zu sehen; ich habe, wo ich Gelegenheit fand, die frühere Verfahrungsweise gegen Sie entschieden mißbilligt. Kommen Sie doch diesen Herbst auf einige Zeit zu mir herüber. Wir hätten so vieles mit einander zu besprechen." — Zu den „Vorhaltungen" im Briefe Döllingers bemerkt Reusch in seinen Aufzeichnungen, es sei damals im Auftrage des Erzb. Melchers der Domherr und Regens im Kölnischen Seminar zu ihm gekommen. Das Hauptgravamen seien einige Äußerungen Schwabs im Litteraturblatt gewesen, über dessen Persönlichkeit auch übelwollend (aber unwahr) gesprochen worden sei: er sei ein suspendierter Priester u. dgl. Es werde bei dieser Gelegenheit auch gewesen sein, „daß von der Bestellung eines erzbischöflichen Zensors für das Litteraturblatt die Rede war, worauf ich erklärte, ich würde dann das Blatt unter Angabe des Grundes eingehen lassen oder es in andere Hände geben."

[19]) (S. 454) v. Schäzler, Neue Untersuchungen über das Dogma von der Gnade und das Wesen des christlichen Glaubens. Mit besonderer Rücksicht auf die dermalige Vertretung der kath. Dogmatik an den Universitäten zu Tübingen, München und Freiburg, 1867. S. darüber Theol. Lit.-Blatt 1867 Nr. 26.

[20]) (S. 456) Die Schreiben in m. Documenta I, 278 sqq., vgl. auch m. Konz.Gesch. I, 364, 688 ff. Daß Reisach die Berufung Döllingers hintertrieb, sagte Bischof Freppel von Angers, selbst Konzilstheolog, zu Prof. Grauert, s. Wiss.Beil. z. „Germania" 1900 Nr. 45. —

Der Brief Kettelers bei Pfülf, Bisch. v. Ketteler III, 6. — Nach NB. 37, 273 erzählte Kanonikus Lorinser Döllinger, daß auch Fürstbischof Förster in Breslau Döllingers Berufung beantragt hatte.

[21]) (S. 458) Döllinger besorgte wirklich eine Übersetzerin, und das Buch erschien im Deutschen. Von Newman aber meldete Maret: M. Newman m'écrit, de son côté, qu'elle serait très difficile et excessivement coûteuse en Angleterre, 1868 Novembre 14.

Zum elften Kapitel.

[1]) (S. 464) Zum Gedächtnis S. Maj. des Königs Ludwigs I. — NB. 16, 397.

[2]) (S. 474) Verhandlungen der Kammer der Reichsräte des Königreichs Bayern 1868/69 VII, 53—67, 163, 195, 154—158; VIII, 53—65, 343—346.

[3]) (S. 476) L. v. Kobell S. 99.

Zum zwölften Kapitel.

[1]) (S. 477) Schulte, Der Altkatholizismus S. 64.

[2]) (S. 478) Döllinger an H. Thiersch 1871, April 23. — Die Geschichte des Civiltà-Artikels hat der offizielle Geschichtschreiber des Konzils, Cecconi, selbst unter Anführung der Dokumente enthüllt, Stor. del Conc. II, 366 und Doc. 135—139, 141, 144, 154, 155. Danach in m. Konz.Gesch. II, 7—13. Zur Ergänzung der Biographie muß ich für dieses und das folgende Kapitel überhaupt auf m. Konz.Gesch. verweisen, wo die Belege bis ins Einzelnste gegeben sind.

[3]) (S. 481) Cecconi II, 453. M. Konz.Gesch. II, 29.

[4]) (S. 482) Die französ. Artikel auch abgedruckt bei Cecconi II Doc. 142—148. — Die Äußerungen Antonellis und des Papstes aus dem Berichte des französischen Gesandten bei E. Ollivier, L'église et l'état au Concile du Vatican I, 436 sq.

[5]) (S. 482) Bonnetty, Annal. de philos. chrét. N. 25 Janv. 1873 p. 58.

[6]) (S. 484) Siehe darüber meine Konz.-Gesch. II, 32, 52 ff., 65 ff., 74 ff.

[7]) (S. 485) Der anglikanische Bischof Forbes von Brechin hatte eben geschrieben: An Explanation of the Thirty-nine Articles: With an Epistle Dedicatory to the Rev. E. B. Pusey vol. 1, 2, 1867—1868, und stand in eifrigem Briefwechsel, auch persönlichem Verkehr mit Döllinger.

[8]) (S. 486) Siehe darüber die Darstellung nach diplomatischen Akten in meiner Konz.-Gesch. I, 773—791.

⁹) (S. 489) Wen Hülskamp als eigentlichen Verfasser betrachtete, weiß ich nicht. — Gregorovius, Tagebücher S. 457 bemerkt: „Pichler selbst bestätigte mir, daß er für diesen »Janus« Vorarbeiten gemacht habe, daß aber die Redaktion Döllinger angehöre". Das ist echt Pichlerisch.

¹⁰) (S. 491) So der römische Dominikaner P. M. Girol. Cartolano, 23. März 1871 an Döllinger: Sappiamo che la curia tentò confutare quest' opera (il Janus) per mezzo dell' Academia di religione cattolica, e ne distribuì ai suoi membri le tesi; ma sappiamo ancora, che molti di essi avendo con la solita ubidienza cieca accettato l'incarico senza avere ancor letto il libro, che dovevano confutare, erano anticipatamente condannati ad impotenti sofismi.

¹¹) (S. 507) Cecconi II, 486; m. Konz.-Gesch. II, 417.

¹²) (S. 508) Ich habe in Rom selbst Dominikaner und andere, die mich besuchten, darüber klagen hören. Es heißt aber auch z. B. De Rom. Pontif. suprema potestate docendi disputatio theologica, Neapoli 1870, p. 50: En tota clamorum, quos circumcirca audimus, causa. Der Dominikaner Reali schrieb: San Tommaso e l'infallibilità, Roma 1870, und der Prokurator des Dominikanerordens Bianchi, De constitutione monarch. eccl. et de infall. Rom. Pont. juxta D. Thom. Aqu. etc., Rom. 1870 -- beide ohne Kenntnis des Sachverhalts, auf den erst Uccelli, De' testi esaminati da S. Tommaso d'Aquino nell' opuscolo contro gli errori de' Greci . . . in La scienza e la Fede, Mai 1870, auf Grund des Cod. membr. lat. 808 der Vatikan. Bibliothek einging. Dieser Kodex enthielt den eigentlichen Pseudo-Cyrill, jetzt gedruckt bei Reusch, Die Fälschungen in dem Traktat des Thom. v. Aqu. gegen die Griechen, 685—689. Vgl. Janus² S. 132 ff., 448 ff.

¹³) (S. 514) Über diese Vorgänge m. Konz.-Gesch. II, 396 ff., 165, 350 ff., III, 803 ff., 809, 820.

Zum dreizehnten Kapitel.

¹) (S. 516) So Bisch. Plantier in seiner Epistola pastoralis de dogmatica definitione infallibilitatis Rom. Pont. una et historiam discussionis conciliaris . . . complectens, welche Pius IX. in einem Breve vera totius disceptationis historia nennt, bei Roskovany, Rom. Pontifex VII, 639 sqq.

²) (S. 519) Dr. Huttler, Redakteur der Augsb. Postzeitg., erzählte, nachdem ich von Rom zurückgekehrt, in München, er habe, von Pfarrern aufgefordert, die „Briefe vom Konzil" zu widerlegen, den Bischof Dinkel von Augsburg um das dazu notwendige Material gebeten, aber zur

Antwort erhalten: Leider seien die Briefe nur zu wahr und bloß in unbedeutenden Einzelheiten unrichtig. M. Tagebuch unterm 2. Januar 1870. Ebenso zu Döllinger NB. 58, 297. Der Bischof Stroßmayer schrieb Döllinger am 4. März 1871: „Ich werde die Briefe noch einmal lesen. So viel ich mich erinnere, sind sie die getreueste und beste Geschichte des Konzils", und am 18. Juni 1871: „Ich habe die Briefe noch einmal durchgeblättert und wiederhole es, daß sie das treueste Kompendium des Vatikanischen Konzils seien". Sie werden aber auch bestätigt durch die Epistola des infallibilistischen Bischofs Plantier, durch die Schriften des Pariser Erzbischofs Darboy: La liberté du concile und La dernière heure du concile, durch zahlreiche veröffentlichte Briefe von Bischöfen, die Concio des Erzb. Kenrick und die Synopsis in den Konzilsakten, m. Documenta II, 212—289.

[3]) (S. 520) So zeichnet ihn sein Biograph, der Jesuit Pfülf, selbst: III, 334, 109, 102 f., 92, 89, 80. Welche eines Bischofs unwürdige Sprache K. führte und wie wenig genau er es mit der Wahrheit nahm, das kann man in seiner Broschüre: „Ein Brief des hochw. Hrn. Wilh. Emm. Frhr. v. Ketteler über die von Dr. Friedrich und Dr. Michelis am 9. Januar 1873 in Konstanz gehaltenen Reden" (1873) erfahren. Ich habe ihm geantwortet: „Die Wortbrüchigkeit und Unwahrhaftigkeit deutscher Bischöfe. Off. Antwortschreiben an W. E. Frhr. v. Ketteler in Mainz" (1873, vier Auflagen) und 7 Unwahrheiten quellengemäß nachgewiesen. Er schwieg. Sein Biograph Pfülf kennt und benützt natürlich nur Kettelers Broschüre und ignoriert die meinige.

[4]) (S. 520) Ich schrieb allerdings, wie es D. bei meiner Abreise gewünscht hatte, einzelne Briefe an ihn (es sind die U. Br. in m. Gesch. des Vatik. Konz., s. III, Vorw.), auch sandte ich ihm später Partien meines „Tagebuchs", aber aus ihnen hätten die „Briefe vom Konzil" nicht entstehen können. Ich wußte auch nicht, wer sie verfasse oder redigiere, und konnte ebenfalls nur Vermutungen haben. Erst nach meiner Rückkehr nach München erlangte ich vollen Aufschluß. D. hatte aber auch noch andere Quellen, wie Konzilszeitschriften, Briefe von Bischöfen und anderen Personen, namentlich aber waren ihm die Depeschen des bayer. Gesandten Tauffkirchen zur Verfügung gestellt. Die aus diesen von ihm gemachten Auszüge sind noch vorhanden und bilden in m. Gesch. des Vatik. Konz. die „Zweite U. Q.". Daß ihm auch die Arnimschen Depeschen (in m. Gesch. des Vatik. Konz. „U. Q.", von mir in Berlin eingesehen) zur Lektüre und Verfügung gestellt gewesen seien, ist, wie er 11. Juni 1874 an Reusch schrieb, „rein erfunden". Der preuß.

Gesandte v. Werthern schrieb mir darüber 3. Mai 1892: „Arnim teilte mir aus seinen Berichten sehr viel mit" und das ließ ich Döllinger lesen. Das Gerücht wird daraus entstanden sein, daß die preußische Gesandtschaft in Rom häufig die Briefe an D. vermittelte; denn auf die römische Post wurden Briefe ꝛc. an D. nie gegeben. Ein Hauptinspirator für die „Röm. Briefe" war von Anfang an der Bischof Stroßmayer, aber nicht durch mich.

[5]) (S. 524) Reusch, Die Fälschungen in dem Tractat des Thom. v. Aquin ꝛc. S. 685, 712.

[6]) (S. 535) Ich habe das „Janus"[2] S. 472 aus Torquemada, der selbst ein Sprecher auf dem florentinischen Konzil war, nachgewiesen.

[7]) (S. 542) König Ludwig II. hatte in der That nach der berüchtigten Rede Senestreys über das Thronumstürzen, als der B. Weis von Speyer gerade starb, daran gedacht, „insoferne nicht für den Bischof von Regensburg in Rom eine entsprechende Stellung ausfindig zu machen ist, ihn nach Speyer zu versetzen" (15. Dezember 1869). Döllinger erhielt den Auftrag, sich über letzteres zu äußern, der aber selbstverständlich abraten mußte. Vielleicht hatte Senestrey davon gehört.

[8]) (S. 545) Das Nähere wie überhaupt die Belege in m. Gesch. des Vatik. Konzils Bd. 3. Nur die Briefe Heinrichs und des Papstes an Ketteler sind aus Pfülf, Bisch. v. Ketteler III, 44, 51.

Zum vierzehnten Kapitel.

[1]) (S. 549) M. Tagebuch[2] S. 408 ff. — Notizbuch 58, 296. — Brief Moys an Scherr, 23. August; Scherrs an Moy, 27. August; Moys an Scherr, 29. August, deren Originale mir Graf Moy zur Abschrift gab. Vgl. m. Tagebuch[2] S. 413; Schulte, der Altkatholizismus S. 109; Friedberg, Aktenstücke, in welchen beiden letzten Werken sich alle Aktenstücke, Schreiben ꝛc. finden.

[2]) (S. 562) Schmid, Geschichte des Georgianums in München S. 315.

[3]) (S. 568) Darüber siehe m. Gesch. des Vatik. Konz. II, 93 ff. und m. Schrift: „Über Wahrheit und Gerechtigkeit" (1876) S. 56 f.; auch m. Schreiben an den Erzb. Scherr vom 29. April 1870 bei Friedberg S. 175; Langen, Das Vatik. Dogma . . . in s. Verhältnis zum N. T. ꝛc. III, 120 ff.

[4]) (S. 575) Amtliche Abschrift im Nachlaß.

[5]) (S. 578) Der Vorgang zwischen König und Erzbischof wurde seinerzeit von dem offiziösen „Südd. Corr.-Bur." dementiert, Allg. Ztg. 23. April. Er ist aber Thatsache und von mir aus dem Berliner

Ausw. Amt erhoben. — Daß Domdekan Reindl mit zwei anderen Domkapitularen gegen unsere Exkommunikation stimmte, hat er mir mehrmals versichert.

[6]) (S. 580) Der Reg.-Präs. Pfeufer in Speyer erzählte Döllinger: „Der Bischof von Speyer [Reither], gefragt, warum er denn das Fuldaer Schreiben unterzeichnet habe, antwortete: aus Furcht vor einem Schisma — das sei das Schrecklichste. Von 10 Pfarrern, mit denen Pfeufer redete, bekannten durchschnittlich 7, daß sie das Unfehlbarkeitsdogma nicht glaubten — aber sie unterschrieben", NB. 26, 325. — Haneberg zu Döllinger 19. November 1870: „Mehrere Benediktineräbte auf der Versammlung der Congreg. Bavarica haben mit Aufhebung die Münchener Abtei bedroht, wegen hier herrschender anti-infallibilistischer Gesinnung". „30. November: Enzler sagt mir: er habe noch nicht Einen Geistlichen gefunden, der ihm gesagt hätte: er glaube wirklich die Dogmen der Konzilsdekrete", NB. 37, 189.

Zum fünfzehnten Kapitel.

[1]) (S. 581) Rögel, Gesch. der St. Cajetans-Hofkirche S. 262. Döllinger kann aber am Charfreitag nicht gesagt haben: „Heute muß ich in der Oratio pro haereticis auch für mich beten", a. O.; denn Döllinger hielt sich nie für einen Häretiker. — Gegenüber jesuitischer Verleumdung bemerke ich, daß Döllinger jeden Sonn- und Feiertag zelebrierte.

[2]) (S. 583) L. v. Kobell S. 104. Rögel a. O. — Übrigens verlangte auch der Stabsrat Hölzl von mir, als ich mit der Anzeige meiner Exkommunikation beim k. Obersthofmeisterstab zugleich die Erklärung abgab, meine kirchlichen Funktionen einstellen zu müssen, daß ich diese fortsetze. Ich erwiderte, das könne ich in der Privatkapelle des Königs nicht thun, ohne diesen in große Verlegenheiten zu versetzen. Ich ließ mich nur zu einer Eingabe an den König bestimmen, daß ich dem königlichen Befehle entgegensehe. Wie ich voraussah, geschah es: es kam nie eine Antwort darauf. Das ist gegenüber falschen Behauptungen der wahre Hergang. — Damals sagte mir auch Hölzl: Enzler habe ihm gegenüber geäußert, er würde mich erdolchen, wenn ich an den Altar treten wollte.

[3]) (S. 583) Rögel S. 264.

[4]) (S. 586) Notizbuch 26, 325.

[5]) (S. 588) Aufzeichnungen des Geh. Rats v. Cornelius; auch NB. 58, 246 und 66, 211.

[6]) (S. 589) Dieser rasch hingeworfene Brief wurde bekannt und

auch in ungenauer englischer Übersetzung in England verbreitet. Newman antwortete darauf: „Die Erklärung Döllingers hat mich sehr geschmerzt, weil sie eine Reizbarkeit und einen Mangel an Güte gegen mich bekundet, die ich durchaus nicht bei ihm vorausgesetzt habe. Mehr als dieses habe ich darin nicht gesehen. Es zwingt einem die Voraussetzung ein Lächeln ab, als ob von allen Menschen in der Welt den Römern es an Scharfsinn mangelte, oder als ob es nicht völlig genug Menschen gäbe, welche bereit wären, mich der Heterodoxie zu überführen, wenn sie es vermöchten." Darauf sprach Dr. Heidenheim in Zürich im „Guardian" die Erwartung aus, Döllinger, dem er auch brieflich das mitteilte, werde seine Äußerung begründen. Wirklich schrieb Döllinger eine im „Guardian" am 18. Juni 1879 veröffentlichte Antwort: „1. Die Nachsicht, welche man in Rom gegen Dr. N. bewiesen, hat ihren Grund nicht bloß in der Thatsache, daß die Römer kein Englisch verstehen, sondern auch darin, daß man in Rom wußte, daß Dr. N. von den gebildeten Engländern als eine hohe Autorität in theologischen Dingen angesehen wird und daß er die glänzendste und wertvollste Acquisition ist, welche die römische Kirche seit der Reformation gemacht hat, seine Censurierung ein Schnitt in das eigene Fleisch sein würde; 2. Dr. N. ist gleichwohl dem Schicksal nicht entgangen, von englischen Ultramontanen in Rom denunziert zu werden. Diese Denunziation stützte sich zuerst auf einen Aufsatz »über das Befragen der Gläubigen in Sachen der Religion« im »Rambler« von 1859, dann auf seine Äußerungen über Mariolatrie und über die Moraltheologie des h. Alfons Liguori. Man nahm großen Anstoß daran, daß er in seiner »Apologia pro vita sua" diesen jüngsten und in allen Fragen der Moral gewichtigsten Doctor ecclesiae so wenig respektvoll behandelte, daß er sagte, er könne sich mit dessen (in Rom approbierter) Lehre über die Erlaubtheit von Lügen und falschen Eiden nicht einverstanden erklären [vgl. Döllinger-Reusch, Gesch. der Moralstreitigkeiten I, 470 ff.]. Dr. N. sah sich damals genötigt, seinen intimsten Freund und Schüler, den verstorbenen Oratorianer Saint George [St. John?] nach Rom zu schicken, um die drohende Gefahr, daß sein Buch auf den Index gesetzt würde, abzuwenden. Diese Mission war erfolgreich. 3. Die Theorie von der Konstruktion neuer Dogmen, welche Dr. N. in seiner berühmten Schrift »Über Lehrentwicklung« vorgetragen, die er unmittelbar vor seinem Übertritt zur römisch-katholischen Kirche veröffentlichte, mußte und muß den römischen Theologen sehr anstößig sein. Seine Theorie ist augenscheinlich durch Pius IX. in der Bulle Ineffabilis vom Jahre 1854 verdammt worden, natürlich ohne ausdrückliche Erwähnung Dr. N.s und seines

Buches. So verfuhr man, weil N. dasselbe als Mitglied der anglikanischen Kirche geschrieben, und weil man es für klug hielt, eine so hervorragende Persönlichkeit mit möglichster Nachsicht zu behandeln." Deutscher Merkur Nr. 23, 27, 1879, vgl. Reusch, Index verbot. Bücher II, 1079. — Sein wirkliches Urteil über N. als Theologen hatte Döllinger schon in einem Brief an Gladstone vom 20. Januar 1875 dahin zusammengefaßt: „So vielseitig N. ist, so gut bewandert in einigen Partien der älteren Kirchengeschichte und Patristik, so wenig kennt er dagegen die ganze Kirchengeschichte seit 600. Die enormen und immer fortgesetzten Fälschungen, durch die das Papalsystem gegründet und befestigt ward, sind ihm, glaube ich, unbekannt, und es geht ihm eben auch wie fast allen, wie es mir selber in früheren Jahren ergangen ist — man sagt mit Archimedes zu der gründlicheren Wissenschaft: Noli turbare circulos meos. Man wendet instinktmäßig die Augen ab von den Thatsachen und Zeugnissen, die sich in das einmal erwählte oder eingelernte System nicht fügen wollen. Bei N. freilich ist die höchst elastische Theorie des development, mit der man wie mit Dido's Kuhhaut ganze Länder in der Geisteswelt umspannen kann, ein allezeit dienstfertiges Auskunftsmittel. Mit diesem Zauberstab berührt wird auch das Schlechteste und Unlauterste zu reinem Gold." — Ähnlich sagt er von Abbé Duchesne: Er „hilft sich mit dem dévelopement, um alle Sprünge oder Verschiedenheiten bezüglich der Kirchenverfassung zu erklären". NB. 103, 211.

[7]) (S. 593) Kögel S. 625 ff.

[8]) (S. 597) Aufzeichnungen von Reusch und Cornelius; die Briefe von Mrs. und Mr. Renouf. Reusch, Eine Jesuitenfabel des P. Michael, Deutsch. Merk. 1892 Nr. 27.

[9]) (S. 603) „Die große katholische Kirche" — sagte Döllinger schon 1872 im ersten Vortrag „Über die Wiedervereinigung der christl. Kirchen" S. 1 und meinte damit die morgen- und abendländische Kirche vor ihrer Trennung.

[10]) (S. 606) Notizbuch 59, 164; 81, 1.

[11]) (S. 617) Notizbuch 66, 227.

[12]) (S. 619) Notizbuch 26, 257.

[13]) (S. 621) Die Artikel sind auch separat erschienen: Der Altkatholizismus &c. Antwort an P. Th. N., O. S. B., München, Wolf, 1888.

Zum sechzehnten Kapitel.

[1]) (S. 635) Sybel, Giesebrecht und Döllinger, Hist. Bibliothek III, 335.

²) (S. 637) Hand- und Kabinettsschreiben vom 18. Dezember 1871; 4. und 15. Dezember 1872; 21. und 27. April 1873.

³) (S. 637) Auch zu Nippold, Eine Ferienreise nach München, in Beyschlags Deutsch-evang. Blätter VI, 675, sagte er dies.

⁴) (S. 637) Schmid, Gesch. des Georgianums S. 312 ff.

⁵) (S. 641) Striedinger, Döllinger, Münch. N. Nachr. 1898 Nr. 520. -- Das zweite Citat habe ich augenblicklich nicht zur Hand; aber ich machte davon in der Leichenrede auf Döllinger Gebrauch.

⁶) (S. 642) Cornelius, Gedächtnisrede S. 15. — Schriftliche Mitteilung Max Lossens.

⁷) (S. 642) Sybel, Giesebrecht u. Döllinger, Hist. Bibl. III, 334.

⁸) (S. 643) In diesem Vortrage entdeckte ein Jesuit „eine schamlose Fälschung Döllingers“, Zeitschr. für kath. Theol. 1892, 2. Heft. Mit welchem Rechte er diese Sprache führte, habe ich im „Deutsch. Merkur“ 1892 Nr. 20 gezeigt.

⁹) (S. 643) Theol. Litteraturzeitung 1889 S. 259.

¹⁰) (S. 647) Das ergänzt das von mir oben II, 79, 131 Erzählte.

¹¹) (S. 651) Vgl. dazu oben III, 145 ff.

¹²) (S. 651) Nippold, Eine Ferienreise nach München S. 688.

¹³) (S. 652) Notizbuch 37, 195.

¹⁴) (S. 656) Der Brief des Ministers v. Lutz an Döllinger vom 4. September 1889 steht in Beyschlags Deutsch-ev. Blättern, Juliheft 1891, und im Deutsch. Merk. 1891 Nr. 30.

¹⁵) (S. 658) Veröffentlicht von Reusch in Döllingers „Kleinen Schriften“ S. 558—602.

¹⁶) (S. 660) Götz, Leo XIII., S. 176 ff. — NB. 101, 124, 46.

¹⁷) (S. 661) Notizbuch 67, 354. — Über eine solche bayerische Geschichtskenntnis wundert man sich nicht mehr, wenn man erfährt, daß der bekannte Führer der bayer. Ultramontanen Dr. Rittler dem Abg. Bürgermeister Landmann in Günzburg erzählte: „Als er, Dr. Rittler, das letztemal nach Rom gekommen, habe Kardinal Staatssekretär Rampolla gefragt: »Haben Sie denn in Bayern Schulen?«“ So Landmann zu mir am 16. Januar 1890.

¹⁸) (S. 666) Riehl, Relig. Studien eines Weltkindes⁴ S. 314. — Kolbe in der Neuausgabe von Hofmanns „Paulus, eine Döllingerische Skizze“, S. 5.

Zum siebenzehnten Kapitel.

¹) (S. 671) Notizbuch 101, 124.

²) (S. 674) Ich nenne nur einige aus Italien: Kardinal Hohen-

lohe, Morelli, Pantaleone, Minghetti, Sella, Villari, Carutti; aus Frankreich: Lefébvre, Duchesne; aus England: selbstverständlich Acton, dann Gladstone, Blennerhassett mit Gemahlin, geb. Gräfin Leyden, Morrier, Mac Coll, Liddon, Plummer; aus Kroatien: Bischof Stroßmayer, Vorsack; aus Deutschland: Witte, Karl Hase, Adolf Harnack, Schlottmann, Albr. Ritschl, Nippold, Helmholtz, der mit ihm einmal in der Villa Arco zusammenwohnte; aus München: vor allen Cornelius, in dessen Familie er sich häufig und gern aufhielt, Berchtold, v. Sicherer, Lossen, Stieve; dann Giesebrecht, Gregorovius, Geffcken, Staatsrat v. Eisenhart und Gemahlin, mit denen er in den 80er Jahren an den Freitagen spazieren zu gehen pflegte; letztere, L. v. Kobell, veröffentlichte in ihren „Erinnerungen" die dabei geführten Gespräche. — Über den Verkehr mit seinen Nichten hat L. v. Kobell S. 30 ff. ebenfalls ausführlich gehandelt.

³) (S. 681) Er setzte dies mir selbst auseinander und ersuchte mich, ihm auch mein über diesen Punkt gesammeltes Material mitzuteilen, was ich auch that.

⁴) (S. 682) Er hatte sie bei der Übernahme der Haushaltung durch seine Nichten mit 600 ℳ jährlicher, bis zu ihrem Tode zu zahlender Pension zur Ruhe gesetzt.

⁵) (S. 682) Ich habe absichtlich alles, was um Döllinger vorging, ohne ihn zu berühren, beiseite gelassen. Es soll in den Noten hinzugefügt werden. Es wurde oben S. 593 erwähnt, daß Döllinger seinen Nichten den Auftrag erteilt hatte, keinen römischen Geistlichen, sondern nur mich zu ihm zu lassen, was seine Nichte Elise, jetzt Frau Dr. Uhl, mir erst jetzt wieder bestätigte. Danach wurde gehandelt. Schon am zweiten Tage der Influenzaerkrankung, noch ehe ich etwas davon wußte, schickte der Pfarrer von St. Ludwig und ließ seine Dienste anbieten. Die Nichte Johanna antwortete, ihr Oheim sei nicht so schwer krank und habe nicht nach seiner Dienstleistung verlangt, bei mir hinzufügend: „Jetzt kommen sie, nachdem sie den Onkel alle die Jahre in jeder Weise mißhandelt haben; es darf keiner von ihnen zum Onkel." Nicht das Gleiche galt bezüglich des Stiftsdekans Türk, wenn er auch wegen des Verbotes der Ärzte gebeten wurde, nicht zu dem Kranken zu gehen. Am Sterbetage fanden der Stiftsdekan Türk und der Präsident des Oberkonsistoriums Stählin sich ein, welche auch an das Sterbelager kamen; dann Dr. Ratzinger und Dr. Trost, welche ihn nicht sahen. Gleichwohl hielt nach Döllingers Tod ein Jesuit in Innsbruck einen, später auch gedruckten, Vortrag über den Verstorbenen, worin behauptet

war, ich hätte den Stiftsdekan Türk verhindert, Döllinger zu providieren. Ich citiere, was ich in einem an diesen Jesuiten gerichteten, aber nicht abgesandten Briefe vom 6. März 1891 geschrieben habe: „... So ist das, ... was Sie über die letzten Tage Döllingers sagen, durchaus falsch. Ich begreife überhaupt nicht, wie Herr Stiftspropst Türk so etwas verbreiten mag. Während der Krankheit Döllingers wurde überhaupt niemand zugelassen und was Herrn Türk passierte, das war auch mein Los.... Es kommt nun nach Ihrem Vortrag heraus, als ob Herr Türk seinen Vorgänger bekehren oder auf den Tod vorbereiten wollte. Das mag derselbe jetzt sagen; es ist aber unwahr. Ich traf bei seinem ersten Besuche in der Wohnung Döllingers mit ihm zusammen und da versicherte er mir ohne jede Veranlassung [beim Fortgehen auf der Treppe]: „ihn dürfe man schon hineinlassen; von ihm werde man keine Bekehrungsversuche erwarten", was er auf der Straße vor seinem Fiaker mir nochmals wiederholte.... Auch Herr Türk kam [am Sterbetag]. Als ich ihm entgegenkam, sagte er: „Ich werde wohl ins Krankenzimmer dürfen." Es hatte es ihm niemand verwehrt, und ich antwortete ihm: „Es hat ja niemand gesagt, daß Sie nicht hineindürfen", worauf er auch [mit den Worten: „Ich werde wohl zu meinem Lehrer und Freund hereindürfen"] eintrat [und ich ihm meine obigen Worte wiederholte]. Darauf sprach ich [in Gegenwart des H. v. Sicherer] noch lange mit Herrn Türk [daß Döllinger in seinem Familiengrab beerdigt werde u. s. w.] und ohne Dissonanz schieden wir von einander."

[6]) (S. 682) Ein Organ „für Wahrheit, Recht und Freiheit", das „Mainzer Journal", erfand, daß Döllinger „das traurige Los aller Häresiarchen" geteilt habe und nicht unter geistlichem Beistand verschieden, „sondern tot auf dem Aborte gefunden worden" sei. Es widerrief nicht, als ihm die Thatsachen aus dem letzten Tage vorgehalten wurden, worauf der behandelnde Arzt Dr. Stieler die Krankengeschichte, wie im Texte, bezeugte. Ob das „Journal" wenigstens dann widerrief, weiß ich nicht. S. Mainzer Tagblatt Nr. 161, 17. Juni 1890; auch „Deutsch. Merkur" u. s. w.

[7]) (S. 683) Auch die Beerdigung machte der Partei Sorge. Man — ich mag Namen nicht weiter nennen — hinterbrachte dem Polizeidirektor v. Müller, dem späteren Kultusminister, Bischof Reinkens und Prof. Reusch würden kommen, um im kirchlichen Ornat die Leiche zu begleiten, ja Reusch sogar die Einsegnung vornehmen. Brennenden Kopfes lief v. Müller zu Prof. Berchtold: Er müsse das, wenn es beabsichtigt sei, verbieten. Nun war das Ganze erlogen. Weder Reinkens

noch Reusch hatten daran gedacht, noch hatte sie jemand von München aus zum Erscheinen eingeladen oder gar Reusch um die Vornahme der Beerdigung ersucht. — Andere thörichte Reden mag ich nicht wiederholen.

[8]) (S. 684) v. Voit, Zum Andenken an den Präsidenten der k. bayer. Akademie Ignaz v. Döllinger, Sitzungsberichte der mathematisch-physikalischen Klasse der k. Ak. d. Wiss. 1890, Heft III, 382—390. — v. Cornelius, Gedächtnisrede auf J. v. Döllinger, gehalten in der öff. Sitzung der k. b. Ak. d. Wiss. zu München am 28. März 1890, München 1890.

Namenregister.

(Die römischen Ziffern bezeichnen den Band, die arabischen die Seiten.)

